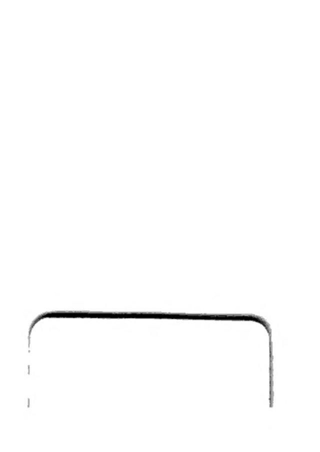
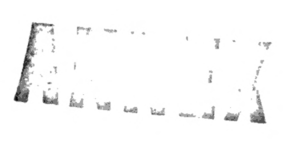
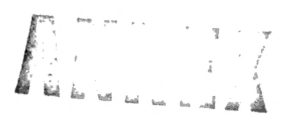








# Die Zeugen der Wahrheit

von

Dr. Ferdinand Piper.

Die

# Zeugen der Wahrheit



## Lebensbilder zum evangelischen Kalender auf alle Tage des Jahres.

Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Piper.

**Dritter Band.**

Das Leben der Zeugen von der Mitte des zwölften bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Verlag von Bernhard Tauchnitz
Leipzig 1874.

# Inhalt.

# Vierte Periode.

## Von der Mitte des zwölften bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

### Erster Abschnitt. Weltliche Stände.

### Deutschland, Frankreich; 12., 13. und 15. Jahrhundert.

### 224. Friedrich I. Barbarossa, Kaiser.

10. Juni.

Wo einem Volke von Gott ein großer Mann gegeben ist, stehet er da wie ein feuriges Wahrzeichen, das hoch aufgerichtet ist auf einem Berge, und leuchtet weit hinaus über das Land, und alles Volk wendet seine Blicke hinauf zu der wunderbaren Feuersäule. Wenn aber Jahrhunderte vergangen und andere Geschlechter gekommen sind, dann sehen sie noch mit Staunen den hellen Wiederschein fernhin an dem tiefen Himmel glühen. Solcher Wahrzeichen waren dem deutschen Volke vor andern viele gegeben, und es war reich an großen Männern und gewaltigen Herrschern, die es seinen Weg führten durch Kampf und Noth, die das Recht handhabten, aber auch das Schwerdt zu Schutz und Trutz in jenen harten Zeiten, wo auch der friedliche Mann es nimmer bei Seit legen durfte, damit er in Frieden bleiben könne. Zu den gewaltigen Herrschern des deutschen Volkes nach dem großen Kaiser Karl und dem ersten Otto gehörte auch Kaiser Friedrich der Erste. Der war ausgerüstet mit einem starken und mächtigen Willen und einer eisernen Hand, die schwer lastete auf Allen, die ihm zu widerstreben dachten. Wenn ihm aber die Kraft verliehen war, vor Vielen ein Werkzeug zu sein in der Hand Gottes, und große Thaten zu thun, so war ihm auch beschieden zu leiden für Viele. Denn nicht allein was er thut und wie er es thut, ist eines großen Mannes Zeichen, sondern auch an dem erkennt man ihn, was er leidet und wie er leidet. Also war Kaiser Friedrichs Herrschaft reich an Wechsel und

Schickungen, an Kampf und Sieg und Freude und Leid. Darum ist er geworden zu einem feurigen Wahrzeichen in der Geschichte des deutschen Volkes.

Kaiser Friedrich stammte aus dem edlen und mächtigen Hause der Hohenstaufen, das in Schwaben herrschte, und sein Vater Friedrich war Herzog gewesen in diesem Lande, und seines Vaters Bruder war König Konrad der Dritte, der erste der Hohenstaufen, der das Scepter führte in dem deutschen Reiche. Zu dieser Zeit kam der fromme Abt Bernhard von Clairvaux nach Deutschland und predigte mächtig vor dem Könige und den Großen des Landes, das Kreuz zu nehmen, und nach dem fernen Morgenlande zu ziehen. Denn es drohete Gefahr, daß das heilige Grab den Händen der Christen wieder entrissen würde, das doch mit so vielem Blute war erkauft worden. Und wie ein Sturm wehete es aus dem Munde Bernhards, und es ergriff viele aus dem Volke. So geschah es auch dem jungen Friedrich, dem Herzoge von Schwaben. Und er bezeichnete sich mit dem Kreuze und folgte seinem Oheim nach dem gelobten Lande. Aber die Thaten der Kreuzfahrer gelangen nicht, so wie sie es gemeint hatten. Denn wie Schnee an der Sonne schmolz das Heer zusammen vor Noth und Elend aller Art. Da ging der König, damit er doch die heilige Stätte gesehen habe, zu Schiff nach Jerusalem, und Herzog Friedrich begleitete ihn mit andern edlen Rittern. Sie beteten daselbst an allen heiligen Orten, und wanderten durch Samaria und Galilaea. Nach manchem harten Strauß mit den Ungläubigen zogen sie dann wieder heim nach Deutschland.

Bald darauf aber starb König Konrad im J. 1152. Da er den starken und mannhaften Sinn seines Neffen erkannt hatte, und dieser sich auch im heiligen Lande als einen ritterlichen Helden gezeigt hatte, empfahl er sterbend den Großen des Reiches, nicht seinen unmündigen Sohn, sondern seinen Neffen Friedrich zum Könige zu wählen. Denn es waren stürmische Zeiten und es bedurfte eines kundigen Steuermannes, der das Schiff durch die Fluthen und zwischen Klippen und Felsen sicher hindurch zu führen wisse. Es versammelten sich die Herzoge, Grafen und Bischöfe wieder in der alten Stadt Aachen, und in dem Münster führten sie den gewählten König zu dem Throne Kaiser Karls; der Erzbischof von Cöln krönte ihn, und Alle huldigten ihm als dem neuen Herrn. Da wollte ein Diener, den Friedrich um eines Vergehens willen

vom Hofe verbannt hatte, die Freude dieses Augenblicks nutzen, und warf sich vor ihm nieder, mitten in der Kirche, und rief seine Gnade an. Der König aber erhörte ihn nicht, sondern sagte: „Nicht aus Haß, um der Gerechtigkeit willen habe ich dich verbannt. Habe sie denn ihren Lauf!“ Und er blieb unerbittlich. Als das die Fürsten hörten, erschraken sie, denn sie erkannten die Strenge und den festen Sinn des jungen Königs.

Friedrich aber war damals in der Fülle der Manneskraft. An Gestalt ragte er stattlich hervor, hell und weiß war sein Gesicht, die Wangen geröthet in Jugendfrische, die Augen leuchtend und durchdringend. Ueber der Stirn kräuselte sich das blonde Haar und röthlich schimmerte sein Bart, darum nannten ihn die Wälschen Barbarossa, d. h. Rothbart. In Allem aber zeigte er sich als einen großen Mann. Er war klug und fest im Rath, stark und tapfer in der That, streng gegen Uebelwollende, leutselig gegen seine Freunde, und in allen kriegerischen Werken der Erste. Im Grauen der Morgendämmerung besuchte er die Kirche, um den Tag mit Gebet zu beginnen, und in mancher Stunde versank er in andächtige Betrachtung, und litt nicht, daß man ihn mit weltlichen Fragen belästigte. Vor Allem aber meinte er, von Gott habe er sein hohes Amt, er sei ein König von Gottes Gnaden, dem es aufgetragen sei, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Denn wer den Bösen schone, thue dem Guten Schaden, und unzeitige Milde werde zur Brandfackel in der Hand des Frevlers. Darum galt vor ihm kein Ansehn der Person, und wo er auftrat, da bebten die Uebelthäter.

Ein solcher Herrscher that dem Reiche Noth; denn überall gab es Hader und Zwiespalt. Die Fürsten stritten unter einander, und wo sie sich vereinten, erhoben sie sich wider den König; wohl wollten sie einen Herrscher, aber er sollte also herrschen, wie es ihnen gut dünkte und genehm war. So war von des Kaisers alten Rechten Vieles verloren gegangen, und Alle zerrten daran, daß sie ein Stück davon losrissen nach dem andern. Darum beschloß Friedrich, es solle anders werden, und das Kaiserthum wieder reich an Macht und Ehren vor allen Völkern, wie es früher gewesen war. Zuerst aber söhnte er die hadernden Fürsten und Lehnsmannen des Reichs mit einander aus. Auf den Reichstagen hörte er ihre Ansprüche, und gab einem Jeden was ihm gebührte, und stellte Ruhe und Frieden wieder her. Deßwegen waren ihm alle Fürsten zugethan.

Dann aber warf er sein Auge auf die fremden und benachbarten Völker, bei denen das Deutsche Reich auch einst hoch in Ansehen gewesen war. Damals stritten in Dänemark drei Stammesvettern um die königliche Krone, und Friedrich schlichtete ihre Sache auf einem Reichstage, und gab dem Einen die Krone, daß er sie trüge als ein Lehen des Reichs, und unterwarf ihm die beiden andern. Alsdann erhob er sich zu einem Feldzuge wider die Polen. Hier war der Herzog vertrieben von seinen Brüdern, und lebte der Herrschaft beraubt im Elend. Friedrich aber kam siegreich in das Land und strafte die Kronenräuber, daß sie einen Theil des Landes wieder herausgeben mußten, und anerkennen, daß sie wollten dem Reiche unterthänig sein, und seinen Richterspruch über sich ergehen lassen.

Härtere Kämpfe aber und Schwereres stand ihm bevor in dem Lande Italien, wohin er nun zu ziehen gedachte. Hier war ein großer Streit seit den Zeiten Otto's des Ersten, der die Kaiserkrone dem Deutschen Volke wieder gewonnen hatte. Dem Reiche waren seitdem unterthan die Lande jenseits der Alpen bis nach Neapel hinab, wo die Normannen herrschten, und auch der Papst zu Rom stand mit der Stadt unter dem Kaiser. Dann aber, hundert Jahr vor Friedrich, war ein Papst gekommen, der hieß Gregor, und war dieses Namens der Siebente. Der war auch ein starker und gewaltiger, aber kein geistlicher Mann. Er war nicht zufrieden mit der Herrschaft in der Kirche, obwohl auch diese nur eines unsichtbaren Hauptes ist, sondern er trachtete nach dem was von der Welt ist, und wie er die Kirche mache zur Herrscherin der Erde, und zu einem Reiche von dieser Welt. Darum hatte er geschrieben alle Kronen und Herrschaften seien von Gott in seine Hand gegeben, alle Fürsten und Könige seien Räuber und Todtschläger, und aller Menschen Eigenthum gehöre dem heiligen Petrus, d. h. dem Papste zu Rom. Gegen solche verkehrte und unchristliche Lehre aber hatten sich die Kaiser und Könige gesetzt, ein großer Kampf war entstanden, und der den Segen bringen sollte, hatte einen Brand entzündet, der nimmer zu dämpfen war. Darüber hatte sich Verwirrung und Unordnung aller Art erhoben in Deutschen und Italienischen Landen, und von den Rechten und der Macht des Kaisers war Vieles abhanden gekommen. Vornehmlich aber hatten die reichen Städte der Lombarden im oberen Italien viel gewonnen. Sie waren stolz auf ihre Macht und trotzig

hinter ihren festen Mauern, und meinten, der Kaiser dürfe ihnen nichts vorschreiben. Unter ihnen aber war keine Stadt mächtiger als das stolze Mailand. Das war nicht zufrieden frei zu sein, sondern es wollte herrschen über die andern, minder mächtigen Städte, überzog sie mit Krieg, schleifte ihre Mauern und trat sie unter die Füße.

Da nun Friedrich wieder auf einem Reichstage zu Gericht saß, erschienen vor ihm die Bürger einer Italienischen Stadt, klagten die Mailänder an, und baten ihn sie vor ihrem Uebermuthe zu erretten. Friedrich aber zog mit Heeresmacht zum ersten Male über die Alpen nach Italien und züchtigte die widerspenstigen Städte, daß sie sich ihm unterwerfen mußten. Dann ging er nach Rom, wo ihm Papst Hadrian feierlich die Kaiserkrone auf das Haupt setzte. Da aber war wieder der Anfang eines großen Kampfes. Denn bald darauf kam der Kaiser mit dem Papste in einen Streit. Dieser sandte zwei seiner Cardinäle an ihn ab mit einem Briefe, darin stand, wie die Römische Kirche ihm die Fülle der Würden und Ehren übertragen habe, als sie ihm die Kaiserkrone zum Lehen gegeben. Als nun dieses Schreiben verlesen wurde vor dem Kaiser in der Versammlung der Fürsten, da brach ein lauter Unwille aus. Und als einer der Cardinäle sagte: „Von wem denn hat der Kaiser sein Reich, wenn nicht vom Papste?“ hätten die Fürsten Hand gelegt an die Boten, wenn der Kaiser es nicht verhindert hätte. Auf jenen Brief aber antwortete er: „Gottes Allmacht, von dem alle Gewalt herkommt im Himmel und auf Erden, hat uns seinem Gesalbten das Reich und die Herrschaft aufgetragen. Durch die Wahl der Fürsten haben wir von Gott allein beides, und von keinem Andern. Auch der Apostel Petrus selber hat gelehret: Fürchtet Gott und ehret den König! Wer aber sagt, es sei unser Kaiserthum ein Lehen vom Papste, der verunehret uns, und redet wider die göttliche Einrichtung und den Apostel Petrus und macht sich einer Lüge schuldig. Darum gebe der Papst solche eitle und unerhörte Rede auf!“ Also wollte Friedrich sein und herrschen als ein Kaiser von Gottes Gnaden. Der Papst aber erschrak sehr, und er schrieb einen andern Brief zurück, und besänftigte den zürnenden Kaiser.

In der Zeit aber erhoben sich auch die Städte wieder, trotz ihrer Versprechungen, und Friedrich ging abermals über die Alpen und schlug die Mailänder, und verurtheilte sie zu schwerer Buße

und demüthigender Strafe. Darauf hielt er auf dem Felde zu Roncaglia einen feierlichen Kaisertag mit aller Pracht eines großen Herrschers, und forderte zurück von den Städten alle Kaiserrechte, die sie an sich genommen hatten im Laufe vieler Jahre, ohne Willen und Schenkung des Kaisers. Und so stellte er als ein von Gott gesetzter und verordneter Kaiser die alte Macht wieder her. Die Lombarden aber und auch der Papst wurden bestürzt über so gewaltiges Regiment, denn sie fürchteten Friedrichs Macht, und begannen ihn nur desto mehr zu hassen, und dachten darauf, wie sie ihn zu Falle brächten.

Bald darauf nachdem dieses geschehen war, starb der Papst Hadrian. Die Cardinäle aber konnten nicht eines Sinnes werden über die Wahl eines neuen Papstes. Die Einen waren für Victor den Vierten, die Andern aber wählten später Alexander den Dritten, einen heftigen Mann, der des Beispiels Gregors des Siebenten gedachte, und sich auch schon als einen Feind des Kaisers gezeigt hatte. Dieser aber nahm Aergerniß an einer solchen Spaltung der Kirche, und meinte durch sein kaiserliches Amt sei er berufen den Frieden auch in der Kirche zu wahren, wie vor Zeiten auch Kaiser Otto darum einen Papst seiner Würden mit Beirath der Bischöfe entsetzt hatte. Danach berief Friedrich die beiden Päpste vor eine große Versammlung der Bischöfe des Reichs nach Pavia, damit sie hier ihre Sache führen möchten. Doch Alexander folgte diesem Rufe nicht, denn er erachtete seine Wahl allein für die rechte und die der wahren Kirche, und schalt den andern Papst einen Abtrünnigen und Ketzer. Auch sei er nicht dem Kaiser unterthan, sondern der Herr desselben, und nimmer dürfe der Kaiser eingreifen in die Rechte der Römischen Kirche. Deßwegen entwich er nach Frankreich, und belegte dort den Kaiser mit dem Banne der Kirche.

Doch Friedrich wankte nicht, sondern hielt fest an seinem Rechte, und ging wieder nach Italien die Städte zu strafen, die durch solche Rede des Papstes neuen Muth gewonnen hatten. Wieder aber traf des Kaisers Zorn Mailand am Schwersten, das jetzt mehr trotzte als jemals, denn mit des Papstes Hülfe hoffte es nun zu siegen. Da belagerte Friedrich die Stadt acht Monate lang und Hunger, Elend und Krankheit begannen die Einwohner fort zu raffen, bis die Uebrigen die Gnade des Kaisers anriefen. Friedrich aber ergrimmte in seinem Zorne, und wollte nichts hören von Gnade, sondern sie alle ohne Schonung und Erbarmen die-

Schwere seiner Hand fühlen lassen, weil sie sich so oft wider ihn empört hatten. Da kamen die Mailänder, klagend und in Büßergewändern, Stricke um den Hals, Asche auf dem Haupte und mit bloßen Füßen, in das Lager zum Kaiser, und warfen sich flehend vor ihm nieder. Alle Fahnen und Kriegszeichen, auch ihre größeste Fahne mit dem Bilde des heiligen Ambrosius legten sie vor seine Füße in den Staub, sammt den Schlüsseln ihrer Stadt. Der Kaiser aber blieb hart, und erbarmte sich ihrer nicht, sondern blickte von seinem Throne auf sie nieder und sagte: „Erkennet ihr, Mailänder, endlich, daß ich euer Herr bin und Kaiser? Ihr Alle habt das Leben verwirkt, doch die Milde, die euch werden kann nach dem Gesetze, soll euch werden!“ Die Mailänder aber harrten voll Angst, was mit ihnen geschehen werde. Da befahl ihnen Friedrich auszuziehen mit Weib und Kind und allen ihren Habseligkeiten, sich zu vertheilen, und von jetzt an zu wohnen fern von ihrer Heimath in einem kleinen Flecken. Die Mauern aber der stolzen Stadt ließ er durchbrechen, die Gräben ausfüllen, die Thürme umstürzen, die prächtigen Gebäude zerstören, und nur der großen Kirchen schonte er. Das alte Mailand sollte verschwinden vom Boden der Erde, und die Stätte wüste bleiben und leer zum Zeichen, wie furchtbar der Zorn des Kaisers sei, und wie schwer er strafe alle die ihm widerstehen. Und mit Weinen und Wehklagen verließen die Mailänder ihre Vaterstadt.

Da aber Friedrich aller Milde vergaß, und gedachte die Ueberwundenen zu zertreten, geschah es, daß auch seine Kraft sollte gebrochen werden. Denn weil die Mailänder zu Boden gedrückt wurden von ihrem schweren Unglück, jammerte ihr Schicksal alle Städte, auch die, welche ihnen vorher feind gewesen waren um ihres Uebermuthes willen. Alle begannen dem Kaiser wegen seiner Härte zu zürnen, und sie sannen, wie sie an ihm Rache nehmen möchten. Darum schlossen die Lombarden einen Bund, daß sie Mailand herstellten, und ihre Rechte wie früher behaupteten gegen den Kaiser. Der Papst hieß Alles gut was sie thaten, und erklärte laut, aus göttlicher Machtvollkommenheit nehme er Friedrich das Kaiserthum und seine Herrschaft, und alle Unterthanen entband er des Eides, den sie ihm geleistet, und sagte, es sei ein gutes Werk, wenn sie sich gegen ihren Herrn erhöben. Nun entbrannte der Kampf noch heftiger als zuvor, und Friedrich entbot alle Fürsten des Reiches zu einem neuen Zuge nach Italien.

Unter den Fürsten aber war keiner mächtiger und größer als Herzog Heinrich, den man den Löwen nannte, der in Sachsen und Baiern herrschte, und abstammte aus dem hohen und uralten Hause der Welfen. Und die Welfen waren neben den Hohenstaufen so gewaltig im Reiche, daß sie lange mit ihnen stritten, und die Kaiserkrone hätten gewinnen können. Doch Friedrich hatte den alten Streit geschlichtet und sich versöhnt mit Herzog Heinrich. Denn dieser war sein Vetter und Blutsverwandter durch des Kaisers Mutter. Er hatte ihn reich gemacht an Ehren und Ansehen, also daß es keinen Größern gab, und er der Erste war nach dem Kaiser selber. Auch Heinrich war ein tapferer und stolzer Mann, der nach hohen Dingen trachtete; nie konnte ihm der Ehre genug geschehen, und er sann darauf, wie seine Macht noch größer würde, und er den Kaiser selbst überträfe. Also versagte er ihm zu diesem Heereszuge seinen Beistand, und wollte ihm nicht anders mit seinen Mannen zuziehen, als wenn er ihm die Stadt Goslar als Lehen überließe, die dem Reiche unterthan war. Aber Friedrich wurde unwillig über dieses Ansinnen, und wollte die Hülfe seines Lehnsmannes, dem er doch gebieten konnte, um diesen Preis nimmer erkaufen. Noch aber hoffte er ihn mit Güte zu überwinden, darum berief er ihn nach der Stadt Chiavenna im Süden der Alpen. Als sie nun zusammenkamen, stellte er ihm alle Dinge vor, wie sie seien, und welche Macht der Papst und die Lombarden hätten, und wie das Reich in großer Gefahr sei, und bat ihn mit dringenden Worten, er möge seinen Kaiser und Vetter nicht verlassen. Da nun Heinrich auf seinem Sinne verharrte, wurde Friedrich von tiefem Schmerze ergriffen, vergaß seiner kaiserlichen Würde, und that vor seinem Lehensmanne einen Fußfall, und bat ihn flehend, er möge bei ihm aushalten in diesem schweren Kampfe. Aber er fand keine Erhörung; denn Heinrich blieb kalt und stolz, und die Demüthigung des Kaisers rührte ihn nicht. Da trat, wie erzählt wird, die Kaiserin herzu und sagte: „Erhebe dich, o Herr! dieser Stunde wird Gott gedenken!" Der Kaiser aber erhob sich, und bat nicht mehr. So schieden die Fürsten von einander in Feindschaft.

Nach diesem Abfalle hatte Friedrich nur wenige Schaaren um sich, aber die Lombarden hatten in ihrem Durste nach Rache ein großes Heer gesammelt. Und beide trafen auf einander bei Legnano im Jahre 1176, und eine große Schlacht wurde geschlagen, und heiß gestritten den ganzen Tag hindurch; denn die Mailänder

vor Allen wollten lieber sterben, als länger so leben, und sie gedachten alles Leides, das der Kaiser ihnen angethan hatte. Ob nun gleich dieser und die Seinen ritterlich kämpften, so wurden sie dennoch geschlagen, und die Lombarden gewannen einen großen Sieg. Viele Fürsten und Herrn wurden gefangen, die Fahne des Kaisers, sein Schild sammt vieler anderer Beute fiel in die Hände der Sieger; das Roß des Kaisers wurde unter ihm getödtet, und er selbst sank zu Boden. Die Seinen wurden erfüllt von Schreck und Bestürzung, als sie ihn nicht mehr erblickten, denn sie meinten, auch er sei unter den Gefallenen. Aber noch hatte sich der Tod von ihm abgewendet; doch aber war es ein harter Schlag für den gewaltigen Mann. Aus einem Sieger war er ein Besiegter geworden, und jetzt that der Friede ihm selber Noth. Darum schloß er einen Stillestand mit den Lombarden, und sie behaupteten ihre Macht wie vorher, und Mailand erhob sich von seinem tiefen Falle, und wurde von den Siegern aus Schutt und Trümmern wieder aufgebaut.

Auch mit dem Papste Alexander wollte der Kaiser sich jetzt versöhnen, damit Italien und die Kirche nach so langem Kampfe endlich Frieden hätten. Deßhalb hielt er mit ihm eine feierliche Zusammenkunft zu Venedig, in der wunderbaren Stadt, die im Meere liegt, und um des Friedens willen fügte er sich in Alles was der Papst von ihm verlangte. Auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Marcus erschien Friedrich mit seinen Fürsten und Rittern vor dem Papste, der saß auf einem Sessel und um ihn her standen seine Cardinäle und Bischöfe. Der Kaiser aber legte seinen Mantel ab, und kniete nieder vor dem Papste, wie es damals Sitte war, und dieser erhob ihn vom Boden und ertheilte ihm den Kuß des Friedens. So wurde die Eintracht wieder hergestellt, und Alle freuten sich, daß endlich der Streit beigelegt sei, der achtzehn Jahre hindurch gedauert hatte. Das war für alle Lande ein großer Gewinn, aber auch ein schweres Opfer für den Kaiser. Denn von allem Leid, das er erfahren hatte, war dieses die härteste und schwerste Prüfung, daß Gott ihn gedemüthigt, und ihn in die Hand seines stolzen und herrschsüchtigen Feindes gegeben hatte. Zweimal in seinem Leben hatte der Kaiser einen bittern Fußfall gethan, vor dem so viele Besiegte im Staube gelegen hatten, und Vieles von dem, was er mit aufrichtigem Herzen zum Wohle des Reichs gesucht hatte, war doch nicht in Erfüllung gegangen. So ist das

Schicksal des Menschen und seiner Größe, daß er erkennen lerne alles Irdische, wie glänzend und herrlich es auch erscheinen möge, sei nichtig und hinfällig.

Da es nun Friede war, kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, denn er gedachte Heinrichs des Löwen, und wie seine Feindseligkeit alles dieses veranlaßt habe. Und Friedrich erklärte ihn für einen Feind des Reichs, belegte ihn mit der Acht, nahm ihm die Herzogthümer, Lehen und was er sonst vom Reiche hatte, und überzog seine Stammlande mit Krieg. Heinrich aber vermochte dem Kaiser nicht zu widerstehen, und mußte auch um Frieden bitten. Und er trat auf dem Reichstage vor den Kaiser, fiel nieder vor ihm, und flehte seine Gnade an. Friedrich aber war eingedenk seines eigenen schweren Schicksals, und hob ihn vom Boden auf unter vielen Thränen. Also hatte Gott jener Stunde zu Chiavenna gedacht, und mit allmächtiger Hand hatte er die beiden großen Fürsten gebeugt, den Einen durch den Andern. Heinrich aber wurde auf drei Jahre des Reiches verwiesen.

Fünf und dreißig Jahre waren nun verflossen, seit Kaiser Friedrich in Deutschland herrschte gewaltig und ruhmvoll. Wenn er auch war besiegt worden, so sahen ihn doch Alle für einen großen Herrscher an, und einen würdigen Nachfolger Karls des Großen und Otto's des Ersten. Er hatte strenge gehalten auf Recht und Gerechtigkeit, hatte gestritten wider den Trotz der Städte, den Uebermuth der Fürsten, die Anmaßung und Herrschsucht des Papstes, und hatte viele und schwere Wandlungen erlebt. Nun dachte er darauf, wie er das Geschick des Reiches und seines Hauses auf die Zukunft sichere. Darum verheirathete er seinen ältesten Sohn Heinrich, der auch ein tapferer und kühner Mann war, und ihm dereinst im Reiche folgen sollte, mit der Tochter eines Königs von Neapel, so daß Heinrich daselbst König werden sollte.

Um diese Zeit aber ging abermals der Ruf des Kreuzes durch Europa. Denn es kam die Schreckenskunde, wie Saladin, der Sultan von Aegypten, die Christen zu Jerusalem geschlagen, und die Stadt wieder gewonnen habe. So war acht und achtzig Jahre nach Gottfried von Bouillon das heilige Grab wieder eine Beute der Ungläubigen geworden. Da erinnerte sich Friedrich seiner Jugend, wie er vor Damascus gekämpft, und zu Jerusalem im Tempel gebetet habe; wie nun nach so langen Jahren, da er ein Greis sei, und ein Kaiser an Ruhm und Ehren reich, derselbe Ruf

zu ihm komme, wieder nach dem gelobten Lande zu ziehen, und Alles, was er gethan, durch die Eroberung des heiligen Grabes herrlich zu vollenden. Weil er nun im Reiche Alles wohl geordnet sah, nahm er auf dem Reichstage zu Mainz gegen Ostern des Jahres 1189 das Kreuz. Seinem Beispiele folgten Herzoge, Grafen und Herrn, Bischöfe und Ritter, und unzähliges Volk, die alle in den Kampf ziehen wollten wider die Ungläubigen. Den Kaiser aber begleitete sein Sohn Herzog Friedrich von Schwaben, und auch die Könige von Frankreich und England schickten sich an zur See nach dem heiligen Lande zu gehen.

Alsbald war ein großes Heer versammelt, und der Kaiser, als ein kundiger Kriegesfürst, trat an die Spitze, und führte es wohlgeordnet an der Donau hinab nach Presburg. Hier aber, in der Ungarischen Mark, hielt er noch einen glänzenden Reichstag, und alle Streiter waren um ihn versammelt. Er ordnete noch einmal an Alles, wie es sollte gehalten werden in seiner Abwesenheit, und nahm einen letzten, feierlichen Abschied von Allen, die zurückblieben, vornehmlich von seinem Sohne Heinrich, dem er das Reich übertragen hatte. Denn er war dem Greisenalter nahe, und der Weg, den er ging, weit, und mit tausendfacher Gefahr verbunden, und wohl mochte er es ahnen, daß er das Vaterland und die Seinen nimmer wiedersehen werde. Aber der frische Jugendmuth und die alte Kraft kehrte ihm wieder, wenn er des Zieles gedachte, das vor ihm lag. So führte er das Heer durch die Länder der Ungarn und Bulgaren, und der treulosen Griechen, die dem Kaiser und den Deutschen feind waren, hinüber nach Asien in das Land der Türken. Da war mancher Kampf zu bestehen mit den Ungläubigen, die hervorbrachen aus dem Hinterhalte, und das Heer beunruhigten, das des Weges nicht kundig war. Und Viele verschmachteten vor Hunger und Durst in der Wüste, und in den engen Gebirgspässen stürzten Menschen und Thiere in die Abgründe. Friedrich aber blieb standhaft, und sagte: „Wir werden uns dennoch Bahn brechen mit dem Beistande des Herrn."

Darauf kamen sie nach der Stadt Seleucia am Flusse Saleph in der Provinz Cilicien, von wo sich der Weg südwärts wendet nach Syrien und dem gelobten Lande. Und das Heer schickte sich an über den Fluß zu gehen. Der Weg aber oben auf den Bergen, die an dem Saleph sich hinziehen, war schwierig und voller Gefahr, und es war eine weite Strecke bis zu der einen Brücke, die

über den Fluß führte. Friedrich aber wurde ungehalten über die Zögerung, denn es trieb ihn vorwärts, und er eilte mit seinem Gefolge hinab zum Rande des Flusses. Und in ungeduldiger Hast wie ein Jüngling, gedrückt von der Hitze des Tages, warf er sich mit seinem Rosse in den Strom, um so das jenseitige Ufer zu gewinnen. Umsonst hatten die Seinen vor so raschem Thun gewarnt. Das Wasser aber war kalt wie Eis, und hatte einen jähen und raschen Fall. Da erfaßte der Strudel den alten Kaiser, und es verließen ihn mitten im Flusse die Kräfte, er erstarrte, und bevor ihm die Seinen zu Hülfe kommen konnten, war es um sein Leben geschehen, und nur seinen Leichnam brachten sie an das Ufer. Das geschah am 10. Juni des Jahres 1190, an einem Sonntage, gegen Abend.

Da erfaßte Bestürzung das ganze Heer, und Alle brachen in lautes Weinen und Klagen aus, und wollten fast verzweifeln, daß solches Leid sie betroffen habe, denn ihren Feldherrn und Führer, ihren Kaiser, ihren Vater hätten sie verloren. Herzog Friedrich führte darauf das Heer in tiefer Trauer nach Antiochia; dort bestatteten sie die Gebeine des Kaisers feierlich in der Kirche des h. Petrus fern von dem deutschen Heimathlande. Sein Herz hatten sie beigesetzt zu Tarsus, in der Stadt des Apostel Paulus. Aber das deutsche Volk hat das Andenken Kaiser Friedrichs in seinem Herzen bewahrt, und nennt den Namen mit Allem, was groß und herrlich ist, bis auf diesen Tag. R. Köpke in Berlin †.

---

## 225. Hedwig, Herzogin von Schlesien.

15. Oktober.

Sowohl durch die Fülle lebendiger, für die Gegenwart wichtiger Kräfte als durch den Reichthum geschichtlichen Lebens nimmt Schlesien unter den Ländern, die heut um den Thron von Hohenzollern versammelt sind, eine bedeutende Stelle ein: es ist ein Kleinod von weithin leuchtendem Glanze in jenem durch lange kunstvolle und gottgesegnete Arbeit zusammengefügten Diadem unseres Herrscherhauses. — In zwei Zeitaltern vornehmlich ist die Geschichte dieses Landes von hohem Interesse: das eine liegt uns näher und steht in seinen Wirkungen noch unmittelbar vor unseren Augen: wir meinen den langen Waffengang zwischen den beiden

Confessionen — da der Protestantismus eine Weile die Aussicht hatte, sich das ganze Land zu eigen zu machen, darauf ihm der Katholicismus zuerst mit Abwehr, dann mit siegreichem Angriff und mit dem Unternehmen völliger Ausrottung des überwältigten Gegners antwortete, bis zuletzt mit der preußischen Herrschaft ein fruchtbarer Wettstreit ebenbürtiger, einander einschränkender Mächte der Inhalt des kirchlichen Lebens der Provinz geworden ist. Durch den evangelischen Kalender sollte man erwarten zunächst auf diese Kampfesbahnen geführt zu werden, und wohl wäre es eine belohnende Aufgabe, von der Kraft des Bekenntnisses und des Märtyrerthums, welche die lutherische Kirche auf diesem schlesischen Boden bewährt hat, einmal lebendiges Andenken unter den Zeitgenossen zu wecken. Wir aber wollen uns heut zu Schlesiens erstem großen Geschichtstag zurückwenden, da das Land für eine der merkwürdigsten und folgenreichsten Entwickelungen, von denen dies christliche Europa weiß, für die koloniale Ausbreitung der deutschen Nation so recht Beispiel und Muster sein kann, da es aus einem polnischen ein deutsches Land geworden. Nur in diesem Zusammenhang wird das edle und bedeutende Bild verständlich, das unserer Betrachtung heute Namen und Mittelpunkt geben soll, und dessen Anziehungskraft freilich — unabhängig von jeder örtlichen und nationalen Schranke — in den Geheimnissen Gottes mit den Seelen Seiner Erwählung und mit den Stufenaltern Seines Reiches wurzelt.

Die Polen haben in ihrer Geschichte einen leeren Raum von zwei Jahrhunderten: es sind die Zeiten, seit Boleslav III. ein ausgezeichneter, von dem geistlichen und kriegerischen Schwung, der das Abendland mit dem Beginn der Kreuzzüge ergriff, auch an seinem Theile zeugender Fürst, seine von dem großen Gedanken, den Polen den Weg an die baltische Küste zu eröffnen und ihnen dadurch das Recht einer gebietenden Stellung zu geben, beseelte Regierung im Jahr 1139 mit dem unheilvollen Entschluß der Theilung des Reichs unter vier Söhne beendete, bis dahin, daß Wladislav Lokietek, in den ersten Decennien des 14ten Jahrhunderts, den größten Theil der altpolnischen Lande wieder in seiner Hand vereinigte und seine Krone in völliger Unabhängigkeit in die Gemeinschaft der christlichen Monarchien einführte. Aber was man in der Zeit, die zwischen jener Zersplitterung und dieser Wiederherstellung liegt, über den entsetzlichen, niemals ruhenden Kämpfen

zwischen den piastischen Brüdern und Vettern versäumt hatte, ließ sich in keiner folgenden Zeit wieder einbringen. Gerade die Menschenalter, da Polen sich selbst vergaß, waren für die Deutschen die größten und fruchtbarsten. Der große, eben durch das unvergleichliche Geschlecht der Staufer vertretene Name des heiligen Römischen Reichs gab dem deutschen Volke Einheit und Zuversicht: das Andere, was zu kolonialen Gründungen im Großen gehört, Mannigfaltigkeit des politischen Triebes und die Fähigkeit der Selbstregierung war ihm nicht minder beschieden: wie wuchsen das geistliche, das fürstlich-adelige Territorium, die bürgerliche Communität, jedes in einer Reihe individueller Ausprägungen so eben empor! Von der Fülle schöpferischen Lebens, das in der Nation ruhte, geben uns die aus jener Zeit überbliebenen Werke der Baukunst und Dichtkunst Zeugniß: wie oft fordern sie Maaße der Anschauung von uns, denen wir nicht mehr gewachsen sind! Damals war es, daß die Deutschen den unteren Lauf und das Mündungsgebiet der Weichsel, des Pregel, des Niemen, der Düna den Polen wie vorwegnahmen, diese Nation auf eine bloß binnenländische Existenz verwiesen und damit ihr künftiges Geschick vorbereiteten. Damals ist auch das schlesische Land ganz umgewandelt und Deutschland angeschlossen worden: keine Spur deutschen Wesens läßt sich vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts darin entdecken: dann weiß man das 13te hindurch von mehr als 60 Städten, die entweder ganz von deutschen Ansiedlern gegründet, oder wenn es schon feste, des städtischen Namens werthe Niederlassungen hier gegeben, doch mit deutschem Recht bewidmet und in freie Gemeinwesen verwandelt worden sind; der Catalog der nach der Weise des deutschen Ackerbau's eingerichteten, in deutsche Rechtsformen gekleideten Dörfer würde, wollte man ihn aufstellen, begreiflich noch viel zahlreicher ausfallen. Die Ortsnamen verändern sich, aus Medzibor wird Mittelwalde, aus Szroda Neumarkt, aus Psepole Hundsfeld, aus Kaminiec Steinau. Die Kriege der Fürsten gegen einander ziehen viel deutsche Adlige nach Schlesien: auch der eingeborne Adel läßt die heimischen Gerichtsstätten veröden und schließt sich den aus der Fremde eingewanderten Institutionen an. Wie es zu dem Jahrhundert unseres Verfalls gehört, daß die deutschen Höfe sich nach dem Muster von Versailles einrichten, die deutsche Sprache aus dem Munde der Vornehmen verschwindet, so ist es umgekehrt ein Zeichen jener alten deutschen Größe, daß diese Fürsten slavischer

Geburt deutsche Sitte und Art in ihrer Nähe pflegen; ihre Urkunden bezeugen, daß ohne deutsches Gewerbe einer Stadt Wohlfahrt nicht gesichert sei: ihre Freibriefe entbinden die Bürger von der Verpflichtung, in polnischer Zunge Recht zu nehmen: einem dieser schlesischen Piasten begegnen wir unter den Minnesingern. Kein Wunder dann, daß es für Wladislav Lokietek und seinen großen Sohn Casimir, da sie endlich das Reich wieder sammeln, wie eine Vorbedingung ist, Schlesien ganz von dannen zu lassen: bald ist es in rechtlicher Form vom polnischen Staatskörper gesondert, und als Kaiser Carl IV, der neue Oberherr, die statistische Aufnahme des reichen Fürstenthums Breslau, des eigentlichen Herzgebiets des Landes, bewirken läßt, finden sich nur noch zwei Dörfer polnischen Rechtes darin.

Wie es damit im Einzelnen gegangen? Schon Wladislav II, derjenige unter den Söhnen Boleslavs III, zu dessen Antheil auch Schlesien gehörte, sah sich bei dem Kriege mit den Brüdern auf deutsche Hülfe angewiesen: seine Gemahlin, Leopolds III, Markgrafen von Oesterreich aus dem Babenberger Haus, Tochter, war eine Halbschwester Conrads III, des ersten Hohenstaufen auf dem Kaiserthron: von der Uebermacht der Brüder vertrieben, mußte er den Schutz Friedrich Barbarossa's anrufen: dessen Vermittelung verdankten seine Söhne die Wiedereinsetzung in das schlesische Erbe des Vaters. Der älteste von ihnen, Boleslav, der bei weiterer Theilung Nieder- und Mittelschlesien mit Breslau erhalten hatte, führte wieder eine deutsche Frau heim — die Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach, die Schwägerin Conrads III. Man kennt den Einfluß der Frauen: wie so oft mit ihnen das Christenthum in die fürstlichen Paläste eingezogen ist, so hier deutsche Sprache und Ordnung, die nachmals gerade dort des in seine Reinheit wiederhergestellten Evangeliums treueste Verbündete sein sollten. Und gleich von Anfang an kamen sie in kirchlichem Gewande. Boleslav war es, der — 1175 — mit Berufung von Cisterciensern aus Pforta an der Saale den eigentlich entscheidenden Schritt gethan. Leubus war den Gästen zu ihrem schlesischen Stammsitz erwählt: die reichste Ausstattung ward dem neuen Kloster zu Theil; Entwilderung des Bodens, Ackerbau, Pflege des Gartens und des Weinbergs gehören zu den wesentlichen Gesichtspunkten dieses Ordens; Freiheit von vielen Lasten, welche die Eingeborenen zu tragen hatten und die Wohlthat der Autonomie waren den Deutschen,

die das Kloster auf seinen Ländereien ansiedeln würde, zugesagt: wie natürlich, daß sie — von den deutschen Besitzungen und Verbindungen des Ordens her — zahlreich sich einfanden, Feld und Gemeinde die deutsche Einrichtung zu geben, und ringsum Alles zum Wetteifer aufzurufen.

Trefflich gedieh diese Saat unter dem Sohn und Nachfolger Boleslavs — Heinrich dem Bärtigen. Die für ihn erwählte Gemahlin war es, in der diese Ausgießung des deutschen und christlichen Geistes über Schlesien ihren großartigsten Ausdruck erhalten sollte — Hedwig aus dem Hause der Grafen von Andechs und Herzoge von Meran. Dies ein merkwürdiges Fürstengeschlecht. Die Forscher haben lange die Stätte gesucht, auf der sein Herzogstitel ruhte, bis man darüber eins geworden, daß er nicht von dem berufenen Punkte in Tyrol, sondern von einem Gebiet an der dalmatisch-albanesischen Küste stamme. Denn das ist eben das gleichsam Mährchenhafte an der Größe dieses Hauses, daß es von Burg Andechs am Ammersee in Ober-Bayern ausgegangen, binnen wenigen Menschenaltern mit den alten Beziehungen in den tyrolischen Thälern, mit bedeutendem Erbe und Amt in Bayern und Franken, Rechtstitel und Ansprüche im Königreich Ungarn, Besitz in Kärnthen und Istrien und weit von da, am andern Ende der damaligen kaiserlichen Oberhoheit, die Pfalzgrafschaft in Burgund zu verknüpfen, seine jüngeren Söhne hier zum goldenen Bischofsstuhl von Bamberg, dort zum Patriarchat von Aquileja zu erheben weiß. So recht eine von den Machtbildungen, die des räumlichen Mittelpunktes gleichsam noch nicht bedürftig, Dem, wie sich später der Staat und sein vom Haupt in die Glieder dringendes Wesen unter uns erhoben hat, völlig entgegengesetzt sind; in verjüngtem Maaße ein Abbild jener weithin erstreckten hohenstaufischen Waltung, mit deren Jahrhundert, der Regel nach auch in deren Bündniß, sie groß geworden war, um ziemlich gleichzeitig mit ihr wieder vom Schauplatz zu verschwinden. Kaum daß der Name der Andechse noch im Liede anklänge, wenn nicht die Dankbarkeit uns nöthigte, Dessen zu gedenken, worin sie Andern vorgearbeitet haben: ein ansehnlicher Theil der nachmaligen fränkischen Lande unseres Königshauses stammt von ihrem Erwerb: die Plassenburg bei dem Ausgang des meranischen Mannsstammes an eine der Erbtöchter gelangt, ist von da dann durch weiteren Vertrag den Zollern zugebracht worden.

Hier in Franken, wo so große Interessen ihrer Familie zusammenstießen, zu Kloster Kitzingen am Main war Hedwig, die Tochter Herzog Bertholds III., erzogen worden: nach der besten Combination 1174 geboren, ward sie schon 1186, 12 Jahr alt — so war die damalige Fürstensitte — mit Heinrich vermählt: sie hat mit ihm 1201 den Herzogsthron bestiegen, und er hat sie 1238 als Wittwe zurückgelassen. Von sechs Kindern, drei Söhnen und drei Töchtern, die in dieser Ehe geboren worden, sind Boleslav, Agnes und Sophie schon früh wieder geschieden; auch Conrad ward mit jähem Tod — durch Sturz auf der Jagd — lange vor den Eltern abgerufen; Heinrich, der des Vaters alleiniger Erbe geworden, fiel nach nur drei Regierungsjahren auf jener der gesammten Christenheit unvergeßlichen Wahlstatt, in dem unglücklichen und doch rettenden Kampfe wider die mongolisch-tatarische Fluth (9ten April 1241). In den letzten Lebensjahren standen neben Hedwig nur die allein überbliebene Tochter Gertrud und die Schwiegertochter Anna aus dem böhmischen Königshaus, die erste im Nonnenschleier, die andere in fürstlicher Sorge, als Vormünderin der minderjährigen Söhne, der Mutter Vorbild nachzustreben bemüht. Hedwig selbst ist am 15. Oktober 1243, den Siebenzig also, die das Schriftwort uns zumißt, nahe, heimgegangen.

So weit nun die Mühe und Arbeit dieses Lebens sich nach Außen wenden, so weit es greifliche Erfolge haben und sehen sollte, wird es ganz durch eben die Richtungen bestimmt, die ihm schon in zarter Jugend diesen schlesischen Schauplatz angewiesen hatten. Gleich nach der Thronbesteigung beschließt das fürstliche Paar die Gründung eines Frauenklosters. Gerade dies, sagt Heinrich in der Urkunde, habe seinem Lande noch gefehlt. Trebnitz, nicht weit von der Hauptstadt, wird zum Sitz erkoren; der Herzog faßt für den Haushalt seiner Stiftung große Gesichtspunkte, Hedwig bestimmt ihr Heirathsgut dafür. Der im Jahre 1203 begonnene, 1219 zur Einweihung gediehene Bau hat 30,000 Mark gekostet. Hedwig scheint man bei allem Aufwand nicht rasch vorwärts gekommen zu sein: sie erwirkt bei ihrem Gemahl, daß, so lange der Bau dauert, kein zum Tode Verurtheilter dem Nachrichter übergeben wird: die Verbrecher sollen — nach der Anschauung der Zeit — durch Theilnahme an der gottgefälligen Arbeit von ihrer Sünde abbüßen und zugleich das Werk fördern. Man hatte sich auf tausend Bewohner eingerichtet und doch noch

Raum und Mittel für stete Gastfreiheit gesichert: der wirklichen Klosterfrauen gab es in dem ersten Jahrhundert der Stiftung 100—120. Die Gründerinnen waren, was so deutlich Hedwigs Einfluß erkennen läßt, aus Bamberg herbeschieden worden: die Führerin der geistlichen Colonie ward die erste Aebtissin; ihr folgte eben Gertrud, die Tochter des Hauses im Regiment. — Indem man sich noch in der eigenen Zelle ausbaut, beginnt schon die große Thätigkeit für das Land. Von 1206 ist die erste Urkunde, die das Kloster zur Gründung deutscher Dörfer anweist: von dem nächsten Jahrzehnd an werden sie häufiger: sie bezeichnen Localitäten bald im Lebuser oder Schwiebusser Kreis, bald bei Löwenberg, bei Ohlau, bei Heinrichau, bei Münsterberg — so weit überhaupt die Waltung des Herzogs reicht: in dem einen Fall macht er der Aebtissin das Geschenk mit der Weisung, die Colonisation zu bewirken: in dem zweiten übernimmt er selbst Sorge und Aufwand dafür: in einem dritten ordnet er die Rechtslage der neuen Ansiedler, die schon Platz genommen haben. Auf Waldgrund bei Frankenstein, der, wie Gertrud selber sagt, bisher dem Kloster von keinem Ertrage gewesen, erhebt sich eine deutsche Pflanzung; gewiß mit gutem Recht gilt der Tradition die Kirche hier, wie an manchem andern Orte, als Hedwigs unmittelbare Wohlthat. — Leicht läßt sich dies Bild freudigen Wachsthums vervielfältigen. Leubus hat aus denselben Jahren eine nicht minder zahlreiche Reihe von Gründungen. Bei einem Gastmahl gewann man Herzog Heinrich die Erlaubniß zur Stiftung von Kloster Heinrichau ab; ein in seinen Diensten zu Ansehn und Reichthum emporgekommener Mann übernahm die erste Ausstattung. Die ersten Mönche waren von Leubus: nicht lange hernach erhielt auch Camenz Sendlinge aus diesem Mutterkloster. Bei Naumburg am Bober wird die Augustiner-Propstei gegründet, die nachmals nach Sagan verlegt, in den ersten Tagen der Reformation an ihrer Spitze den Abt gesehen hat, der mit einem Stecken Herrschaft und Pfründe verließ, sich gläubig zu den Füßen des großen Augustinerbruders zu Wittenberg niederzusetzen. Indem man die alten, noch aus polnischer Zeit stammenden Stifter auf die Bahn dieser Colonisation trieb, versäumte man nicht, sich der neuen Blüthen des kirchlichen Geistes, an denen das Zeitalter so reich war, zu versichern; auf Hedwigs Fürbitte wurden die Templer angesiedelt; ihnen folgen bald Johanniter; frühe Jünger Franzens von Assisi finden hieher ihren

Weg; ein Schlesier macht unter Dominikus Guzmans Augen sein Noviziat zu Rom, um auch den Orden, der sich nach diesem Namen nennt, in seine Heimath zu verpflanzen. Daran schließen sich die Liebeswerke, deren die sich so eben in die Städte zusammendrängende Menge besonders bedarf: in Breslau wird das Spital zum heil. Geist gegründet. Den aussätzigen Frauen bereitet man ein Asyl bei Neumarkt; die Pflicht der Selbsterhaltung, die hier wie überall in unserer abendländischen Welt unbedingten Krieg gegen dies aus dem Orient eingeschleppte Uebel gebietet, weiß Hedwigs Liebe zu mildern: es gehört zu ihren Sorgen, jene Unglücklichen mehrmals in der Woche mit Lebensmitteln, Kleidern und Almosen zu bedenken.

Denn in Alle Dem ist ein Element Dessen, was wir in dem höchsten, vor jeder Mißdeutung sicheren Sinn Civilisation und Cultur nennen dürfen, und ein anderes, was Religion schlechthin, die Kraft des guten Geistes in ihrer Unbedingtheit zu heißen verdient. Es ist keine Frage, daß bei unserer Fürstin das erste Interesse seinen Platz hat, aber das andere ist es, das diese Seele wesentlich einnimmt. So ist Trebnitz von Anfang an zur Aufnahme auch solcher Jungfrauen bestimmt, die später in die Ehe treten sollen. Sie will es als Erziehungshaus in der Weise, die sie in der Heimath zu sehen gewohnt gewesen. Bezeichnend, daß sie eine Bekehrte aus dem Preußenvolk, die zu ihrem Hofe gehört, antreibt, die schöne, ja auch der Kirche dienende Kunst der Frauenklöster, die Goldstickerei zu erlernen, aber noch mehr charakteristisch, welche Mühe sie anwendet, eine hochbetagte Frau, die in dem niedern Dienste der Wäscherin bei ihr ist, das Gebet des Herrn zu lehren: sie läßt sie zehn Wochen hindurch auch des Nachts nicht von der Seite: aus dem Schlaf erwachend raunt sie der neben ihr Ruhenden die heiligen Worte in's Ohr, sie dem schon schweren Gedächtniß um so sicherer einzuprägen. — Gebet ist ihr Leben: alle stillen Stunden, die ihr geschenkt sind, widmet sie dem einsamen Gespräch mit Gott. So lieb ihr hier das Kämmerlein, so sehr sie auch ihr häusliches Wesen von Gottes Wort erfüllt zu sehen wünscht — auch beim Mahl läßt sie sich Erbauliches lesen — so widerstrebt doch die Sitte der Fürsten und Vornehmen, sich das heilige Amt gleichsam in Haus und Gemach bringen zu lassen, ihrem Sinn. In härtester Winterzeit, im schlimmsten Wetter sieht man sie zur Frühmesse in der Kirche: sie will dann, daß kein Priester

dem, worin sie seinen höchsten Beruf versteht, fehle, daß der Meßgesang von allen Altären wiederklinge. — Diese Inbrunst hat ihre Früchte. In der Kirche sieht man Hedwig nie ohne die Almosenschüssel: sie glaubt wie an ein Recht der Dürftigen, hier die Hülfe ihrer Freundin zu erwarten: immer dreizehn Arme sind auserwählt, ihrem Hofe zu folgen; der Küchenmeister, der für die Bedürfnisse derselben zu sorgen hat, gilt als eine wichtige Person dieses Haushalts: die Herzogin will, daß diese Gäste vor allen andern ihre Speisung empfangen: sie läßt ihnen von der eignen Tafel das Beste reichen: den einzigen Apfel, der ihr einmal dargebracht werden kann, theilt sie mit diesem Gefolge. An Hofburg und Landhaus zieht kein Bedürftiger vorüber, ohne seine Gabe zu empfangen; Kleriker oder Solche, die zu heiligen Schwellen ziehen, die das Kreuz genommen haben, sind besonderer Gnade gewiß. — Verurtheilten Verbrechern Verzeihung zu erwirken, gehört zu den Geschäften, die sie am liebsten bei ihrem Gemahl ausrichtet: auf ihren eigenen Gütern wohnt sie gern selbst dem Gericht bei, und läßt dann öfter statt Richter und Voigt einen ihrer Capelläne das Urtheil sprechen, auf daß es milder ausfiele: auf das Dringendste weist sie ihren Beamten an, die Insassen nicht mit zu hohen Abgiften zu beschweren. Geldbußen, deren sie schuldig geworden, trägt sie selbst an ihrer Statt. Es ist wie ein Vorausnehmen von Bestrebungen, die erst in viel jüngeren Tagen durchgedrungen, daß sie die armen Wöchnerinnen mit Liebesgaben aufsucht, daß sie die in Haft Befindlichen mit frischem Linnen versehen läßt, dafür sorgt, daß ihnen der Gebrauch des Lichts gestattet werde: auch die Widersacher ihres Gemahls sollten in der Nacht ihrer Kerker dieser Wohlthaten theilhaft werden. — Wie wird dann der milde, sanfte Sinn der Fürstin ihren Dienern gegenüber gerühmt! nie läßt sie sich, auch wo Grund zur Rüge ist, zu Zorn- und Scheltworten hinreißen. „Warum hast du das gethan? der Herr vergebe dir!“ ist ihre Rede an die Fehlenden. Den Diener, durch dessen Nachlässigkeit drei silberne Becher verloren gegangen sind und der nun bangen Herzens vor ihr steht, entläßt sie mit der Weisung, noch einmal und sorgfältiger zu suchen.

Die Heiligung des inneren Menschen, die schon aus alle diesem Bezeigen spricht — sie bewährt sich am sichersten da, wo über dies in Gott gefaßte Gemüth die Stunden schwerster Prüfung kommen. Als man ihr das verhängnißvolle Ende ihres

Sohnes Conrad noch verbergen will, ihr bloß von seiner Erkrankung reden möchte — umsonst — sagt sie — spiegelt ihr mir vor, mich an sein Krankenbett zu rufen; ich weiß, daß ich zu seiner Gruft gehe: lange habe ich es im Geist gesehen. Bei dem Tode ihres Gemahls, da Alles ringsumher in Thränen zerfließt, bleibt gerade sie allein trockenen Auges. Wozu euer Jammer? ruft sie den Schwestern zu. Wer von Euch will gegen des Herrn Willen streiten? In Seiner Fürsorge ist unser Trost. Ja selbst bei dem härtesten Schlag, da zu jener Fluchtstätte von Krossen, wohin man vor den Tataren zurückgewichen, die Kunde von Heinrichs des Sohnes Tod dringt — auch da hat sie keinen Klagelaut. Die Hände zum Herrn erhoben spricht sie: „ich danke Dir Gott, daß Du mir diesen Sohn gegeben hast, der mich nie betrübt hat, der mir immer mit Liebe und Ehrfurcht begegnet ist. Gern hätte ich ihn noch bei mir auf Erden: aber ich preise ihn glücklich, daß er mit dem Opfer seines Blutes in Deinen Himmel eingegangen ist. Dir empfehle ich seine Seele."

Wahrlich, so thut nur, wem das große Wort: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt", zur obersten aller Erfahrungen geworden ist. Redet aber Alles in diesem Bilde von dem Geheimniß dieses Trostes? Giebt es nicht Züge darin, die ein Irrewerden an dem Opfer, das ewiglich gilt, verrathen, die von dem alten Wahn der Feindschaft zwischen göttlichem und menschlichem Leben verdüstert sind? — Gewiß, wir möchten Hedwigs Biographen weniger ruhmredig über den Entschluß der Enthaltung finden, den die Gatten, nachdem sie in dem Kindersegen die Pflicht des Ehebetts erfüllt gesehen, öffentlich und unter kirchlichen Formen gefaßt haben und dem sie dann durch dreißig Jahre bis an ihr Ende treu geblieben sind: wir erließen ihm gern die Meldung, daß Hedwig von dem Beginn dieser neuen Lebensordnung aus Rücksicht auf den Leumund der Welt, dem Gemahl nie anders als vor Zeugen begegnet und selbst an seinem Krankenbett nur im Geleit der Schwiegertochter erschienen sei. Haben wir nicht gesehn, daß unserer Heldin Dinge zur Ehre Gottes gelangen, wie sie eben nur auf den Höhen des Lebens, vom Thron herab möglich sind? woher nun, wenn sie fürstliches und gottgefälliges Walten in diese lautere Harmonie zu bringen vermag, das Recht ihres Entschlusses, noch bei Lebzeiten des Gemahls den Hof zu verlassen und in die Einsamkeit von Kloster Trebnitz zu fliehen? Wir freuen uns ihrer Demuth, da

sie auf dem Sterbebett das Verlangen ausspricht, auf dem gemeinen Kirchhof ohne alle Auszeichnung begraben zu werden; auch das ist vom Wesen der Kinder Gottes, daß sie, da sie mit jenem Wunsche nicht durchdringt, die Stätte in der Kirche wählt, wo ihre Enkel, die im Alter der Unschuld Heimgegangenen, ruhen: aber es bekundet wieder jene uns fremdartige und bedenkliche Sinnesweise, daß sie um Alles nicht die Gruft des Gemahls theilen will, von dem sie einmal durch ihr Gelübde getrennt sei. Wir begreifen an ihr, daß sie von früher Jugend an den Kleiderprunk gehaßt, daß man sie in prächtigem Kopfputz, in kostbarem Geschmeide nie gesehen, daß eine treue Dienerin sie an ihre vernachlässigte Kleidung erinnern muß: aber wir wenden uns von den Beschreibungen ab, die uns von dem härenen Untergewand, das sie getragen, von jenem knotigen Gürtel von Roßhaaren gemacht werden, der um ihren Leib geschlungen war, und als man ihn von ihrem schon in Fäulniß fallenden Fleisch loswinden mußte, sogleich durch einen anderen von derselben Qual ersetzt wurde. Wir haben nicht die Bewunderung und Ehrfurcht der Zeitgenossen vor jenen blutigen Spuren, die die tägliche Geißelung an ihrem Leibe hinterlassen, vor den Beulen und Wunden an Fuß und Hand, den Folgen jener unausgesetzten mühseligen Dienste, mit denen sie den Himmel erwerben will, den zu Säcken gewordenen Schwielen ihrer Kniee, den Zeugen ihres unablässigen Ringens im Gebet — und dennoch — könnten wir bloß mit achselzuckendem Mitleid daran vorübergehn? — Die Pünktlichkeit und Strenge des Weibes in den Dingen des Haushalts hat Hedwig auf ihre Fastenordnung übertragen. Drei Tage, darunter der Sonntag, haben das Vorrecht der Fisch- und Milchspeisen, zwei müssen sich mit trockener Zukost, die anderen zwei mit Wasser und Brod begnügen: mit weiblicher List weiß sie neben dem Gemahl in dem Glanz der fürstlichen Tafel das Geheimniß dieser Bußübung zu bewahren: sie scheint die Speisen zu Munde zu führen und bleibt doch ihrem Gelübde treu. Noch einer andern Region der Askese gehört es an, daß die Brosamen, die man von dem Tisch der Mönche und Nonnen sammelt, ihre liebste Speise bilden; Bettlerinnen empfangen diese Gabe an der Klosterpforte, und bringen sie um guten Lohn zu der Herzogin Thür: diese will den Hündlein Christi angehören, der Gnaden des Lazarus gewürdigt werden und zugleich ihre Verehrung vor Allem bezeugen, was mit den Brüdern und Schwestern, die der

Welt entsagt haben, irgend in Berührung gekommen ist. „Die Speisen der Religiosen erscheinen ihr wie die Nahrung der Engel" — sagt ihr Biograph. Sie selbst will den Schleier nicht nehmen: um so höher spannt sich ihre Verehrung vor den Männern und Frauen der Zelle: um so stärker drängt es sie, die Himmelsluft zu athmen, die sie von daher wehen glaubt. Hedwig küßt die Schemel, die den Nonnen in der Zelle, die Sitze, die ihnen im Chor dienen: sie küßt die Fußtapfen, die sie zurückgelassen, die Ruthen, mit denen sie ihre Bußdienste vollziehen, das unsauberste Tuch, an dem sie ihre Hände trocknen; sie netzt Auge und Wange mit dem Wasser, darin sie ihre Füße gewaschen haben!

Wagen wir dergleichen zu glauben, und wenn wir es wagen, wie es verstehen und wozu das Andenken daran erneuen? Die Legende stellt an uns diese Fragen: versuchen wir aus dem großen Buche der Geschichte die Antwort zu geben. Wir sahen Hedwig in die große Entwickelung aufgenommen, durch die Schlesien ein deutsches Land geworden: Wer dürfte glauben, daß dergleichen ohne tiefe Kämpfe sich vollzieht? Schon Heinrichs des Bärtigen elterliches Haus war von diesem Gegensatz erfüllt. Er selbst war der Sohn Boleslavs I. von der deutschen Gemahlin; ein älterer von einer slavischen Mutter geborner Bruder erhob sich, um den Einfluß jener zu brechen und ihre Kinder von der Nachfolge auszuschließen zu strafloser, zuletzt — schlimm genug zu berichten — mit dem Bisthum Breslau in fürstlicher Ausstattung belohnter Empörung. Das waren die Eindrücke, unter denen Hedwig das Land betrat, die das erste Jahrzehend ihres Lebens dort einnahmen. Als man den Thron bestiegen, die eigenen Söhne heranwuchsen, wiederholt sich unter ihnen der hier in den Dingen selbst wurzelnde Conflict; Heinrich ist für die Deutschen, Conrad für die Polen. Umsonst, daß der Vater durch eine frühzeitige Landestheilung dem Schlimmsten zuvorzukommen gesucht hat. Der Bruderkrieg entzündet sich: die Aeltern müssen ihm unthätig und rathlos zusehen: höchst bezeichnend, daß Hedwig sich in Heinrichs, der Vater sich in Conrads Gebiet begiebt. Als dann Conrad überwunden, mit seinem nun zwiefach erschütternden Tode die alleinige Erbfolge Heinrichs II. und damit der Fortgang der deutschen Interessen für dies Schlesien gesichert ist, des alten Zündstoffs bleibt doch genug. Denn im Grunde genommen ist es die Frage der Nationalitäten, die bald mit dem Streit über die Oberhoheit, bald

mit den Händeln gemeiner Tücke und Habsucht verschürzt, das dämonische Gelüst dieser piastischen Brüder und Vettern, sich und ihr Volk zu verderben, zu immer neuen entsetzlichen Ausbrüchen treibt. Einmal inmitten dieser Verwickelungen ist Hedwigs Gemahl schon in des Meuchelmörders Hand gegeben; ein deutscher Getreuer deckt seinen Leib und rettet mit dem Opfer des eigenen Lebens das des Herrn; schwer verwundet entkommt dieser nach Haus. Zwei Jahre darauf wird er nach Siegen auf dem Schlachtfeld durch verrätherischen Ueberfall von Conrad von Masovien gefangen genommen; schon hat der Sohn gerüstet den Vater zu befreien, als Hedwig (1229) sich aufmacht die Lösung und wenigstens für die nächste Zeit den Frieden zu bewirken. Als dann die Männer geschieden sind, wie bange wird es der Großmutter bei dem Anblick des heranwachsenden Geschlechts: sie ahnt von dem Enkel Verderben, und vielleicht hat sie nur zu gut in dem Herzen des sich eben entfaltenden Jünglings gelesen: nicht lange hatte sie die Augen geschlossen — und das Land war durch Boleslavs II. wildes Wesen hart an den Rand des Abgrunds gebracht.

Das ist bei allen Erfolgen dieses Menschenalters, für die die Nachwelt dankbar sein muß, der Anblick daheim. — Doch wir haben noch andere Vorhänge zu lüften. Wir lernten oben Gertrud die Aebtissin kennen. War sie von Anfang an dem geistlichen Stande bestimmt? Mit Nichten: durch große, weltbekannte Geschicke ward sie dafür geweiht. Sie war die fürstliche Braut, um die Otto von Wittelsbach freite. Mag nun auch die Geschichte von dem Uriasbrief König Philipps vor der Kritik nicht bestehen, eben dann wird — wie immer, wenn man der Geschichte das Kleid wohlfeiler Erfindung auszieht, — das Ereigniß nach unserer Seite noch bedeutender, dann vernichtet sich nicht ein unwürdiger Bewerber, sondern das einfache Wort der Chronik, daß Otto, als er den Mord beging, der Verlobte Gertruds gewesen, behält Recht, und dies Fürstenhaus erhält die Kunde, daß der Mann, der ihm schon mit schwer wiegenden Banden für das Leben angeschlossen ist, plötzlich den Fluch der furchtbarsten Blutschuld auf sein Haupt geladen hat. Man kennt die Scene dieses Mordes. Den einen Bruder unserer Hedwig, den Herzog Otto von Meran hat der König zum Ehebund mit der eigenen Nichte an den Altar geführt; er ruht von der Feststunde, da der Mörder eindringt, dessen Anstifter und Gehülfen Bischof Ekbert von Bamberg und Markgraf

Heinrich von Istrien — zwei andere Brüder Hedwigs — sind. In der bischöflichen Pfalz geschah der Mord: des geistlichen Hirten, der an ihm zum Hochverräther ward, Gastfreund war der König gewesen. Nie hat der Makel der Mitschuld von beiden Brüdern abgewaschen werden können: mit der Ausführung des Achtspruchs, der den Flüchtigen auf der Ferse folgte, sank die Stammburg ihres Hauses in Trümmer; ihre später erfolgte Wiederherstellung in Besitz und Würden beruhte mehr auf den Wechseln der Parteibildung im Reiche, als auf einer besseren Ueberzeugung von ihrer Unschuld. Eine von Hedwigs Schwestern, Gertrud war an Andreas II. von Ungarn verheirathet — eine Frau männlichen Geistes, die Zügel des Reichs, die den ohnmächtigen Händen ihres Gemahls entsanken, festzuhalten entschlossen: auch sie unterstützte das deutsche Element dem magyarischen gegenüber. Diese ihre Stellung zu Volk und Regiment war es wahrscheinlich, was das Schwert des Meuchelmörders gegen sie waffnete (1213); doch hat sich an ihr gräßliches Ende bei den Ungarn die Tradition ansetzen können, daß sie den Frevel begünstigt habe, den einer ihrer Brüder an dem Weibe des Mörders, eines der Großen des Reichs begangen, und daß sie also das Opfer gerechter Rache geworden sei. Urkundlich wird ihr Bruder Berthold, den wir in mächtiger — auch wiederum geistlicher — Stellung neben ihr kennen, angeklagt, bei seiner wohl durch ihre Ermordung veranlaßten Entfernung aus dem ungarischen Reich sich auch die Schätze der Schwester widerrechtlich angeeignet zu haben. Wir wissen noch von einer andern Schwester Hedwigs — es war ein glänzender Tag (Juni 1196), da König Philipp August zu Compiegne Agnes von Meran als seine Braut empfing: wie beugte sich Alles vor ihrer Schönheit: wie bewundert man ihre Haltung zu Roß: der Mönch von St. Denys, der diese Geschichten erzählt, kann nicht unterlassen, von ihrem schönen Fuß, ihrer zarten Hand zu sprechen: die Söhne von Nevers und Montreuil nehmen ihre Farben: im Geräusch der Jagd wie des Turniers ist sie der Mittelpunkt aller Lust. Aber in wie schwere Schuld ist ihr kurzes Glück verstrickt! Um sie freilich hat die Krone Frankreichs in aller Form geworben: sie weiß sich nicht anders als des Königs Gemahlin. Aber Philipp August hatte kein Recht zu dieser Ehe; er hat die rechtmäßige Gemahlin unter trügerischem Vorwand verstoßen, und Agnes muß sich von Papst Innocenz laut eine Ehebrecherin schelten lassen. Unter der

Geißel des Interdicts stellt der König die erste Ehe wieder her, und verweist Agnes nach Schloß Poissy: hier ist sie, gebrochenen Herzens, im Jahr 1201 gestorben.

Verstehen wir nun die Wetter, die über Hedwig daher gehen, den Druck, mit dem die aus Schuld und Verhängniß zusammengewobenen Geschicke dieser Fürstenhäuser auf diesem zarten Herzen gelastet haben mögen? Wir haben es mit einer nach Christi Vorbild ringenden und doch zur Klarheit Seines Antlitzes nicht durchgedrungenen Seele zu thun. Darf es nicht das Geheimniß jener Bußdienste gewesen sein, dies Leben darbringen zu wollen als Opfer für die Missethaten der Blutsgemeinde? Es ist dies recht eigentlich die Signatur des Mittelalters, daß Tugend und Laster, Großthat und Unthat in gigantischen Maaßen einander entgegentreten, Welt und Kirche durch eine unermeßliche Kluft getrennt erscheinen. Dies meranische Haus scheint mehr als einmal berufen, die ganze Wucht dieser Gegensätze an sich und seinen Schicksalen zu erfahren und für Mit- und Nachwelt zur Darstellung zu bringen. Erinnere man sich, daß die Tochter Gertruds der Ungarnkönigin die heilige Elisabeth war. Viel jünger als die Mutterschwester scheint sie dem Beispiel dieser zu folgen, und doch geht sie ihr wieder in der Vollendung und in hohem Nachruhm bei der Christenheit voran. Wie sich ja leicht erkennen läßt, sind die Ueberlieferungen von Beiden in manchem Punkte verwandt. Auf den ersten Blick könnte uns der Argwohn beschleichen, daß wir hier die Abwandelung derselben Formel in zwei Exempeln vor uns hätten; so wie wir näher herzutreten, zeigt sich uns die durchgreifende Verschiedenheit individueller Gestalten, die einander erklären und ergänzen und deren jede die Wahrheit der andern erhärtet; zwei Zweige von demselben Baum genommen, über alle räumliche Ferne hinaus in einer Art Sympathie des Wachsthums und doch jeder von seiner Sonne abhängig. Bei Elisabeth drängt sich Alles zu enger Bühne zusammen und läuft deshalb auch schneller ab: der zartesten Selbstverleugnung tritt in Heinrich Raspe die roheste Selbstsucht unmittelbar gegenüber: auch die Ascetik ist hier nicht Selbstgespräch der kämpfenden Seele, sondern Zwiesprach der Heiligen mit dem strengen Meister, Conrad von Marburg. So hat Elisabeths Bild mehr dramatischen Reiz; Hedwig aber, in dem Conflikt zweier großer Volksthümlichkeiten webend, zwischen den glücklichen Fortgang der abendländischen Cultur und eine der

größten Gefahren, die diese jemals bedroht haben, den Erguß von Dschingischan's Horden, gestellt — ist, daß wir das Wort wagen, von höheren geschichtlichen Gnaden.

Solche Erscheinungen nun haben auch für unsere Tage einen hohen Werth. Sie belehren über Beides: die Nothwendigkeit der Reformation und das Ungemeine ihrer Aufgabe. Wir sehen noch einmal die Gefangenen Zions der Befreiung warten, wir hören noch einmal flehende Stimmen wie jene des alten Bundes: aber wir empfinden auch, daß es kein Geringes um den Glauben ist, der leisten soll, was die Dienste dieser Inbrunst, die Werke dieser Weltentsagung nicht zu leisten vermochten. Das Eine erfüllt uns mit Dankgefühl gegen Gott, der uns aus der Finsterniß zum Licht geführt und uns von der Arbeit, damit die irdischen Zeiten Sein Reich vorbereiten sollen, ein höheres und freudigeres Tagewerk anvertraut hat. Das Andere mahnt uns zu demüthigem Bekenntniß der schweren Verirrungen, denen eben unser Weg und unser Ziel uns aussetzt, und von denen unsere Geschlechter wahrlich nicht frei geblieben sind.

Wie nun Hedwig dem Christenthum des Mittelalters, der Römischen Kirche unauflöslich verknüpft ist, so kann sie auch des Wunders nicht entbehren: es dringt schon in ihr Leben ein; es umgiebt ihren Sarkophag. Dem Zeugniß der Wunder folgt die Heiligsprechung durch Papst Clemens IV. 25. März 1267. — Evangelische Christen, brauchen wir uns nicht daran zu erinnern, daß wir von Niemandes Vollmacht selig zu sprechen oder zu verdammen wissen: uns genügt, wenn wir schüchtern und doch mit Zuversicht sagen dürfen, „daß ihr die Krone der Gerechtigkeit beigelegt ist, die der Herr der gerechte Richter an jenem Tage Allen geben wird, die Seine Erscheinung lieb haben.“ Aber seine geschichtliche Bedeutung dürfen wir jenem Akt der Canonisation doch nicht aberkennen. Hedwig ward damit die Patronin des schlesischen Katholicismus. Als Stammmutter der Piasten von Niederschlesien zugleich zu den Ahnen des preußischen Königshauses zählend, galt sie nach der preußischen Eroberung als die natürliche Vermittlerin zwischen der neuen Dynastie und den Katholiken des Landes, die im Bewußtsein der schweren Schuld, welche ihre Kirche gegen die evangelischen Mitbrüder auf sich geladen hatte, eine solche Fürsprecherin gern anriefen. Auch die Denkweise des 18. Jahrhunderts hatte die Achtung vor derlei schirmherrlichen Rechten

nicht ganz verloren: in den Kreisen des Philosophen von Sanssouci stellte man wohl im Scherz und doch mit gutem Sinn Hedwig dem wie bekannt zu gutem Theil auf Trug beruhenden erst mit der katholischen Restauration des 17. Jahrhunderts eingedrungenen Ansehn des heil. Nepomuk entgegen: man sah in diesem Oestreichs Mann, und preist sie als Vorkämpferin der Preußen. Im Zusammenhange damit ist es, daß als der katholischen Kirche die nach Maaßgabe der Zeiten ungemeine Gunst zu Theil ward, an dem stattlichsten Platze der preußischen Hauptstadt ein Gotteshaus errichten zu dürfen, dies der heil. Hedwig geweiht ward. So hat die Heilige ihren Sitz inmitten unserer Königsschlösser bekommen — ein Symbol des unvergleichlichen Dienstes, den diese Monarchie an der Versöhnung der Zeitalter der Kirche hat, und eine Hinweisung auf die Früchte, die sie einst mit den Tagen des großen Gottesfriedens heimbringen wird.

Siegfried Hirsch in Berlin †.

---

## 226. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

19. November.

Elisabeth, Tochter des Königs Andreas von Ungarn und seiner Gemahlin Gertrud, geb. 1207, war auf den Antrag des Landgrafen Hermann von Thüringen von ihren Eltern schon als vierjähriges Kind nach der Wartburg entlassen, wo sie heranreifen und dann die Gemahlin Ludwigs, des künftigen Nachfolgers auf dem landgräflichen Thron werden sollte.

Schon früh that sich in ihr ein entschiedener Zug geistlicher Lebensanschauung kund. Ihrer Seele ursprünglich eigen, mochte er durch das Innewerden ihrer Stellung in der Fremde und die Kunde von dem räthselhaften gewaltsamen Tode ihrer Mutter[1]), die ihr dann in ihren Träumen vorkam und das Kind um Fürbitte anging, gekräftigt werden. Als zartes Kind sehen wir sie in der Kirche den Altar aufsuchen und auf ihren Knien liegen; mitten in ihren Spielen springt sie nach der Kapelle zu und küßt ihre Mauern; auf dem Kirchhofe, zwischen den Gräbern durch schreitend, gedenkt sie des Wechsels von Leben und Tod, der auch für

---

[1]) S. das Lebensbild der Hedwig, der Schwester derselben, oben S. 25.

sie eintreten werde. Wie gesund dieser Trieb war, erhellt aus seinem Verbundensein mit herzlicher Zuneigung zu Armen und Leidenden: armen Kindern steckt sie ihre kleinen Gewinnste, Bettlern am Thor Brod und Speise zu, die sie aus der Küche für sie holt. Am höchsten wird die Demuth zu preisen sein, die sich in all' ihrem Thun und Reden ausprägt, die anspruchslose Ergebenheit, mit der sie harte Urtheile der Landgräfin Mutter über ihr unscheinbares, unfürstliches Wesen, die spöttischen Bemerkungen der ihr fast gleichaltrigen Prinzessin Agnes und die Reden einer Hofpartei erträgt, welche darauf dringt, daß man sie zu ihrem Vater wieder zurückschicken solle, weil sie eher zu einer Magd als zu einer Fürstin tauge. Mit dem vierzehnten Jahre hörte dieser Zustand des Gedrücktseins auf: Landgraf Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters Hermann im Jahre 1216 und seitdem in Friedens- und Kriegsgeschäften sich als trefflicher Fürst bewährt hatte, reichte in seinem 22. Jahre der Frühentwickelten seine Hand zum Ehebunde. Sie war nun im Genuß selbständigen fürstlichen Ansehens, und eine Reihe von glaubwürdig überlieferten Zügen erweist den kindlich liebenden Sinn, mit dem sie ihrem Gatten zur Seite stand, den Eifer, womit sie ihre fürstliche Stellung zum Wohlthun der Bedrängten benutzte und den tiefen Ernst ihres Ringens um das Seelenheil.

Von der Zeit her, wo sie Verlobte waren, hatten die fürstlichen Ehegatten die freundliche Gewohnheit, sich Bruder und Schwester zu nennen, und schön ist's zu lesen, wie die Schwester an dem Bruder hing, wie sie bei Tische zu seiner Seite saß, wie ungern sie sich von ihm trennte; wo immer es möglich war, begleitete sie ihn auf seinen vielfachen Reisen: sie ritt dann zu Pferd neben ihm und ertrug mit ihm Wind, Regen und Schnee. Waren die Reisen zu weit, oder zog Ludwig, was während ihrer Ehe fast jedes Jahr nöthig war, in Krieg oder Fehde, so betrachtete sie die Zeit seiner Abwesenheit als eine Trauerzeit: sie legte ihre fürstlichen Kleider ab und harrte in einfachem Witwenkleid seiner Wiederkehr: kam er dann wieder, so holte sie zum Zeichen ihrer Freude und wohl wissend, daß sie als Gattin ihrem Eheherrn auch äußerlich gefallen müsse, die glänzenden Gewänder wieder hervor und bewillkommte ihn in ihrem Schmuck. Als unumschränkte, nur ihrem Gatten verantwortliche Fürstin konnte sie nun der tiefsten Neigung ihrer Seele, den Armen und Leidenden Linderung ihrer

Noth zu verschaffen, auf's Reichlichste nachleben: Hülfesuchende und Bettler fanden bei ihr ein stets offenes Ohr: arme Kranke und Wöchnerinnen suchte sie persönlich in ihren Wohnungen auf: sie griff dann in die Pflege selbstthätig ein; als es einmal an Milch gebrach, verschmähte sie es nicht, in den Stall zu gehen und sich am Euter einer Kuh zu versuchen, was ihr denn freilich beinahe übel bekommen wäre. Bei neugeborenen Kindern armer Leute übernahm sie Pathenstelle, erfreut über die ihr also gebotene Gelegenheit, ihnen nun um so mehr Wohlthaten erzeigen zu können. So war beständig ihr Thun. Kein Zeitraum aber sah mehr Beweise ihrer Liebe, als die Jahre 1225 und 1226, wo eine Theuerung und in ihrem Gefolge schwere Seuchen ganz Deutschland in steigendem Druck bedrängten. Unzählige nahmen damals zu der Burg ihre Zuflucht, wo sie sich eine freundliche Fürsorgerin wußten, und Keinen wies sie von ihrer Schwelle. Den Hungernden ließ sie Brod backen, die Schwachen speiste sie von ihrer eigenen Tafel und brach sich ab, damit sie ihnen desto behülflicher sein könnte. Von dem Sommer, den ihr Gemahl, vom Kaiser nach Cremona gerufen, in Italien zubrachte, wird berichtet, daß sie täglich 300 Arme persönlich versorgte. Für die Kranken, die den steilen Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie in Eisenach ein Spital ein, in welchem 28 Kranke Lager und Pflege fanden, die sie dann täglich besuchte und mit gottseligen Worten erquickte. Ein anderes Haus hatte sie für arme und kranke Kinder bestimmt: auch diese besuchte sie fleißig, brachte ihnen zur Erheiterung Spielsachen, Töpfchen, glänzende Ringe und Anderes mit und bewies ihnen, wie sie denn von Allen als Mutter begrüßt wurde, die mütterlichste Treue; gerade mit den elendesten und entstelltesten befaßte sie sich und drückte sie an ihren Busen. Nicht, als wäre das ihrem äußerlichen Menschen leicht geworden: dumpfe, verdorbene Luft war sonst ihr Abscheu; aber den Dunst der Krankenstuben, in denen es ihre Hoffräulein bei der heißen Jahreszeit kaum aushalten konnten, ertrug sie mit aller Geduld und Heiterkeit. Als der Herbst nahte und es nun galt, den Armen für die bevorstehende Erntearbeit Schuhe und Sicheln anzuschaffen, und da die Vorräthe in Folge der beständigen Ausgaben auf die Neige gingen, griff sie nach ihren seidenen Kleidern und verschenkte sie mit den Worten: nicht zum Putz, sondern verkauft sie für eure Nothdurft und arbeitet! denn es steht geschrieben: du sollst dich von deiner Hände

Arbeit nähren, und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Und glücklich war sie zu preisen: ihr Wohlthun, von den Amtsschössern freilich als Verschwendung gescholten, war ganz im Sinne ihres Gemahls: als er zurückkehrte, bedeutete er die Klagenden mit den Worten: lasset sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich thun, so viel sie will, wenn uns nur Wartburg und Naumburg zu unserer Herrschaft verbleiben!

Diese Erweisungen thätiger christlicher Liebe werden uns erst dann in ihrer vollen Bedeutung erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß es die Thaten einer Siebzehn- oder Achtzehnjährigen sind, die sich vor unsern Augen erheben. So früh einem Leben der aufmerksamsten Liebe zu ihrem Gemahl, und der unermüdlichsten Barmherzigkeit gegen Nothleidende ergeben! Diese Elisabeth wird ohne Aufhören in der Erinnerung des deutschen Volks, in der Christenheit fortleben, ein Vorbild für die christlichen Frauen jedes Standes und Alters, erhoben von den empfänglichen Herzen, geliebt von den Gleichgesinnten, und denen zur Scham genannt, die, wie weit auch an Jahren voraus, noch nicht vermocht haben, sich über den Genuß hinaus zum Bewußtsein eines christlichen Berufs für die Welt emporzuschwingen.

Das folgenschwerste Ereigniß in Elisabeths Leben ist nun, daß sie sich unter die Führung eines Beichtigers begab, der unter dem besondern Einfluß des Papstes stand. Conrad von Marburg erschien nach dem, was der treue Biograph Ludwigs erzählt, als ein Mann, der durchaus Vertrauen verdiente. Er war gelehrt, von reinen Sitten, die heilige Schrift floß ihm zu; durch seine Thätigkeit als päpstlicher Legat in Deutschland, wobei er sich den guten Christen gnädig und geneigt, den ungläubigen hart und gestreng gezeigt hatte, hatte er sich einen Ruhm erworben, der den Bruder Berthold in die Worte ausbrechen läßt, daß sein tugendlich Leben in deutschen Landen als ein lichter Stern leuchtete. Dadurch wird begreiflich, wie ihm Landgraf Ludwig vor dem Antritt seines Kreuzzugs im Jahre 1227 die Besetzung aller der seinem Patronat untergebenen Kirchenstellen übertragen konnte; begreiflich, wie er, wahrscheinlich ein Jahr vorher, bereitwillig seine Genehmigung dazu ertheilte, daß sich seine Elisabeth in den Gehorsam Conrads begäbe. Feierlich, in einer Kirche, ward Elisabeths Versprechen zugleich mit dem Gelübde, im Fall des Todes ihres Gatten unverheirathet zu bleiben, gegeben und angenommen: Ludwig

ließ ihm freie Bestimmung in der Führung seiner Gattin: nur seine Rechte als Gatte behielt er sich vor. Was etwa noch jugendlich Schwankendes, Unfertiges, Willkürliches in Elisabeth war, konnte so am Sichersten von ihr abgestreift und der unvergleichliche Grund von Gottesfurcht und Liebe, der in ihr lag, auch für ihre Stellung als Fürstin herausgebildet werden. — Aber je mächtiger Conrads Persönlichkeit, je gefügiger Elisabeths Wille war, desto gewisser war andererseits die Möglichkeit gegeben, daß er sich nicht darauf beschränkte, das Ueberwuchernde ihrer Liebesthätigkeit wegzuschneiden, wie wir denn lesen, daß er ihr die Liebkosung der Aussätzigen in der That verboten hat, sondern die beichtväterliche Leitung zur geistlichen Knechtung werden ließ.

Es ist nicht ausgemacht, ob Conrad Weltpriester oder Dominicaner oder Franciscaner gewesen. War er, wie man neuerdings vermuthet hat, Mitglied der weitern Genossenschaft des heiligen Franciscus, so wurden unmittelbar durch ihn die franciscanischen Anschauungen und Grundsätze der heiligen Elisabeth nahe gebracht. War er's nicht, so läßt sich darthun, daß diese jenseits der Berge aufgekommene Geistesrichtung ihren anderweitigen Einfluß zeitig auf sie geübt hat. Zwar werden wir gerechtes Bedenken tragen, der Angabe der Franciscaner-Annalen, wonach Elisabeth mit dem Heiligen von Assisi in brieflichem Verkehr gestanden und von ihm seinen eigenen Rock zum Geschenk erhalten habe, Glauben zu schenken, da die unzweifelhaften Quellen davon Nichts erwähnen. Aber wenn doch eine ihrer Dienerinnen, Eisentrud von Hörselgau, erzählt, daß ihre Herrin eigenhändig Wolle zu Kleidern für die Mennebrüder gesponnen, und wenn Conrad selbst in einem Briefe an den Papst mittheilt, daß sie solchen eine Capelle in Eisenach verschafft habe, so ist eine Beziehung zu ihnen schon in dieser Zeit ihres Lebens unzweifelhaft, und selbst die Nachricht der Annalen ist nicht unglaublich, daß schon der erste Beichtvater Elisabeths, Namens Roding, ein Franciscaner gewesen.

So sehen wir die junge deutsche Fürstin von Einflüssen umgarnt, welche in Italien ihre Quelle hatten und durch eignen Willen unter eine Hand gebeugt, die stark genug war, den anerbotenen Gehorsam bis auf's Aeußerste zu erwirken.

Und was waren nun die Folgen dieser Erziehung Conrads?

Die Denksprüche, welche er wahrscheinlich in dieser Zeit Elisabeth gab, haben zwar ihrem größten Theil nach einen rein

biblischen Inhalt: „Habe Gott immerdar im Herzen und gedenke sein“, „Sei barmherzig gegen den Nächsten“, „Weil Gott für dich gelitten hat, so trage auch du geduldig das Kreuz“, wir dürfen hinzufügen, einen solchen, den Elisabeth von jeher an sich wahr zu machen sich befleißigt hatte, sind aber allesammt unter die Richtschnur jenes von Dominicus wie von Franciscus ergriffenen und neu proclamirten Grundsatzes von der freiwilligen Armuth gestellt „in ihr trage Verachtung mit Geduld“; und schließen damit Ziele ein, die von einer Fürstin nicht zu erreichen waren, oder, wurden sie erreicht, ihrem Fürstenthum ein Ende machen mußten.

Jedenfalls kam Alles auf die Art ihrer Geltendmachung an, und hier zeigt sich unverkennbar ein Fortschritt vom Aeußern zum Innern, vom Geringern zum Größern. Eine eigenthümliche Lebenserschwerung verursachte ihr Conrad zunächst durch das Verbot aller Speisen, über deren Herkunft sie kein vollkommen ruhiges Gewissen habe. Zwar von dem Fürsten, der einst fränkische Ritter mit blutiger Fehde gestraft, weil sie einem armen Krämer Waare und Esel weggenommen hatten, läßt sich nicht annehmen, daß er seine Tafel mit Geraubtem habe besetzen lassen. Nur von dem Ertrag der Domanialgüter, das wird Conrads Wille gewesen sein, nicht von dem der unter Umständen mit Gewalt eingetriebenen Steuern sollte Elisabeth leben. Da geschah es denn, daß sie bisweilen auf der Tafel nichts fand, was sie genießen konnte; aber willig und heiter unterwarf sie sich, sie zerbröckelte dann ihr Brod und that, als äße sie; als sich einmal unter vielen Gerichten nur eine Schüssel kleiner Vögel befand, die für sie eßbar erschien, nahm sie sich ein wenig davon und vertheilte das Uebrige unter ihre gleichgesinnten Dienerinnen, deren Hungern ihr viel drückender war, als das eigne. — Je nachdem die Tafel besetzt war, sagte sie zu ihnen: „Heute giebts nur zu essen“ oder „heute giebts nur zu trinken“; fand sich beiderlei, so klatschte sie in die Hände und rief: „Wohl uns! heut laßt uns essen und trinken!“ So überwand sie, auch von ihrem Gemahl unterstützt, der einmal zu den enthaltsamen Dienerinnen sagte, er würde sich, wenn er nicht den Widerspruch seiner Dienstmannen scheute, gern selbst der Regel unterwerfen, mit liebenswürdiger Heiterkeit die darin für sie liegende Versuchung; und nur dadurch wird es ihr wahrhaft schwer gemacht worden sein, dem Gebote nachzukommen, daß es Conrad in seiner Härte auch auf die Fälle ausdehnte, wenn sie bei Andern zu Gaste war.

Gleichfalls auf dem Gebiet des Aeußern liegt eine andre Beweisung seines Einflusses auf Elisabeth. Schon früher hatte sie die Gewohnheit gehabt, sich Nachts zuweilen von der Seite ihres Gatten zu erheben und am Bette kniend zu beten: sie ließ sich dazu von ihren Dienerinnen wecken. Dies, früher namentlich in der Fastenzeit und an den Freitagen geübt, that sie nun, nachdem sie sich in Conrads Gehorsam begeben, nach dem Bericht Eisentruds oftmals; gerade von dieser Zeit wird es zu verstehen sein, was sie weiter mittheilt, daß Elisabeth, wenn ihr Gemahl abwesend war, viele Nächte unter Kniebeugungen, Geißelungen und Gebeten hinbrachte.

Nur berühren können wir hier den plötzlichen Wechsel der Dinge auf der Wartburg, den Sturz und das weitere Leben Elisabeths, worin gleichfalls weitere Spuren von geistlicher Einwirkung auf sie fühlbar sind; wie Elisabeth nicht lange nach der Rückkehr von jener Heerfahrt ihres Gemahls nach Cremona einst zufällig in dem Rocke desselben das Kreuz entdeckte, das er, dem Aufruf des Kaisers zu einem Zug wider die Sarazenen folgend, vom Bischof von Hildesheim erhalten, aber aus Liebe zu ihr bisher verborgen; wie sie in Ahnung deß, was da kommen sollte, in tödtlichen Schrecken gerieth und nur durch seine Liebesworte getröstet wurde; wie die Beiden vor ihrer Trennung übereinkamen, das Kind, das sie unter dem Herzen trug, einst dem Dienst des Herrn zu weihen; wie er, um Johanni 1227 zum Heereszug aufbrach, wie sie, nachdem er von den Kindern, seinem fünfjährigen Heinrich und der etwas jüngeren Sophie, den rührendsten Abschied genommen, nicht auf der Wartburg von ihm scheiden wollte, sondern ihn weit, bis zur Landesgrenze begleitete — und wie dann im Herbst die Trauerkunde kam, und wie sie bei ihrem Empfange außer sich vor Schmerz in die Worte ausbrach: Todt, todt ist mir nun die Welt und all' ihre Freude! Alsbald nach diesem Leid kam Schmach und Vertreibung über sie, indem der eigene Bruder ihres Gemahls, begierig nach der Landgrafenkrone, sie, die kaum von dem Wochenbett Genesene, schmählich von der Wartburg verjagte, und sie fand in Eisenach Niemand, der sich ihrer annahm, bis sie endlich in dem stallähnlichen Gelaß einer Herberge Unterkunft erhielt, in welchem sie zuerst mit ihren drei kleinen Kindern, die man ihr Tags darauf unbarmherzig in's Elend nachschickte, und dann, nachdem für diese irgendwo eine bessere Pflege gefunden war, mit einigen ihrer Hofdienerinnen den ganzen Winter hindurch verweilte.

Wie ein überirdisches Licht, unvergänglich schön, glänzte in diesem Dunkel ihre Demuth, Gottesfurcht und Gottinnigkeit. Wenige Stunden, nachdem das Unglaubliche geschehen, raffte sie sich aus der Kammer ihrer Schmerzen auf, ging in die Kapelle ihrer Barfüßer und bat sie, ihr ein Tedeum zu singen um der Trübsal willen, die der Herr ihr sende! Und als sie an einem Tage der vorösterlichen Fasten vor einem Altar auf ihren Knien liegend lange gebetet hatte, und dann zu Haus in einen Zustand der Beschauung gerieth, worin sie bisweilen weinte, bisweilen freundlich lächelte und endlich in die Worte ausbrach: „ja, Herr, du willst sein mit mir, und ich will sein mit dir, und niemals will ich von dir geschieden sein," da antwortete sie auf die Frage ihrer Eisentrud, mit wem sie denn geredet habe: „Ich sah den Himmel offen und meinen süßen Herrn Jesus sich zu mir neigen und mich trösten über meine vielen Aengste und Nöthe, und so lange ich ihn sah, war ich froh und lachte, und wenn er sein Angesicht zum Fortgehn wandte, weinte ich; und erbarmungsvoll wandte er sein lichtes Angesicht mir wieder zu und sprach: wenn du mit mir sein willst, will ich mit dir sein! und ich antwortete, was du gehört."

Wer hat je so geredet? Hat sich hier nicht wirklich eine Seele dem Himmel aufgethan?

Und doch, das ist nicht zu läugnen, steht neben diesem Lichtblick ein dunkles Räthsel. Als Elisabeth in so heißer Liebe zu ihrem Gott und Heiland stand, wo war die fürsorgende Liebe zu ihren Kindern, deren erstes der geborene Fürst des Landes war? wenn sie zur Zeit ihrer Macht Tausenden das dargebracht, was sie zur Stillung des Hungers bedurften und auch jetzt in ihrer Noth Sorge trug, daß ihre Kinder irgendwelcher leiblicher Pflege theilhaftig wurden, wo war der doch auch heilige Liebestrotz der Mutter, die das ihrem fürstlichen Sohne gebrochene Recht wieder herzustellen suchte? Dafür hatte die geistliche Zucht, der sie sich ergeben, ihr den Sinn geraubt. Conrad, der das Verdienst hat, sich später mit Andern Elisabeths in der Art gegen ihren Bedränger angenommen zu haben, daß er der Beraubten das landgräfliche Witthum zu verschaffen suchte, hat hievon Nichts geltend gemacht. Das ideal zu verstehende, vom h. Franciscus als Regel des gemeinen Lebens für die Seinen hingestellte Wort des Evangeliums: „dem Bösen nicht zu widerstehen", wird von Conrad und Elisabeth als ausreichende Richtschnur für ihr äußeres Verhalten angesehen

und der Gedanke an die Vertheidigung der Rechte des Prinzen nicht in ihre Seele gekommen sein.

Eine etwas bessere Zeit brach für sie an, als die Schwester ihrer Mutter, Aebtissin Mathilde in Kitzingen, sie mit ihren Kindern und Hofdienerinnen in ihr Kloster, und einige Zeit darauf ihr mütterlicher Oheim Bischof Eckbert von Bamberg auf sein Schloß Pottenstein einlud. Hier lebte sie in einer ihr gebührenden Umgebung etwa ein Jahr lang, die ihr gemachten Anerbietungen zu einer neuen Verheirathung mit Entrüstung von sich weisend, bis die thüringischen Genossen ihres Gemahls, Schenk Rudolf von Vargila an der Spitze, nach Vollendung des Kreuzzugs mit den Gebeinen Ludwigs in Bamberg anlangten. Noch einmal offenbart sich die Innigkeit ihrer Gattenliebe zugleich mit ihrer Gottergebenheit auf ergreifende Weise. Als die Truhe vor ihr geöffnet wurde, sprach sie: „ich danke dir, daß du mein Flehen erhört hast, die Gebeine meines Geliebten zu sehen, daß ich an ihnen weinen kann.. Ich hätte alle Herrlichkeit der Welt für ihn hingegeben!.. Nun möchte ich ihn aber nicht mit einem Haare meines Hauptes gegen deinen Rathschluß zurückrufen". Nach dem Willen des Bischofs zog sie mit dem Sarge nach Reinhardsbrunn zur Beisetzung. Hier gelang es der kühnen Beredsamkeit Rudolfs, den Landgrafen Heinrich zur Anerkennung der Rechte Elisabeths und ihrer Kinder zu bringen: so sehr es auch in Bezug auf den Prinzen an der vollen Geltendmachung gefehlt hat; er versöhnte sich mit ihr, gestand ihr 500 Mark jährliches Leibgedinge und den ihr schon bei ihrer Verheirathung bestimmten Besitz von Marburg zu und ließ sie auf der Wartburg und der Kreuzburg wohnen.

Aber trotzdem, daß sie auch hier in früherer Aermlichkeit lebte, standen ihres Herzens Gedanken doch nach andern Dingen. Nicht auf Schlössern, noch in der Umgebung des Ueberflusses, sondern als Klausnerin oder sonst in einem Gott wohlgefälligen Stande gedachte sie das Heil ihrer Seele zu schaffen. Es kam nur darauf an, was Conrad, der ohne Zweifel in Folge von Mittheilungen über sie, nun vom Papste den Befehl erhalten hatte, sie in besondere Obhut zu nehmen, dazu sagen würde. Mit vielen Thränen, berichtet Conrad, bat sie mich, daß ich ihr erlauben möchte, als Bettlerin von Thür zu Thür zu gehen. Als ich ihr das schlechthin verweigerte, sagte sie: Das thue ich, das thue ich, was Ihr mir nicht wehren könnt! Am Charfreitag des Jahres 1229 legte sie in

der erwähnten Barfüßerkapelle zu Eisenach in Gegenwart einiger Klosterbrüder die Hände auf den entblößten Altar und sprach ein feierliches Gelübde aus: sie entsagte allem Gegenwärtigen und Vergangenen, dem eigenen Willen, aller Pracht der Welt und dem, was der Welterlöser im Evangelium zu verlassen gebeut. Als sie ihren Besitzungen entsagen wollte, sagt Conrad weiter, ließ ich es nicht zu, theils um die Gebühr ihres Mannes — das Wort wird nicht von Schulden, sondern von Seelenmessen zu verstehen sein — zu entrichten, theils der Unterstützung der Armen wegen.

Dieser Act, der letzte, den sie von der Wartburg aus vollzog, der Abschluß ihres bisherigen Lebens und die allmählich gereifte Frucht ihrer innern Entwickelung bildete den fruchtbaren Keim einer neuen Epoche ihrer Wirksamkeit. Sie zog, um der darin für sie gestellten Aufgabe zu genügen, wie Eisentrud berichtete auf das Geheiß Conrads, wie er selbst sagt wider seinen Willen (wahrscheinlich beziehen sich diese verschiedenen Aussagen auf verschiedene Zeiten), ihm auf ihr Witwengut Marburg nach, dem äußersten Grenzort der Landgrafschaft, welcher damals, abgesehn von der landgräflichen Burg, die ihm den Namen gegeben, ein geringer, dem Dorf Oberweimar eingepfarrter Flecken war.

Hier, in der Ferne vom Leben des Hofs und der Welt, suchte sie nun, zuerst noch von ihren Kindern und Hofdienerinnen umgeben, unter Conrads Aufsicht die geistliche Vollkommenheit zu erringen, die ihr als Ziel vorstand. Den Aufenthalt auf der Burg verschmähend und wie Eisentrud hervorhebt, auch hier von den Ihrigen verfolgt, nahm sie ihre Zuflucht zu dem nahe gelegenen Dorfe Wehrda. Noch zeigt man da ein Haus, wo sie gewohnt habe, und erzählt, wie sie von da aus in die in der Nähe auf einem Hügel gelegene Kirche gegangen sei. Das Richtige ist, daß damals dort ein Burgsitz mit einer Kemenade war, unter deren Treppe sie wohnte, indem sie sich mit Zweigen gegen die Strahlen der Sonne zu schützen suchte. Sie bereitete hier für ihre kleine Haushaltung, was sie an Speisen erhalten konnte, und trug die Beschwerden der Sonnengluth, des Rauchs und des Windes mit aller Freudigkeit. Inzwischen war in der Nähe Marburgs, vermuthlich in der Gegend des Platzes westlich von der Elisabethkirche, ein niedriges Häuschen von jener Bauart, die noch heute hier in Anwendung kommt, von Holz und Lehm fertig geworden, welches sie nunmehr bezog. Hier lebte sie im grauen Kleid der

Schwestern des h. Franciscus, unterzog sich den geringsten häuslichen Arbeiten und übte vor Allem die Pflege armer Kranker, in denen sie Christum vor sich sah, mit einer Ergebenheit und Fröhlichkeit, welche ihren feindseligen Verwandten das Wort in den Mund gab, daß sie ihres Gemahls ja bald vergessen habe. Aber nicht vorübergehend sollten ihre Wohlthaten sein. Indem sie allen Schmuck, den sie aus früherer Zeit noch besaß, und ihr gesammtes Einkommen zusammenthat, und sich selbst an der täglichen Speise abbrach, gelang es ihr, die Mittel zur Gründung eines Spitals für Kranke zu gewinnen, welches zu der noch bestehenden Anstalt des Landkrankenhauses den Grund gelegt hat und von ihr, da sie fürchtete, daß es von den Ihrigen später wieder aufgehoben werden möchte, in die Hand des Deutschherrnordens gegeben wurde, eine That, wodurch sie die eine der beiden großen Grundsäulen der spätern Existenz Marburgs gestiftet hat, während die andere auf dem lebendigen Andenken an das, was sie selbst war, auf jener geistigen Nachwirkung beruht, welche in der herrlichen über ihrem Grab gewölbten Kirche nur einen Theil ihres sichtbaren Ausdruckes hat.

Denn wenn sich schon das äußere Schalten und Walten der in treuer Meinung um Gottes willen arm gewordenen Königstochter der Erinnerung des Volks tief einprägen mußte, wenn man es nicht vergessen konnte, wie sie in dem Spital selbst pflegend und reinigend Hand angelegt — noch zeigt man den Brunnen, an dem sie gewaschen haben soll —, wie viel tiefer mußte doch die Kunde von der sauern Arbeit gehen, die sie im Ringen um die Seligkeit auf sich nahm! Conrad war in Folge des vom Papst erhaltenen Auftrags nicht gelinder, sondern strenger in seiner Behandlung Elisabeths geworden: nachdem sie ihrem eignen Willen entsagt hatte, galt es, diese Entsagung auf's Bestimmteste durchzuführen. Wie berührt, hatte er ihr verboten, Aussätzige zu berühren. Als er erfuhr, daß sie ein junges mit Aussatz behaftetes Mädchen in ihr Haus aufgenommen, ihr das Bett mache, sie speise und wasche, griff er mit eigner Hand ein. „Gott vergebe mirs, schreibt er darüber, ich habe sie auf's heftigste gestraft." Für geringere Abweichungen von seinem Willen erfolgten Backenstreiche, für größere Geißelung; und alles dies nahm sie willig hin: sie dachte an Christus, der auch Beides erduldet, und sagte einmal nach erhaltener Geißelung: wie das im Flusse stehende Schilf bald

niedergetrieben werde, bald wieder aufstehe, so sei es dem Menschen nöthig, bald gedemüthigt, bald wieder froh aufgerichtet zu werden. Ueberaus lieblich ist der Bericht ihrer Dienerin Irmengard, daß das Weinen ihr Angesicht nicht entstellte: ihre Thränen seien wie aus einem lautern und fröhlichen Quell entsprungen; sie habe von denen, welche ihr Gesicht im Weinen entstellen, gesagt: „es scheint, als wollten sie Gott abschrecken; mögen sie doch das, was sie haben, Gott mit Heiterkeit und Fröhlichkeit geben!"

Aber nicht läugnen läßt sich, daß sie von Conrad auch ihrerseits gelernt hat, gegen Andre streng zu sein. Einem jungen durch sein schönes Haar ausgezeichneten Mädchen, welches bei einer Armenspeisung das Gebot, den angewiesenen Ort nicht zu verlassen, bei Strafe geschoren zu werden, noch dazu ohne Wissen übertreten hatte, läßt sie ohne weiteres das Haar abschneiden; freilich muß sie auch dies mit der reinsten Anmuth befohlen haben, da wir sehen, daß sich die Gestrafte sofort in ihre Umgebung begiebt. Eine Frau, von der sie gehört, daß sie nicht zur Beichte gehe, ließ sie eigenhändig die Geißel fühlen, ohne daß uns von einem gleich glücklichen inneren Erfolg berichtet wäre.

Mehr aber als Schläge haben andre Maßnahmen Conrads in Elisabeths Herz einschneiden müssen. Ihre Kinder hatte sie schon früher abgegeben; jetzt mußte sie ihre Dienerinnen entlassen, und Conrad ersetzte sie durch eine häßliche Nonne und eine taube Witwe von Adel, die ihr das Leben erschwerten, indem sie sich freundlich gegen sie stellten, aber hinter ihrem Rücken ihre kleinen Vergehen, wenn sie etwa einem Armen mehr geschenkt als sie gesollt, bei Conrad anbrachten: Alles, damit sie es in der Ueberwindung der Ungeduld weiter und weiter bringe.

Und Geduld war ja in ihr, und mit der Geduld noch vieles andre Große und Erstaunliche. Wenn sie betete, da funkelten ihre Augen; für eines Jünglings Heil betete sie einmal mit dessen Zustimmung in seiner Anwesenheit so herzlich und so feurig, daß er ausrief: o endet, ich halte es vor Gluth nicht mehr aus! und ihre Liebe zu Gott war so innig, daß sie darüber alle Güter der Erde vergaß. Sie sagte selbst einst zu ihren Dienerinnen: „Der Herr hat mein Gebet erhört, ich erachte alle meine weltlichen Besitzungen, die ich einst geliebt, für Staub. Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andre Nächste: ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt; Schmähung,

Verläumdung, Verachtung bringt mir Lust, ich liebe nichts, als Gott allein."

So war, was der in ihre Seele gepflanzte geistliche Drang ersehnte, was Conrad erwirken wollte, und woran der Papst Gregorius durch briefliche Ansprachen an sie mitarbeitete, wirklich erreicht: die graue Schwester Elisabeth, die, Fürstin und mit geflicktem Rock, an Krankenbetten stand oder Schüsseln wusch, hatte der Welt entsagt, und ihr Geist sich zu himmlischen Regionen aufgeschwungen. Aber die Kraft zum Leben war auch dahin: in den Novemberwochen des Jahres 1231 lag die 24jährige Witwe Ludwigs auf ihrem Sterbelager. Nachdem sie von der Wand her einen süßen Gesang, wie eines Vögleins Stimme vernommen, dem sie nachsummte, ging sie, gestärkt vom Sacrament des Altars, wie in sanftem Schlummer, hinüber.

Eine Erscheinung vielleicht ohne Gleichen: innig fromm, demüthig, geistig belebt, voll Liebe Gottes und der Menschen. Aber auch so an ihrem Sterbebette muß es bekannt werden: ein Opfer der geistlichen Mächte ihrer Zeit, entrissen den Ihrigen, vor Allen ihrem Erstgebornen, der eines trefflichen Fürsten Sohn berufen war, ihm nachzufolgen, und mit verkümmertem Recht thatenlos verkommen ist, entrissen dem Vaterlande, das in schwerster Zeit eines blühenden Thüringens bedurfte und ein zerstückeltes fand. Wir haben eine Heilige mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger. E. Ranke in Marburg.

---

## 227. Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich.

25. August.

Ludwig IX. wurde seinem Vater, Ludwig VIII. (damals noch Dauphin von Frankreich), in demselben Jahre (1215) geboren, in welchem Papst Innocenz III. auf der 4. Lateransynode den Gipfelpunkt päpstlicher Macht und päpstlichen Glanzes feierte, und durchlebte die Zeit, in welcher das Papstthum seinen Kampf um die Weltstellung mit Kaiser Friedrich II. führte. Sein Großvater Philipp und sein Vater dienten dem Papstthume mit ihren Zügen gegen die Albigenser, während ihm seine kluge und fromme Mutter Blanca in der Stille die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Kaum 11 Jahre alt, fiel ihm die Krone zu, als seinen Vater nach

der Belagerung von Avignon der Tod ereilte (1226). Wie die Frömmigkeit der Mutter des Königskindes Seele hütete, so wußte ihre Klugheit ihm die Krone zu bewahren gegen die aufrührerischen Barone des Reichs. In diesen Kämpfen zeigte der 13jährige König, der sich nicht abhalten ließ, sein Heer zu begleiten, einen solchen Muth und solche Festigkeit des Charakters, daß die Feinde seines Thrones den Muth verloren und Frieden und Verzeihung suchten.

Im 19. Jahre seines Alters trat Ludwig die Regierung selbständig an und vermählte sich bald darauf mit Margarete, der ältesten Tochter des Grafen Raimond von der Provence, welche ebensosehr wegen ihres unerschrockenen Muthes als wegen ihrer Frömmigkeit von den Zeitgenossen geehrt wurde. Wenn aber auch dann noch die Königin Mutter oft und entscheidenden Einfluß ausübte, so haben wir dies keineswegs der Schwäche, sondern nur der großen Pietät des frommen Königs zuzuschreiben. Eine bald nach seinem Regierungsantritte unternommene durchgreifende Reform der Justiz, eine Abstellung eingerissener Mißstände in der Verwaltung, strenge Wahrung der militärischen Ehre seiner Offiziere gegenüber dem ungeistlichen Gebahren einer verderbten Geistlichkeit, Abwehr aller Uebergriffe des päpstlichen Stuhles in die besondern Rechte der gallicanischen Kirche einem Innocenz gegenüber zeugt wahrlich nicht von Unselbständigkeit. „Wir verbieten hiemit — heißt's in einer Reichsverordnung — ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römischen Hofe verordneten Geldauflagen der Kirche unsres Reichs, wodurch dasselbe elendiglich verarmt ist, wofern solches nicht aus rechtmäßiger Ursach und mit Unsrer und des Reiches Bewilligung geschieht." Und dabei gerieth er nie wie andre Fürsten in Fehde mit den Päpsten, die ihm das Zeugniß ungeheuchelter Frömmigkeit und kirchlicher Treue nicht versagen konnten. Seine Gerechtigkeit und Friedensliebe verschafften ihm zum öftern das Amt eines Schiedsrichters zwischen andern Fürsten. Der fromme König liebte den Frieden, aber er fürchtete auch den Krieg nicht!

Im Jahre 1244 drangen die Heerhaufen der von den Mongolen aufgelösten Chowaresmier im Bunde mit dem Sultan von Aegypten in das heilige Land ein, eroberten nach der Schlacht bei Gaza Jerusalem, zerstörten das heilige Grab, warfen die Gebeine der Könige in's Feuer und schütteten die frevelhaftesten Greuel und

Verwüstungen über Land und Leute aus. Als die herzzerreißenden Nachrichten davon nach dem Abendlande kamen, lag König Ludwig in einer schweren Krankheit danieder. Die Folgen des letzten Krieges mit England hatten ihn im December 1244 auf's Krankenlager geworfen. Die Aerzte verzweifelten an seiner Genesung. Seine Gemahlin und seine Mutter waren vom tiefsten Schmerze ergriffen, den nicht bloß ihre Umgebung, sondern ganz Frankreich theilte. In den Kirchen der großen Städte wurden Bittfahrten veranstaltet. Die nächst wohnenden Bischöfe und Barone des Reichs begaben sich nach Paris, wo sie zwei Tage in ängstlicher Spannung abwarteten, was Gottes Rath über den König beschlossen habe. Am 23. December lag Ludwig fast den ganzen Tag starr und bewußtlos da. Eine der beiden Hofdamen, die an seinem Bette aufwarteten, hielt ihn schon für todt und wollte eben ein Tuch über sein Angesicht decken, als die andre behauptete, daß sie noch ein leises Athmen bemerke. In dem Augenblicke gab der HErr dem Kranken die Sprache wieder. Er verlangte, daß ihm ein Kreuz angeheftet werde, genug, um zu wissen, was in seiner Seele vorgegangen war. So erfreut die Königin Mutter auf die Nachricht von der eingetretenen Besserung herbeieilte, so bestürzt wurde sie über den Anblick des Kreuzes, welches man aus einem Stückchen Seide geschnitten eben an seine Schulter geheftet hatte. Alle Vorstellungen und Bitten vermochten ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen. Vielmehr warb er während des folgenden Jahres um Theilnehmer. Die unlustigen Hofleute zwang er endlich durch eine List zum Beitritte. Die Pelzmäntel, welche sie herkömmlich am Weihnachtsfeste als königliches Geschenk entgegennahmen, überreichte er ihnen in einem matterleuchteten Saale, von wo aus sie zur Frühmesse gingen. In der hellerleuchteten Kirche bemerkte einer auf des andern Schulter zum allgemeinen Schrecken ein Kreuz von feiner Goldstickerei. „Halb lachend, halb weinend“ bequemten sie sich, aber nicht ohne den König mit dem Spitznamen eines „neuen Menschenfischers“ zu belohnen.

Unter den Hindernissen der Ausführung des Zuges war nicht das geringste der geschichtlich große, aber doch persönlich oft sehr kleinlich geführte Streit zwischen Papst Innocenz IV. und Kaiser Friedrich II., der seit seinem Kreuzzuge (1228) eigentlich als König von Jerusalem anzusehen war. Zwei Jahre hindurch geführte Verhandlungen ließen Ludwig die schmerzlichste Erfahrung davon

machen, eine wie undankbare Aufgabe es ist, zwischen zwei solchen Gegnern vermitteln zu sollen. Als er endlich 1247 mehr mit Friedrich als mit dem Papste überein gekommen war und keinen deutschen Angriff auf sein Reich zu befürchten hatte, glaubte er, die Ausführung nicht länger aufschieben zu brauchen. Er berief eine Versammlung der Großen des Reichs nach Paris, um die Reichsangelegenheiten zu ordnen. Da unternahmen es die Königin Blanca und der Bischof von Paris auf den Wunsch der Reichsbarone noch einmal, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihn auf die Ungültigkeit seines Gelübdes hinwiesen, das er in einer Zeit gethan, wo er ruhiger Ueberlegung nicht fähig gewesen sei. „Wohlan! rief der König, meint Ihr das, so gebe ich Euch hier das Kreuz zurück.“ Damit riß er dasselbe von seiner Schulter und übergab es dem Bischofe. Ehe aber die beiden Zeit hatten, ihre Freude zu äußern, fuhr er mit fester Stimme fort: „Haltet Ihr denn dafür, daß ich jetzt weder krank an Körper noch schwach am Geiste bin? — Nun, so fordere ich das heilige Zeichen zurück und werde nicht eher Speise zu mir nehmen, bis Ihr meine Forderung erfüllt habt.“ Weder der Bischof noch die Mutter wagten nun noch ein Wort zu sagen.

Im Frühjahre 1248 traf man in ganz Frankreich ernstliche Zurüstungen zum Kreuzzuge. Es war der sechste in der Reihe der Züge, von welchem wir zu kurzer Charakterisirung das Wort wiederholen: „wenn auch nicht klar im Licht, doch reich an Kraft und Glut!“ Wie in dieser ganzen Unternehmung der Christenheit kirchliche und weltliche Tendenzen, geistlicher und ungeistlicher Sinn sich seltsam verquickten, so bestanden auch die Vorbereitungen in einem wunderlichen Gemische von heitern Abschiedsfesten und ernsten Andachtsübungen. Der fromme König forderte alle seine Lehnsmänner auf, jede Klage, die sie wider ihn hätten, vorzubringen und versprach unbedingte Abhülfe. Die meisten Barone folgten diesem Beispiele. Im ganzen Lande hielt man Bittfahrten. Von St. Denys aus, wo der König seine letzte Andacht verrichtete, reiste er in einfachster Bewaffnung und Kleidung, die er in seinem ganzen spätern Leben nicht wieder änderte, nach der Hafenstadt Aiguesmortes ab. Er trug seitdem weder Pelzwerk noch Kleider von Scharlach und andern grellen Farben, Sporen von Eisen u. s. f. Die Barone richteten sich nach ihm, so daß man im ganzen Heere kein gesticktes Kleid erblickte.

Am 25. August, dem Tage, welchen späterhin die Kirche im Kalender dem Andenken Ludwig's weihte, bestieg er das Schiff. Wir können hier nicht die Unternehmung in ihrem genaueren Verlaufe verfolgen, obgleich sich uns daraus durch viele kleine Züge das Bild des Königs vervollständigen würde. Der unglückliche Angriff auf Aegypten, welches Ludwig richtig als den Schlüssel zum heiligen Lande erkannte, der 4jährige erfolglose Aufenthalt in Palästina, von wo er sich erst auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter hinwegbegab, zeugen von seiner hochherzigen Tapferkeit wie von seinem demüthigen Duldersinne. Wir beschränken uns darauf, der Biographie seines treuen ihm nahestehenden Seneschalls Joinville einige Charakterzüge zu entnehmen und hier einzufügen.

Die sorgfältige fast überängstliche Erziehung seiner katholisch frommen Mutter war von bleibendem Einflusse auf sein ganzes Leben. Sie suchte ihm die strengsten Ordensgeistlichen zu Lehrern und Beichtvätern. Noch als König hatte er einen solchen, der ihn durch regelmäßige Geißelungen unerträglich quälte. Doch fügte er sich gelassen, und erst nach dem Tode desselben gab er dem Nachfolger halb scherzend zu verstehen, daß er doch Unbilliges von ihm gelitten habe. Auch seine Gemahlin hatte unter diesem Einflusse mitzuleiden. Nur mit Erlaubniß der Mutter durfte Ludwig sie besuchen und auch dann begleitete sie ihn. Einst war er ohne diese Erlaubniß zu ihr gegangen, als sie krank daniederlag. Als beide in innigem Gespräche sich erlabten, hört der König die Fußtritte seiner Mutter; er kann nicht mehr entfliehen und verbirgt sich hinter den Bettvorhängen. Die Mutter tritt ein, ihre Blicke mustern in gewohnter Weise das Zimmer, sie entdeckt den Sohn, zieht ihn aus dem Versteck hervor und führt ihn mit dem Bedeuten zur Thür hinaus, daß er hier nichts zu thun habe. Entrüstet rief Margarete: „Mein Gott, Mutter, was macht Ihr? Wollt Ihr mich meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" Dann sank sie in Ohnmacht. Ludwig, besorgt um das Leben seiner Gemahlin, kehrte nun zwar wieder zurück, doch ohne der Mutter das Unziemliche ihres Benehmens auch nur durch einen Blick fühlen zu lassen.

Ludwig's Frömmigkeit trug allerdings häufig ein römisch-katholisches Gepräge. Wenn wir ihn bei der Befestigung von Cäsarea in der Reihe der übrigen Pilger Körbe mit Erde auf seinen Schultern herbeitragen sehen, wofür der päpstliche Legat einen be-

sondern Ablaß verheißen, so zahlte er damit der Kirche seiner Zeit, deren Kind er war, seinen Tribut. Aber durch das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter hatte er auch vielfach eine reinere Erkenntniß gewonnen. Dem wundersüchtigen Aberglauben gegenüber, pflegte er wohl ein Wort des Grafen Simon v. Montfort anzuführen. Als dieser nämlich eingeladen wurde, mitanzusehen, wie Christus in der Gestalt eines Kindes bei einer geweihten Hostie erschiene, habe er erwiedert: „Geht nur hin, die ihr nicht glaubet; ich für mein Theil glaube, was der HErr gesagt, ohne zu sehen; das ist der Vorzug, den wir vor den Engeln haben; sie glauben, was sie sehen, wir glauben, was wir nicht sehen.“ Und zu seinem Sohne sagte Ludwig einst: „Du irrst sehr, wenn du glaubst, daß milde Stiftungen, Gaben an die Mönche u. dgl. von der Sündenschuld befreien; nur das Leben im Glauben, der Wandel in der Liebe und vor Allem die Gnade Gottes macht uns selig.“ Ein solcher Ausspruch ist viel für seine Zeit.

Die Furcht Gottes regierte ihn in allem seinem Thun; sie war ihm für die ernsten Aufgaben seines Lebens die sichere Norm, für die heitern Unterhaltungen die feste Schranke. Er litt nicht, daß diese ernste Schranke in seiner Gegenwart überschritten wurde. Bei der Tafel, wo einmal von Krankheiten die Rede war, richtete er an Joinville die Frage: ob er lieber eine Todsünde begangen haben oder aussätzig sein wolle? Als dieser im Schauder vor der ekelhaften Krankheit ausrief: „Lieber 20 Todsünden als aussätzig sein!“, schwieg der König, nahm ihn aber später bei Seite und sagte ihm: „Wie konntet Ihr so reden? Wisset Ihr nicht, daß es keinen ärgern Aussatz giebt, als die Sünde? Stirbt der Mensch, so geneset er von dem körperlichen Aussatze, die Sünde aber haftet fort und fort an seiner Seele und bringt ihn zur Verdammniß, wenn er nicht vorher Buße gethan und von Gott begnadigt ist.“ Diesen Worten folgte noch eine herzliche Ermahnung.

Eine gleiche Gottesfurcht suchte er seinen Kindern einzuflößen. Jeden Abend versammelte er sie, um sie „die Furcht Gottes zu lehren“, hielt ihnen die Verheißungen und Drohungen Gottes vor und erzählte ihnen auch wohl Beispiele von guten und schlechten Fürsten. Seinem ältesten Sohne Ludwig, welcher vor ihm starb, sagte er einst bei solcher Gelegenheit: „Ich wollte lieber, es käme ein Schotte oder sonst ein fremder, um das Volk meines Königreichs nach mir gut und gesetzlich zu regieren, als daß du es einst

schlecht und vorwurfsvoll regiertest." — Ein Brief an seine Tochter Isabella, Königin von Navarra, beginnt mit den Worten: „Meine liebe Tochter, ich beschwöre dich, unsern HErrn aus aller deiner Macht zu lieben, denn ohne das kann ein Mensch nichts Gutes haben; nichts ist so würdig unsrer Liebe, als der HErr, zu dem alle Creatur sagen kann: HErr, du bist mein Gott und hast mir nur Gutes gethan, — der HErr, der seinen Sohn in die Welt gesandt und in den Tod gegeben hat, um uns vom ewigen Tode zu erlösen. Ihn lieben, meine Tochter, wird dein eigner Nutzen sein und das Maaß dieser Liebe muß sein, ihn ohne Maaß zu lieben. Er ist würdig von uns geliebt zu werden, denn er hat uns zuerst geliebt."

Man wußte, daß Ludwig an manchen Festtagen sich ganz dem Lesen und der Betrachtung des Wortes Gottes widmete und nicht minder, daß ein Gotteswort, daran er sich erinnerte oder erinnert wurde, von Einfluß auf seine Entschließungen war. So wählten einst die Verwandten eines vornehmen Verbrechers den Charfreitag, an welchem der König den ganzen Psalter durchzulesen pflegte, um sich den Zutritt zu ihm zu verschaffen und für jenen um Gnade zu bitten. Ludwig hielt mit Lesen inne, als die Bittenden eintraten, legte den Finger auf den Vers, den er eben lesen wollte und nachdem er die Bitte angehört, gab er eine gewährende Antwort. Kaum hatten sich die Bittenden entfernt, so las der König weiter und fand unter seinem Finger den Spruch: „Der HErr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb." Sogleich ließ er den Oberrichter kommen, und als er von demselben hörte, wie arg der Gefangene gefrevelt hatte, ließ er ihn jenem Spruche gemäß sofort strafen. Mit gleicher Entschiedenheit unterwarf er sich selbst dem Worte Gottes gegenüber den Gefühlen seines Herzens.

Wie ihn die göttliche Weisheit tüchtig machte, auch die weltlichen Dinge recht zu beurtheilen, so trieb ihn die bessere Erkenntniß der Wahrheit und des Willens Gottes nur zu größerem Eifer, auch seines weltlichen Berufes mit Treue zu warten. Der Herr hatte ihn dazu auch mit natürlichen Gaben ausgestattet, die Seine Gnade in ihm vermehren und verklären konnte. Ohne Schmeichelei erkannte der Kreis seiner Rathgeber ihm den Preis der Weisheit und des Scharfsinns zu. In wichtigen Dingen hörte er alle Meinungen mit Aufmerksamkeit an, ging dann, ohne ein Wort zu sagen, einige Tage damit um, Alles zu überdenken und legte ihnen

dann seine Entschließung in ungemein klarer Fassung als eine gereifte Frucht vor. Mit großer Leichtigkeit und Sicherheit durchschaute er die schwierigsten Verhältnisse, so daß er von andern Fürsten häufig zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten aufgerufen wurde. „Fast ganz Europa — sagt ein neuerer Schriftsteller — wanderte nach der Eiche zu Vincennes, wo der heil. Ludwig, von den Waffen oft verrathen, christliche Justiz übte.“ Es bezieht sich der Ausdruck darauf, daß Ludwig jedem seiner Unterthanen gestattete, auch auf seinen Spaziergängen sein Recht bei ihm zu suchen. Da ließ er sich dann unter einem der Bäume seines Parks nieder, um die Sache zu durchdenken und sein Urtheil zu fällen. Man hat lange in Vincennes und andern Residenzstädten solche Plätze mit Verehrung gezeichnet und gezeigt.

Stellen wir uns aus solchen Zügen das Bild Ludwig's zusammen, so wird es uns erklärlich, daß er bei seinen Zeitgenossen weniger laut gefeiert als still geachtet war. Er hat die Mitwelt nicht durch glänzende Thaten in Erstaunen gesetzt, aber er hat die Nachwelt durch seine strahlenden Tugenden mit Bewunderung erfüllt. Der Griffel der Geschichte zeichnet ihn nicht im Strahlenglanze weltlichen Ruhmes, sondern im Heiligenscheine aufrichtiger Frömmigkeit.

---

Nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge fand Ludwig ein in allen Verhältnissen und allen Theilen ziemlich zerrüttetes Reich. Die Hand einer Frau war nicht kräftig genug, um Willkür und Widerstreben überall im Zaume zu halten. Die folgenden Jahre waren darum für ihn nicht Jahre der Ruhe, sondern angestrengtester Arbeit, darunter seine Gesundheit zu leiden hatte. In dieser Zeit gründete er auch zu besserer Ausbildung der Geistlichen die berühmte Schule zu Paris, welche nach seinem Beichtvater Robert Sorbon noch heute den Namen der „Sorbonne“ trägt. Aber unter allen Arbeiten, Sorgen und Mühen erlosch nie der brennende Eifer um die Befreiung des heil. Landes in seinem Herzen. Er hatte sich gewöhnt, sie als die Hauptaufgabe seines Lebens anzusehen. Der erneute Nothschrei der Christen im Morgenlande seit 1260 fachte diesen Eifer zur Flamme des Entschlusses an. Nicht irrten ihn die Bedürfnisse seines Volkes und Landes, nicht die abmahnenden Bitten seiner Umgebung, nicht die entschiedene Weigerung seines treuen Joinville, der erklärte, er meine Gott besser zu

dienen, wenn er seine Untergebenen schütze und regiere, und der in seinem Werke die Ueberzeugung ausspricht: die den König in der abermaligen Unternehmung bestärkt hätten, hätten sich einer Todsünde schuldig gemacht, weil sie des Königs gewisser Tod sein würde. Er war wirklich so hinfällig, daß er weder Fahren noch Reiten vertragen konnte.

Nach dreijähriger Vorbereitung nahm er 1270 Abschied von seinem Reiche und seiner Gemahlin. Der Plan, zunächst Tunis zu erobern, um von da nach Aegypten zu gehen, steigerte den Mißmuth seiner Begleitung, ja erweckte geradezu den Verdacht eines dynastischen Interesses wegen des Abfalls des Sultans von Tunis von Neapel und Sicilien, welches eben sein Bruder Karl von Anjou erworben hatte. Bald nach der Ankunft in Africa wurde auch Ludwig von dem Fieber ergriffen, welches unter der Hitze des africanischen Sommers in seinem Heere ausbrach. Drei Wochen lang kämpfte er, ohne sich zu schonen, mit der Macht seines rastlosen Geistes an, bis er zusammenbrach. „Laßt uns sorgen, daß das Evangelium in Tunis gepredigt und gepflanzt werde; o, wer ist fähig, dies Werk zu vollbringen!" Das war sein letzter Wunsch. Dann traten Fieberphantasien ein, in denen man ihn oft rufen hörte: „wir gehen — wir gehen nach Jerusalem!" In der dürftigen Hülle dieser Sehnsucht nach dem irdischen Jerusalem dürfen wir die höhere Sehnsucht seines Herzens nach dem himmlischen Jerusalem durchfühlen.

In der Morgenfrühe des 25. August schmetterten helle Trompetenklänge vom Meere her durch die schwüle Luft der Trauerstille im königlichen Heerlager. Karl von Anjou fand seinen Bruder nicht mehr am Leben, nachdem er sich ausgeschifft hatte. In „derselben Stunde, in welcher sein Heiland verschied", war der fromme König auf seinem mit Asche bestreuten Lager, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet, mit den Worten verschieden: „HErr, ich will in dein Haus gehen, in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen!"

Kurz vor seinem Ende hatte er seinem Sohne und Nachfolger Philipp, welcher bald darauf mit den irdischen Ueberresten seines Vaters, seiner Gemahlin, eines Bruders, eines Oheims und eines Schwagers nach Frankreich zurückkehrte, um sie in den königlichen Grabgewölben von St. Denys beizusetzen, eine Schrift übergeben,

die er in den letzten Tagen mit zitternder Hand aufgesetzt hatte. Wir geben dieses denkwürdige Testament, welches in den verschiedenen Geschichtswerken nur lückenhaft mitgetheilt wird, in hoffentlich vollständiger Zusammenstellung. Danach lautet es also:

„Mein theurer Sohn! Das erste, wozu ich dich ermahne, ist, daß du Gott liebest von ganzem Herzen, denn ohne dies kann kein Mensch selig werden, und hüte dich wohl, etwas zu thun, was ihm mißfällt; denn du solltest lieber wünschen, alle Arten von Qualen zu erdulden, als zum Tode zu sündigen. Wenn dir Gott Trübsal sendet, nimm sie willig an und danke ihm dafür. Denke, du hast es verdient, und es wird dir Alles zum Besten dienen. Wenn er dir Glück schenkt, so danke demüthigst dafür und laß dich nicht dadurch zum Stolz und Uebermuth oder einem andern Laster verleiten; denn man darf Gott nicht herausfordern mit seinen eignen Gaben. Nimm dich wohl in Acht, daß du nur mit klugen und braven Leuten Umgang pflegest, die nicht von Begierden beherrscht sind. Wähle dir weise Beichtväter, die dich recht berathen in deinem Thun und Lassen. Stelle dich so, daß deine Beichtväter und Freunde sich nicht zu fürchten brauchen, dir deine Fehler aufzudecken. Wohne dem Gottesdienste mit aller Andacht bei. Meide eitle Zerstreuung und bete zu Gott mit Herz und Mund; höre das Wort Gottes und wende es auf dein Herz an. Gegen Arme sei mitleidig, habe ein Herz für ihre Noth und sei bereit, nach Kräften ihnen zu helfen. Kummer wird dir so wenig wie einem andern Menschen erspart werden, da wende dich bald an deinen Beichtvater oder sonst einen treuen Menschen, der dein Leid mitfühlt und trägt. Sorge, daß du treue, erfahrene Männer in deiner Umgebung hast, seien es Geistliche oder Laien. Die Bösen entferne von dir und höre gern fromme Reden öffentlich und sonderlich. Empfiehl dich der Fürbitte frommer Personen. Liebe das Gute, hasse das Böse. Dulde es nicht, daß Jemand so frech ist, in deiner Gegenwart ein verwerfliches Wort zu reden. Verletze Niemandes Ehre weder öffentlich noch heimlich. Dulde nicht, daß man in deiner Gegenwart respectwidrig von Gott und seinen Heiligen rede. Vergiß nicht, Gott zu danken für alle Wohlthaten, welche du von seiner Güte empfängst, auf daß du mehr empfangen kannst. Sei unersättlich in der Gerechtigkeitspflege und siehe weder rechts noch links, sondern entscheide stets nach Recht und Gewissen. Unterstütze die Klagen des Armen gegen den Reichen,

bis die Wahrheit an den Tag kommt. So mache es auch bei Prozessen, welche gegen dich selbst anhängig gemacht werden, weil das deine Räthe in der Uebung der Gerechtigkeit stärkt. Findest du fremdes Gut bei dir, was du selbst oder deine Beamten oder deine Vorfahren genommen, und es weist sich so aus, so zaudre nicht, es zurückzugeben; ist es zweifelhaft, so erforsche es sorgfältig durch verständige und rechtschaffene Leute. Bemühe dich eifrig, daß deine Unterthanen in Frieden unter deinem Regimente leben. Gegen deine Diener sei bieder, freigebig und ein Mann von Wort, daß sie dich fürchten und lieben als ihren Herrn. Halte die Rechte und Freiheiten der Städte aufrecht, welche deine Vorfahren ihnen ertheilt haben und verscherze nicht ihre Gunst, damit dich deine Feinde und deine Barone fürchten. Verleihe die geistlichen Pfründen gewissenhaft nur an tüchtige Männer. Hüte dich, Krieg anzufangen, vorzüglich gegen Christen, ohne daß du dazu gezwungen seist. Die Zwistigkeiten und Fehden deiner Unterthanen untereinander suche auf alle mögliche Weise beizulegen. Trage Sorge für gute Richter und andere Beamte und unterrichte dich fleißig über ihre Amtsführung. Suche die Verbrechen auszurotten, besonders das Fluchen. Dein Hauswesen richte sparsam und ordentlich ein. Endlich bitte ich dich, mein Sohn, daß du meiner an meinem Ende gedenkest und für meine arme Seele Messe lesen, Fürbitten thun und Almosen im ganzen Reiche austheilen lässest. Zuletzt gebe ich dir allen Segen, den ein guter Vater nur seinem Sohne geben kann. Gott gebe dir Gnade, seinen Willen täglich zu thun, also daß er auf alle Weise geehrt werde und daß wir nach diesem Leben zusammen bei ihm sein können und ihn ohne Ende in seinem himmlischen Reiche fürchten, lieben und loben. Amen."

Welch' ein Zeugniß, welch' ein Denkmal für den gottesfürchtigen König — diese Worte, die sich eben so sehr durch ihre schmucklose Einfalt als durch ihren geistvollen Inhalt auszeichnen! Heiliger Ernst und herzliche Liebe, klare Erkenntniß und reiche Herzens- und Lebenserfahrung spricht sich in gleichem Maaße in ihnen aus und Bossuet legt dem Großvater Ludwigs XV, den er als Dauphin unterrichtete, mit Recht über dasselbe die Aeußerung in den Mund: „Es ist das schönste Erbtheil unseres Hauses, welches wir für einen höheren Schatz achten müssen als das Königreich, welches er seinen Nachkommen übergeben hat."

A. Nische in Schwinkendorf bei Malchin.

## 228. Eberhard im Bart, Herzog von Wirtemberg.

21. Juli.

Einen Mann, über den man ganze Bücher schreiben könnte und geschrieben hat, auf wenigen Seiten abfertigen, ist eine schwere Aufgabe, und kann, wenn's gut geht, nur dazu dienen, nach jenen Büchern lüstern zu machen. Denn Eberhard gehörte zu den wenigen Menschen, von denen ihre Umgebungen dachten, sie könnten nicht blos einen höheren, sondern den höchsten Wirkungskreis ausfüllen; seine Unterthanen pflegten von ihm zu sagen: „Wenn Gott nicht Gott wäre, so müßte unser Eberhard Gott sein.“ Und doch war er nicht von denen, die „in der Taufgnade geblieben sind;“ er ging durch viele Verirrungen, und mußte über viele Sünden Buße thun, ehe er den Weg des Lebens richtig wandeln konnte; er war ein Sünder, aber ein begnadigter.

Am 11. Dec. 1445 wurde Eberhard im Schloß zu Urach geboren, wo sein Vater, Graf Ludwig zu Wirtemberg, der drei Jahre vorher mit seinem Bruder Ulrich das Land getheilt hatte, damals residirte. Eberhard war der jüngere Sohn; aber sein älterer Bruder litt an unheilbarer Kränklichkeit, der Vater starb 1450 an der Pest, und das unglückselige Loos, das seitdem so manchen Jammer über Wirtemberg gebracht hat, frühzeitig und unreif zur Regierung zu gelangen, stand dem jungen Grafen bevor. Seine Mutter, Mechthild, Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, eine durch Bildung und Charakter ausgezeichnete Frau, in der Bibel wohl bewandert, ließ es zwar in ihrem Theil an weiser Erziehung nicht fehlen; aber nachdem sie sich an Erzherzog Albrecht von Oestreich verheirathet hatte, stand der Knabe ganz unter der Leitung des eingesetzten Vormundschaftsraths, der dem trefflichen Lehrer Nauclerus die Hände band, daß er nicht thun konnte, wie er wollte. Nicht einmal die lateinische Sprache wurde gestattet, in jener Zeit der unentbehrliche Schlüssel zur Wissenschaft, weil fast alle guten Bücher lateinisch geschrieben waren. Den Vorwand bot die Schwächlichkeit des jungen Prinzen, die man nicht übermäßig anstrengen dürfe; der eigentliche Grund war vielleicht, daß sie selbst um so länger am Ruder bleiben möchten. Dagegen wurde er zu allen ritterlichen Uebungen sorgfältig angehalten, und im Reiten, Jagen, Fechten u. dgl. stand er Keinem nach. Schon in seinem vierzehnten Jahre trat er die Regierung seines Landestheils

an, und mit den Fesseln der Vormundschaft zerbrach er nun auch alle anderen Bande der Zucht und Sitte. Junge Räthe sammelte er um sich her, die seinen sinnlichen Gelüsten keine Schranken setzten; und an seinem Hofe zu Urach, sowie in den benachbarten Frauenklöstern, ging es mit Reigen, Tanzen, Fechten, Stechen, Jagen und Banketiren so lustig her, daß er dadurch sogar seiner Gesundheit bleibenden Schaden that. Drückende Steuern, Schulden, Ungerechtigkeiten und Verderbniß durch das schlimme Beispiel waren die natürlichen Folgen eines so zügellosen Lebens; und wohlmeinende Unterthanen sahen mit Bangigkeit in die Zukunft und mit Seufzen gen Himmel.

Zu den Seufzenden gehörte namentlich auch des jungen Grafen Mutter, die Erzherzogin Mechthild, die sich um den ungerathenen Sohn sehr bekümmerte; und ihr Seufzen war nicht vergeblich. Mag die Erinnerung an die herzlichen Ermahnungen seines sterbenden Vaters und an die wiederholten ernstlichen Vorstellungen des frommen Propstes von Güterstein dabei mitgewirkt haben, — welcher Werkzeuge, welcher inneren und äußeren Stimmen sich die Gnade Gottes dabei bediente, wissen wir nicht mehr genau; aber so viel ist gewiß, eine mächtige Anregung von Oben muß in das Herz des jungen Grafen gekommen sein; wo Andere das zügellose Leben oft erst recht beginnen, da setzte ihm Eberhard auf einmal ein Ziel, und wurde zum Staunen aller seiner Umgebungen von Stund an ein andrer Mensch. Daß er dazu eines kräftigen Anlaufs bedurfte und sich gewaltig aufraffen mußte, ist auch in dem Wort Attempto angedeutet, daß er von da an zu seinem Wahlspruche machte; aber der Anlauf gelang, und er kam wirklich über den Graben.

Seinen festen Entschluß, von nun an ein anderes Leben zu führen und auch in seinen Umgebungen die Liederlichkeit nicht mehr zu dulden, bethätigte sich zunächst in der Reform des Klosters Offenhausen, das so oft der Schauplatz seiner Ausgelassenheit gewesen war, an dessen Verdorbenheit aber alle Reformversuche scheiterten, so daß nichts übrig blieb als es eingehen zu lassen. Sofort glaubte er auch, nach den Vorstellungen der damaligen Zeit, seiner Vergangenheit ein Sühnopfer schuldig zu sein; und die wiederholten Erzählungen des wackern Ritters Georg von Ehingen, der im Gelobten Lande gewesen war, brachten ihn auf den Gedanken, es durch eine Pilgerfahrt zum heiligen Grab zu

bezahlen. Am 10. Mai 1468 trat er mit einem Gefolge von 24 Edelleuten, 2 Kaplanen, 1 Arzt, 1 Wundarzt, 3 Trompetern, 2 Köchen und etlichen Dienern und Schützen die Reise an, und gelangte über Venedig am 29. Juni nach Joppe, von da über Ramla nach Jerusalem, wo er in den Orden der Ritter des heil. Grabes aufgenommen wurde. Nachdem er noch Bethlehem und den Jordan besucht hatte, kehrte er über Italien nach der Heimath zurück. Auf der Reise hatte er sich den Bart wachsen lassen, von dem er fortan den Beinamen erhielt.

Durch die Empfehlung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg war Eberhard auf die Tochter des Markgrafen von Mantua aufmerksam gemacht worden. Er warb um sie durch den Ritter Georg von Ehingen; die Heirath kam zu Stande und die Hochzeit wurde in Urach mit großer Pracht gefeiert. Barbara von Mantua war eine treffliche, gebildete Prinzessin, die Italienisch, Deutsch und Lateinisch verstand, hatte häuslichen Sinn, schickte sich sehr gut in die kleineren, engeren Verhältnisse des Uracher Hofes, und lebte mit Eberhard in einer frommen, glücklichen Ehe, welche auch mit zwei Kindern gesegnet war, die aber bald wieder starben.

Die Versäumnisse in seiner Erziehung fühlte Eberhard schmerzlich. Zu einer Zeit, wo das Lateinische so häufig angewendet wurde, kam es nicht selten vor, daß ihm die Unbekanntschaft mit dieser Sprache Verlegenheit bereitete; und nicht selten sprach er es aus, daß Wissenschaft Niemand so nöthig habe wie ein Fürst. Er suchte freilich das Versäumte so viel als möglich nachzuholen, zog gelehrte Männer, namentlich seinen früheren Lehrer Nauclerus, in seinen Umgang, und lernte von ihnen mit angestrengter Aufmerksamkeit, machte sich auch noch mit dem Lateinischen etwas bekannt; aber doch brachte er es nicht so weit, daß er die Schriften der römischen Classiker im Zusammenhang hätte lesen können, und mußte sich daher mit Uebersetzungen behelfen, die er sich durch seine gelehrten Freunde anfertigen ließ. Mit besonderer Vorliebe las er im Josephus und in der heiligen Schrift, in der er sehr bewandert war. Sein Lieblingsbuch war das Evangelium Johannis; und das Exemplar, dessen er sich bediente, ein schöngeschriebenes deutsches Manuscript auf Pergament, wird jetzt noch aufbewahrt. Je mehr er aber an sich selbst erfahren hatte, welche schlimme Folgen die Verwahrlosung in der Jugend hat, desto ernstlicher lag es ihm an, Anderen zu dem zu verhelfen, was ihm selbst abging. Dieß

war es, was ihn zur Gründung der Universität Tübingen bewog, die im J. 1477 zu Stande kam. Er gründete sie, wie er selbst in der Stiftungsurkunde sagt: „zur Ehre Gottes, der ganzen Christen„heit zu Trost, Hilf' und Macht, auch der Herrschaft Wirtemberg „Lob, Ehr' und Nutzen zu erwerben, und in der guten Meinung, „graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen „Enden der Welt geschöpft werden möge unersichtlich tröstliche und „heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers mensch„licher Unvernunft und Blindheit." Er übergab der Universität liegende Güter und Gefälle, Einkünfte aus verschiedenen geistlichen Stiftungen und das Patronat über mehrere Kirchen des Landes, verlegte auch nach Tübingen das Chorherrenstift zu Sindelfingen. Johann Nauclerus wurde der erste Rector der Universität. Bei ihm hatte Eberhard sein Absteigequartier, wenn er nach Tübingen kam, was häufig geschah, und die Studenten nannte er seine Söhne.

Im J. 1482 reiste Eberhard nach Rom, um die Fastenzeit dort zuzubringen. Er wurde vom Papst mit großen Ehren empfangen und mit der goldenen Rose beschenkt, „wegen seiner Ver„dienste um den heil. Stuhl, und weil er, nicht ohne Beschwerlich„keit, in Person gekommen sei, um diesen heiligen Orten seine „Ehrfurcht zu bezeugen." Indessen wußte ein Mann von so hellem Kopfe wie Eberhard, in dessen Gefolge sich auch Johann Reuchlin befand, sehr gut, wie weit er in dieser Hinsicht gehen durfte, und beharrte z. B. standhaft auf seinem Investiturrecht. So lange er an der Regierung sei, erklärte er, werde er sich von keinem päpstlichen Höfling Eintrag thun lassen, denn wenn er es thäte, würden seine Unterthanen irre an ihm werden und glauben, er sei ganz aus der Art geschlagen. Der Papst selbst wagte es nicht, weiter in ihn zu dringen. Im Rückweg besuchte Eberhard auch den Fürsten Lorenz von Medici in Florenz; und dieß gab Veranlassung, daß er nachher mehrere junge Wirtemberger zu weiterer Bildung in Sprachen und Philosophie nach Italien schickte. Marsilius Ficinus bewunderte die Liebe des Mannes zu den Wissenschaften so, daß er ihn die Sonne unter den deutschen Fürsten nannte.

Mittlerweile war der Regent des andern Landestheils, Graf Ulrich der Vielgeliebte, der seinen Sitz in Stuttgart hatte, und dem seine beiden ungerathenen Söhne, Eberhard d. j. und Heinrich,

viel Noth machten, gestorben, Eberhard d. j. hatte die Regierung angetreten, führte ein ärgerliches Leben, trieb allen möglichen Unfug und drückte das Land durch unerträgliche Auflagen. Eberhard d. ä. suchte diesem Unheil möglichst zu steuern, und war froh, als endlich sein Vetter, der lieber schwelgen als sich mit Regierungsgeschäften plagen wollte, zu dem Entschluß kam, auf eine Wiedervereinigung der getrennten Landestheile und auf eine gemeinschaftliche Regierung anzutragen. Diese Vereinbarung kam am 14. Dec. 1482 durch den Münsinger Vertrag zu Stande, durch welchen die Untheilbarkeit des Landes festgesetzt wurde. Zwar bereute Eberhard d. j. schon im nächsten Jahre seine Nachgiebigkeit, und bot Alles auf, namentlich auch die Verwendung seines Schwiegervaters Albrecht von Brandenburg; allein Eberhard im Bart erklärte ihm: „Vetter, wir können nit beide regieren; ich han mich müssen des „Regiments annemen, und hab' um dieses Zusammenwerfen euch „nit gebeten, denn ich sonst wollte bessere Tage und mehr Lust „gehabt haben als so. Da ich aber darein gekommen bin, mein' „ich auch darin zu bleiben." Ueberdieß erklärte sich der Kaiser für Eberhard im Bart, und es kam nun so weit, daß diesem allein die Regierung übertragen wurde, und sein Vetter sich mit einigen Ortschaften und einer jährlichen Abfindungssumme begnügen mußte.

Eberhard im Bart hatte von nun an seinen Sitz in Stuttgart und bezeichnete seine Regierungszeit durch weise Einrichtungen und Anordnungen zum Besten seiner Unterthanen. Ein altes Verslein sagt von ihm:

Was Herzog Eberhard fieng an,
Das blieb wie Ceder lang bestah'n.

Sein Hof war eine Schule der Höflichkeit und Sitte für junge Prinzen und Edelleute; und mehrere Grafen und Herren, welche die schöne Zucht und Ordnung sahen, übergaben ihm ihre Söhne und Verwandten, daß sie ihm ohne Sold dienen und von ihm lernen sollten. Eberhard hatte diese jungen Leute fleißig unter seinen Augen, und führte auch Aufsicht über ihren Unterricht. Er ließ sie zuweilen selbst den Katechismus, und was ihnen sonst zum Lernen aufgegeben war, hersagen, belobte die Fleißigen und bedrohte die Nachlässigen. Alle hielt er unter strenger Zucht, und schärfte ihnen oft das Wort ein, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang sei. Den Sohn des Grafen Heinrich, den einzigen männlichen Nachkommen des Hauses Wirtemberg, hielt er wie seinen

eigenen Sohn und gab ihm frühzeitig geschickte Lehrer. Es war der nachmalige unglückliche Herzog Ulrich, für den Eberhard viel zu früh starb. Durch die „Regimentsordnung", welche in dem „Eßlinger Vertrag" festgesetzt, und von dem Kaiser in demselben Monat bestätigt wurde, in welchem Columbus Amerika entdeckte, suchte Eberhard auch noch nach seinem Tode die Ordnung im Lande festzustellen. Ueberhaupt ließe sich, wenn der Raum es erlaubte, noch viel davon sagen, wie er die Klöster und Mönchsorden reformirte, das Stift zu Einsiedel gründete, durch die „Landesordnung" der Gerechtigkeitspflege aufhalf, Kirchen baute, für Brücken, Wege, Märkte, Forsten sorgte, die Lage der Leibeigenen erleichterte, und bei seinen Unterthanen wahre Frömmigkeit, Gottesfurcht und Rechtschaffenheit in Aufnahme zu bringen suchte. Sein lebhaftester Wunsch war, eine allgemeine Kirchenversammlung und durch sie eine Reformation an Haupt und Gliedern zu erleben. Er hat ihn mit in's Grab nehmen müssen.

Im ganzen Reiche war Graf Eberhard wegen seiner Weisheit, Klugheit und Tapferkeit geachtet, und in allen wichtigen Dingen fragte ihn der Kaiser um seinen Rath. Maximilian wollte seine Verdienste durch Erhebung der Grafschaft Wirtemberg zu einem Herzogthum anerkennen, und nachdem Eberhard den Antrag reiflich erwogen und sich gegen etwaige nachtheilige Folgen einer solchen Veränderung durch kluge Bedingungen sicher gestellt hatte, willigte er ein; am 23. Juli 1495 wurde die feierliche Belehnung mit dem Herzogthum auf einem freien Felde in der Nähe von Worms vorgenommen. Bei einem Gastmahl, das aus Anlaß dieser Feierlichkeit gehalten wurde, geschah es, daß die versammelten Fürsten die Vorzüge ihrer Länder rühmten. Eberhard hörte schweigend zu. „Nun, Wirtemberg," hob der Herzog von Sachsen an, „was habt denn Ihr von eurem Land zu preisen?" Bescheiden erwiederte Eberhard: „Ich hab wohl ein geringer Land denn „Euer Liebden; aber dessen darf ich mich rühmen, daß ich im dick„sten Walde in dem Schooß eines jeden meiner Unterthanen sicher „und ruhig schlafen kann." Die andern Fürsten mußten zugeben, daß der Herzog von Wirtemberg bessere Schätze als sie aufzuweisen habe. Ach, wie schmählich ist dieser Ruhm in den letzten Jahren zunichte geworden!

Nicht lange durfte Eberhard die neue Würde genießen. Schon in den letzten Tagen des Februar 1496 lag er auf seinem Sterbe-

bette. Er berief seine vornehmsten Räthe und erinnerte sie in einer ernsten Rede an ihre Pflichten gegen das Vaterland. Drei Tage lag er in schwerem Todeskampf und konnte nicht mehr reden. Die vorgesprochene Beichte bejahte er durch Kopfnicken, und sprach hierauf halblaut: „Herr, ich danke Dir!" Dann auf einmal sammelte er noch seine letzten Kräfte, setzte sich zur Verwunderung aller Anwesenden aufrecht im Bette hin und sprach mit voller deutlicher Stimme: „Herr Gott, Du Schöpfer Himmels und der Erden! Ich „bitte Dich, gib mir zu erkennen, ob Jemand sei, dem ich durch „meine Regierung wider Recht und Billigkeit beschwerlich war, „damit ihm solches aus meiner Hinterlassenschaft vollständig ersetzt „werde; und wenn auch hiedurch keine Genugthuung geschehen „kann, so hast Du hier, gnädiger Schöpfer, meinen Leib, welchen „ich Dir anbiete und übergebe. Schlage und züchtige ihn wacker, „damit ich Vergebung erlange." In ähnlicher Weise hat er sich auch in einer Ansprache geäußert, die laut seiner Testamentsverordnung nach seinem Tode von allen Pfarrern auf den Kanzeln verlesen werden sollte. Am 24. Februar 1496 ging er, wie M. Ficinus sagt, aus diesem Schattenleben hinauf zur ewigen Sonne.

In Einsiedel wurde er unter großem Zulauf seiner weinenden Unterthanen begraben. Als drei Jahre nachher Kaiser Maximilian dieses Grab besuchte, sprach er zu seinen Begleitern: „Hier liegt „ein Fürst, weise und tugendhaft wie keiner im Reich, Sein Rath „hat mir oft genützt!" Chr. G. Barth in Calw †.

Italien, die Schweiz; 12. und 15. Jahrhundert.

## 229. Raimund Palmarius.

27. Juli.

Zu der Zeit da Kaiser Friedrich Barbarossa mit Heeresmacht zum ersten Male über die Alpen zog, wohnte in Piacenza, einer mächtigen Stadt im Lande Italien, ein stiller Handwerksmann, der war weder reich noch arm, sondern wessen er bedurfte das hatte er; denn er nährte sich redlich von seiner Hände Werk, betete und arbeitete und kümmerte sich nicht um der Welt Händel. Dieser Mann hatte einen Sohn Namens Raimund, den wollte er auch zu einem schlichten Handwerker erziehen. Darum gab er ihn, als er soweit herangewachsen war, zu einem andern Meister in die Lehre. Der Knabe aber hatte einen eigenen Sinn und war nicht wie die Gespielen seines Alters. Er war still und in sich gekehrt, und trachtete nicht nach dem was die Jugend liebt und wünscht, sondern sehnte sich nach etwas Anderem, das er noch nicht kannte, das schien weit ab von ihm zu liegen in ungewisser Ferne. Da er nun älter wurde, erfüllte ihn mehr und mehr eine Unruhe, den Weg zu finden, der zum Leben und zur Wahrheit führt; darum hätte er am liebsten den geistlichen Stand gewählt, doch aber gehorchte er seinem Vater und blieb bei dem Handwerke.

Da geschah es nach einiger Zeit, daß sein Vater starb. Raimund fühlte er werde bei seinem Handwerke nimmer den Frieden finden, denn es brannte auf seinem Herzen wie ein heißer Durst, und er lechzte danach ihn zu löschen aus dem Quell jenes lebendigen Wassers, von dem gesagt ist, wer von diesem Wasser trinkt, den wird ewiglich nicht dursten. Und obwohl er nur arm war und unwissend in Kenntnissen und ohne Erfahrung der Welt, so sollte doch an ihm offenbar werden, daß der Geist weht wo er will, und man hört sein Brausen wohl, und weiß nicht von wannen er kommt noch wohin er fährt. Ein Zeuge sollte er werden dafür, daß hoch und niedrig, alt und jung, geistlich und weltlich gleich sind vor Gott, der sich seine Werkzeuge erweckt aus denen die geringe sind

und niedrig vor der Welt. Raimund aber entschloß sich in der Unruhe seines Herzens, wie damals viele Tausende thaten, nach Jerusalem zu wallfahren, und am Grabe des Herrn zu beten, ob er an heiliger Stätte erleuchtet würde. Da nun seine Mutter seine Gedanken vernahm, wollte sie nicht von ihm lassen, sondern schickte sich an mit ihm in das gelobte Land zu gehen. Der Bischof der Stadt aber bezeichnete beide mit dem rothen Kreuze, wie es üblich war, und gab ihnen seinen Segen. Sie aber nahmen Abschied von allen ihren Freunden unter vielen heißen Thränen, und fuhren über das Meer. In Jerusalem durchwanderten sie die Stadt, und beteten voll Inbrunst am Grabe, und zogen nach Bethlehem und Bethanien und in das Thal Josaphat, und sahen alle heilige Orte, wo einst der Herr wandelte und lehrte, litt und gestorben war. Da sie nun mit Augen Alles geschaut hatten, wonach ihr Herz sich sehnte, bestiegen sie wieder das Schiff um heim zu kehren. Auf dem offenen Meere aber kam ein schweres Ungewitter über sie, und Sturm und Regen brachen herein, so daß die Schiffer verzweifelten, und meinten sie würden die Heimath nimmer wiedersehen. Dazu war Raimund nach allem Ungemach, was er auf der Reise erfahren hatte, in ein hitziges Fieber verfallen, und ohne Besinnung lag er auf dem Verdecke des Schiffes und war dem Tode nah. Die Schiffer waren voll Aberglauben und meinten, wenn Jemand stürbe auf dem Schiffe, so müsse es untergehen in den Fluthen mit allen die darauf seien. Darum beschlossen sie Raimund in das Meer zu werfen, bevor er stürbe, um sich und ihr Schiff zu retten. Als seine Mutter das hörte, warf sie sich über ihn und rief das Mitleid der Schiffer an, daß sie ihr den einzigen Sohn, ihren Trost und Stütze nicht rauben möchten; solle er sterben, so begehre auch sie nicht länger zu leben. Ihr Flehen rührte die Schiffer und sie beteten mit ihr, Gott möge ihren Sohn am Leben erhalten. Also geschah es. Raimund begann sich zu erholen, sie wurden gerettet, und alle betraten wohlbehalten die Küste des Vaterlandes. Raimunds Mutter aber sah die Heimath nicht wieder, sie erkrankte auf der Reise vor Erschöpfung und starb bald darauf.

Da er nun allein stand in der Welt, kehrte er voll tiefer Trauer nach Piacenza zurück. Als er aber einging in die Thore der Stadt, trug er, wie es Sitte war, einen grünen Zweig in der Hand, zum Zeichen, daß er komme aus dem Lande des Friedens. Darum

nannte man ihn Palmarius, das ist Palmenträger. Und ein Bote des Friedens sollte er seiner Vaterstadt werden. Darauf nahm er ein Weib, und arbeitete wieder als ein Handwerker im Schweiße seines Angesichts, und mühte sich von früh bis spät für die Seinen und ihren Unterhalt. Wiederum aber wurde er inne, der Mensch lebe nicht vom Brode allein, darum wandte er sich dem Leben im Geiste und der Betrachtung zu. Und es trieb ihn die heiligen Schriften kennen zu lernen als einen Quell der Erkenntniß. Weil er aber als ein schlichter Mann jener Zeit nicht lesen konnte, so suchte er Abends in der Feierstunde und an Festtagen, wenn das Handwerkszeug ruhte, fromme und gelehrte Männer auf, und unterredete sich mit ihnen, und hing an ihren Lippen, und ruhte nicht eher, bis er kundig geworden war alles dessen, was gehört zum Reiche Gottes. Darauf fing er an zu reden zu seinen Handwerksgenossen, und mahnte sie ab von eitlem Geschwätz und leichtfertigen Spielen, und in einer Werkstätte verkündete er ihnen Sonntags die großen Thaten Gottes. Die ganze Stadt aber staunte über den Geist der aus ihm redete, und viele eilten herbei die Worte des gewaltigen Predigers zu hören. Manche sagten, er möge seine Stimme erheben laut auf öffentlichem Markte. Er aber antwortete: „Mit Nichten! Solches ist die Sache der Priester und Gelehrten. Ich bin ein schlichter Mann und kann leicht irren; ich will kein Aergerniß geben." Also blieb er in seinem Hause und bei seinen Genossen, und wurde bald der Angesehenste unter ihnen.

Darauf kam ein großes Leid über ihn, denn nach einander starben ihm fünf Söhne; und als sein Weib den sechsten gebar, folgte sie ihnen selbst nach. Also war er wieder allein mit seiner Unruhe. Da faßte er voll tiefer Traurigkeit einen neuen Entschluß, daß er endlich den vollen Frieden finden möchte. Er trat zu seinen Verwandten, übergab ihrer Pflege seinen Sohn und all' sein Hab und Gut und sprach: „Ich habe mich von der Welt geschieden und ziehe hinaus nach Rom, und will aufsuchen alle Oerter der Heiligen. Ich werde nicht mehr zurückkehren, und ihr werdet mich nimmer wiedersehen. Denn alle noch übrige Zeit meines Lebens will ich wandern ohne Rast über Land und Meer, bis ich eingehe in den Hafen der Ruhe, da wo der Herr bestattet ist." Ueber die Rede erschraken seine Verwandten sehr, und drangen in ihn mit Bitten, er möge abstehen von solchem ruhelosen Leben,

und im Lande bleiben und sich ferner redlich nähren. Er aber achtete nicht auf ihre Worte, sondern schüttelte den Staub von seinen Füßen und verließ Piacenza.

Als ein Bettler wanderte er nun nach St. Jacob von Compostella in Spanien, und nach der Reihe besuchte er alle heilige Stellen in der Provence, zu Marseille und Vienne und Clairvaux, und überall betete er inbrünstig. Also kam er wieder zurück nach Italien und zog darauf nach Rom zur Schwelle des heiligen Petrus, und gedachte dann abermals über das Meer zu gehen nach Jerusalem. Aber Gott hatte seinem Suchen endlich ein Ziel gesetzt. Denn eines Tages, als er ermattet eingeschlafen war in einem Säulengange bei der Peterskirche, hatte er einen wunderbaren Traum. Es däuchte ihm, daß der Herr ihm erscheine im Pilgergewande, in jener Gestalt, wie er einst gegangen war mit den beiden Jüngern nach Emmaus, und in der Tiefe seines Herzens vernahm er die Worte: „Raimund, mein Knecht, du sollst die Welt fernerhin nicht also durchziehen; dein Laufen und Rennen ist nichts nütze. Meinest du ich werde am Tage des Gerichts sehen auf Pilgerfahrten und Uebung guter Werke solcher Art, wenn ich sprechen werde: Gehet ein, ihr Gesegneten meines Vaters, zu der Herrlichkeit die euch bereitet ist? Du aber folge mir nach, verleugne dich selbst und nimm mein Kreuz auf dich. Den Mühseligen und Beladenen, den Armen und Kranken, den Wittwen und Waisen sollst du meinen Trost bringen, sie rufen meine Hülfe an, aber Niemand achtet ihrer. Stehe auf und ziehe heim; verschwende nicht länger Zeit und Mühe hier in Rom. Ich werde mit dir sein, und der Geist wird deinen Worten Kraft verleihen." Das Gesicht verschwand, da erwachte Raimund und rief: „Herr dein Wille geschehe!" und verließ Rom und kehrte zurück nach Piacenza.

Also zog er im Büßergewande, mit einem hölzernen Kreuze, ein in seine Vaterstadt; und alles Volk eilte aus den Häusern auf die Gassen, da es hörte, der fromme Raimund sei in solcher Gestalt wiedergekehrt. Er aber achtete ihrer Reden und Blicke nicht, sondern schritt hin durch die Menge bis er zum Palaste des Bischofs kam. Diesem stellte er sich dar und sagte: „Der Ruf des Herrn ist an mich ergangen, daß ich in dieser Stadt erfülle die Werke seiner Liebe. Dazu gieb mir deinen Segen und versage mir deine Hülfe nicht." Da erkannte der Bischof, daß der Geist ihn treibe, und er that wie er verlangte. Nun begann Raimund

zu wirken unter ihnen mächtig und wunderbar wie der Propheten und Heiligen einer, und Gott war mit ihm sichtbar in allen seinen Unternehmungen. Neben der Kirche der zwölf Apostel gab man ihm ein Haus, darin sammelte er eine Anzahl Genossen, die sein Leben mit ihm theilen wollten und thun wie er that. Nun durchzog er die Stadt, und stieg hinab an die untersten Oerter der Erde, wo die Kranken und Elenden wohnen allein und fern von aller Hülfe, und er suchte die auf, welche ohne ein Wort zu sprechen ihre Armuth trugen, weil sie sich ihrer schämten. Als er ihr Leiden erforscht hatte, ging er durch die Straßen und rief: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Da gaben alle, die zu geben vermochten, mit vollen Händen; er aber ging heim und theilte was er erhalten hatte zu gleichen Theilen unter die Armen und Bedürftigen. Als nun auch die Bettler der Straße kamen und forderten ihren Antheil, sagte er ihnen: „Ihr seid nicht krank und schwach und habt zu erröthen verlernt. Gehet hin, und thut wie ihr bisher gethan habt.“ Sein Haus aber wurde eine Freistätte für alle Armen und Verlassenen, die kein Obdach hatten, für die Fremden und Reisenden, und es erwuchs zu einem großen Hospital für die Kranken und Elenden, denen es daheim an Pflege, Wartung und Heilmitteln gebrach. Raimund selbst und seine Freunde sorgten Tag und Nacht, und so wurde er ein Arzt des Leibes und der Seele.

Dann ging er hinaus die ausgesetzten Kinder am Wege aufzusuchen. Und häufig geschah es, daß er nach Hause zurückkehrte, und trug auf jedem Arme ein Kind, und er dankte Gott, daß er sie ihm gegeben habe an Stelle seiner gestorbenen Kinder, und er erzog sie neben seinem eigenen Sohne. Auch Frauen, die alt und schwach waren, sammelte er in seinem Hause; und auch solche, die auf den Straßen in Unehren lebten und waren ausgestoßen von aller Welt. Wenn sie auf seine Stimme hörten, so stellte er sie unter die Aufsicht ehrwürdiger Frauen, und sie begannen wieder zu leben von ihrer Hände Arbeit, und dankten ihm, daß er sie gerettet habe aus dem Schlamme der Sünde. Zu den Verbrechern, die in den Gefängnissen saßen um irgend einer Schuld willen, stieg er hinab, denn er meinte, nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes. Er tröstete die, welche warteten, daß sie zum Tode geführt würden, und erfüllte ihre angstvolle Seele mit Worten des ewigen Lebens. Anderen aber redete er zu, daß sie ab-

lassen sollten von ihrem verbrecherischen Wandel, und verbürgte sich für sie vor dem Richter, und nahm sie mit sich in seine Freistätte, damit sie nicht von Neuem in Versuchung fielen, und leitete sie an zu einem arbeitsamen und gottesfürchtigen Leben. Also wurde seine Frömmigkeit und Mildherzigkeit gepriesen weit und breit, und er galt für einen Vater aller Bedrängten und Unglücklichen. War Einer in geistiger oder leiblicher Noth, der kam und klagte es ihm, denn er wußte, der fromme Raimund werde Hülfe schaffen. Er stiftete Frieden in den Häusern wo Zwietracht war, und führte die Sache der Wittwen und Waisen, wenn sie bedrängt wurden, vor dem Richter, und trat hin vor die Mächtigen und Gewaltigen und mahnte sie ab mit freimüthiger Rede, daß sie die Schwachen und Ohnmächtigen nicht drängen und drücken sollten.

Unter den Bürgern der Stadt aber war mancherlei Unsitte und Zwiespalt und Blutvergießen. Denn oft zogen die Männer und Jünglinge mit glänzenden Waffen und zu Roß hinaus auf das Feld zum Kampfspiele, um ihre Kräfte und ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen gegen einander zu erproben. Dann wurde nicht selten aus dem Scherze Ernst, und Blut floß, und Manchem kostete solches Spiel das Leben. Da sagte Raimund zu ihnen: „Lasset ab von diesem gefährlichen Spiele! Was stachelt ihr euern Zorn nach Art der reißenden Thiere und schadet euch an Leib und Gliedern? Nicht um thörichter Eitelkeit willen, sondern für das Wohl des Vaterlandes und zur Ehre Gottes sollt ihr euer Leben lassen." Und er ruhete nicht eher als bis sie abstanden von ihrem Beginnen. Aber auch im Ernste trafen die Bürger zusammen mit den Waffen in der Hand. Denn in der Stadt waren zwei Parteien, das waren die Guelfen und Ghibellinen, die einen hingen dem Papste, die andern dem Kaiser an. Sie haßten sich tödtlich und legten die Hand an das Schwerdt wo sie sich sahen, und schonten ihres Blutes und Lebens nicht. Wenn nun der Kampf wüthete auf den Plätzen und in den Straßen, dann ging Raimund zum Bischof und sagte: „Siehst du nicht, wie deine Heerde zerstreut ist und geschlagen? Gehe hin und zeige dich als einen guten Hirten, sammle sie wieder in die Hürden!" Da aber der Bischof muthlos wurde und nicht wagte etwas zu thun, da ergriff Raimund ein Kreuz, damit trat er unerschrocken hinaus unter die erhobenen Schwerdter und Lanzen der Kämpfenden und rief: „Wehe dir, aufrührerisches Piacenza, daß du den Herrn nicht

fürchtest! Schon bereitet er sein Feuer, daß es dich verzehre; und in deinem Streite wirst du deine Güter verlieren sammt deinem Leben!“ Doch nicht bloß in der Stadt, sondern auch draußen war Krieg und Zwietracht. Denn die Bürger von Piacenza waren verfeindet mit ihren Nachbaren, und mit keinen mehr als mit denen von Cremona. Beide zogen oft gegen einander aus, und konnten ihren Haß nicht löschen in allem Blute das vergossen wurde. Da nun wieder ihre Heere zusammen treffen wollten, eilte Raimund hinaus zu ihnen, um Frieden zu stiften, und ging von dem einen Heerhaufen zu dem andern und rief: „Höret mich an, ihr Piacentiner, und auch ihr Cremoneser höret mich! Was eilet ihr in den Kampf um vergänglicher Güter willen, und um eurem Nächsten den Tod zu bereiten? Gedenket, daß ihr Christen seid! und vergebet euren Schuldigern, damit euch eure Schuld vergeben werde. Blicket auf zu dem, der für euch gestorben ist, damit ihr nicht sterben möchtet! Nehmet ihn zum Mittler an!“ Die Cremoneser aber wollten nicht auf ihn hören, sondern trieben ihn von sich mit Schlägen. Da er aber dennoch wiederkehrte, riefen sie: „Was will dieser lästige Mensch?“ und griffen ihn und warfen ihn in ein Gefängniß zu Cremona. Aber auch so verzagte er nicht, sondern er trat an das Kerkerfenster und rief hinaus mit lauter Stimme: „Herr, vergieb den Cremonesern, sie wissen nicht was ihnen nütze ist. Ich aber bin bereit in den Tod zu gehen, wenn du den Sinn dieses hadernden Volkes zum Frieden wendest.“ Als das die Cremoneser hörten, entließen sie ihn aus seinen Banden, und er kehrte heim zu den Seinen.

So wirkte und lebte Raimund in seiner Vaterstadt zwei und zwanzig Jahre lang. Endlich aber erkrankte er und er fühlte, daß sein Ende nahe bevorstehe. Da sammelte er seine Genossen und Freunde und alle seine Armen noch einmal um sich und sagte zu ihnen: „Ich gehe jetzt ein zu den Stätten des ewigen Friedens, nicht um meines Verdienstes willen, sondern durch die unendliche Gnade Jesu Christi. Haltet auch ihr ferner fest, wie ich gethan habe, an dem Glauben, welcher die Welt überwindet. Lasset nicht nach, ihr Genossen meiner Arbeit, sondern fahret fort wie bisher zu wirken für die Armen und Verlassenen. Lasset euch nicht bange sein, ob ich gleich von euch scheide, denn er wird mit euch sein, der gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Darauf entschlief er in Frieden am 27. Juli des Jahres

1200. Er hatte einen guten Kampf gekämpft sein Leben lang, und war gewesen ein getreuer Knecht seines Herrn, von dem gesagt ist: „du bist getreu gewesen über Weniges, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude." In der ganzen Stadt Piacenza aber erhob sich unter den Armen ein lautes Weinen und Klagen, denn sie alle hatten ihren wahren Vater in ihm verloren. Die Leiche aber setzten sie bei in dem Hause, wo er dem Geiste des Herrn eine Wohnung bereitet hatte, und über seinem Grabe erhob sich als eine Zufluchtsstätte aller Verlassenen und Elenden und als ein Denkmal seiner Liebe das Hospital des frommen Raimund Palmarius. R. Köpke in Berlin †.

---

## 230. Niklaus von der Flue.

22. März.

Niklaus von der Flue wurde den 21. März 1417 auf dem Hofe seines Vaters, im Fluehli genannt, im Lande Unterwalden geboren. Ursprünglich hieß die Familie Löwenbrugger, sie vertauschte diesen Namen mit dem, den ihre Besitzung trug. Der Familie Ursprung ist unbekannt, aber seit dem eilften Jahrhundert ist sie hochgeachtet im Schweitzerland.

Von frommen Eltern wurde er in heimischer Sitte erzogen, lernte beten und arbeiten wie die andern Kinder des Landes. Sein inneres Leben soll von je ein besonderes gewesen sein, erleuchtet von himmlischen Erscheinungen, geneigt zu einem beschaulichen Leben und auffallender Enthaltsamkeit. Zwei seiner Jugendfreunde legten nach seinem Tode folgendes Zeugniß über ihn ab: „Er war allwegen ein züchtiger, gütiger, tugentlicher, frommer, „wahrhafter Mensch gewesen, der Niemanden erzürnte und wann „wir je von Acher gangen, oder andern Werchen kement, sich all„wege schybe (schied) allein hinter ein Gaden oder sonst an ein „ander Einigkeit (Abgeschiedenheit). Da betete er und ließe uns „und ander Knaben laufen, wo sie wollten."

Dieser Hang zur Beschaulichkeit wechselte nicht mit einem andern Hang, wie bei der Jugend sonst üblich, bildete stätig sich aus, blieb der Grundton seiner Seele. Von dem Jüngling wird gezeuget, daß er des Abends nach der Arbeit dem Kreise der Ge-

nossen sich entzogen, an abgelegenen Orten in Andacht sich versenkt. Zugleich alle Wochen 4 Tage und die ganze Fastenzeit durch alle Tage gefastet habe, so daß er nichts genossen, als einen Bissen trocken Brot, einige gedörrte Birnen und einen Trunk frischen Quellwassers.

Doch Kopfhängerisches war nichts an ihm, stets heitern Gemüthes that er mit Freudigkeit, was ihm oblag. Sobald er waffenfähig geworden, focht er in den Kriegen der Eidgenossen, zeichnete sich aus durch Tapferkeit und Milde, ward Rottenmeister, erhielt eine goldene Denkmünze, rettete mit Lebensgefahr das St. Katharinenstift zu Dießenhofen, welches von den zornigen Eidgenossen angezündet, bereits in hellen Flammen stand. Mit dieser That, 1460, schloß er seine Kriegsfahrten. Ein glücklicher Gatte, glücklicher Vater von 5 Söhnen und 5 Töchtern war er ein hochgeehrter Bürger, Landrath und Richter; das höchste Amt des Landes', ihm angeboten, die Landammannsstelle schlug er standhaft aus. Ein Lohn solcher Demuth war es wohl, daß im Laufe der Jahre 40 Männer aus seiner Nachkommenschaft, zwölf seines Geschlechts mit diesem Amte geehrt wurden. Treue Erfüllung seiner Pflichten störte sein wachend Leben in Gott nicht. Vor der Sonne begann er sein Tagewerk und schloß es mit erlöschendem Tage. Dann war er unter den Seinen, lehrte sie, betete, vertheilte die Arbeit des folgenden Tages und segnete jedes ein zur Ruhe. Von ihm aber zeugte sein ältester Sohn: „Mein Vater ist „zwar immer mit seinen Kindern und Hausgenossen schlafen ge„gangen, aber alle Nächte habe ich ihn wieder aufstehen und in „der Stube beten hören bis am Morgen." Wie seine Familie lag ihm das Vaterland am Herzen, sein Name wurde unter den ersten Eidgenossen genannt. Besondern Ruhm erwarb er sich 1462 bei einem schiedsrichterlichen Urtheil in einem Streite zwischen dem Kloster Einsiedeln und der Gemeinde Stanz! Neunzehn Jahre war er Landrath und Richter gewesen, als er sich diesen Aemtern entzog. In einem Streite war besondere Leidenschaftlichkeit entbrannt, hatte selbst die Richter ergriffen. Es war Niklaus von der Flue, er sehe bei einigen Richtern, als sie ihren Ausspruch abgaben, Schwefelflammen aus ihrem Munde fahren. Dies drang ihm so gewaltig ins Gemüth, daß er sich für immer seinen Aemtern entwand. Dieser Eindruck und das Zurückziehen aus dem öffentlichen Leben beschleunigten wohl den Entschluß, sich dieser

Welt voll Aergerniß zu entziehen. Nachdem er denselben lange vor Gott geprüft, theilte er ihn zuerst seinem Weibe mit. Als Bitten bei dem geliebten Manne umsonst waren, der Schmerz sie überwältigen wollte, vernahm sie eine innere Stimme: der Herr hat mit Niklaus Höheres vor. Darauf willigte sie ein, dann auch mit tiefem Weh die Seinen Alle. Auf den 16. October 1467 bat er Alle zu sich, auch seinen greisen Vater Heinrich.

Als sie versammelt waren trat er unter sie in grobem, braunen Gewande mit bloßen Füßen, bloßem Haupte, einen Rosenkranz in der einen, einen gekrümmten Stab in der andern Hand, dankend, betend, segnend schied er. Er pilgerte hinaus in die Welt, aber ein Ziel in der Welt hatte er nicht. Als er in die Landschaft Basel bis gen Liestal gekommen war, schien ihm plötzlich der ganze Ort in Flammen. Dessen erschrak er sehr, wandte sich, kehrte in einem einsamen Gehöfe ein, vertraute sich dem Bauer. Dieser rieth die Heimkehr und alsbald trat Bruder Klaus sie an. Als er in selber Nacht neben einem Zaune schlief, ward ihm ein neu Gesicht. Ein heller Schein von oben umfloß ihn, sein Inneres ward mit großer Pein erfüllt und er hörte eine Stimme, welche ihm gebot zurückzukehren in sein Land. Er gehorchte, gelangte ungesehen auf eine ihm eigne Alp im Klüßer genannt, baute sich dort unter einer Arve eine Hütte. Hier ward er von Jägern gefunden und den Seinigen von ihm Nachricht gegeben. Ihren Bitten zurückzukehren widerstund er, eröffnete seinem Kilchherrn seine Erlebnisse und wie er ohne Hunger und Durst zu leiden seit 8 Tagen nichts genossen. Da dieser ihn wohl dürre fand von Gestalt, daneben aber bei guter Kraft und heiterm Sinn, rieth er ihm in Vertrauen auf Gott diese Lebensweise fortzusetzen, was dann auch 20 Jahre lang geschah, so daß Bruder Klaus nichts genoß, als was der Priester beim Abendmal ihm reichte. Dagegen verließ er die Alp und baute sich seine Hütte in einem wilden Felsentobel (Felsenschlucht), im Ranft genannt, eine Viertelstunde von den Seinigen. Auch hieher soll ihn ein Gesicht geleitet haben.

Der Entschluß des geachteten Mannes ergriff seine Landsleute, durch seinen Wandel fühlten sie sich selbst geehrt. An einer Landsgemeinde von Obwalden ward erkannt, dem frommen Mann eine Kapelle sammt Klause zu erbauen, die erstere 28 Fuß lang 18 Fuß breit, die Klause 6 Fuß Mannshöhe 2½ Schritte lang und

$^1/_2$ Schritt breit. — Hier lebte er fortan, spendete Segen, tröstete und betete. Sein liebstes Gebet war:

O, mein Gott und mein Herr! nimm Alles von mir
was mich abwendet von Dir;
O, mein Gott und mein Herr! gieb Alles mir
was mich fördert zu Dir;
O, mein Gott und mein Herr! nimm mich mir
und gieb mich ganz eigen Dir.

Der Ruf des frommen Bruders verbreitete sich schnell, seine wunderbare Enthaltsamkeit erregte anfangs das größte Aufsehen. Viele glaubten nicht an sie, Viele dachten an frommen Betrug. Sie dachten nicht der Gewöhnung ans Fasten, von Jugend auf, sie kannten die (vom großen Haller seither nachgewiesene) Möglichkeit solcher Nahrungslosigkeit nicht.

Die Obrigkeit ließ ihn geheim bewachen, sein Bischof versuchte ihn: die erstere fand seine Enthaltsamkeit bestätigt, der letztere sah, wie großen Schmerz ihm die aufgedrungene Speise verursachte. Ueber allen Verdacht erhob ihn aber immer mehr seine klare, lautere Frömmigkeit, sein Wesen ohne Falsch und Trug, seine Demuth ohne Heuchelschein, ohne Schatten von Selbstüberhebung. Fragte man ihn selbst über diese Nahrungslosigkeit, antwortete er: Gott weiß! So nahm es allgemach auch die Welt. Dieses und die Macht seiner Fürbitte, welche er bei einem Brande in Sarnen bewährt, verbreiteten seinen Ruf immer mehr. Hohe und Niedere von nah und fern drängten sich an seine Klause, brachten Spenden, baten um Fürbitte und Rath. Sein Leben war im Himmel, aber klar lagen vor ihm die menschlichen Verhältnisse, Gottes Wort und die Zeitläufe kannte er ungetrübt. Daher klangen seine Reden oft so wunderbar, galten als Weissagungen von Gott, dem Heiligen geoffenbaret. Der Schmerz, den er auf Erden hatte, galt dem Vaterlande. Mit dem Ruhme der Eidgenossen wuchs die Sucht nach Macht, darum wurden fremde Händel mehr gesucht als gemieden, fremde Händel brachten fremden Sinn und fremde Sitten. Der Welt, die ihm fremder ward, entzog er sich immer mehr. Anfangs hatte er alle Sonntage die Kirche zu Sachslen besucht, bei Gelegenheiten sah man ihn auch in den andern Kirchen des Landes. Durch reiche Gaben war er im Jahr 1477 in Stand gesetzt durch einen Kaplan Messe lesen zu lassen in seiner Klause, später für eine eigne Pfarrei zu sorgen. Seinen

Rath genoß seine Familie, die erhaltenen Gaben aber brauchte er zu Liebeswerken und der Verehrung Gottes. Die Zwietracht der Eidgenossen ward immer größer, Bruderstreit stund vor der Thüre. Kein Eidgenosse fühlte dieses Elend tiefer als Bruder Klaus, denn keiner wußte klar wie er, wie Brüder, die unter einander sich verzehren, nicht nach dem Himmel trachten und suchen können was droben ist, zum Frieden Gottes, der über allen Verstand geht, nicht kommen können. Auf seinen Rath, die letzte Sühne zu versuchen, wurde noch eine Tagsatzung nach Stanz im Lande Unterwalden angestellt. In der Mitte des Christmonats 1481 ritten in Stanz die Boten ein, aber ihnen fehlte der Geist der Versöhnung, jeder trachtete nach dem vermeintlichen Recht. Drei Tage lang saßen sie zusammen, jeden Tag mit größerm Zorn, am Schlusse des dritten trennten sie sich mit flammenden Gesichtern, ohne Gruß, drohend blieben die Schwerter um die zornigen Glieder; zur Abfahrt rüstete sich jeder, der letzte Versuch zu Erhaltung des Friedens schien gescheitert. Ein Schrei des Entsetzens ging durch den Flecken Stanz. Heinrich im Grund, Pfarrer daselbst und des frommen Bruders Freund davon ergriffen, eilte durch Schnee auf unwegsamen Pfaden hinauf nach der 3½ Stund entfernten Klause im Ranft, brachte in später Nacht dem Bruder die schreckliche Kunde.

Geh, sagte der Greis unerschrocken in seinem gläubigen Vertrauen, geh, sage den Boten, Bruder Klaus habe ihnen etwas vorzubringen. Die Boten zur Abreise bereits gerüstet blieben. Früh kam der Greis, die Boten fand er schon versammelt. Als er unter sie trat, der hohe Mann, barhaupt und barfuß, in schlechtem Rocke, dem wunderbaren Wesen, dem klaren Auge voll Liebe, als er mit langsamen ernsten Worten nach seiner Art sie grüßte, stunden die Boten Alle, Helden aus den Burgunderkriegen, Häupter der mächtigen Volksstämme von ihren Sitzen auf, und neigten sich vor dem hehren Greis. Er sprach zu ihnen in Gottes und der Väter Namen, mahnte sie den Zaun nicht zu weitern, fremde Händel fahren zu lassen und zeichnete in kurzen scharfen Zügen den natürlichen Vergleich. Und Gott gab Gnade zu des heiligen Einsiedlers Worten, was Jahre lang im Streit gelegen, ward in einer Stunde verglichen. Also (beginnen die Tagherren ihren Abschied), des Ersten weiß jeder Bote heimzubringen, die Treu, Müh und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Klaus, in diesen

Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken. Nun aus dem Flecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich, bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten, mit Recht. Es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden. Das war Bruder Klausen großer Tag, an welchem ihm Gott die seltene Gnade gab, sich selbst ein ewig Andenken zu stiften in dem Lande, welches er so innig liebte.

Die Stände vergaßen den Dank nicht. In selbem Monat noch sandte Solothurn eine kostbare Gabe. Bern durch eigene Boten eine gleiche, so andere Stände ebenfalls.

Damals bei wilden Sitten lebte in den Gemüthern ein tief Gefühl für Hohes und Heiliges; damals mitten in kriegerischem Uebermuthe, wußte man doch den Frieden unter Brüdern zu schätzen und hoch zu ehren die, welche unter den Brüdern den Frieden zu erhalten und zu vermitteln wußten.

Die Enkel jener Eidgenossen haben Tage gesehen, wo der Friede der Brüder muthwillig zerrissen, die, welche mitteln wollten mit Koth beworfen, mit Füßen getreten wurden. Solchen Sinn erbten die Enkel nicht von den Vätern, sie ließen sich denselben in kindischer Thorheit einimpfen durch die Enkel jener Väter, welche durch unsere Väter aus dem Lande gejagt wurden. Hoffentlich werden unsere Kinder wieder Tage sehen, wo dieser fremde Sinn nicht mehr ist, fremde Sitten nicht mehr das Land vergiften, der Sinn unserer Väter wieder in ihren Enkeln, unsern Kindern, wohnet.

Von diesem Tage an verklärte sich sein Name immer mehr. Seine Vermittelung wurde gesucht von Hohen und Niedern, von Einzelnen und von Städten und Ständen, in Werken des Friedens flossen seine Tage ungetrübt dahin, er war ein wahrhafter Bote Gottes, ein Engel des Friedens auf Erden. In Stunden höherer Weihe hatte er öfters sein siebenzigstes Altersjahr sein Todesjahr genannt. Er trat es an mit ruhiger Ergebung, ordnete seine Angelegenheiten wohlgemuth und mit gewohnter Weisheit, ertrug eine heftige Krankheit, in welcher seine Glieder sich krümmten, wie ein Wurm unter den Füßen seines Peinigers, gefaßt und geduldig, Worte des Trostes den Seinigen spendend. Als er acht Tage lang unbeschreiblich gelitten, verlangte er die Sterbesakramente, empfing sie inbrünstig auf den Knien, empfahl seine Seele und die aller Anwesenden Gott, legte sich dann auf sein

hartes Lager nieder und entschlief im Herrn 1488 den 21. März am Tage seiner Geburt.

Als sein Tod bekannt war, stund alle Arbeit still und ein großes Weinen war im Lande als um einen Vater. Als er bestattet werden sollte, ließ alles Volk die Arbeit liegen, geleitete Bruder Klaus zu Grabe, und weit umher im Lande wurde keine Messe gelesen als vor der Leiche und dem Grabe des Seligen. In der ganzen Eidgenossenschaft war die gleiche Trauer, ein deutscher Fürst, Siegmund von Oestreich ließ sein Todesandenken mit hundert Seelenmessen und seltener Pracht begehen.

So starb Bruder Klaus von der Flue, wenn je einer, ein heiliger Mann. Unterwalden war aber nicht reich und Rom nicht edel genug ihn unter die canonisirten zu bringen, erst Clemens der Neunte 1669 erhob ihn die Klasse der Heiligen, welche verehrt werden konnten, aber nicht verehrt werden mußten; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen.

Alb. Bitzius gen. Jeremias Gotthelf in Lützelflüh, Kanton Bern †.

---

## Zweiter Abschnitt. Geistliche Stände.

### 1. Prediger und Kirchenlehrer in Italien, Deutschland, den Niederlanden; 13. und 14. Jahrhundert.

### 231. Franciscus von Assisi.

4. October.

Es mag als ein Wagniß erscheinen, in der Reihe der Lebensbilder, die uns der evangelische Kalender vergegenwärtigt, auch das des Franciscus von Assisi vorzuführen, der in einer Zeit lebte und wirkte, in welcher das lautere Evangelium vielfach verdeckt und die Kirche des Herrn durch menschlich erdachte Lehren und Einrichtungen entstellt war. Doch war es ja auch eine Zeit, in welcher ein Gefühl hiervon die Herzen gerade der Frömmsten durchdrang und Versuche hervorrief, die Kirche aus der Verderbniß zu ihrer ursprünglichen und reinen Gestalt zurückzubilden. Die tiefer gehenden Bestrebungen führten freilich zu Trennungen, aber auch, wo sie sich auf der vorhandenen Grundlage der Kirche hielten, richteten sie sich bewußt und voll starken Eifers auf die Erneuerung des geistlichen Lebens. Man fühlte, das Herz, des Lebens Quelle, müsse von den Kräften des ursprünglichen Evangeliums neu belebt werden, wenn die Kirche nicht von dem Glanze ihrer eigenen Herrlichkeit verzehrt werden sollte. Dieses Streben nach Erneuerung des christlichen Lebens wurde vornehmlich in den Mönchsorden gepflegt. Waren ja von Anfang an die Einrichtungen des Mönchslebens dazu bestimmt, die apostolische Gemeinschaft, die erste und reinste Form der christlichen Gemeinde, zurückzurufen und in besonderen Kreisen darzustellen. So erscheint es immer als eine natürliche Gegenwirkung des in und über der Kirche waltenden Geistes, daß in den Zeiten, wo sich die äußere Macht und Herrlichkeit der Kirche siegend erhob, sich auch ein neuer Trieb zu dem beschaulichen und entsagenden Leben des Klosters regte, damit das Christenthum seiner ursprünglichen Züge der Demuth und Einfalt nicht ganz vergäße.

Zu keiner andern Zeit bekanntlich erhob sich die Kirche so sehr in glänzender Machtfülle, als in den Tagen des gewaltigen Papstes Innocenz III. Sie sah sich wie das Reich Gottes selbst an, das in die volle Wirklichkeit und Erscheinung getreten sei. Natürlich, daß gerade jetzt neue Bildungen des Mönchthums sich zeigten. War ja das zwölfte Jahrhundert überhaupt voll von Versuchen, die alte überkommene Mönchsregel, die im Laufe der Zeit viel von ihrer alten Strenge nachgelassen hatte, unverkürzt, ja verschärft wieder hervorzuholen. Bis dahin waltete jedoch immer der alte Grundsatz, daß das Kloster die Zuflucht derer sei, die aus der Welt ausgehen und hinter stillen Mauern dem Gebete, der Betrachtung und der Arbeit sich widmen wollten. Nun aber sprang ein neuer Gedanke hervor. Auf der einen Seite war er zwar der herrschenden Pracht der Kirche entgegengesetzt, auf der anderen Seite aber hatte er selbst etwas von dem Streben nach Ausbreitung und Wirkung auf die Massen angenommen. Nicht in einsame Zellen eines Klosters schloß diese neue Mönchsbildung sich ein, sie wollte näher an die ursprüngliche Gestalt des Christenthums herantreten; nicht das Leben der apostolischen Gemeinde nur wollte sie nachbilden, sondern das Leben der Jünger selbst in ihrem ersten Zusammensein mit ihrem Meister, mit Christus. Auf Christus selbst richtet sich Auge und Herz; wie er unter das Volk trat, wie er seine Jünger aussandte, mit nichts anderem versehen, als mit seines Namens Kraft: so sollten auch die neuen Brüder unter das Volk treten, von Ort zu Ort ziehen, sich in die Massen verbreiten und sie für den Herrn gewinnen.

Dieser Gedanke ist es, der in Franciscus von Assisi Leben und Ausführung gewann. Er ist mit mancherlei Krankhaftem durchzogen, dieser Gedanke, und viel Phantastisches umrankt ihn; seine Wurzeln gehen in die eigenthümliche Stimmung und Richtung zurück, welche das Mittelalter beherrscht. Es ist keine neue Entwickelung des evangelischen, sondern eine schöne Blüthe des mittelalterischen Geistes, die in ihm aufbricht; aber es ist doch eine so unmittelbare aufrichtige Gestalt der Frömmigkeit, die uns hier begegnet, eine so reine und volle Liebe zu Christo, eine so herrliche Kraft der Entsagung, ein Heldenmuth des Wirkens und Leidens, daß unter den Bildern, welche sich die Erinnerung der christlichen Kirche aufstellt, das des Franciscus von Assisi nicht fehlen darf. Diese Gluth und Innigkeit seiner persönlichen Fröm-

migkeit hat auch Luther anerkannt, wie sehr er auch theils das grundsätzlich Irrige, das sich an ihm findet, theils die Entartungen der spätern Ordensgenossen tadeln mußte. Und die Apologie des Augsburger Bekenntnisses konnte sich in ihrem Artikel von der Messe, wenn auch zunächst nur für einen untergeordneten Punkt, auf Franciscus als auf einen Zeugen der Wahrheit berufen.

Franciscus wurde den 27. September des Jahres 1182 zu Assisi, einer Stadt des mittleren Italiens in der Delegation Spoleto geboren. Er war der Sohn des Pietro Bernardone und der Pica. Eigentlich sollte er Johannes heißen; aber von seinem Vater, der als ein bedeutender Handelsherr große Geschäfte in Frankreich hatte, erhielt er den Namen Francesco, der ihm im Leben wie in der Geschichte geblieben ist. Bestimmt, in seines Vaters Beruf einzutreten, verfloß ihm seine Jugend unter den gewöhnlichen Vorbereitungen hierzu, aber auch unter den mannigfaltigen Vergnügungen und Lustbarkeiten, die in einer lebensfrohen italienischen Stadt die Tage einer üppigen Jugend zu erfüllen pflegten. Singend und jubelnd zog man durch die Straßen, aber man versäumte auch nicht die ritterlichen Uebungen; allen voran Franciscus, mittheilend, ja verschwenderisch, liebenswürdig, in leichtem Sinne das Leben erfassend. Er galt als die Blüthe der Jugend. In seinem achtzehnten Jahre fiel er in einem Kampfe wider die Peruginischen Nachbaren mit vielen seiner Genossen in die Hand der Feinde; aber auch hier in einer vierjährigen Gefangenschaft verließ ihn nicht sein heiterer Muth, der zugleich für seine Mitgefangenen ein Quell des Trostes und der Aufrichtung wurde. Zurückgekehrt in seine Heimath ergriff ihn eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Todes brachte. Sie wurde zum hauptsächlichsten Anstoß seiner beginnenden Sinnesänderung. Als er zum ersten Male nach seiner Genesung die Plätze erblickte, die ihm sonst durch ihre Schönheit Herz und Sinn ergötzten, bemerkte er wie zu seiner eigenen Verwunderung, daß sie keinen Eindruck mehr auf ihn machten. Auch für die Pracht der Kleidung, woran er zuvor ein großes Gefallen hatte, war ihm der Geschmack verloren. Als er zum ersten Male wieder auf der Straße erschien und, wie gewohnt, mit schönem Gewande geschmückt, einem Armen begegnete, schenkte er demselben sofort seine Kleidung. In einer der nächsten Nächte erschien ihm ein bedeutend Traumgesicht. Er sah einen prächtigen Saal von Waffen voll, die das Zeichen des

Kreuzes trugen. Auf seine Frage, für wen sie bestimmt seien, hörte er eine Stimme: „sie sind für dich und deine Krieger!" Er deutete diese Worte buchstäblich und entschloß sich daher, sich an den Zug des Grafen Walther von Brienne anzuschließen, der eben im Begriffe stand, eine Kriegsfahrt nach Apulien zu machen. Aber ein anderes Traumgesicht hält ihn davon ab. Er hört Christi Stimme, die ihn mahnt, dem Herrn nicht den Diener vorzuziehen. Daran merkt er, daß die Ritterschaft, zu der er berufen, eine geistliche sei. Er kehrt nach Assisi zurück, weiterer Erleuchtung wartend und darum bittend. Vor allem aber ist er nun eifrig in der Uebung der Heiligung und Selbstverleugnung. Er ergiebt sich vornehmlich der Pflege Aussätziger, sowie er sich unerschöpflich zeigt in den Werken mittheilender Barmherzigkeit. Seine Frömmigkeit treibt ihn nach Rom, die weltberühmten heiligen Stätten zu sehen. Was ihn aber dort am meisten fesselt, das sind die lebendigen Bilder seines Heilands, die Armen. Ihnen giebt er sein gutes Kleid, um dafür das zerrissene und schmutzige einzutauschen; die Armen und die Armuth erwählt er sich, wie eine Braut, zur Liebe seines Herzens. Von dieser frommen Fahrt heimgekehrt, trifft ihn, als er inbrünstig in einer alten baufälligen Kirche betete, eine neue Stimme, die vom Crucifix her mit dem dreifachen Ruf an ihn ertönt: „gehe und stelle mein Haus wieder her, das zu Grunde gehen will!" Auch jetzt deutet er diese Stimme zunächst buchstäblich, während seine späteren Schüler in ihr schon die Ankündigung des göttlichen Rufes zu erkennen glaubten, er möge die geistliche Behausung der Kirche geistlich wieder herstellen. Er sucht Geld zu erhalten, die verfallene Kirche wieder aufzurichten. Er bringt Waaren seines Vaters auf den Markt nach Foligno, um sie sammt dem eigenen Pferde zu verkaufen und den gewonnenen Erlös zum Aufbau jener Kirche zu verwenden. Voll Zornes eilt ihm der Vater nach, der Sohn verbirgt sich 40 Tage lang in einer Höhle; doch zuletzt durch Gebet und fromme Uebungen gestärkt, stellt er sich freiwillig in seiner Vaterstadt. Dort empfängt ihn Schmach und Spott seiner Mitbürger, die Strafe seines Vaters, der ihn schlägt und in ein dunkles Zimmer einschließt. Die Mutter aber, die zu allen Zeiten ihre ganze Liebe und Hoffnung an den Sohn gesetzt hatte, den sie zu hohen Dingen bestimmt glaubte, tröstet ihn und giebt ihm, als der Vater in Geschäften eine Reise machen mußte, die Freiheit. Er eilt zu seiner geliebten Kirche zurück und

erklärt dem Vater, der ihn dort aufsuchte und zurücknehmen wollte, er sei entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen, was sein Vater über ihn verhänge, aber eben so fest sei sein Wille, ganz sich Gott zu widmen. Ohne Klage ließ er sich darauf die Enterbung und den Fluch seines Vaters gefallen und erbat sich, gleichsam wie ein Gegengift wider diesen Fluch, den Vaterseegen eines armen Alten. Jetzt frei von allen Banden der Welt, lebt er allein seinem Gott. Sein Thun ist fortwährend auf die Herstellung verfallener Kirchen gerichtet. Nicht blos die Kirche des heil. Damianus erneuert er, sondern auch die der Maria zu Portiuncula. Gerade diese letztere wurde ihm sein liebster Aufenthalt. Hier war es auch, wo er, nun 26 Jahre alt, am 18. October 1208 das Evangelium des Tages verlesen hörte Matth. 10, 9 u. 10: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Taschen zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken.“ Dies Wort wird für ihn zum Losungswort seines Lebens. Hier tritt ihm die Gestalt der Armuth, die er als sein Ideal im Herzen getragen, in klarem, bestimmtem Umriß entgegen. Nach ihr, ja in sie kleidet er sich von jetzt an. Aber er thut auch das Werk, das in dieser Armuthsgestalt eines Jüngers gethan werden soll; er geht hin, um Buße und Liebe zu Christo, dem einzig Liebeswerthen, zu predigen.

Seinem Worte fehlte es nicht an Erfolg. Ein angesehener Mitbürger und mehrere Priester schlossen sich ihm an. Es bildete sich eine Jüngerschaft und er schickt sich an, derselben eine bestimmte Regel zu geben. Diese ist auf die Worte des Herrn gegründet: „wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin und verkaufe alles und gieb es den Armen; komm und folge mir“; und „wenn einer mir folgen will, der verleugne sich selbst.“ Ohne Eigenthum zu sein, das ist neben den gewöhnlichen Ordensgelübden das Ausgezeichnete dieser neuen Verbrüderung. Die Armuth in der Nachfolge des armen Lebens Jesu und die damit verbundene Demuth als die geistliche Armuth soll ihr Kennzeichen sein. Darum heißen sie die minderen Brüder, Minoriten. Keiner unter ihnen nenne sich Prior; nur Diener soll es unter ihnen geben, keine Oberen. Allen, selbst Räubern und Dieben, stehe das Herz voll mitfühlender, verzeihender, tragender, helfender Liebe offen. Nichts ist mehr zu scheuen, als der Gebrauch des Geldes. Was für den Lebensunterhalt nöthig, erbitte man sich als Almosen. Je mehr du ent-

behrst, desto näher bist du der Vollkommenheit. Aber diese Kraft und Kunst der Entbehrung, die dem Menschen Macht über Personen und Dinge giebt, soll immer mit der Liebe verbunden und die Liebe stets eine Liebe durch die That und Wahrheit sein. Auch zeige Niemand seine frommen Uebungen und Entsagungen der Außenwelt. Unter allem Fasten und Kasteien sei das Angesicht freundlich und heiter. — Mit besonderem Nachdrucke wird auf die Reinheit des katholischen Glaubens gehalten. Es schien dies um so nothwendiger, da durch Petrus Waldus ähnliche praktische Zwecke verfolgt wurden, Petrus Waldus aber, theils durch die ungeschickte Behandlung seiner Obern, theils durch seine eigene Geistesart getrieben, Wege einschlug, die mit der damaligen Kirchengestalt nicht mehr stimmten. Während Petrus Waldus nicht blos persönliche Armuth, sondern auch eine demüthige Gestalt der Kirche vor Augen hatte, umklammerte Franciscus mit der ganzen Inbrunst seiner Seele die Herrlichkeit der erscheinenden Kirche, ihrer Gottesdienste und Ordnungen. Er machte es den Seinen zur Pflicht, beim Priester zu beichten, wenn er es auch in Nothfällen für erlaubt erklärt, daß ein Bruder dem anderen seine Sünden bekenne. Hauptsächlich galt es ihm, den Körper, diesen Heerd der Sünde, in Zucht zu halten und zu bändigen und dagegen das Wort Gottes, den Samen des Lebens, in die Seele aufzunehmen. Indessen nicht blos durchs Wort, auch durch das Vorbild solle gelehrt werden. Lehrer im Worte aber ist, wer die Gabe dazu empfangen; keiner ist berechtigt, das Lehramt als ein ständiges zu behaupten. Wer durch göttliche Erleuchtung als Missionar unter Saracenen und Heiden gehen will, darf dies nur thun nach Erlaubniß seines Oberen (oder in der Sprache der Ordensregel: seines Mitknechtes). Strenge Vorsicht im Umgange mit Frauen wird eingeschärft. Bei aller Strenge aber sei der Hochmuth entfernt, der auf Andere verachtend und richtend herabsieht. Denn zuletzt gilt doch nur der wahre Glaube und die Buße, anders kann Niemand selig werden. (Vergl. auch Apolog. Confess. S. 123. 275 ed. Müller.) — Diese erste Regel des Franciscus ist voll von Anführungen aus der heil. Schrift, ja vielfach ist sie nur eine Zusammenstellung ihrer Sprüche. Sie endet mit einem begeisterten, fast hymnusartigen Aufrufe zum Lobe Gottes.

Mit dieser Regel trat Franciscus im Jahre 1210 vor Innocenz III., um ihre Bestätigung zu erlangen. Aber der Papst soll

ihn zuerst schroff zurückgewiesen haben, dann jedoch durch eine Vision bewogen worden sein, die Bitte des frommen Mannes in Erwägung zu ziehen und die Sache den Cardinälen zur Berathung vorzulegen. Einigen derselben, wird erzählt, sei die Regel als etwas Unmögliches, für menschliche Kräfte nicht Berechnetes erschienen; hingegen habe der Cardinal Johann Colonna geäußert: halte man diese Regel für unvernünftig und unmöglich, so verwerfe man Christum selbst und sein Evangelium. Der Papst gab, indessen nur mündlich, im Allgemeinen seine Genehmigung, Weiteres der Zukunft vorbehaltend. Franz kehrte hierauf mit seinen Jüngern nach Assisi zurück, wo er seinen Leib, den er in schroff ascetischer Betrachtung wie einen ihm fremden, die Sünde wie ein Lastthier tragenden Theil ansah, durch Hunger und Durst, Kälte und Blöße, Nachtwachen und Geißeln marterte. Dennoch, oder vielleicht sagen wir besser, ebendeshalb hatte er immer neue Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen, denen er neue und immer härtere Bußübungen entgegensetzte. Und vernahm er dann inmitten dieser Uebungen eine Stimme, die ihm zurief: es gebe keinen Sünder in der Welt, dem Gott nicht vergäbe, wenn er sich zu ihm bekehrte, nur wer durch harte Bußübungen sich selbst ums Leben bringe, werde kein Erbarmen finden, so hörte er in einer solchen Stimme nur eine Einflüsterung des bösen Geistes. Dieses sein strenges Leben war jedoch weit entfernt, abzuschrecken; vielmehr zog es, dem Geiste der Zeit gemäß, die frömmeren Gemüther nur um so mächttiger an. Und wie von jeher der Gedanke des Mönchthums auf weibliche Seelen eingewirkt hat und frühe schon den Mönchsklöstern Nonnenklöster an die Seite traten, so erzeugte die neue Gestalt der Ascese, wie sie in Franciscus erschien, auch eine neue ihr parallele Bildung weiblicher Genossenschaft. Clara Sciffi, die Tochter eines reichen und vornehmen Mannes, jung und schön, von Kindheit an den Uebungen der Frömmigkeit aufrichtig zugethan, durch die Erscheinung des Franciscus tief erregt, floh aus dem Hause des Vaters in die Kirche Portiuncula; dort ließ sie sich ihr wallendes Haar abschneiden und blieb, wie dringend auch ihre Brüder und Verwandten sie ins väterliche Haus zurückzuführen suchten, ihrer neuen Lebensweise getreu. Sie wird (im Jahre 1212) Gründerin des Ordens der Clarissinnen. Franz gab eine Regel für denselben, die im Wesentlichen der seiner eigenen Gemeinschaft nachgebildet ist und nur noch besonderen Nachdruck

auf die Unscheinbarkeit der Kleidung, auf Stillschweigen und Arbeit legt.

War so ein fester Jüngerkreis um Franciscus gebildet, so galt es nun auch, das Werk von Jüngern zu thun. Was aber ist eines Jüngers Werk? Es regte sich in Franciscus die Frage, ob er durch seinen Beruf auf das Gebet oder auf die Predigt gewiesen sei. Er selbst meinte, er habe mehr die Gabe des Gebetes als die der Rede empfangen. Auch meinte er, schreite er durch diese Uebung der Gebetsgabe in der Heiligung weiter fort, als durch die Verwaltung der Predigt; das Gebet reinige und einige, die Predigt führe nach außen; im Gebete träten wir mit Gott in Gemeinschaft, in der Predigt verkehrten wir mit den Menschen. Aber wie es nun schon an sich das Bessere sei, selbstverleugnend das zu wählen, was uns das Schwerere dünkt und unserer Natur weniger angemessen erscheint, so müsse — schließt Franciscus — vor allem der Gedanke, daß Christus, der Sohn Gottes, selbst vom Himmel gestiegen und der Welt das Evangelium gepredigt habe, dazu bewegen, den Dienst der Predigt als den eigentlichen Beruf zu wählen. Freilich Franciscus würde sich selbst verkannt haben, hätte er leugnen wollen, daß nicht auch ein Drang zur Predigt tief in seiner eigenen Natur gelegen wäre. Ist es nicht das Feuer der Liebe, der persönlichen Liebe zu seinem Herrn, in das er sich mit allen Fasern seines Lebens getaucht fühlt? Diese Liebe Christi drängt ihn, für seinen Herrn zu zeugen; die Mittheilungskraft, die aller Liebe einwohnt, zieht ihn auf alle Bahnen, wo es gilt, von dem, der ihm sein Herz abgewonnen, der ihm der Schönste der Menschenkinder, das Liebste aller Liebe ist, zu reden und zu preisen, und nichts dünkt ihm lieblicher, als wenn er in solchem Zeugniß sein Leben für den Geliebten lassen dürfte. So sendet er seine Brüder zu zween zur Reisepredigt in die Länder Italiens. Er selbst wandert nach Toscana. Die ersten Klöster entstehen auf dieser Reise. Aber weiter reicht sein Blick und Herz. Sechs Brüder schickt er nach Marocco, von welchen fünf, da einer krank in Spanien zurückbleiben mußte, einen in unverständigem Eifer selbstgesuchten Märtyrertod fanden. Ihn selbst zog es nach Africa. Er macht sich auf; aber auf dem Wege in Spanien erkrankt, wird ihm dieses Land zu einem neuen Schauplatz seiner Predigt und der Sammlung zu seiner Gemeinschaft. Zurückgekehrt nach Italien, wo es ihm zwar noch nicht gelang, eine förmliche Bestätigung seines

Ordens vom Papste zu erwirken, er aber doch das reißend schnelle Wachsthum seines Ordens mit Freuden wahrnehmen durfte, werden neue Plane zur Mission des Evangeliums gefaßt. Nach allen Landen sollten Boten ausgehen, gegründet auf die Weisung, die der Herr selbst Matth. 10 gegeben. Innere und äußere Mission sollte in die Hand genommen werden. Nach England, Ungarn (das ungastliche Deutschland allein wurde noch vermieden), nach Griechenland, nach Syrien, Aegypten, Africa werden die Boten ausgesandt. Er selbst mit zwölf Gefährten, unter die er, die alte Sage der Kirche nachahmend, die Länder vertheilte, eilt nach Accon; weiter allein nach Damiette, dringt, keine Gefahr und Mißhandlung achtend, bis zum Sultan, verkündet diesem das Evangelium, bietet zum Erweis der Wahrheit die Feuerprobe an und kehrt — eine wunderbare Erfüllung der Schutzverheißung, die Christus seinen Sendboten gegeben Mark. 16 — unverletzt, wenn auch ohne wesentlichen Erfolg, zurück. Blieb hier der Erfolg aus, so war er um so größer in Europa, indem sich nun der Orden der Tertiarer oder der Orden der Brüder von der Buße bildete, Vereinigungen von Laien, die zwar in der Familie und dem bürgerlichen Leben verblieben, doch aber nach einer geistlichen Regel lebten, strenge Zurückhaltung von zerstreuenden Weltvergnügungen beobachteten, in reichlichem Empfang der kirchlichen Gnadenmittel sich übten, ein stilles und friedliches Leben im persönlichen und geselligen Umgange führten und gegenseitige Hülfe in Fällen der Noth sich leisteten. Gerade durch diese Verbindungen übte der Gedanke des Franciscus seine tiefsten Einwirkungen auf das Volk aus. — Es war aber auch Zeit, daß Franciscus heimkehrte; denn schon begannen im eigenen Orden durch die Einwirkungen seines Stellvertreters Abweichungen und Milderungen der Regel sich einzuschleichen. Franciscus stellte die alte Strenge wieder her, und nachdem nun auch der Versuch gelungen war, den Orden nach Deutschland zu verpflanzen, erlangte er im Jahre 1223 die längst ersehnte Bestätigung des Ordens von dem Papste Honorius III., der schon als Cardinal ihm zugethan war. Es war, als sei damit das Lebenswerk des Franciscus vollendet. Schon im folgenden Jahre überfiel ihn eine heftige Krankheit in Siena. Doch dürfen wir an dem wundersamen Ereigniß nicht vorübergehen, das ihm schon zwei Jahre zuvor begegnete. Es ist das jene Vision, die er auf dem Berge Alverna hatte, als ihm Christus, der Gekreuzigte,

erschien und seine Wundenmaale ihm eindrückte. An der Realität dieser Maalzeichen glauben wir nicht zweifeln zu dürfen und erklären sie aus der plastischen Kraft der Phantasie, die in einem so zerrütteten Körper, wie ihn Franciscus mit sich herumtrug, ein leichter zu überwindendes Material hatte, wobei wir übrigens nicht leugnen, daß zu dieser bildenden Kraft der Phantasie auch noch ihre ausschmückende trat, so wie auch für so manche andere Seiten seines Lebens die Poesie der Legende sich um ihn wob, die dann unter den Händen seiner Verehrer nur zu bald zum frevelnden Aberwitze ward. — Franciscus ließ sich nach Assisi bringen. Die Ankündigung des nahen Todes, die ihm sein Arzt machte, empfing er mit hellem Lobgetön. Er wollte in die Kirche Mariae, in die Portiunculakirche getragen werden, um da zu sterben, wo er zum geistlichen Leben geboren war. Dort ließ er sich auf den nackten Boden legen, um auch im letzten Athemzuge dem Ideale seines Lebens, der Armuth, getreu zu bleiben. Den 4. October 1224 verschied er, 45 Jahre alt.

Ueberblicken wir noch einmal das Leben des eigenthümlichen und bedeutungsvollen Mannes, so tritt uns an ihm unwidersprechlich als dessen Grundzug die brennende Herzensliebe zu Christo, seinem Heilande, hervor. Man hat treffend von ihm gesagt, er habe mit noch mehr Recht als Zinzendorf ausrufen können: ich habe nur eine Passion, das ist Er, nur Er. Mit der ganzen Gluth einer verzehrenden Andacht umfaßt er seinen Heiland, den er in sinnlicher Realität in seinem Leben nachzuahmen sucht. Sind auch die Gedichte, die man ihm zuschreibt, nicht alle von ihm selbst, sondern wohl die meisten von seinen Schülern, von jenen herrlichen Sängern der mittelalterlichen Lieder Dies irae, Stabat mater u. a., so irren wir doch gewiß nicht, wenn wir den Sinn und Geist jener Poesieen als aus dem Herzen des Meisters quellend ansehen und ihr Feuer und ihre Süßigkeit, den Hauch der Anmuth, der über sie ergossen ist, aus der Frömmigkeit entsprungen denken, die sein Herz immerdar bewegte. Mit jener Sehnsucht, die sich für alles Heilige aufzulösen und zu opfern trachtete, verband sich ein freudiger Ueberschwang, der im Preisen und Loben sich nicht genug thun konnte. Wie ruft er in seinem Sonnengesange alle Creaturen an, ja zuletzt auch den Tod, den er seinen Bruder nennt, daß sie alle mit ihm den höchsten, allmächtigen, gütigen Gott und Herrn preisen und rühmen! Im winterlichen Frost fühlt er nicht die Kälte, weil des

Himmels Flamme in ihm lodert. In Gebet, Andacht und Betrachtung sich bewegen, ist ihm die wahre Wissenschaft, mehr als alle Gelehrsamkeit und Weisheit der Welt. Er lebt so ganz in dem Gefühle des Psalmwortes: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Es ist ein geistlicher Minnedienst, dem er obliegt, der sich aber auch bewährt in der ganzen Strenge der Ascese, dem Selbstverleugnung kein Spiel der Worte ist, Armuth und Erniedrigung tägliche Genossinnen sind. Und kaum kann man sagen, daß ihm das ein Opfer ist; er lebt mit Freuden ein solches Leben; nur dies dünkt ihm ein würdiges und seliges zu heißen. — Gewiß, wir müssen sagen, das alles ist doch mehr eine Nachahmung des Lebens Jesu, als eine Nachfolge in dem Sinne, in welchem der Apostel Paulus will, daß wir Gottes Nachfolger seien in der Liebe Christi. Es ist mehr eine versuchte Fortsetzung des Lebens Christi im Fleische, als dessen geistliche Eingestaltung in Herz und Willen, als die Ausprägung des innern Bildes Christi in dem ganzen Zusammenhange eines sittlichen Lebens. Indessen wir dürfen nicht fordern, was für Franciscus, den Sohn seiner Zeit, nicht möglich war. Die Stunde war noch nicht gekommen, da man aufhörte, in den Mitteln der Frömmigkeit ihren Zweck selbst zu suchen, da die Macht des Glaubens, auch ohne Gesichte und äußerliche Wunder, sich aus der Kraft der Rechtfertigung in der Heiligung des ganzen Lebens bewährte. Aber bei allem Leidenschaftlichen und Krankhaften, bei allem Seltsamen und uns Widerstrebenden, was die Frömmigkeit des Franciscus an sich hat, ist sie doch eine ungeheuchelte, eine reiche und volle und deshalb, nicht etwa wegen der kirchengeschichtlichen Erfolge allein, die von ihm ausgingen, dürfen wir sein Gedächtniß auch unter uns bewahren, die wir des Apostels Wort gelernt haben: „Alles ist euer"! (1 Cor. 3, 21. 22.) Ehrenfeuchter in Göttingen.

---

## 232. Berthold von Regensburg.

13. December.

In der Zeit, da das mittelalterliche Papstthum bereits den Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit erreicht, und durch seine Geistliches und Weltliches umfassenden Ansprüche auf unbedingte Machtvollkommenheit eine mannigfaltige kräftige Gegenwirkung

hervorgerufen hatte, waren es besonders die Bettelmönchorden der Dominicaner oder Prediger und der Franziscaner oder Minoriten (mindere Brüder), welche das Ansehen der Hierarchie vornehmlich mit geistigen Waffen zu verfechten den Beruf hatten. Die alten Stützen derselben waren mehr oder weniger morsch geworden: die Geistlichkeit meist verweltlicht, theilweise ins fürstliche Interesse hineingezogen, die Mönchsorden abgelebt und ausgeartet, die kirchliche Wissenschaft keineswegs frei von Abweichungen, die den herkömmlichen Lehrbestand bedrohten und in ihrer rechtgläubigen Richtung dem Gegentheil oft kaum gewachsen. Dazu kamen die gewaltigen Regungen und Angriffe in den höheren und niederen Kreisen des Lebens: die in den Hohenstaufen sich concentrirenden Anfechtungen von Seiten der politischen Macht, welche auch in den verschiedenen Schichten des Volkes nachwirken mußten; sodann die theils aus lauterer biblischer Frömmigkeit, theils aus einer durch mancherlei fremdartige Elemente getrübten Sinnesart hervorgegangenen Bewegungen religiöser Opposition, welche man als ketzerisch zu bezeichnen pflegt, welche aber freilich nur theilweise einen der christlich-kirchlichen Grundwahrheit zu nahe tretenden und dieselbe untergrabenden oder umstoßenden Charakter an sich trugen, jedenfalls aber mit wohlgewählten Mitteln, mit unter Gefahr und Verfolgung zunehmender Klugheit oder auch Schlauheit in den Gemüthern des Volks, der Vornehmeren wie der Geringeren Eingang zu finden wußten, und in den vielfach aufgelockerten Boden den Samen der die kirchlichen Misbräuche und Aergernisse aufdeckenden und ein reineres Christenthum darbietenden Wahrheit, oder auch gröberer und feinerer, mehr oder minder gefährlicher Irrthümer einzustreuen beflissen waren. Da erwachte nun ein ursprünglich reineres, katholisch-kirchliches Streben, das von allen Seiten bedrohte Christenthum, dessen Bestand man in redlicher Gesinnung an die bestehende Verfassungsform gebunden achtete, mit den geeigneten Mitteln gegen die andringenden Gefahren sicher, und sein Recht und seine Wahrheit durch Wort und That ins Licht zu stellen. Das Aergerniß der in Reichthum und Ueppigkeit sich gehen lassenden Geistlichkeit und Mönchsorden mußte geheilt werden durch ein den Forderungen auch der edelsten Secten entsprechendes Leben einfacher armer Lebensweise nach dem Vorbild Christi und seiner Apostel; die hohen und gebildeten Geister mußten gewonnen werden durch eine, alles bisherige überbietende Wissenschaft und Ge-

lehrsamkeit; allen insgemein mußte man zur Belebung des Glaubens, zur Erneuerung der kirchlichen Treue, zur Befreiung von widerkirchlichen Einflüssen Handreichung thun durch eine kräftige, frische, verständige Predigt, welche auch durch Eingehen in das ganze, von allerlei Aberglauben und Unsitte verunreinigte Volksleben sittlich reinigend wirken, und einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, wie einer edleren und frommeren Sitte im häuslichen und bürgerlichen Leben Vorschub thun konnte.

Dieses Streben verkörperte sich in jenen beiden Orden, von denen der eine vom Predigen den Namen erhielt, aber auch durch gediegene Wissenschaft auf eine höchst bedeutende Weise eingewirkt hat, wie das Beispiel Alberts des Großen und des Thomas von Aquino zeigt, welche übrigens nicht blos tiefgelehrte und geistvolle Männer der Wissenschaft, sondern auch ausgezeichnete Prediger und durch ihren Wandel tröstende Persönlichkeiten waren; der andere aber, der Orden der Minoriten, gleichfalls in jeder Hinsicht Großes leistete: durch Männer der Wissenschaft, wie durch ausgezeichnete Prediger und Vorbilder des geistlichen Lebens, auch solche, welche Alles dieses in sich vereinigten, wie z. B. Bonaventura. Unter den Männern dieses Ordens aber nimmt als Prediger, als geistlicher Volksredner eine höchst bedeutende Stelle ein der Bruder Berthold oder Berchtolt; und ihm zur Seite sein Lehrer und Freund: Bruder David von Augsburg, in den Chroniken bezeichnet als der „der mit Bruoder Berchtolt gienc". Ueber das Verhältniß dieser beiden Männer hat Fr. Pfeiffer neues Licht verbreitet[1], nachdem schon Jac. Grimm (in den Wiener Jahrbb. 1825. B. 32.) darauf hingewiesen hatte. Beide scheinen Landsleute gewesen zu sein. Jedenfalls war Berthold aus Regensburg; aber auch David stammte wahrscheinlich eben daher, und führt den Beinamen „von Augsburg" wegen seines 25jährigen Lebens und Wirkens daselbst bis an seinen Tod. Von Bertholds früherem Leben ist uns nichts bekannt, sein Familienname scheint Lechs gewesen zu sein; denn es wird eine Schwester von ihm, dieses Namens, erwähnt, die in Regensburg begraben sei. Seine Geburt fällt wohl in das dritte Jahrzehend dieses Jahrhunderts. Er trat in den Minoriten-Orden; und in dem Novizenhause in Regensburg, nicht

[1]) In seinen Deutschen Mystikern des 14. Jahrh. I. S. XXVI. ff. und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum.

in Augsburg, wie J. Grimm meint, kam er in die Unterweisung des Br. David, welcher damals Novizenmeister in dem dortigen Convent und Professor der Theologie war. Der Leitung dieses Lehrers, welcher zuerst in Regensburg, später in Augsburg während einer Reihe von Jahren durch Bildung der jungen, seiner Pflege anvertrauten Herzen aufs wohlthätigste gewirkt hat, hatte wohl Bertholds angeborenes großes Talent vorzugsweise die volle Entfaltung und Reife zu verdanken. Ein Band zärtlicher Freundschaft schlang sich um den älteren und jüngeren Bruder. Auch nachdem der Lehrer nach Augsburg übergesiedelt war, wurde die Gemeinschaft unterhalten. Br. David richtete ein inniges, Liebe athmendes Schreiben an den Bruder Berthold und an alle Novizen in Regensburg, mit herzlichen Wünschen für ihren guten Fortgang im Wege Gottes und ihr beständiges Wachsthum in den Tugenden und in der geistlichen Gnade, und zu einem Zeugniß, daß er, obwohl dem Leibe nach abwesend, mit dem Herzen oftmals bei ihnen, und in seinen geringen Gebeten ihrer nicht uneingedenk sei. Auf Bertholds Bitte, ihm etwas zur Erbauung zu schreiben, widmete er ihm sein Büchlein: „Formula novitiatus." Auch die unter Bertholds Predigten gekommene Abhandlung: „der Spiegel der Tugenden," ist wahrscheinlich auf Bertholds besondere Veranlassung geschrieben, der überhaupt die geistvollen Arbeiten des älteren Freundes gern benutzte, und bei seinem rascheren Gemüth und bewegteren Leben in dem still und tief sinnenden David eine wahre Ergänzung gefunden haben muß, wie hinwiederum dieser an dem mit mächtiger Beredsamkeit in alle Falten des Gemüths und in alle Verhältnisse des Volkslebens eindringenden Berthold, den er soviel als möglich auf seinen Wanderungen als Reiseprediger begleitete. — Beide arbeiteten vereint für den Bestand der Kirche gegen die an- und eindringenden ketzerischen Parteien. Denn es ist wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht, daß die, einem sonst durchaus unbekannten Yvonetus zugeschriebene Schrift gegen die Ketzerei der Armen von Lyon, ein Werk Davids ist, woraus Berthold in seiner scharfen und energischen Bekämpfung der Ketzer geschöpft haben muß, was er von den Lehren und sonstigen Kennzeichen der Secten da und dort in seinen Predigten beibringt.

Ueber David und Berthold und ihr Verhältniß zu einander wüßten wir nichts Besseres zu sagen, als was Fr. Pfeiffer in der genannten Schrift (S. XLI. f.) in folgenden Worten ausspricht:

„Es ist eine wahrhaft edle Persönlichkeit, die uns in David entgegentritt, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Ueberall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst aufs strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Ueberall zeigt er, daß der Geist der göttlichen Lehre in ihm lebendig geworden und daß er in Wahrheit ein Lehrjünger Christi sei. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken; ohne äußern Glanz und Flimmer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ein solcher Mann muß zum Lehrer und Bildner der Jugend für besonders befähigt erscheinen; und gewiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die Milde, Klarheit und Tiefe seines Geistes, auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt. Wir kennen zwar von diesen nur den einen Berchtold; aber dessen Wirksamkeit mag allein die von hundert andern aufgewogen haben. — Gewiß bilden diese beiden Männer, Lehrer und Schüler, ein schönes Paar ebenbürtiger Geister. David vor allem auf innere geistige Vollkommenheit des Herzens dringend, in engem Raume und kleinem Kreise lehrend, leitend, bildend, sanft, milde und voll Demuth. Berchtold dagegen, mit mächtigem Drange nach äußerer Wirksamkeit erfüllt, ergriffen von feuriger Begeisterung, den in einsamer Zelle gewonnenen Geist christlicher Lehre in die Welt hinauszutragen, und dem verlassenen nach Trost und Erbauung durstenden Volke wahres Christenthum zu verkünden; unablässig zur Tugend antreibend, die Fehler und Gebrechen nachsichtslos strafend; dabei praktisch, populär, mit den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der niederen wie der höheren Stände bis ins Kleinste vertraut, kurz ein christlicher Volksredner im vollsten Sinne des Worts. Wie konnte es fehlen, daß das in verborgener Stille gesäete, gehegte und gepflegte Samenkorn zu herrlicher Reife gedieh, und Berchtolds zum erstenmal in Deutschland deutsch gedachte und gesprochene Predigten vom staunenden Volke mit einem Beifall aufgenommen wurden, der beispiellos dasteht in der Geschichte, und vor oder nach nie einem Prediger in solchem Maße zu Theil geworden ist! Wenn, nach dem Ausdruck eines Chronisten, Berchtolds Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man Davids Rede einer ruhigen Flamme verglei-

chen, die in mildem Glanze strahlt, und deren stille tiefe Gluth das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zur Liebe entzündet. Dabei weht in seinen Reden ein eigenthümlich warmer poetischer Hauch, dem man es wohl anfühlt, daß er einer Zeit zugehört, die von dichterischem Geiste noch ganz durchdrungen war. Man könnte sagen, daß etwas vom Geiste seines Ordensstifters, des h. Franciscus auf ihn übergegangen sei, dessen Liedern und Hymnen voll Wohllaut der Sprache und feuriger Begeisterung, wie die Sage meldet, sogar die Vögel des Feldes mit Entzücken lauschten."

Das öffentliche Hervortreten Bertholds als Prediger fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit finden wir ihn in Augsburg, auf welche Stadt auch mehrere der gedruckten Predigten hinweisen; und die Vermuthung liegt nahe, daß der dorthin übergesiedelte Br. David ihn dazu veranlaßt habe, indem er seine vorzügliche Begabung dafür erkannte. Dieß wird nicht ausschließen, daß er schon vorher in „Alamannien", namentlich in Graubünden (Pfeffers) aufgetreten sei, wo er noch zu Lebzeiten Kaiser Friedrich II. (vor 1250) gewesen sein und gegen Sünde und Unrecht aller Art gepredigt und Gottes Rache über Solche angekündigt haben soll. Weiterhin treffen wir ihn in Baiern, und zwar zu verschiedenen Zeiten in Regensburg, auch in Landshut, dann in Oestreich und in Mähren; in Böhmen, namentlich in Glatz (damals böhmisch), wo er auf einer Linde predigte, welche noch späterhin nach ihm genannt wurde; endlich in Thüringen, wo während er predigte „nach glaubwürdigen Zeugen" mehrere strahlende Kronen über seinem Haupte fliegend erschienen sein sollen. — Wo er aber hinkam, da sammelte sich das Volk in großen Schaaren. Die Chroniken reden von 60,000, 100,000, ja 200,000 Zuhörern. Wie viel man auch hievon der vergrößernden Sage zuschreiben mag, jedenfalls muß er, wie J. Grimm sagt, einer der populärsten Männer gewesen sein, die vorher und nachher in Deutschland gewirkt haben, ein wahrer Mann des Volks, der das Volk mit seiner ganzen geistlichen und leiblichen Noth auf dem Herzen trug, ein ächter Freund des Volks in allen seinen Ständen, der ihm ohne Schmuck die Wahrheit sagte, seine Gebrechen und Sünden aufdeckte, und ihm die Wege der Besserung und des Friedens zu weisen sich angelegen sein ließ. Bei ihm hieß es wohl: wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über; in

hoher Einfalt, in ursprünglicher Kraft und Fülle strömte die Rede von seinen Lippen; was aber so von Herzen kam, das mußte auch wieder zu Herzen gehen. Seine Rede ist aber nicht allein kräftig und herzlich, sondern auch, als von Br. Davids ebenbürtigem Schüler, voll Anmuth und Schönheit, ausgezeichnet durch Ebenmaaß und Wohlklang. Sie ist bilderreich; aber die Bilder sind nicht gehäuft, immer an der rechten Stelle gebraucht und aus dem Leben gegriffen. Sie sind auch um so lebendiger, da er meist nicht in geschlossenem Raume, sondern unter freiem Himmel predigte und so von dem was ihn umgiebt, von dem Himmel über ihm und von der Erde zu seinen Füßen Bild und Gleichniß hernimmt, wodurch seine Lehre und Ermahnung viel anschaulicher und eindringlicher wird. Das Predigen unter freiem Himmel war den beiden Orden vom Papst ausdrücklich gestattet; und von Berthold wird an mehr als einer Stelle berichtet, wie denn auch die Predigten selbst hier und da es zu erkennen geben, daß er nicht in Kirchen gepredigt, sondern nach altchristlicher Weise auf Bergen und Wiesen. Ein Gerüste auf dem Gipfel eines Baumes bildete die Kanzel, von wo aus der Prediger die rings im Grün gelagerte Menge überschaute. — Berthold aber stand da, wie ein Prophet des Herrn, wie ein Elias: „sein Wort brannte, wie eine Fackel; Gott machte seinen Mund wie ein scharfes Schwert.“ Geistliche und Volk — alles sah mit Bewunderung zu ihm auf; und reicher Segen verbreitete sich in Bekehrung von Sündern und Verführten, wie in Trost und Stärkung der Gläubigen. Hohe und Niedere, Fürsten und gemeines Volk hielten ihn hoch. Und wer möchte solches bezweifeln, wenn er mit freiem empfänglichem Gemüthe dem Eindrucke dieser Predigten sich hingiebt, von denen J. Grimm mit Recht sagt, daß nicht leicht eine darunter sei, die nicht noch heute das Herz rühren könnte! Wenn er den Christenglauben und die Herrlichkeit, Köstlichkeit und Segensfülle desselben preiset, wenn er die Gottesliebe, die Liebe Jesu, ihre Höhe, ihre Tiefe, ihre Zärtlichkeit und Inbrunst verkündiget, wenn er die Freude und Wonne des Himmelreichs schildert, die Seligkeit der Gottschauenden, die heiligende unauflöslich an Gott bindende Macht dieses Schauens: da geht einem das Herz weit auf und man fühlt es ihm an, wie er selbst mächtig bewegt, gehoben, durchdrungen, hingenommen ist von der großen und heiligen Sache. Wenn er die Würde und den Ernst der Tugend, der christlichen Gerechtigkeit des Lebens,

wie sie eine wachsende und werdende, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende, in allen ihren Verzweigungen Eine und untheilbare ist, wenn er ihren Segen und ihr Glück anpreist, so hat man den Eindruck: das ist dem Manne selbst eine rechte Herzensangelegenheit: etwas Ganzes und Vollkommenes zu werden, zum Preise seines großen und liebreichen Schöpfers und Erlösers. Ja der kräftige und strebende Geist hat eine solche Lust zum Kämpfen und Ringen, eine solche Freudigkeit des Wachsens und Werdens, daß er spricht, wenn er sicher wäre auf diesem Erdreich, daß er das Himmelreich nie verlieren möchte, so wollte er lieber ein tugendhafter Mensch auf Erden sein, als ein Heiliger im Himmel; denn so wollte er von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr immer heiliger werden. — Und das Wort eines Solchen kann ja nicht anders als eine mächtig anregende Wirkung hervorbringen. — Wenn er aber die Sünde in ihren mancherlei Arten und in ihren gröberen wie feineren Ausbrüchen vor Augen malt, und ihre Greulichkeit und Häßlichkeit, wie ihre schrecklichen zeitlichen und ewigen Folgen zu bedenken giebt, da empfindet man den hohen Ernst eines Kämpfers für Gottes heilige Ordnung, der um Gottes Ehre eifert, und den das Elend jammert, in das der Sünder durch Beharren in der Sünde sich selbst hineinstürzt. Er redet aber nicht nur so ins Allgemeine hinein, sondern als ein Mann, der unter dem Volke lebt und wandelt, der es in seinen Sitten und Gewohnheiten aller Orten beobachtet, der überall hin horcht, der ihm in alle seine Verirrungen mit väterlicher Achtsamkeit nachgeht, und in mannigfaltigem seelsorgerlichem und beichtväterlichem Verkehr vermöge des Vertrauens, das er zu gewinnen weiß, die geheimsten Regungen und Selbstbeschönigungen des menschlichen Herzens kennen gelernt hat, — als ein solcher dringt er mit treffender Rüge und Warnung wie Lockung und Ermunterung in die vielfache Besonderheit des inneren und äußeren Lebens ein, wozu er freilich den Schlüssel in dem eigenen durch Gottes Wort und Geist erleuchteten Gewissen hat, in der klaren Selbsterkenntniß eines lebendigen Christen, und in der eindringenden durch Wort und That der Heiligen vermittelten Erkenntniß der h. Schrift. So finden wir denn seine Ermahnung und Bestrafung als eine die Sünden und Verkehrtheiten aller Stände, Alter, Geschlechter umfassende, durch und durch praktische und oft in hohem Grade ergreifende. Und dieß wird noch gesteigert durch die Art seines Vortrags, indem er oft mitten in der Rede diesen und

jenen, den Unkeuschen, den Geizigen oder auch den Leidenden, den Unterdrückten 2c. anredet, und mit scharfer Mahnung, Rüge, Drohung, oder mit herzerquicklichem, tröstendem, ermunterndem Zuspruch ihm nahe tritt. Oder er läßt sich in einen Dialog mit den Zuhörern oder mit dieser und jener Klasse derselben ein, also daß er ihre Einreden, Entschuldigungen u. dgl. vorbringt und darauf antwortet.

Besonders ernst und einerseits streng, andererseits weich und mild wird seine Rede, wenn er die Härte der Mächtigen und Reichen und die Bedrängniß der frommen Armen ins Auge faßt: man fühlt da die mächtige Bewegung seines menschenliebenden Gemüths. Menschenliebe aber und Gottes Liebe geben sich gleichermaßen kund in dem Eifer, womit er rügend und warnend allerlei Verführungen entgegentritt, sei es solchen wodurch Seele und Leib Schaden leidet wie die gewerbsmäßige Verführung zur Unzucht, oder solchen wodurch die Seele von der rechten Bahn des Heils abgelenket wird, wie das durch die im Finstern schleichende Wirksamkeit ketzerischer Menschen, oder durch ruchlose Reden frecher Spötter, oder durch die lügnerische Anpreisung des Ablasses mit Zurückstellung der Buße geschah. So oft und so nachdrücklich aber geht er gegen kein Laster an, wie gegen das Laster des Geizes. Auf den Geizigen kommt er immer wieder zu reden, wohl auch klagend, daß derselbe ihn so viel Zeit koste, die er zum Trost und zur Belehrung der Armen und Elenden besser verwenden könnte. Ihn schildert er als den allerverstocktesten Sünder, dem nimmermehr zu rathen sei, bei dem die Buße gar keinen Raum finde. Die Buße aber, die treibt er mit großem Eifer, zwar im kirchlichen Sinn, aber nicht so, daß er die geistliche Herrschaft dadurch zu heben beflissen wäre, sondern in der Richtung auf das Seelenheil und auf Abwendung des Seelenschadens, indem er einerseits die innere Seite der Sache, die Reue und den Abscheu vor der Sünde, andererseits die Bethätigung derselben im Wiedergutmachen, namentlich in Wiedererstattung des irgendwie mit Unrecht erworbenen und in Besitz genommenen, hervorhebt. Darauf dringt er unbedingt, und so daß keine Rücksicht auf herkömmliche Form der Erleichterung oder des Sichlosmachens von der ernsten Bußpflicht zugelassen wird. Weder Wallfahrten, noch Anrufung der Heiligen und der Mutter Gottes, nichts und Niemand, wie hoch er stehe im Reiche Gottes, keine Fürbitte, kein Mönchsgewand 2c. kann die Seele dessen, der

auch nur das Mindeste in dieser Hinsicht zurückläßt, aus der Verdammniß erretten. — Mit solcher Lauterkeit hält B. über dem, worin er die göttliche Ordnung der Wiederherstellung des Sünders erkennt. Uebrigens ist er nicht so innerlich oder einseitig mystisch, daß er die Beobachtung der h. Gebräuche geringschätzig behandelte; ja er scheint eine ans Abergläubische streifende Empfehlung derselben, z. B. des Hersagens der Gebetsformeln, sich zu Schulden kommen zu lassen. Indeß auch hierin kann er insofern gerechtfertigt werden, als er dabei die Schwachen im Auge hat, und deren Uebung und Gewöhnung, insbesondere Abhaltung von fremden Gedanken und Fixirung der Seele auf das was vorliegt. — Wir könnten noch Vieles erwähnen von der Vielseitigkeit der Rüge und Ermahnung dieser Predigten, worin alles frisch aus dem Leben gegriffen ist und in das Leben hineingreift, wie z. B. die Beschreibung der weiblichen Hoffart in Kleidern, der thörichten Verzärtelung der Kinder u. s. f. — Aber das Gesagte wird hinreichen, um von der Bedeutung und Größe dieses ächten, christlichen Volksredners eine Vorstellung zu bekommen, und wir fügen nur noch ein paar Proben aus den Predigten selbst bei.

Gleich die erste der gedruckten Sammlung giebt uns in ihrem Eingang einen Blick in seine helle Erkenntniß des Zusammenhangs der heilsamen Wahrheit, die zur Gottseligkeit führt. Sein Text ist das Gleichniß vom Schatz im Acker. Der Acker ist die heilige Christenheit. Der Schatz, der darin verborgen liegt, das ist eines jeglichen reinen Christenmenschen Seele. Das ist Gott gar ein lieber Schatz, und ist ihm halt so lieb, daß er verkaufte alles sein Gut, damit ihm der Schatz werde. — Die Seele ist ein verborgener Schatz: sie sieht niemand; sie hört niemand; sie rührt niemand an. — Und darum verkaufte der allmächtige Gott alles sein Gut, und kaufte den Acker, die heilige Christenheit, daß ihm der Schatz werde. Ihr Herren, ihr kaufet eure Aecker nur mit Pfenniglein und mit Silberlein. Unser Herr Jesus Christus verkaufte seinen eigenen Leib und kaufte den Acker, daß ihm der Schatz werde, des reinen Christenmenschen Seele. O lieben Christenleute! nun habt den allmächtigen Gott lieb; denn er hat euch ohne Maaßen lieb gehabt. Und daß er den Acker kaufte mit seinem eigenen Leib, das genügte ihm dennoch nicht, er wollte ihn auch selber bauen; so gar herzlich lieb war ihm der Acker wegen des Schatzes, der darin verborgen lag. So wollte er den Acker Niemandem vertrauen, der

ihn bauete, denn ihm selber: weder Patriarchen, noch Propheten, noch einem der zwölf Boten, noch Engeln, noch Menschen, Niemand im Himmel noch auf der Erde, und überhaupt Niemand; so gar lieb war ihm der Acker 2c. O ihr seligen Christenleute, wie herzlich lieb solltet ihr haben aller Engel Herrn und aller Welt Herrn, und Kaiser und König aller Könige; der hat den Pflug selber um euretwillen gehalten. Ihr Herrschaften, ihr lohnet dem Knechtlein, das den Acker bauet; dem gebet ihr ein wenig „Gütelins." Da war ihm der Acker so lieb, die heilige Christenheit, daß er ihn Niemand wollte lassen bauen, und er hat den Pflug selber gehalten, aller Engel Herr. Ein Pflug muß von Eisen und von Holz sein. Also war das heilige Kreuz von Holz und von Eisen die Nägel, die ihm da gingen durch Hände und durch Füße; und also hielt er den Pflug, bis er den Tod dran nahm. Nun seht, ihr liebe Christenheit, wie lieb euch Gott hat gehabt. Und daran genügte ihm nicht, daß er ihn kaufte mit seinem eigenen Leibe und ihn da selber bauete, und ihn, den Pflug, auch selber hielt; und hat ihn auch selber gedünget mit seinem eigenen Blute. Wo ward je ein Acker so übertheuer gekauft, und so theuer vergolten (bezahlt), und so zärtlich gebauet und so hart gebauet, und so lieblich gedünget und so minniglich gedünget! Denn er hat ihn gedünget mit seinem edeln minniglichen Herzblut; denn damit ward die Erde begossen. — — Nun seht, wie herzlich lieb euch Gott gehabt hat, und wie herzlich er euch geminnet hat. Und darum, wie er selber spricht und gebietet, so sollen wir ihn minnen von allem unserem Herzen und von aller unserer Kraft und von aller unserer Seele, und unsern Nächsten wie uns selber. Da er uns so herzlich lieb hat gehabt, so will er auch, daß wir ihn lieb haben. Und die Liebe, die er von uns muthet (verlangt), ist um unsrer Seele Seligkeit und unsers Leibes. Ist Jemand hier, der ihm Ehre und Seligkeit und Gutes wohl gönnet, der habe Gott lieb von allem seinen Herzen 2c. und seinen Nächsten, wie sich selber. Wer das thut, der gönnt ihm selber Gutes wohl und alle Seligkeit; denn das zerrinnt ihm halt nimmermehr. Ich will ein großes Wort sprechen: er hat halt alles, das Gott selber hat. Und wir sollen von (wegen) der selben Liebe, daß er uns so lieb hat, unsern Nächsten lieb haben. Denn wen der Herr lieb hat, den soll das Hofgesinde auch lieb haben. Und also hat er uns alle lieb gehabt. Hat einer mehr denn der andere; er hat doch den Armen so lieb als den Reichen.

Wie arm er ist, wie ungestalt er ist, du weißt nicht, was Gott mit ihm im Sinn hat, mit des Armen Armuth, und mit des Reichen Reichthum. Und darum sollst du deinen Nächsten, das ist deinen „Ebenchristen" minnen wie dich selber; denn Gott selber hat ihn so lieb, daß er den Tod seinetwegen litt."

Wie tief und innig er das Wesen der Liebe erfaßt hat, zeigt folgende Darstellung: „die Minne ist recht (gerade) wie das Feuer. Was man in das Feuer legt, das wird auch Feuer. Legt man Eisen in das Feuer, es wird auch Feuer. Also ist die Minne. Alles was dem Menschen je geschehen mag, der die wahre Minne hat, das ist ihm alles eine Minne. Hat er große Arbeit, das ist ihm auch eine Minne; hat er große Armuth, es ist ihm eine Minne. In der Liebe unsers Herrn leidet er Schmach und alle die Armuth, die über ihn kommt. Wie meine Frau St. Maria Magdalena: die minnete unsern Herrn so ernstlich, daß er ihr erschien. Und sie wollte wähnen, es wäre ein Gärtner. Da sprach sie: „Herr, hast du mir ihn genommen? Zeige mir ihn, ich will ihn hintragen." Hört ihr nicht, welch' eine wunderliche Rede. Seht so heiß und so recht war ihr zu unserem Herrn von rechter Liebe, daß sie wollte wähnen, es wüßten alle Leute, wie es um die Liebe stände, die sie gegen unsern Herrn trug. Und also war sie entzündet mit der wahren Minne und Liebe, daß sie so wunderlich sprach und daß sie nichts belästigte, was sie durch Gottes Liebe that. — Nun hat ihre Arbeit alle ein Ende, die sie in der Minne litt; aber ihre Freude gewinnt nimmermehr ein Ende."

Wenig über ein Jahr hat Berthold seinen Lehrer und Freund David überlebt. Dieser starb den 16. Nov. 1271. Die Stunde seines Heimgangs soll B. geoffenbart worden sein, der gerade in Regensburg predigte, und in einem Verse ihn dem Volke pries als einen Mann, der fromm war und klug, demüthig und sittsam, nüchtern, keusch und stille, so lange er lebte:

„Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit ejus
corporis artus."

Er selbst folgte ihm nach im Dec. 1272. Doch gehen die Angaben über den Tag auseinander: nach den Einen starb er den 24. oder nach einer andern Lesart den 14. Dec. (IX. und XIX. Cal. Jan.); womit aber nicht stimmt, daß er am Tage der h. Lucia 13. Dec.

in Regensburg begraben worden. — Sein Gedächtniß ist werth, auch in der evangelischen Kirche im Segen zu bleiben. Denn ob er auch nach seiner innern und äußern Stellung in der damaligen Kirche die ganze kirchliche Institution mit ihrer römischen Spitze in gutem Glauben festhielt und in der mittelalterlich-hierarchischen Anschauungsweise sich bewegte, daher auch die Opposition dagegen als ein gefährliches und verderbliches Treiben bekämpfte; so war er doch weit entfernt davon, widerchristlichen Ausartungen und Misbräuchen das Wort zu reden, und sein ganzes Streben ging dahin, die Seelen der Christenmenschen dem Reiche Gottes zuzuführen, sie in die Gemeinschaft des Heils hineinzuleiten und darin zu befestigen, und alles widergöttliche Wesen, in welcher Gestalt es sich ihm darbieten mochte, alles was die Seelen verderbt und von der Gemeinschaft des heiligen und seligen Lebens in Christo abzieht, mit allem Ernste zu bekämpfen, auf daß der Zweck der Erlösung erfüllt werde, und der Herr Christus ein Volk des Eigenthums habe, das fleißig wäre zu guten Werken.

So mag denn sein Name unbedenklich im evangelischen Kalender stehen. Ist ja doch die evangelische Kirche ihrem wahrhaftigsten Selbstbewußtsein nach nicht eine bloß glücklichere Fortsetzung früherer Sectengemeinschaften, jener unreifen Versuche einer antikatholischen Gesellschaftsbildung. Als die in Wahrheit apostolische und sonach katholische weiß sie sich in unzertrennlichem Zusammenhang mit den gesunden christlichen Elementen und Persönlichkeiten aller Zeiten und Gebiete der Einen Kirche, mit allem was die unsichtbare Kirche in den sichtbaren Kirchenanstalten bildet. Sie will ja nichts anderes als das ursprüngliche Zeugniß Christi und von Christo, gereinigt von den fremdartigen Zuthaten späterer Zeiten, erneuern und bewahren und nach dem Bedürfniß des Zeitalters darlegen und entfalten mit treuer Benutzung und Aneignung alles dessen, was von Zeit zu Zeit zur wahren Verherrlichung Christi und zum Ausbau seines Reichs in der Menschheit versucht und gearbeitet worden ist, somit auch der Personen, welche als treue Arbeiter in diesem Werke erfunden werden und deren Grundrichtung eine gesunde katholische ist, nicht gerichtet auf Stärkung und Erhöhung hierarchischer Gewalt, sondern auf Förderung des Reichs Gottes in der bestehenden Kirchenform, auf Erweckung und Belebung des christlichen Volks aus dem Worte und Werke Gottes. Hierdurch ist ja der wahrhaften Erneuerung der Kirche, wie dieselbe

in der Reformation auf eine weit- und durchgreifende Weise geschehen ist, eben so vorgearbeitet worden, wie durch die dem römischen Wesen entschieden, ja schroff entgegentretenden Wahrheitszeugen. Denn haben Diese dieß gethan theils durch ihren Protest gegen das Unevangelische, Unapostolische, Schriftwidrige des päpstlichen Regiments und der demselben dienenden Einrichtungen, theils durch Hervorhebung der apostolischen Wahrheitselemente, wenn auch noch einseitig und häufig nicht ohne Beimischung von Fremdartigem und Falschem; so haben Jene dafür gewirkt durch Bewahrung der Katholicität als solcher und Geltendmachung des wahrhaft Christlichen innerhalb derselben, wenn auch nicht ohne Beimischung von Falschem, wie es das Sein und Leben im Papstthum mit sich brachte. Als einen solchen die evangelische Erneuerung der Kirche in lauterem und tüchtigem Streben mit vorbereitenden Geist führen wir demnach den Br. Berthold im evangelischen Kalender mit auf; wir möchten noch zum Schluß hinzufügen, als einen Mann der innern Mission in seiner Zeit, wie er denn nicht allein predigend und mit mächtigem Worte gegen die Sünde und für die Gerechtigkeit eifernd dem in den Massen verbreiteten heidnischen Verderben aller Art entgegengewirkt hat, sondern auch in liebreicher rettender That den Schaden zu bessern suchte, indem er z. B. Weiber von unkeuschen Sitten, die durch seine Predigten bekehrt wurden, verheirathete, nachdem er von der zahlreichen Zuhörerschaft so viel Almosen gesammelt, als zur Ausstattung für sie erforderlich war. (S. Neander K.-Gesch. V, 2. S. 617.)

Chr. Fr. Kling in Marbach †.

---

## 233. Ambrosius von Siena.

20. März.

In der altberühmten Stadt Siena in Italien lebte der edle Bonatacha Sansedone mit seiner Gattin Justina in gutem Frieden. Er wie sie stammte aus einer kriegerischen Familie, welche im Kampfe mit den Saracenen groß und reich geworden war. Am 16. April 1220 wurde die Frau in Abwesenheit des Gatten durch die Geburt eines Sohnes mehr betrübt als erfreut. Denn das Kind war sehr mißgestaltet, Arm und Bein verwachsen, das Gesicht schwarz und häßlich. Als einmal vor der Hausthüre, wo die

Amme das Kind im Schoße hatte, ein alter Mann dasselbe scharf ansah, wollte die Amme es schnell der Neugierde entziehen; der Greis aber rief ihr weissagend zu: sie solle das Kind nicht verhüllen, der ungestalte Knabe werde noch das Licht und die Zierde der Stadt werden. Die inbrünstigen Bitten seiner Mutter erlangten es auch, daß der übelgeborene Sohn sich wohl entwickelte und nach Leib und Seele zu ihrer Freude heranwuchs. Frühe zeigte sich in ihm ein Trieb nach Höherem. Nichts war dem Knaben wichtiger, als einen Geistlichen zu sehen und Bücher waren seine Unterhaltung früh und spät. Spielten die Kinder mit einander, so baute er am liebsten kleine Altärchen mit Kreuzen, vor denen er kindlich kniete und betete. Im Lernen machte er bald die größten Fortschritte; namentlich lernte er schon Psalmen und behielt ganze Predigten auswendig, ehe er sieben Jahre alt war. Sah er Fremdlinge oder Arme, so nahm er sie bei der Hand und führte sie in's älterliche Haus, um sie zu laben und zu bedienen. Mit neun Jahren begann er an den heiligen Tagen zu fasten und mitten in der Nacht zum Gebete aufzustehen. Am liebsten ging er mit Geistlichen um.

Von seinem reichen Vater erbat und erhielt er die Erlaubniß, an jedem Sonntage fünf Pilger bewirthen und beschenken zu dürfen. Da stellte der fromme Schüler sich Sonnabends an das Thor der Stadt, wo die von den Gegenden jenseits der Alpen herkommenden Fremden eingehen mußten. Aus der Zahl derer, welche um ein Almosen baten, wählte er fünf aus, führte sie in die dazu bereitete Kammer, bediente sie, zog ihnen die Schuhe aus und reinigte dieselben, wusch ihnen die Füße und half sie entkleiden. In der Früh weckte er sie und ging mit ihnen zur Messe; nach einem Gang durch die Hauptkirchen der Stadt führte er sie zum Frühstück, gab ihnen noch einen Zehrpfennig und entließ sie, nachdem er sich ihrer Fürbitte empfohlen.

Gleiche Theilnahme bewies er den im Gefängnisse Schmachtenden. An jedem Freitage besuchte er sie und wenn er Arme darunter fand, versah er sie an einem Wochentage heimlich mit Speise und Geld. Jeden Sonntag besuchte er auch das Spital der Stadt, um bei der Pflege der Kranken zu helfen und letztere leiblich und geistlich zu erquicken. Auch zu den Hausarmen ging er mit vollen Händen. Wo Jemand im Unglück war, da kam der edle Jüngling als freundlicher Tröster.

Eine ganz besondere Freude hatte er daran, wenn er Aergernisse heben und Feinde versöhnen konnte. Zwischen manchen Todfeinden hat er Frieden gestiftet. Angefochtene Wittwen zu vertheidigen, mißhandelte Waisen zu schützen war er nicht weniger eifrig.

Heiligen Sinnes wich der heranwachsende Jüngling den Verführungen der Jugend gründlich aus. Statt zu Gesellschaften und Hochzeiten ging er an einsame Plätze. Als er nun einmal die Einladung zur Hochzeitsfeier eines Verwandten abgelehnt hatte und zu einem außerhalb der Stadt gelegenen Cisterzienser Kloster sich begab, begegnete ihm ein alter Mann in der Tracht eines Dominikanermönchs, der ihn um ein Almosen bat und dabei folgenderweise ansprach. „Glaubst du bei Gott mehr zu verdienen und besser für dein Seelenheil zu sorgen, wenn du von weltlichem Umgang und der Feier einer heiligen Eheschließung dich zurück ziehst? Ich sage dir, größere Gnade und größeres Verdienst bei Gott wirst du haben, wenn du mit deinen Alters-Genossen umzugehen nicht verschmähst; denn es gilt mehr bei Gott, gegen die Versuchungen und Gefahren der Seele zu kämpfen, als in der Stille ein sicheres Leben zu führen, wie du es vorhast. Glaube nicht die göttliche Gnade zu erlangen, wenn du nicht gegen die Fallstricke des Feindes tapfer kämpfen willst; das aber wird besser geschehen, wenn du im Umgang mit deinen Altersgenossen Gelegenheit findest, den Versuchungen durch festen Willen zu widerstehen. Leicht wirst du in Hochmuth gerathen durch solche Zurückgezogenheit von allen Gesellschaften. Du willst unverheirathet bleiben? Bist du auch von Gott dazu bestimmt? Wie willst du das Heil deiner Seele schaffen, wenn du ohne den Gottgeordneten Ehestand die Versuchungen des Fleisches zu überwinden nicht vermagst? Es ist eine freie Gabe Gottes, wenn er Einigen das Vermögen, ein keusches Leben außer der Ehe zu führen, verleiht. Willst du aber durch menschliche Kraft Keuschheit bewahren"?....

Also war auch mitten in jenen mönchischen Zeiten die klare Stimme evangelischer Freiheit und Weisheit selbst noch auf der Gasse zu finden. Aber allermeist ließ man sie auf der Gasse stehen und ging lieber in Klöster und Klausen nach der längst geheiligten unevangelischen Sitte der Zeit. Die Erscheinung jenes freisinnigern weisen Mannes selbst wurde von den Zeitgenossen für eine verlarvte Erscheinung des Satans angesehen, welcher den frommen Jüngling habe versuchen wollen. Ambrosius habe auch sogleich

das Kreuz davor gemacht, sei in das Kloster geflohen, wo er unruhevoll mehrere Tage zubrachte, bis er in einer Nacht im Schlafe die Stimme gehört: „Laß die Worte des Versuchers; bleib deinem Vorsatz treu; Gottes Hülfe wird dir nicht fehlen."

Die Aeltern wünschten, der junge Mann solle in die Ehe treten. Er aber erklärte, er wolle auf Alles verzichten und um Gott besser dienen zu können, Mönch werden. Der Vater gab nach und setzte auf des Sohnes Bitten ein großes Kapital zum Besten der Armen und besonders zur Ausstattung edler, armer Töchter aus. Am 16. April 1237 als an seinem 17. Geburtstage trat Ambrosius in den Prediger-Orden zu Siena. Nicht ein träges, sondern ein thätiges Leben wollte er haben. Er wünschte in Paris seine theologischen Studien zu vollenden unter dem berühmten deutschen Kirchenlehrer Albert dem Großen. Unterwegs befiel ihn ein schweres Fieber. Ein Einsiedler, dem schon andere glückliche Heilungen gelungen waren, wurde zu dem Kranken gerufen. Auch dieser wollte ihn bewegen, lieber umzukehren von dem Wege, auf welchen ihn nicht Gott berufen habe. Er solle lieber die Rechte studiren zu Nutz seiner Vaterstadt, zur Ehre Gottes und zur Freude seiner Aeltern. Aber auch in dieser Stimme erkannte Ambrosius nur eine teuflische Versuchung. Er ließ nicht zu, daß der Einsiedler die Hand auf ihn lege und befahl sich lediglich in Gottes Hand, die ihn denn auch bald wieder gesund machte und glücklich nach Paris kommen ließ.

Im Studium der Weltweisheit wie der Gottesgelahrtheit machte Ambrosius so große Fortschritte, daß er bald den Ehren-Grad eines Baccalaureus erhielt, obschon er demütig sich ihn verbat. Nach zwei Jahren begann er auch zu predigen. Alles strömte dem begabten und gesalbten junge Manne zu. Nebenbei hielt er Bibelstunden und erklärte schwierigere Stellen der Schrift so trefflich, daß selbst die gelehrten Doktoren ihm zufielen. Doch ward ihm die Unruhe zu lästig, er bat, in der Stille als Mönch leben zu dürfen. Aber bald mußte er wieder herfürtreten und öffentliche theologische Vorlesungen halten, was er nur unentgeltlich that, drei Jahre lang. Selbst die angesehensten Lehrer, wie Thomas von Aquino, der größte unter den italienischen, und Albertus Magnus, der größte unter den deutschen Gottesgelehrten jener Zeit, saßen zu den Füßen des frommen und weisen Bruders von Siena, der auch einige gelehrte Werke herausgab.

Von seinen Obern als Lehrer der Theologie nach Köln geschickt, hielt er sich mehrere Jahre daselbst auf und lernte deutsch, um auch dem Volke predigen zu können. Von Pabst Gregor X. zu seinem Gesandten ernannt, reiste er predigend, namentlich durch Deutschland, stiftete Frieden zwischen Fürsten und Völkern und forderte zum Kreuzzug gegen die Tartaren auf, gegen welche der ungarische König Bela IV. damals wiederholt siegreich zu Felde zog.

Indessen hatte Pabst Clemens IV. die Stadt Siena wegen ihrer Anhänglichkeit an den deutschen Kaiser Friedrich II. mit dem Interdikt (Versagung alles Gottesdienstes) belegt. Da wurde Ambrosius gerufen, dem Unheil ein Ende zu machen. Unter großem Zulaufe des Volkes, dessen Menge von keiner Kirche gefaßt wurde, predigte er auf dem Kirchplatze, versöhnte die von Parteien zerrissenen Familien und erhielt vom Pabste, an den er von seiner Vaterstadt abgesandt wurde, die Aufhebung des Bannes. Sofort erhielt er den Auftrag, als päbstlicher Gesandter das Kreuz in Frankreich zu predigen. Zum Lohn für seine Treue sollte er ein Bisthum bekommen, Ambrosius aber lehnte solche Würde wiederholt in Demut ab. Dafür ließ Innocenz IV. ihn nach Rom kommen als Lehrer der Theologie. Drei Jahre lang wirkte er hier auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel mit großem Erfolge. Hierauf brachte er funfzehn Jahre in verschiedenen italienischen Klöstern in stiller Zurückgezogenheit zu. Wer so viel ausgab, wie er, mußte ja wohl in heiliger Sammlung auch wieder einnehmen aus dem Quell frommer Betrachtung und gläubigen Gebetes. Zu seiner Schule zurückgekehrt, erhielt er zumal nach dem Tode des großen Thomas von Aquino immer größern Zulauf von Schülern.

Im Jahre 1267 kam der letzte Hohenstaufe Konradin von Schwaben mit Heeresmacht nach Italien. Nach seinem Triumpheinzuge in Rom wurde der vom Pabst Gebannte und Verfolgte durch Karl von Anjou geschlagen und gefangen. Aus dem Kerker zu Neapel suchte der unglückliche Heldenjüngling durch Ambrosius die Gnade des Pabstes nach, und auf die Bitte des beredten Friedensmannes wurde sie alsbald gewährt. Innocenz V. sandte den Ambrosius auch nach Florenz, um es zum Frieden mit Pisa zu bewegen. Der hinreißenden Predigt des Mönches gelang es, die Parteien zu versöhnen, nachdem auf seine Fürsprache das päbstliche Interdikt über Florenz aufgehoben war. Auch in Venedig

und Genua hatte er ein gleiches Friedenswerk begonnen, als der Pabst starb.

So konnte auf Bruder Ambrosius recht das Wort angewandt werden: „wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen." War er doch die Liebe und Milde, die Demut und Sanftmut selber. Alle Ehre lehnte er ab, weil sie allein Gott gehöre. Stets machte er seine Reisen zu Fuß. Am liebsten war er mit Armen und Geringen zusammen. Feind war er jeder Schaustellung der Frömmigkeit. Schüchtern im gewöhnlichen Verkehr war er in öffentlicher Rede unerschrocken wie ein Prophet Gottes. Für den Predigerorden war er ein unschätzbarer Gewinn. Fürsten und Vornehme bewog er zur Stiftung von Dominikanerklöstern. Auch viele fromme, namentlich Frauen-Vereine gründete er zu gemeinsamem Leben und zur Pflege der armen Kranken. Hart gegen sich selbst war er mild gegen Andere. Versöhnung, Vergebung, Friede war das Ziel seines Lebens und Wirkens. Enthaltsam im Essen und im Schlafe, anhaltend und oft ganz entzückt im Gebete, streng in der Selbstzüchtigung gab er ein Muster „heiligen" Lebens nach katholischem Zuschnitt. Er trug stets einen bleiernen Gürtel um die Hüften auf bloßem Leibe.

Als er einst in der Fastenzeit zu Siena mit gewohntem Feuer-Eifer predigte, bekam er Nachts einen Blutsturz. Trotz allen Bitten der Brüder predigte er des andern Tags ebenso eifrig gegen den Wucher. Ein neuer Blutsturz überzeugte ihn, daß sein Ende nahe sei. Die darob weinenden Brüder hieß er vielmehr sich freuen. Er betete inbrünstig, verlangte das heilige Abendmahl, empfing es trotz seiner Schwäche auf den Boden kniend, ließ sich dann wieder in's Bette heben und mit der letzten Oelung versehen. Die Umstehenden tröstend und einen nach dem andern zum Abschiedskuß umarmend verschied er sanft den 20. März 1287. Ganz Siena huldigte dem Verstorbenen, das Volk riß sich um Stücke von seinen Kleidern, auf öffentliche Kosten wurde ihm ein herrlicher Marmorsarg bereitet, Wunder über Wunder sollen an seinem Grabe gewirkt worden sein. Doch wurde er von Pabst Bonifacius nicht heilig gesprochen, weil seine Familie gibellinisch (kaiserlich) und nicht welfisch (päbstlich) gesinnt war. Erst Eugen IV. erlaubte es 1443, daß, zumal in den Dominikanerklöstern von Siena, das Fest des seligen Ambrosius gefeiert werden dürfe, als ob er förmlich heilig gesprochen worden wäre. Am Grabe des frommen

Mannes, des von Kind an eifrigen innern Missionärs, des demütigen Gelehrten, des feurigen Predigers, des im Dienste des Gekreuzigten sich verzehrenden Boten der Liebe und Versöhnung sprechen auch wir Evangelischen, die wir auf Alles Acht haben sollen, was uns reitzen kann zur Liebe und guten Werken, über Ambrosius von Siena das große Wort unseres Meisters nach: „Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

H. v. Merz in Schwäbisch Hall, jetzt in Stuttgart.

---

## 234. Thomas von Aquino.

5. März.

Der große Lehrer des dreizehnten Jahrhunderts, Thomas von Aquino, der aus einem sehr angesehenen alten neapolitanischen Geschlecht stammte, wurde geboren im Jahr 1225, auf dem seiner Familie gehörenden Schlosse zu Rocca Sicca an der Grenze zwischen dem Neapolitanischen und dem Kirchenstaat. Eine fromme Mutter Theodora streute dem kindlichen Gemüthe früh den Samen christlicher Frömmigkeit, der nachher so große Frucht brachte, ein. Nachdem er von seinem fünften Jahre an in der berühmten Benedictiner-Abtei zu Monte Cassino erzogen worden, begab er sich nach der Universität zu Neapel. Es begannen damals die beiden Bettelmönchs-Orden der Franziskaner und Dominikaner einen großen Einfluß auf die Völker auszuüben. Man darf diese Institute nicht nach den Auswüchsen des Verderbens in späterer Zeit beurtheilen; anfangs ging von ihnen viel Gutes aus; sie waren die Männer der innern Mission: sie vertraten in Predigt und Seelsorge die Stelle der unwissenden oder verweltlichten Geistlichen, worauf sich Thomas zur Vertheidigung dieser Orden gegen ihre Widersacher berufen konnte. Sie suchten in aller Hitze und aller Kälte und allem Regenwetter, Schneegestöber, auf dem Lande umherstreifend, in den elendesten Hütten die Verwahrlosten, von allem geistlichen Unterricht und Trost Verlassenen auf; sie theilten mit den Armen die dürftigste Kost, mußten oft zufrieden sein mit einem Stück verschimmelten Brotes, ließen sich nicht zurückschrecken, wo ihr Besuch, da sie noch unbekannt waren, mit Verachtung und Schmähungen zurückgewiesen wurde. Wie nun die Jugend von

allen großen Bewegungen, welche eine Zeit ergreifen, leicht fortgerissen wird, so machte der glühende Eifer, mit welchem ausgezeichnete Prediger aus diesen Orden wirkten, besonders auf die warmen Gemüther der Jugend großen Eindruck. Thomas wurde als Jüngling auch durch solche Predigten fortgerissen und schloß sich im Jahr 1243 mit begeisterter Liebe dem Orden der Dominikaner an. Seine fromme Mutter war anfangs damit zufrieden, sie wünschte nur ihren geliebten Sohn noch einmal zu sehen. Die Mönche aber, unter denen Thomas sich befand, wollten über die heiligen Gefühle der Natur herrschen, und den Sohn der Mutter entziehen, aus Furcht, daß es derselben gelingen könnte, einen so viel versprechenden Jüngling ihrem Orden zu entfremden. Die dadurch empörte Mutter wußte es durch andre ihrer Söhne, welche in dem Heer des Kaisers Friedrich II. in Italien dienten, zu bewirken, daß Thomas mit Gewalt den Mönchen entrissen wurde. Aber es zeigte sich hier die eigenthümliche Festigkeit seines Geistes; er konnte nicht dazu bewogen werden, die Ordenstracht abzulegen, man mußte Gewalt anwenden, um ihn von dem Orden fern zu halten. Zwei Jahre lang wurde er als Gefangener in einem Schlosse bewacht; er benutzte die Einsamkeit, um mit andächtigem Gebet und sich in Gott versenkender Betrachtung die heilige Schrift zu studiren. Da die Mutter endlich erkennen mußte, daß ein solcher Wille nicht gebrochen werden könne, machte sie selbst es ihrem Sohne leicht, aus einem Fenster seines Gefängnisses an einem Seile sich herabzulassen. Hier erwarteten ihn Männer aus jenem Orden, die mit großer Freude ihn zu sich nahmen. Er besuchte nachher die Universität zu Köln, wo einer der tiefsten Denker seiner Zeit, Albert der Große lehrte; dessen Schüler wurde Thomas. Das Große, was in ihm war, verbarg sich in anspruchslosem Wesen und sinnender Stille des Geistes; die Studenten hatten ihm, weil er so schweigsam war, den Namen des stummen Ochsen beigelegt. Da aber einst bei einer Disputation seine großen Geistesgaben zum Erstaunen Aller hervorleuchteten, sprach Albert der Große weissagend: Dieser stumme Ochse wird die ganze Welt von dem Rufe seiner Wissenschaft ertönen lassen. Er wurde späterhin nach der ältesten Universität, nach Paris gesandt, um die akademischen Grade sich hier zu erwerben. Im Jahre 1253 wurde er dort Doctor der Theologie.

In den zwanzig Jahren bis zu seinem Tode verfaßte er die

großen und mannichfaltigen Werke voll tiefen Denkens und inniger Frömmigkeit, durch welche er Lehrer seines Jahrhunderts und nachfolgender Jahrhunderte wurde, in denen er Wahrheiten aussprach, die für alle Zeiten fruchtbar werden konnten. Seine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit ist desto mehr zu bewundern, da es nicht seine einzige war: er hatte zugleich als Universitätslehrer eine sehr große Wirksamkeit, er predigte eifrig, lehrte abwechselnd auf den Universitäten zu Paris und Neapel und mußte viele Zeit mit Reisen zubringen, auch wurde er wegen vieler Angelegenheiten häufig um Rath gefragt, wie seines klaren Geistes wegen der König Ludwig IX. von Frankreich, das Muster eines christlichen Königs, ihn oft zu sich kommen ließ, um seines Raths auch in den Angelegenheiten seiner Regierung sich zu bedienen. Sein mündlicher Vortrag hatte eine so gewaltige Anziehungskraft, daß in Paris kaum ein Hörsaal zu finden war, der die große Zahl seiner Zuhörer fassen konnte. Es ist ein Beweis seines vielseitigen reichen Geistes und seiner Geistesgegenwart, daß er zu derselben Zeit zwei, drei, vier Schreiber, denen er über verschiedene Gegenstände dictirte, beschäftigen konnte. Er war der Mann des Denkens, der Betrachtung und des Gebetes, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß durch das Gebet das Licht entzündet werden müsse, welches dem Geiste vorleuchte, um die Tiefen der göttlichen Dinge zu erforschen. Zu Allem, was er unternahm, zu Disputationen, Vorlesungen, schriftstellerischen Arbeiten bereitete er durch das Gebet sich vor. Um nicht durch eine einseitige Richtung des Denkens von der Innigkeit des Gefühls und der Andacht abgeführt zu werden, pflegte er sich häufig aus solchen Schriften, die auf Erbauung besonders berechnet waren, vorlesen zu lassen. Wenn er in schwierigen Untersuchungen des Denkens keinen Ausweg finden konnte, pflegte er auf die Kniee zu fallen und Gott um Erleuchtung zu bitten, und erst wenn er eine belebende Wärme im Herzen fühlte, setzte er seine Forschungen fort. Davon zeugen auch seine Schriften; daher jene Durchdringung von Innigkeit, Tiefe des Gemüthes, Tiefe und Schärfe des Denkens, daher jene Demuth des Wissens, welche ihn bei allem seinem Streben, die göttlichen Wahrheiten mit dem Denken tiefer zu ergründen, Vernunft und Glauben in Einklang zu bringen, doch auch die Grenzen alles Forschens in göttlichen Dingen erkennen, das Gebiet des Glaubens heilig halten ließ. Der tiefe Denker fühlte sich gedrungen auch zu den

Bedürfnissen des unwissenden Volks sich herabzulassen. Wenn er in Italien sich befand, predigte er in der Landessprache, und so faßlich, daß Jeder es verstehen konnte; man hätte den großen Meister der Schule nicht erkannt, und das Volk strömte begierig zu seinen Predigten hin. Der Glanz und die Ehre der Welt hatte für ihn nichts Anziehendes. Als er einst wie öfter von dem König Ludwig IX. zur Tafel geladen war, vergaß er Alles, was um ihn her vorging, versunken in das Nachsinnen über einen schwierigen Gegenstand der Gottesgelehrsamkeit, der ihn viel beschäftigt hatte, und plötzlich rief er aus, auf den Tisch schlagend: „Ich habe es gefunden!“ Sein Prior, der neben ihm saß, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: Bedenkt ihr nicht, daß ihr an der Tafel des Königs sitzt? Ludwig IX. aber wußte einen solchen Gast zu schätzen; er ließ sogleich Schreiber kommen, welchen Thomas die Ergebnisse seines Denkens, die ihn so erfreut hatten, dictiren mußte. Einst, da er mit seinen Schülern von einem Spaziergang nach Paris zurückkehrte, zeigten ihm diese die glänzende Stadt und sagten: Möchtet ihr nicht Herr einer solchen sein? Er aber antwortete: Nein, lieber möchte ich die Predigten des Chrysostomus besitzen. Zur Theilnahme an einem Concil, das sich mit Verbesserung der Kirche beschäftigen sollte, zu Lyon im Jahre 1274 berufen, starb er auf der Reise dahin.

Wir erwähnen unter den zahlreichen Schriften dieses großen Lehrers besonders die beiden Werke, welche sich mit Untersuchungen über die christliche Glaubens- und Sittenlehre beschäftigen, und dasjenige, welches die Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe der Ungläubigen zum Zweck hat. Wie sein ganzes geistiges Leben von der Beseelung durch das Christenthum ausgehend, aus Einem Stücke war, Glauben und Denken zu innigem Einklang bei ihm miteinander verbunden; so war es sein Streben, von diesem Einklang in seinen Schriften zu zeugen: und er wurde dadurch von segensreichem Einflusse nicht allein für die Entwicklung des Denkens und der Wissenschaft, sondern auch für die Erhaltung des lebendigen aufrichtigen Glaubens und der innigen Frömmigkeit. Denn es drohte in seiner Zeit von manchen Seiten her eine Richtung des verneinenden Verstandesfanatismus oder der Gefühlsschwärmerei um sich zu greifen, welche dem kindlichen Glauben sehr gefährlich hätte werden und aus der ein gefährlicher Zwiespalt zwischen Glauben und Denken hätte hervorgehen können.

Wenn wir mit tiefem Schmerz den alles Göttliche verneinenden Unglauben und die Selbstvergötterung der Vernunft in unserer Zeit um sich greifen sehn, dürfen wir doch nicht meinen, daß solche Richtungen erst auf einmal entstanden wären. Der natürliche Mensch, der von dem, was nur geistlich gerichtet werden kann, nichts vernimmt, hat solche Richtungen immer in sich getragen, und sie sind bei manchen Anläßen auch hervorgebrochen; aber es war nur die Zeit noch nicht gekommen, daß sie allgemeinen Eingang finden konnten, die Macht eines christlichen Geistes, der das Leben der Zeit erfüllte, stand ihnen noch zu sehr entgegen und es waren große Geister von solchem harmonischen Einklang zwischen dem Interesse der Frömmigkeit und der Wissenschaft, wie ein Thomas von Aquino, durch deren Einfluß solche Richtungen im Keim unterdrückt wurden. Damals drohte von arabisch-muhamedanischen Philosophen in Spanien her eine solche Richtung in der christlichen Welt sich zu verbreiten. Es wurde ein auf falsche und unlautere Weise hervorgehobener Gegensatz zwischen einer der Gottesgelehrsamkeit und einer der Weltweisheit angehörenden Wahrheit, ein unvermittelbarer Gegensatz zwischen Offenbarung und Vernunft benutzt, um unter der Larve der Heuchelei solche Lehren zu verbreiten. Man trug jene Lehren des Unglaubens, wie die Läugnung eines persönlichen, überweltlichen Gottes, des den Gläubigen bestimmten ewigen Lebens, die Behauptung, daß in allen Menschenseelen nur ein und derselbe Geist sei und daher die einzelnen Seelen als nur vorübergehende Erscheinungsformen dieses Einen Geistes der Vergänglichkeit anheimfielen, man trug solche Lehren als Sätze, die freilich der Vernunft einleuchteten, vor, unterwarf sich aber doch nachher dem Ansehen der Kirche, da die Glaubenswahrheiten mit dem Lichte der Vernunft in Widerspruch ständen. Es hatten solche Lehren, wenn auch zuweilen nur halb verstanden, schon unter Laien so vielen Eingang gefunden, daß ein Ritter, der zur Buße wegen seiner Laster ermahnt wurde, diese Ermahnung zurückwies, indem er sagte: Ist der Apostel Petrus selig geworden, so werde ich es auch, denn in mir und Petrus ist ja derselbe Geist.

Thomas von Aquino nun hat durch seine Schriften, welche das Bedürfniß der Frömmigkeit und das der Wissenschaft zugleich zu befriedigen suchten, beseelt von dem lebendigen Glauben an die Offenbarungswahrheiten, der Verbreitung dieses verlarvten Unglaubens mächtig entgegenwirkt. Er bekämpft jenen vorgeblichen

Widerspruch zwischen dem Licht der Vernunft und dem Licht des Glaubens, er sucht zu zeigen, daß von dem Schöpfer, der zugleich der Urheber der Offenbarung sei, ein solches entgegengesetztes Licht nicht herrühren könne, weil sonst in Gott selbst ein Widerspruch sein müsse, daß aus einem solchen innern Widerstreit nie eine Ueberzeugung hervorgehen könne, daß es nicht zwei entgegengesetzte Wahrheiten gebe, sondern wenn man auch die durch die Offenbarung mitgetheilten, über die Vernunft erhabnen Wahrheiten nicht beweisen könne, den Glauben überflüssig zu machen, so könne doch, was sich ihr entgegenstelle, nur auf Scheingründen ruhen, und diese zu widerlegen, sei die Aufgabe der Wissenschaft. Er sagt, wie die Gnade die Natur nicht vernichte, sondern sie zur Vollendung führe, so müsse auch die natürliche Vernunft dem Glauben dienen, gleichwie auch die natürlichen Neigungen der christlichen Liebe dienen müßten. Darauf, wie die göttliche Wahrheit dem innersten Wesen des Geistes nicht widerspreche, sondern dazu geeignet sei, sich ihm immer mehr zu verinnerlichen, darauf wendet Thomas auf geistvolle Weise die Worte des Apostels Paulus Röm. 10, 8 an. Zwar, sagt Thomas, werden wir die Glaubenswahrheiten erst dann, wenn wir zur Anschauung des göttlichen Wesens gelangt sein werden, vollkommen begreifen können, aber wohl wird schon hienieden die Vernunft manche Anschließungspunkte in dem Wesen des Geistes und der Schöpfung als Bild für diese Wahrheiten auffinden können. Zwar reicht dies nicht hin, jene Wahrheiten begreiflich zu machen, doch frommt es dem menschlichen Geist, in diesem wenn auch noch so schwachen Versuche sich zu üben, wenn nur nicht die Anmaßung begreifen oder beweisen zu wollen vorhanden ist, weil es das Erfreulichste ist, von den höchsten Dingen auch nur etwas Geringes erkennen zu können.

A. Neander in Berlin †.

---

## 235. Bonaventura.

14. Juli.

Bonaventura ist einer der hervorragendsten unter den Kirchenlehrern der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er gehört einer Zeit an wo eine mächtige Bewegung die denkenden Geister ergriffen hatte; reichbegabt und vielseitig gebildet, hat er

mit ernstem Streben nach der Erkenntniß der christlichen Wahrheit geforscht und ist tiefer als mancher Andre in dieselbe eingedrungen, wenn auch, wie es von einem mittelalterlichen Theologen nicht anders zu erwarten ist, seine Ansichten nicht frei von allerlei, theils der Philosophie, theils der Phantasie angehörigen Irrthümern sind. Indessen, wie sehr er auch in diesen Irrthümern seiner Zeit befangen war, so gehört er doch zu den frömmsten Bekennern seiner Kirche; wir erblicken und bewahren in ihm ein liebenswürdiges, reines Gemüth, so harmonisch, daß einer seiner Bewundrer ihm das allerdings übertriebene Lob gespendet hat, in Bonaventura scheint Adam nicht gesündigt zu haben; sein Leben schien so fehlerfrei, daß man meinte die Erbsünde sei ohne Einfluß auf ihn geblieben. Wäre dies in der That der Fall gewesen, so hätte er keines Erlösers bedurft; glücklicher Weise hatte er selber keine so hohe Meinung von seiner Vollkommenheit.

Er ward geboren im Jahr 1221 zu Bagnarea in Toscana; sein einem Adelsgeschlecht angehörender Vater hieß Johann Fidanza, seine Mutter Ritella. Bei der Taufe erhielt er den Namen Johann. Einer alten Sage zufolge verfiel er in seinem fünften Jahr in eine schwere Krankheit; die geängstete Mutter wandte sich an den bereits wie ein Heiliger verehrten Franz von Assisi; dieser betete zu Gott, er möge das Kind erhalten, und als diese Bitte erhört ward, soll er erstaunt ausgerufen haben: o buona ventura! o das glückliche Ereigniß! Diese Erzählung mag nicht ganz ungegründet sein; der Ausruf des h. Franz ist ganz seiner naiven Weise gemäß; ebenso stimmt es mit der Sitte der Zeit, daß in Folge desselben dem Kinde der sonst nicht gewöhnliche Name Bonaventura beigelegt wurde. Um ihre Dankbarkeit zu bezeugen, that die Mutter das Gelübde ihr Sohn müsse einst Franziskaner werden. Ueber seine Jugend ist sonst nichts bekannt.

Um das Jahr 1243 trat er in den Orden, ohne Zweifel in einem Kloster seines Vaterlandes. Da er glückliche Anlagen zeigte, ward er das Jahr darauf nach Paris geschickt um daselbst seine Bildung zu vollenden. Zu Paris herrschte damals ein reges geistiges Leben; die philosophischen und theologischen Studien waren in eine neue Richtung eingetreten, die sie schnell auf ihren höchsten Gipfel, aber auch ebenso schnell wieder herunterführte. Die Gelehrten, die lange Zeit von Aristoteles nichts gekannt hatten als seine logischen Schriften, waren seit einiger Zeit auch mit dessen

physischen, metaphysischen, psychologischen und moralischen Werken vertraut worden und hatten dieselben mit wahrer Begeisterung ergriffen; Aristoteles war für sie „der natürliche Meister“ geworden, „dem nur das Licht der Gnade gefehlt hatte um der größte Lehrer der Kirche zu sein“. Die Theologen wandten seine Methode auf ihre Wissenschaft an und vermischten diese mit vielen seiner Lehren; dabei übten sie sich im Disputiren über das Für und Wider jedes Satzes, untersuchten alle nur denkbaren Fragen um keine ohne Antwort zu lassen und bestrebten sich jeden Widerspruch zu lösen, in der Absicht die kirchliche Lehre gegen allen Zweifel zu schützen und sie dem Verstand zurechtzulegen der sie begreifen wollte ohne jedoch über dieselbe hinauszugehn. Tiefer denkende Geister konnten auf diesem Wege dahingelangen nach großartigem Plan das Gebäude des dogmatischen Systems aufzuführen; die Grübler dagegen und die Sophisten mußten sich in endlosem Zerspalten der Begriffe und unfruchtbarem Streiten über Nebendinge verlieren; ja indem sie Einwürfe ersannen, nur um ihre Fertigkeit in der Bekämpfung derselben zu zeigen, gaben sie zuletzt die Theologie dem Skepticismus preis und nahmen ihr allen Halt.

Als Bonaventura nach Paris kam, lehrte daselbst in seinem Ordenskloster der englische Franziskaner Alexander von Hales, der erste, der den ganzen Aristoteles für die Theologie ausbeutete und in der dialektischen Behandlung des Für und Wider weder Dunkel noch Widerspruch mehr dulden wollte. Die Vorlesungen dieses Mannes hörte indessen Bonaventura nicht lange; Alexander starb schon 1245. Als sein fernerer Lehrer wird ein Schüler Alexanders genannt, der Franziskaner Johann von La Rochelle, von dem ein nicht uninteressanter psychologischer Traktat existirt. Wie gelehrt und scharfsinnig aber auch die Vorträge dieser Lectoren waren, der blos scholastische Geist derselben konnte dem jungen frommen Italiener nicht genügen. Die allgemeine Sitte der Zeit machte es ihm zwar zur Pflicht sich auch seinerseits in die Bücher des Aristoteles zu vertiefen und unter den dogmatischen Werken vornemlich die unter dem Titel Sentenzen, von Peter Lombardus gesammelten und mehr oder weniger systematisch geordneten und bearbeiteten Stellen der Kirchenväter durchzustudiren; allein man sieht aus seinen eigenen Schriften, daß er seine Haupt-Aufmerksamkeit der Bibel und den Werken derjenigen Lehrer zuwandte, die man die mystischen nennt, weil sie nicht blos die Bedürfnisse des Verstandes,

sondern mehr noch die des nach Vereinigung mit Gott sich sehnenden Gemüths zu befriedigen suchen.

Nach mehreren Jahren eifrigen Lernens, trat er 1253, als Johann von La Rochelle sein Amt aufgab, an dessen Stelle, und bald war sein Ruf so verbreitet, daß ihn das im Jahr 1256 versammelte Kapitel der Franziskaner zum General des Ordens erwählte. In letzterm war eine Spaltung ausgebrochen zwischen solchen, die behaupteten, das Gelübde der Armuth dürfe nicht im strengsten Sinn ausgelegt werden, und solchen, die keine Milderung zugeben wollten. Zu letztern, unter denen sich auch die apokalyptischen Ansichten des Abtes Joachim von Floris verbreitet hatten und die man die Spiritualen nannte, hatte auch der Ordensgeneral Johann von Parma gehört. Die Päpste waren auf die Seite der mildern Partei getreten und hatten ihr, in Bezug auf Güterbesitz, bedeutende Verwilligungen gemacht. In dem Generalkapitel von 1256 ward daher Johann von Parma genöthigt sein Amt niederzulegen; er selber schlug Bonaventura zu seinem Nachfolger vor, der auch sofort die Stelle erhielt. Den Gegnern seines Vorgängers nachgebend, mußte er ihn zur Untersuchung ziehen; man fand ihm jedoch nichts vorzuwerfen als seine Vorliebe für die Schriften des Abtes Joachim, so daß er ohne andre Strafe entlassen ward als den Befehl in einem bestimmten Kloster zu leben.

Das Jahr darauf, 1257, ward Bonaventura, der bisher nur in seinem Kloster gelehrt hatte, zugleich mit dem berühmten Dominikaner Thomas von Aquino als Professor der Theologie an der Pariser Universität angestellt. Beide Männer waren gleich geachtet; die Vorlesungen des einen zogen eben so viel Zuhörer an wie die des andern; dabei waren sie innig befreundet und strebten gemeinsam, jeder in seiner Weise, das dogmatische System ihrer Kirche wissenschaftlich zu gestalten. Die Zeit ihres Zusammenwirkens war die glänzendste Periode der Pariser theologischen Facultät; die mittelalterliche Theologie erreichte damals ihren Höhepunkt, von dem sie bald nachher wieder herunterfiel. Während Thomas von Aquino mit bewundernswürdigem Scharfsinn der eigentlichen Scholastik ihre letzte Vollendung gab, hob Bonaventura mehr das praktische und mystische Element hervor. Obgleich auch er mit dem scholastischen Formalismus umzugehn wußte und in durchaus scholastischem Sinn einen Commentar über die Sentenzen des Lombarden schrieb, — eine Aufgabe der sich damals kein Lehrer entziehen

konnte —, so wußte er sich doch anderwärts von der Herrschaft der bloßen dialektischen Vernunft frei zu machen, der die meisten Theologen unterworfen waren; eben so gelehrt wie alle andern, wollte er zunächst das religiöse Gefühl beleben, und dies konnte damals nur in der Form des Mysticismus geschehn. Bonaventura ist von dem mystischen Sinn des Stifters seines Ordens beseelt, allein dieser Sinn ist geregelt bei ihm durch Gelehrsamkeit und philosophisches Denken. Seine Mystik ist nicht die tiefsinnige des Meisters Eckart, noch die evangelisch-praktische des Dominikaners Tauler; sie schließt sich an diejenige Hugo's und Richards von St. Victor an und besteht, wie diese, in einem Versuch die Contemplation mit der Scholastik zu verbinden, um letzterer wo möglich ein tieferes religiöses Interesse zu geben. Bonaventura bekennt, daß er kein Freund des Aristoteles ist; er giebt zu daß die Vernunft bis zu den äußersten Enden des Weltalls vordringen kann, meint aber, daß alles was über diese Grenzen hinausgeht ihr verborgen bleibt; mit der Philosophie allein kann sich daher der Mensch nicht begnügen, der Glaube muß dazu kommen der in der Liebe wurzelt und den Geist erleuchtet, indem er ihm Gewißheit über das verleiht was er natürlich nicht erreichen kann. Ja selbst das was wir durch eigene Kraft erstreben können, erhält erst durch den Glauben seinen wahren Werth; Bonaventura hat ein eigenes Buch geschrieben um zu zeigen wie alle weltlichen Wissenschaften erst in der Erkenntniß der heiligen Schrift ihre Vollendung finden. Für seine Schüler, denen er auf seinem Katheder die Bibel und den Petrus Lombardus erklärte, verfaßte er zwei kurze Lehrbücher in rein wissenschaftlicher Form, Centiloquium und Breviloquium betitelt; das letztere ist vielleicht die beste, wenigstens die einfachste Dogmatik des Mittelalters. In diesen Schriften vermeidet er eine Menge subtiler Fragen und Distinctionen; die Theologie stellt er nicht, wie Thomas von Aquino, als eine speculative Wissenschaft dar, sondern weit richtiger als eine praktische, die nicht nur für den Verstand eine Bedeutung hat, sondern vor Allem zu Gott führen und sich durch die Reinheit des Lebens bezeugen soll; es ist dies ein Grundsatz der auch heute noch seine Wahrheit hat.

Bonaventura's mystische Werke sind ziemlich zahlreich; ich will hier nicht alle anführen; nur die vorzüglichsten mögen genannt werden, nemlich der Traktat von den sieben Graden der Contemplation und der Wegweiser des Gemüthes zu Gott; in diesen beiden

finden sich seine Ansichten in ihrer vollständigsten Fassung entwickelt; die übrigen sind mehr zur Erbauung bestimmt. Es ist ein eigenthümliches Ding um diesen Mysticismus; er soll eine Methode, so zu sagen eine Kunst sein um zum unmittelbaren Schauen Gottes zu gelangen; zu diesem Zweck verwendet er auf die analytische Untersuchung der Seelenzustände ebenso viel Scharfsinn und oft eben so viel Spitzfindigkeit wie die Scholastiker auf das Zerlegen abstrakter Begriffe; das Ganze wird indessen von einem lebendigen Hauch religiöser Innigkeit erwärmt, den man vergebens bei den meisten Theologen der blos scholastischen Richtung sucht. Bonaventura's Theorie geht nicht von einer metaphysischen Speculation über die göttliche Wesenheit aus, sondern von einer psychologischen und ethischen Prüfung der Fähigkeiten und Bedürfnisse der menschlichen Seele. Der Mensch, so lehrt er, ward geschaffen um die Wahrheit, die sich in Gott zusammenfaßt, unmittelbar ohne Hinderniß und Mühe zu schauen; dieses Schauen, das seine Seligkeit sein sollte, wurde jedoch durch die Sünde unmöglich gemacht. Die Unwissenheit in Bezug auf Gott, die geistige Finsterniß in der wir befangen sind, ist daher nicht ein Resultat unsrer ursprünglichen Natur, sondern des durch die Sünde über uns gekommenen Verderbens; sie ist nicht die nothwendige Bedingung unsrer geistigen Fähigkeiten, sie ist die Folge des Abfalls von Gott. Die Erkenntniß der Wahrheit ist daher nicht von der alleinigen Bildung des Verstandes zu erwarten, die immer schwierig und unvollkommen bleibt, sie kann nur von der Reinigung des Herzens kommen, von der Wiederherstellung der Verbindung mit Gott. Dies ist nach Bonaventura etwas wesentlich Praktisches, das nicht durch die Dialektik ermöglicht wird, sondern nur durch den Glauben an den Erlöser, durch Gebet, Liebe und Heiligung des Lebens. Der Beruf des Menschen ist daher Rückkehr zu Gott aus der Entzweiung zur Einigung. Die verschiedenen Stufen dieser Rückkehr stellt Bonaventura unter dem Bild einer Leiter von sieben Staffeln dar, welche das Weltall, die Gesammtheit aller geschaffenen, sowohl sinnlichen als geistigen Dinge bedeutet. Diese Dinge müssen wir der Reihe nach betrachten, um so zum Schauen der höchsten Wahrheit zu gelangen. In den einen erkennen wir die Spuren Gottes in den andern sein Bild; die erstern sind außer uns, das andere ist in uns. Die Spuren Gottes in der sichtbaren Welt, die uns dessen Eigenschaften ahnen lassen, führen uns dann in unser eigenes In-

nere ein, wo er sich uns in den Kräften der Seele offenbart. Von da müssen wir zuletzt zu ihm selber aufsteigen; um uns dies möglich zu machen, bietet er uns seine Gnade in Christo an. Christus mußte vom Himmel herabsteigen und menschliche Natur annehmen, um die zum Himmel führende Leiter, die durch Adams Sünde zerbrochen ward, wiederherzustellen. So sehr auch Einer vom Lichte der natürlichen Vernunft und der erworbenen Wissenschaft erleuchtet sein mag, er kann doch nur durch Christi Vermittelung, wenn er an ihn glaubt, ihn liebt und auf ihn hofft, dazu kommen, daß er Gott wahrhaft erkennt und sich mit ihm vereint. Wenn auf den untern Stufen, wo es sich um das Auffinden der Spuren Gottes handelt, die Philosophie von Nutzen ist, so bedarf es auf den höhern der Betrachtung der heiligen Schrift. Auf diese Weise gelangt man immer höher zur Vollendung der Erleuchtung des Geistes; in Christo schaut man dann nicht mehr blos den Vermittler, sondern Gott selber mit dem man sich eins fühlt in Frieden und ungetrübter Seligkeit. Dieser Zustand erfordert, daß man allem Irdischen und Eigenen entsage; man muß mit Christo sterben um mit ihm aus dieser Welt zum Vater zu gehn und, so weit es dem geschaffenen Geiste möglich ist, „gottförmig" zu werden.

Wir haben hier kurz die Grundzüge von Bonaventura's Mystik zusammengefaßt und alles weggelassen was zur scholastischen Form und zur symbolischen Einkleidung der Ideen gehört; das Gesagte kann genügen um zu zeigen, daß ein tief religiöses Interesse zum Grunde liegt, obschon man sich nicht verhehlen kann, daß die Rückkehr zu Gott, so wie der Verfasser sie schildert, doch mehr nur eine Aufgabe der Intelligenz als des Gemüthes ist und daß sie, in ächt katholischem Sinn, ein eigenes Werk des Menschen bleibt, wobei die göttliche Gnade nur als nachhelfendes Mittel erscheint. Indessen verkennen wir nicht, daß wenn auch die mystischen Schriften Bonaventura's uns nicht in dem nemlichen Grade ansprechen wie diejenigen Taulers, sie dennoch so viel Zeugnisse christlichen Geistes und innerlicher Erfahrung enthalten, daß man sie nicht ungern und ohne Nutzen zur Hand nimmt.

Doch kehren wir zur Lebensgeschichte des Mannes zurück. Er war, wie gesagt, Bettelmönch und zugleich Professor an der Pariser theologischen Facultät. In dieser doppelten Eigenschaft ward er in einen Streit verwickelt, der damals großes Aufsehn erregte. Die etwa vierzig Jahre vorher gestifteten Bettelorden der Franziskaner

und Dominikaner waren rasch zu großer Bedeutung gelangt. Ihr ursprünglicher Zweck war Buße zu predigen und die Völker im Bekenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen; jeder einzelne Bruder sollte durch Armuth, Opferfähigkeit und Sorge für das Seelenheil der Menschen ein Bild des apostolischen Lebens darstellen. Da die Weltgeistlichen größtentheils ihre Pflichten vernachlässigten und, in den Städten, so wie auf dem Lande, meist nur daran dachten ihre Sporteln und Zehnten einzuziehen um ein bequemes Dasein zu führen, so waren die wandernden, nur von Almosen lebenden und anfangs von glühendem Eifer beseelten Mönche bald viel beliebter geworden als die Pfarrer. In kurzer Zeit hatten sie sich einen außerordentlichen Einfluß erworben. Dieser war noch gestiegen als sie auch anfingen sich mit gelehrten Studien zu befassen und als Professoren der Theologie aufzutreten. Ueberdies hatten ihnen die Päpste wichtige Vorrechte ertheilt; namentlich war der Grundsatz der Armuth dahin gemildert worden daß die Bettelklöster Güter erwerben durften. Dies alles hatte zur Folge, daß die Weltgeistlichkeit mit Eifersucht auf die beiden Orden blickte und jeden Anlaß suchte um sie anzugreifen. Es fehlte übrigens nicht an gegründeten Ursachen zum Angriff. Das Ansehen, das sie beim Volke genossen, die Schenkungen, die ihnen gemacht wurden, die Reichthümer, die sie erwarben, die päpstlichen Privilegien, die sie gegen die Bischöfe schützten, hatten bei den Dominikanern sowohl als bei den Franziskanern einen Ehrgeiz und eine Habsucht erweckt, die mit ihrer ursprünglichen Regel in seltsamem Widerspruch standen. Nur wenige waren von dieser Verweltlichung frei geblieben. Die meisten strebten nur darnach den Klöstern reiche Novizen zuzuführen oder von Sterbenden Vermächtnisse zu erlangen, indem sie das Mönchthum als die höchste Vollkommenheit des christlichen Lebens priesen; dabei waren sie im Beichtstuhl nachsichtiger als die Pfarrer, legten leichtere Bußen auf, verlangten für die priesterlichen Handlungen geringere Gebühren, und thaten überhaupt alles um die Layen von den Pfarrkirchen abzuwenden um sie in die Klosterkirchen zu ziehen. Nicht weniger als von den Weltgeistlichen wurden sie von den Doktoren der Pariser Universität angefeindet, weil sie sich hier des gesammten theologischen Unterrichts zu bemächtigen und, auf ihre Vorrechte gestützt, die keinem Möchsorden angehörenden Professoren bei den Studenten zu verdächtigen suchten.

Als nun Bonaventura und Thomas von Aquino zu Paris dozirten, trat ein Doctor der Sorbonne, Wilhelm von Saint-Amour, als Gegner der beiden Orden auf. In einer höchst merkwürdigen Schrift „über die Gefahren der jüngsten Zeit" griff er, ohne sie indessen namentlich anzuführen, ihr ganzes Wesen an. „Gott, sagt er unter Anderm, will nicht, daß alle Menschen die nemliche Lebensweise befolgen; man kann auf verschiedenen Wegen zum Heil gelangen; es wird daher mit Unrecht behauptet, daß die mönchische Armuth die einzige Vollkommenheit sei; der Besitz irdischer Güter ist an sich nicht verwerflich, das Betteln aber ist Sünde, denn weit entfernt ein Beweis von Demuth zu sein, begünstigt es den Hochmuth und den Müßiggang. Will Jemand seinem Reichthum entsagen, so mag er es thun, nur soll er dann arbeiten um sich auf ehrliche Weise seinen Unterhalt zu verschaffen; Christus und die Apostel waren arm, sie haben aber nie gebettelt. Und was ist es für ein großes Verdienst in einen Orden zu treten? Viele lassen sich nur aufnehmen um ihr Leben in sorgloser Trägheit zubringen zu können." Ferner beklagt sich Wilhelm von Saint-Amour über die Eingriffe der Mönche in die Rechte der Geistlichen; er nennt sie geradezu falsche Propheten, die nur darauf ausgehn die Kirche zu zerrütten.

Gegen diesen kräftigen Angriff erhoben sich Bonaventura für die Franziskaner und Thomas von Aquino für die Dominikaner. Ersterer besonders sucht zu beweisen, daß die Armuth eine evangelische Vorschrift ist, wobei er freilich aus den hierauf bezüglichen Stellen des Neuen Testaments eine Folgerung zieht, die nicht darin liegt. Dann zeigt er, daß die Weltgeistlichen für die zahlreichen Bedürfnisse der Kirche nicht genügen, daß Niemand besser als der Bettelmönch die Zustände des Volks ermitteln und mit seinem Elend Mitleid haben könne; daß Niemand demüthiger sein und strenger auf seine Sitten achten müsse, weil Niemand mehr von der Achtung und Freigebigkeit der Gläubigen abhänge; daß übrigens die große und schnelle Verbreitung der Orden ein hinlängliches Zeugniß für ihre Vortrefflichkeit sei.

Der Eifer indessen mit dem Bonaventura das Interesse der Bettelorden nach außen hin gegen deren Feinde bekämpfte, hinderte ihn nicht die bei den Franziskanern herrschenden Uebelstände zu erkennen. Sobald er zum General erwählt worden war, machte er Reisen um die Klöster zu visitiren. Er fand da Vieles das ihn

schon im Jahr 1257 bewog, von Paris aus ein Rundschreiben an alle Provinzialen zu erlassen, worin er sagt er habe mit Betrübniß bemerkt, daß der Glanz der Anstalt des heiligen Franz so häufig durch Habsucht, Trägheit, zudringliches Betteln, Errichten zu prächtiger Klöster, Einmischen in weltliche und geistliche Geschäfte verdunkelt werde; die Brüder wollen sich nicht mehr mit wenigem begnügen, daher seien sie den Menschen lästig geworden und werden es bleiben, so lang sie nicht zur alten Ordnung zurückkehren. Also gerade die nemlichen Vorwürfe die von Wilhelm von Saint-Amour und Andern gemacht wurden. Wilhelms Schrift war schon 1256 von Papst Alexander IV. verdammt worden; man hatte ihm das Recht verweigert sich über solche Dinge auszusprechen, weil er das ganze Bettel-Institut angegriffen hatte; Bonaventura hingegen, der Ordensgeneral, war vollkommen befugt die Franziskaner-Mönche zurecht zu weisen; seine Warnungen halfen jedoch ebenso wenig als die Klagen und Beschwerden der Gegner; mit nicht besserm Erfolg hielt er 1260 zu Narbonne ein Generalkapitel, und später eines zu Pisa, zur Reform der Ordensstatuten; an diesen wurde einiges gebessert, das alte Wesen dauerte aber fort. Wäre das Mönchthum in der That die Vollkommenheit des christlichen Lebens gewesen, so wäre es nicht so schnell nach jedem Versuch es neu zu heben wieder in Verfall gerathen; dazu kam bei den Bettelorden der sonderbare Widerspruch, daß die einzelnen Brüder arm, die Klosterconvente aber reich sein sollten. Nur diejenigen Franziskaner waren consequent, welche in schwärmerischer Nacheiferung des Stifters, die Regel der Armuth im buchstäblichen Sinn durchführen wollten. Bonaventura war jedoch ein Gegner dieser Partei, und konnte daher nur Rathschläge geben, die in der Praxis eben so schwer zu befolgen waren wie die absolute Besitzlosigkeit der Spiritualen.

Mit diesen letztern theilte er nur die hauptsächlich von ihnen ausgegangene enthusiastische Verehrung für den Heiligen von Assisi. Auf dem Generalkapitel von 1260 erhielt er den Auftrag dessen Leben zu beschreiben; an die Stelle der zahlreichen Legenden die bereits im Umlauf waren, sollte er eine bewährte Geschichte setzen. Zu diesem Zweck besuchte er in Italien alle Orte wo Franz sich aufgehalten hatte, befragte dessen Zeitgenossen, so viel derer noch übrig waren, und benutzte was schon schriftlich über ihn vorhanden war. Und doch hat auch er nicht wenige phantastische Sagen

aufgenommen, obschon er selber gewiß nichts hinzugedichtet hat. Ganz im Sinn der Spiritualen, welche den heiligen Franz für den Anfänger einer neuen Periode in der Geschichte der Menschheit hielten, vergleicht er ihn bald mit dem Morgenstern der den nahenden Tag verkündet, bald mit dem Regenbogen der einst das Zeichen der Erneuerung des Bundes Gottes mit den Menschen war; er nennt ihn den Vorgänger, der den Weg bereiten sollte durch die Wüste der Armuth, indem er durch Wort und Beispiel die Buße predigte; er sieht in ihm den Engel von dem im Buch der Offenbarung gepredigt wird K. 7, V. 2; ja er redet von der Gnade die von Neuem in diesem „Knechte Gottes" erschienen ist, auf daß die, welche die göttliche Barmherzigkeit in ihm betrachten, lernen mögen wie sie ihr Leben dem des Herrn „gleichförmig" machen können. Diese Biographie des heiligen Franz die, wie Hase sich ausdrückt, „sich bald wie ein Evangelium lies't, bald wie ein Gedicht", schrieb Bonaventura erst 1263 zu Paris, wo er neben der Besorgung seiner Ordensgeschäfte stets fortfuhr Theologie zu lehren.

Im Jahr 1265 trug ihm Papst Clemens IV. das Erzbisthum von York in England an; er weigerte sich diese Würde anzunehmen. 1269 schrieb er abermals eine Schutzschrift für die Bettelmönche gegen Girard von Abbeville, der sie mit ähnlichen Gründen wie Wilhelm von Saint-Amour angegriffen hatte. 1273 ernannte ihn Gregor X. zum Cardinalbischof von Albano. Als solcher wohnte er das Jahr darauf der allgemeinen Kirchenversammlung bei, die der Papst nach Lyon ausgeschrieben hatte, um den erkaltenden Eifer für die Kreuzzüge wieder zu erwärmen und die Griechen, die aus politischen Rücksichten neue Versöhnungsvorschläge gemacht hatten, mit der römischen Kirche zu vereinigen. Bonaventura und Thomas von Aquino, der damals zu Neapel lehrte, sollten auf dem Concil die griechischen Bischöfe vollends durch theologische Gründe überzeugen. Thomas kam indessen nicht bis nach Lyon; er starb auf der Reise den 7. März. Uebrigens war eine Beweisführung zu Gunsten des lateinischen Katholicismus nicht nöthig; die Griechen beschworen alle Formeln, die man ihnen vorlegte, freilich nur um sie bald nachher, als ihre Bedrängniß vorüber war, wieder zu vergessen. Nach der vierten Sitzung des Concils starb auch Bonaventura, den 15. Juli; der Papst, der König von Aragonien, sämmtliche Prälaten, mehrere hundert an

der Zahl, wohnten seiner Leichenfeier in der Franziskanerkirche bei, wo der Cardinal von Ostia, Erzbischof von Lyon und später Papst Innocenz V., eine Lobrede auf ihn hielt und wo er begraben ward. Die Sage erzählt, daß an seinem Grabe später wunderbare Heilungen statt gefunden haben. Auf die Theologie hat er nur geringen Einfluß ausgeübt; einige wenige seiner Schüler haben von seinem Geist durchdrungene Schriften hinterlassen; die Mehrzahl der Gelehrten war damals nicht zum Mysticismus geneigt; die Herrschaft der Scholastik war zu allgemein um ein System aufkommen zu lassen das den dialektischen Verstand in gewisse Grenzen zurückdrängen wollte. Selbst die Franziskaner verließen den von Bonaventura eingeschlagenen Weg, um einem andern Theologen ihres Ordens zu folgen, dem Duns Scotus, der nichts weniger als ein Mystiker ist. So wie die meisten Dominikaner Thomisten, das heißt Schüler des Thomas von Aquino waren, so waren die Franziskaner beinah ausschließlich Scotisten. Bonaventura fiel in Vergessenheit, so sehr, daß zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der ihm geistesverwandte Johann Gerson sich darüber beklagen konnte, „daß die unfrommen, übermüthigen Scholastiker sich nicht viel mit ihm beschäftigten". Während daher auch Thomas von Aquino bereits 1323 heilig gesprochen ward, mußte Bonaventura, um der nemlichen Ehre theilhaftig zu werden, warten bis der Franziskaner-General Francesco della Rovere als Sixtus IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, der 1482 ihm, im Interesse seines Ordens, die Canonisation verlieh. Im sechzehnten Jahrhundert räumte ihm Sixtus V., gleichfalls ein Franziskaner, die sechste Stelle unter den größten Lehrern der Kirche ein und gab ihm den Beinamen doctor seraphicus mit Anspielung auf den heiligen Franz den man den pater seraphicus nannte; als solcher steht nun Bonaventura dem heiligen Thomas, dem doctor angelicus der Dominikaner gegenüber. C. Schmidt in Straßburg.

---

## 236. Johann Tauler.

17. Juni.

Johannes Tauler, schon im 14. Jahrhundert der erleuchtete Lehrer genannt, wurde geboren zu Straßburg, im Jahre 1290, von einer rathsherrlichen Familie. Frühe dem geistlichen Stande

gewidmet, trat er um 1308 in den Dominikanerorden, begab sich nach Paris und studirte Theologie in dem Prediger-Collegium von St. Jacob, wo kurz vorher Meister Eckart seine tiefsinnigen Speculationen vorgetragen hatte. Die in unfruchtbare Spitzfindigkeiten und Streitfragen sich verlierende Scholastik zog ihn wenig an, bei den „großen, kunstreichen Meistern von Paris", welche wie er in einer seiner Predigten sagt, fleißig viele Bücher lesen aber wenig in dem wahren Buche des Lebens forschen, fand sein Gemüth nicht was es suchte. Geboren in einer Stadt, wo seit längern Zeiten der Mysticismus einheimisch war, neigte er sich von Jugend auf zu einer tiefern, lebendigern Theologie. Als er von Paris nach Straßburg zurückkehrte, traf er hier mehrere mystische Lehrer, die nicht ohne Einfluß auf seine Denkungsart geblieben sind; es waren dies besonders der praktische und populäre Nicolaus von Straßburg, und der einen höhern Flug nehmende Meister Eckart, der in glühender, begeisterter Sprache seine pantheistischen Ansichten in den Klöstern predigte. Zahlreiche Ursachen, die Zerrüttung des Reichs, die bürgerlichen Unruhen, besonders der Zwiespalt, der durch das von Johann XXII. gegen Ludwig den Baier und dessen Anhänger ausgesprochene Interdikt hervorgebracht war, vereinigten sich damals um die Gemüther ernster zu stimmen; in Straßburg namentlich gestalteten sich die Verhältnisse auf eine Weise, welche die Einwohner tief erschütterte. Die Geistlichkeit theilte sich, in Folge des Interdikts; der größte Theil derselben befolgte gleich anfangs die päpstlichen Verbote; nur wenige blieben dem Volke treu; zuletzt wurde in allen Kirchen der Gottesdienst eingestellt. In dieser kirchlichen Noth schlossen sich, unter Geistlichen und Layen, die ernster Gesinnten enger an einander an; sie verbanden sich um sich selber und das verlassene rathlose Volk zu erbauen, da wo die Prediger schwiegen und die Stadt-Obrigkeiten den Gottesdienst wieder herzustellen wünschten. So entstand der Verein der Gottesfreunde, zum Zwecke der Erhaltung des christlichen und kirchlichen Lebens. Aus dem verworrenen Treiben der Welt wollten sich diese Leute in sich selber zurückziehen, nach innerm Frieden strebend durch unaussprechliche Vereinigung mit Gott. Ihre Frömmigkeit, obgleich mystisch, war jedoch keine thatenlose; sie achteten das Gebot der Liebe höher als das Verbot des Papstes; sie glaubten die Bannflüche sollten das arme Volk nicht treffen im Streite der Fürsten; daher waren sie thätig überall wo der Magistrat es ver-

langte oder gestattete den Gottesdienst aufrecht zu erhalten. Zu diesen Gottesfreunden gehörte auch Tauler; in ihrem Sinne predigte er, beinah der einzige während des Bannes zu Straßburg zurückgebliebene Bruder, in der Landessprache, zum Troste und zur Ermuthigung des Volkes. Allgemein hörte man ihn gerne und liebte ihn; sein Ruf erscholl weit über die Stadt hinaus; bis in Italien wurde er bekannt als ein ausgezeichneter Lehrer, „durch den der Name Christi immer mehr verbreitet werde". Er war in Verbindung mit den meisten Mystikern und Gottesfreunden seiner Zeit; in verschiedenen Klöstern der Rheingegenden, Baierns, der Schweiz, verehrte und liebte man ihn wie einen Vater; täglich wuchsen sein Einfluß und sein Ansehn; er stand mit aufmunterndem Rathe dem Priester Heinrich von Nördlingen bei, als dieser zu Basel, nach aufgehobenem Interdikt, als Prediger auftrat; er besuchte die ihm geistverwandten Predigermönche von Kölln, ja bis nach den Niederlanden, zu Ruysbroek soll er gekommen sein.

Während dieser, an Beweisen der Liebe und Achtung für Tauler so reichen Wirksamkeit, traf er mit einem Manne, einem Layen, zusammen, der einen höchst merkwürdigen Einfluß auf ihn ausübte, so daß dieß Zusammentreffen zu einem Wendepunkte in dem Leben des berühmten Lehrers wurde. Dieser Laye war Nicolaus von Basel, das geheimnißvoll und thätig wirkende Oberhaupt eines Waldensischen Vereins, dessen Mitglieder sich gleichfalls Gottesfreunde nannten, und, weit entfernt von dem Pantheismus der Brüder des freien Geistes, mit den mystischen kirchlichen Gottesfreunden in mancher Berührung gestanden zu sein scheinen. Nicolaus hatte gehört von Tauler's tiefer Frömmigkeit und seinem unabhängigen liebevollen Wirken während des Bannes; deßhalb entschloß er sich den Prediger aufzusuchen, der eine der seinigen ähnliche Richtung befolgte, und ihn durch die geistige Macht, die der merkwürdige Mann ausgeübt zu haben scheint, ganz für seine Sache zu gewinnen. Viele Wochen lang blieb er in Straßburg, in innigem Verkehr mit Tauler, sich immer mehr vor ihm erschließend, immer ernster in ihn dringend der Welt vollends zu entsagen, und nur dem „höchsten Lehrer aller Wahrheit", Christo anzuhängen. Der Mönch kämpfte lange, ehe er, „ein gelehrter Pfaffe", dem ungelehrten Layen sich gänzlich überließ und sich den geistlichen Uebungen unterwarf, die dieser ihm auferlegte. Um jeden Rest von Dünkel zu unterdrücken, untersagte ihm Nicolaus das Predi-

gen; Tauler gehorchte, lebte zwei Jahre lang einsam in seiner Zelle, den Spott seiner Klosterbrüder so wie das rücksichtslose Urtheil des Volkes „über den von Sinnen gekommenen Prediger“ mit Geduld ertragend. Endlich gestattete ihm sein geheimnißvoller Freund das Predigen wieder; doch erst nach wiederholter Demüthigung und nach seltsamen Vorfällen bei seinen ersten Vorträgen, gewann er eine feste Freudigkeit und mit ihr die alte Liebe des Volkes wieder. Zwar schon vor seiner Zusammenkunft mit dem „großen Gottesfreunde aus dem Oberland“ war er ein geistreicher, frommer Prediger gewesen; allein sicher hat dieser in Dunkel gehüllte, später in Frankreich als Ketzer verbrannte Mann, viel dazu beigetragen, ihn immer mehr auf den alleinigen Grund des evangelischen Lebens zurückzuführen und ihm immer mehr Liebe für das sonst so geringgeschätzte Layenvolk einzuflößen. Er predigte nun wieder häufig in seiner Klosterkirche und in den stillen „Sammlungen“ oder Beguinenhäusern, deren mehrere in Straßburg bestanden. Sein Predigen war, wie ein alter Chronist berichtet, ein seltsam Ding; weder trockene, scholastische Grübelei, noch unnütze, fabelhafte Heiligengeschichten trug er vor, sondern er sprach in einfacher, herzlicher Weise, von der Nichtigkeit alles Irdischen, von der Nothwendigkeit durch Entsagung und Selbstverläugnung, durch völlige Armuth des Geistes und innige Liebe sich mit Gott, dem einzig wahren Gute, zu vereinigen. Mag auch zuweilen seine Rede dunkel gewesen sein, so hat er darum doch nicht weniger segensreich gewirkt, denn was er von der Liebe zu Gott und den Menschen, von dem Heile durch Christum allein und der Nutzlosigkeit der ohne Glauben vollbrachten Werke predigte, das konnte von Jedermann's Gemüthe aufgefaßt und ergriffen werden. Zugleich strafte er mit christlichem Ernst die Sünden seiner Zeitgenossen, der Geistlichen so wie der Layen. Es wird erzählt, die Geistlichkeit, aufgebracht über die Klagen, die er gegen sie führte, habe ihm einmal das Predigen untersagt, der Magistrat aber die Ausführung dieses Verbotes verhindert. Auf manche Geistliche dagegen übte Tauler einen bessernden Einfluß aus, so daß „viele Priester ganz fromm wurden“. „Was die Leute zu schicken hatten, das mußte er allzumal ausrichten mit seiner Weisheit, gleichviel, ob es geistliche oder weltliche Sachen waren; und was er ihnen rieth, das thaten die Leute willig und waren ihm ganz gehorsam“, sagt die Chronik. Die mystischen Gottesfreunde schlossen sich natürlich noch inniger an ihn an, wie

z. B. der reiche Bürger Rulman Merswin, der nachherige Gründer des Straßburger Johanniterhauses und Verfasser des Buches von den neun Felsen; im Jahre 1347 war Tauler dessen Beichtvater. Selbst der Bischof von Straßburg „hat ihn viel und gern gehört und mit Verwunderung". Bald darauf jedoch wurde letzterer Tauler's Gegner. Nach dem Tode Ludwig's V. und der Wahl Karl's IV. verweigerte Straßburg dem Kaiser seine Anerkennung; das Interdikt blieb deßhalb in Kraft, und der Bischof, des neuen Kaisers Anhänger, trat gegen die Bürger und die Geistlichen auf, welche, wie Tauler, fortfuhren Gottesdienst zu halten. Zu den politischen und kirchlichen Zerwürfnissen gesellte sich im Jahre 1348 die durch den schwarzen Tod verbreitete Angst und Noth. Wegen des auf Straßburg noch lastenden Bannes entbehrten Kranke und Sterbende des Trostes der Kirche. Tauler aber erbarmte sich des armen Volkes; zwei edle Geistliche wirkten mit ihm, der damals zu Straßburg sich aufhaltende Generalprior der Augustiner Thomas, und der Karthäuserprior Ludolph von Sachsen, Verfasser eines im Mittelalter berühmten Lebens Jesu. Die drei christlichen Männer erließen Schreiben an den gesammten Klerus, um zu zeigen, wie lieblos es sei, „daß man das arme unwissende Volk also im Banne sterben lasse"; Christus, sagten sie, sei für alle Menschen gestorben, der Papst könne einem, der unschuldig im Banne sterbe, den Himmel nicht verschließen; wer übrigens den wahren christlichen Glauben bekenne und sich nur gegen des Papstes Person verfehle, sei deßhalb noch kein Ketzer. Die Verbreitung dieser Schriften wurde untersagt, Tauler und seine Freunde mußten die Stadt verlassen, aber sie hatten unendlichen Trost verbreitet; die Leute, heißt es, seien getroster gestorben und haben den Bann nicht mehr gefürchtet. Als einige Monate darauf der Kaiser nach Straßburg kam, ließ er die drei Mönche vor sich kommen; sie wiederholten vor ihm und den anwesenden Bischöfen ihre Grundsätze, die als ketzerisch verworfen wurden; was jedoch gegen sie selbst vorgenommen wurde, ist nicht bekannt.

Von dieser Zeit an verschwindet Tauler, bis kurz vor seinem Tode, aus der Geschichte seiner Vaterstadt. Er zog nach Kölln, wo er in der Kirche des Klosters zu St. Gertrud mehrere Jahre lang als Prediger wirkte. 1361 finden wir ihn sterbend zu Straßburg wieder; Nicolaus von Basel, den er zu sich beschieden, erschien und pflog mehrere Tage lang ernste Gespräche mit ihm; den 16. Juni

starb der greise Prediger, in dem Gartenhause seiner Schwester, einer Nonne des Klosters zu St. Niclaus in Unden. Tiefes Leid verbreitete sich in der Stadt bei der Nachricht von seinem Tode; der große Gottesfreund aus dem Oberland, in dem die Bürger den Freund ihres Vaters Tauler ehren wollten, floh von Stund' an aus der Stadt und zog wieder der Schweiz zu. Tauler wurde in seinem Kloster begraben; den Stein, der seine Ruhestätte bedeckte, haben die Protestanten (1824) in der ehemaligen Predigerkirche aufstellen lassen, in der vor einem halben Jahrtausend der edle christliche Mann unsre Väter zur Entsagung ermahnte, um sie zum Heile in Christo zu führen. Sein Geist aber lebt fort in seinen Schriften, in seinen von inniger Gottesliebe durchdrungenen Predigten, und seinem tiefsinnigen, erbaulichen Buche von der Nachfolgung des armen Lebens Christi. Wenn auch nicht alles, was er gelehrt, mit unserm Glauben übereinstimmt, so war er doch in einer trüben, schweren Zeit ein ehrwürdiger, ächter Zeuge unsres Herrn. C. Schmidt in Straßburg.

---

## 237. Johann Ruysbroek.

2. December.

Dieser durch seinen heiligen Wandel und durch seine geistliche Erkenntniß berühmte Johannes ist von dunkler Abkunft. Sein Todesjahr ist bekannt, sein Geburtsjahr nicht: doch da man sein Alter kennt, so läßt sich berechnen, daß er im Jahr 1293 oder 1294 geboren sein muß. Sein Vater wird nirgends genannt, ist wahrscheinlich ein armer Landmann gewesen und früh verstorben; seine Mutter war eine fromme Frau im Sinne jener Zeit: ob sie die Sage veranlaßt hat, daß der Knabe, kaum sieben Tage alt, sich aus Gottes Kraft in dem Becken, worin die Hebamme ihn wusch, frei aufgerichtet, läßt sich nicht nachweisen. Den Namen Ruysbroek, der ihn in der Geschichte kenntlich macht, ist ihm nach einer in den mittlern Jahrhunderten häufigen Sitte von seinem Geburtsort beigelegt, einem Dorfe in Süd-Brabant, an dem Fluß Senne zwischen Brüssel und Hall gelegen: er war ein ächter Niederländer von deutscher, nicht von romanischer Abkunft und hat nur in seiner Muttersprache geschrieben. Von frühster Jugend an war er ganz auf das innere Leben gerichtet, dies zu beobachten und zu heiligen

und dieser Sinn wurde in ihm durch den Zustand der Kirche genährt, der äußerlich glanzvoll und wenigstens in den Rheingegenden reich an Bildung, aber sittlich und geistlich verdorben war. Das ganze Rheinthal entlang war unter Priestern und Laien eine selbständige Richtung auf innere Erkenntniß und Heiligung verbreitet und die trefflichsten Männer in diesen Landen, in Basel, Straßburg, Köln und in den Niederlanden neigten sich auf diese Seite, wie die Namen Eckart, Tauler, Suso und viele Andere beweisen. Die Nachfolge Christi, um durch Selbstverleugnung und Reinigung des Geistes zur möglichsten Vollkommenheit, zur Vereinigung mit Gott, zu gelangen, dies war das Ziel, nach welchem die Frommen jener Zeit auf einem von Jahrhunderten her angebahnten Wege strebten.

Als eilfjähriger frommer und fähiger Knabe wurde Ruysbroek von seiner Mutter einem Blutsverwandten, der Augustiner-Chorherr und Canonicus in Brüssel war, übergeben. Dieser nahm ihn in sein Haus und ließ ihn eine Schule besuchen, in welcher er vier Jahre blieb, aber kaum die ersten Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik überwand. Länger hielt er es nicht aus und entsagte der Schulgelehrsamkeit, um allein auf dem Wege der innern Erfahrung sich weiter zu bilden. Seine Mutter kam öfter ihn zu sehen, wurde aber mit ihrer noch zu fleischlichen Mutterliebe von Andern und, wie es scheint, auch von dem heranwachsenden Jünglinge selbst, verhindert sich ihm zu nahen, wie sie wünschte. Sein Vorbild wirkte veredelnd auf ihr Herz zurück: sie begab sich in ein Haus, wo fromme Frauen gemeinschaftlich der Andacht lebten, und blieb daselbst bis an ihren Tod, zufrieden von ihrem Sohne zu wissen, daß er in Gottes Liebe wandelte, auch wenn sie ihn nicht mit leiblichen Augen sah.

In seinem 24. Lebensjahre wurde Ruysbroek zum Priester geweiht und bald nachher als Vicar an der St. Gudilakirche in Brüssel angestellt. So diente er als Weltpriester der Kirche bis in sein 60. Jahr und verwaltete sein Amt mit aller Treue, während der Geist ihn immer zur Einsamkeit und zur stillen Beschaulichkeit hinzog. Als er einmal so stillselig in seiner einfachen Priestertracht auf der Straße wandelte, sprach ein Brüsseler Bürger, der ihm nachsah, zu einem andern: „O daß ich doch auch so leben könnte, wie dieser Priester!“ worauf dieser erwiederte: „Um eine ganze Welt voll Gold möchte ich nicht an seiner Stelle sein:

dann hätte ich ja keinen fröhlichen Tag mehr!" Indem er dies Gespräch vernahm, dachte er bei sich selbst: „O du armer Mensch! hast nie erfahren, welche Süßigkeit die kosten, die den Geist Gottes geschmeckt haben." Bei allen seinen Entzückungen aber bewahrte ihn sein gesunder Sinn in der Demuth und er bekämpfte auch die geistliche Hoffart, wo er sie bei Andern entdeckte: so bei einer Frau, die damals in Brüssel sich aufhielt und im Rufe hoher Erleuchtung stand, daß man sagte, so oft sie sich dem Tische des Herrn nahe, würde sie von zwei Seraphim geleitet. Sie hatte ein hoch geistliches Buch vom Geiste der Freiheit und von der seraphischen Liebe geschrieben und viele Fromme hingen ihr an. Ruysbroek entdeckte und bekämpfte ihre gefährlichen Irrthümer furchtlos, ohne die Feindschaft ihrer zahlreichen Anhänger zu scheuen[1]).

Zwei Meilen von Brüssel in einem großen Buchenwalde, Soujenbosch genannt, an dessen südlichem Ausgange das durch die Schlacht von 1815 berühmte Waterloo liegt, war ein Kloster Grünthal. Dahin zog sich ein damals neugestifteter Verein von regulirten Chorherrn des heiligen Augustin unter einen Propst Franco zurück: Ruysbroek, 60 Jahre alt, schloß sich ihnen an und wurde von ihnen zum Prior erwählt. Dort in der Einsamkeit des Waldes, in den Entzückungen heiliger Liebe, ganz in Gott verborgen, war er erst völlig in seinem Elemente und genoß im Alter reichlich, was er von Jugend auf gewünscht hatte. Gegen 28 Jahre lebte er daselbst noch in einem blühenden Greisenalter, bis er endlich nach funfzehntägiger Krankheit im Kreise seiner frommen Brüder am 2. December 1381 sanft und selig entschlief. Als Prior des Klosters hauchte er der ganzen Gemeinschaft den Geist einer innigen aus Gottes Liebe fließenden Bruderliebe ein, daß man in diesem Kreise erfüllt sah, was Christus im hohenpriesterlichen Gebete für alle seine Gläubigen erfleht hatte. Von allen Seiten des Rheines kamen die ausgezeichnetsten Männer gleicher Richtung nach Grünthal, um den gottseligen Greis zu sehen und zu hören und sie fühlten sich in der Gemeinde der Heiligen, die sich um ihn versammelt hatte, wie in das himmlische Wesen versetzt. So Johann Tauler von Straßburg, Gerhard

[1]) Carl Schmidt in Straßburg stellt in Herzogs Real-Encyklopädie Bd. XIII, S. 188 die Vermuthung auf, daß diese Person die auch sonst bekannte Marie Blomard aus Valencienne gewesen.

Groote von Kempen aus, der Ruysbroeks in brabantischer Muttersprache verfaßte Schriften gelesen. Gerhard, damals noch ein junger Mann, denn er ist im Jahr 1340 geboren, reiste in Begleitung des Rectors der Schule zu Zwoll, Johann Cele, der in der Liebe Christi mit ihm Ein Herz und Eine Seele war. Thomas von Kempen, der berühmte Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, hat uns in seiner Beschreibung von Gerhards Leben einen Bericht von der Einwirkung und Nachwirkung jenes Besuchs hinterlassen, der uns ganz in die Sphäre dieser Frommen versetzt. Ueberwältigend für Gerhard war sogleich der erste Eindruck, den er von dem ehrwürdigen Greise empfing, als dieser ihm an der Pforte entgegen kam und, wiewohl er ihn noch nie gesehn, wie aus göttlicher Offenbarung ihn mit seinem Namen holdselig begrüßte. Die Aermlichkeit und Einfachheit der Umgebungen diente nur dazu, die Erhabenheit der geistvollen Worte, die aus Ruysbroeks Munde flossen und die ihm nur zum Theil verständlich waren, desto fühlbarer zu machen. Mit neuer noch nie zuvor gekannter Inbrunst in der Liebe zum Herrn reiste Gerhard ab und schrieb dann an die Augustiner zu Grünthal: „Innigst wünsche ich euerm Propst und Prior empfohlen zu sein, dessen Fußschemel zu werden ich begehre sowohl in diesem als im zukünftigen Leben, weil meine Seele mit Liebe und Ehrfurcht an ihm hängt, mehr als an irgend einem andern Sterblichen. Noch brenne ich und seufze nach eurer Gegenwart, um von euerm Geiste erneut, durchwehet und erfüllt zu werden.“ Als im Jahr 1381 Ruysbroek starb, wurde sein Tod — so erzählt ferner der fromme Thomas — durch das Anschlagen der Glocken in Deventer, wo es auch einige Bürger vernahmen, Gerharden offenbart und einigen Freunden theilte er insgeheim mit, daß Ruysbroeks Seele, in Einer Stunde von allen Schlacken gereinigt, zur himmlischen Herrlichkeit eingegangen sei.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert pflegten die ausgezeichneten Lehrer der Theologie mit ehrenden Beinamen bezeichnet zu werden. So hieß Bonaventura der Seraphische, ein Andrer der Feine, ein Andrer der Wundervolle, wieder Einer der Tiefsinnige. Ruysbroek, der zwar keine Schulbildung auf einer Universität genossen und noch weniger einen öffentlichen Lehrstuhl eingenommen, empfing von seinen Jüngern und von den Lesern seiner gottseligen Schriften den Ehrennamen des Entzückten (Ecstaticus). Diese Bezeichnung

war in so fern richtig, als er seine geistlichen Erfahrungen mit hohem Genuß den Stunden der Entzückung, der völligen Sammlung und Erhebung in die Sphäre des tiefsten Innern, verdankte. Es ist aber ein Irrthum derer, die auf diesem Gebiete nicht heimisch sind, wenn man meint, er habe nur in Gefühlen und Phantasieen geschwelgt. Auch die biblischen Allegorien und die Bilder, deren er sich in seinen Schriften bedient, beweisen dies nicht: sie dienen ihm vielmehr nur als Mittel, um sich denen, die seine innern Erfahrungen noch nicht theilten, durch Analogieen aus der Natur und Geschichte verständlich zu machen. Was seine Schriften erkennen lassen, ist vielmehr die schärfste Selbstbeobachtung auf dem abstraktesten Gebiete der inneren Seelenkunde und eine gewisse niederländische trockene Verständigkeit in genauer Sonderung der Zustände, die bei der inbrünstigen Richtung auf den Gottesgedanken, der nach seinem Begriffe ihm der höchste war, in fortgehender Steigerung auf einander folgten. Darin hat er nach seiner Begabung ein unübertroffenes Maaß erreicht und zu dieser Ausbildung trieb ihn nicht nur das Verlangen sich selbst zu verstehen und seinen Schülern die inneren Wege des Geistes verständlich zu machen, sondern auch die Sorge, sich und Andre vor naheliegenden Abirrungen in das Gebiet einer unchristlichen Mystik und pantheistischen Selbstüberhebung zu bewahren. Sah er sich doch von ausgearteten Brüdern und Schwestern des freien Geistes umgeben, die oft aus den Häusern der Frommen hervorgingen und in hochmüthige Selbstvergottung verfielen. Seine christliche Demuth und Weisheit machte ihn wachsam und vorsichtig, um diese Abgründe zu vermeiden und Andre davor zu warnen. Dennoch hat die deutsche Theosophie überhaupt und Ruysbroek auch für seine Person dem Vorwurf nicht entgehen können, das Maaß der christlichen Besonnenheit überschritten zu haben. Der berühmte französische Gottesgelehrte und Canzler der Universität Paris Johann Charlier von Gerson, der einige Schriften des Grünthaler Theosophen in lateinischer Uebersetzung gelesen, erregte ernste Bedenken gegen manche kühne Aeußerung desselben, lange nach seinem Tode (im Jahre 1404). Nun fand zwar Ruysbroek bald (1406) einen eifrigen und geschickten Vertheidiger, der durch Vergleichung andrer Stellen aus seinen Schriften jene hochfliegenden Ausdrücke auf das rechte Maaß zurück zu führen wußte, und die christlich bescheidene Gesinnung des Grünthaler Prior wird

durch seinen ganzen Wandel über allen Zweifel erhoben. Man muß auch zugestehen, daß die französischen Mystiker, auch die gründlichsten, zu eng auf die Sphäre der psychologischen Reflexion beschränkt, nie zu der speculativen Tiefe der deutschen Forschung sich haben erheben können. Aber trotz diesen Zugeständnissen läßt sich nicht leugnen, daß hie und da, insbesondere in dem von Gerson angegriffenen dritten Buche der Schrift von dem Schmuck der geistlichen Hochzeit, das vom „überwesentlichen beschaulichen Leben“ handelt, eine Ueberschätzung des speculativen Schauens hervortritt. Manche Leser werden es uns vielleicht danken, wenn wir eine kleine Probe aus dem ersten Capitel dieses Buches hier mittheilen. Ruysbroek schreibt:

„Diese Beschauung setzet uns in eine Reinigkeit und über allen Verstand, sintemal es eine sonderbare Zierde und Schmuck oder eine himmlische Krone aller Tugenden und alles Lebens ist. Hierher kann aber weder Erkenntniß noch Witz noch irgend welche Uebung der Askese in Fasten, Almosen und Gebet — kommen, sondern, wen Gott mit seinem Geist im Geist zu vereinigen und mit sich selbst zu erleuchten würdigt, der kann solchergestalt Gott beschauen, sonst kein Anderer. Selbst die verborgene Natur der Gottheit beschauet und liebet zwar ewig wirksam im Bereich der (göttlichen) Personen, aber in der Einheit der Wesenheit genießt sie ewig in der Umfassung der Creaturen. Und in dieser Umfassung sind alle andächtigen und innigen Geister in der wesentlichen Einheit Gottes mit Gott eines durch die liebeselige Versinkung oder Zerfließung in ihm, so daß sie aus Gnaden eben eins sind (und dasselbe), das diese Wesenheit in sich selber ist.“

„In dieser hohen Einheit aber der göttlichen Natur ist der himmlische Vater ein Anfang und Ursprung aller Wirkung, die im Himmel und auf Erden geschieht. Ja, er redet auch in den versunkenen oder verschlungenen Verborgenheiten des Geistes also: Siehe, der Bräutigam kommt! gehet aus ihm entgegen! welche Worte wir in diesem dritten Buche auf die überwesentliche Beschauung beziehen, welche ein Grund und Ende (Ziel) ist aller Heiligkeit und alles vollkommenen Lebens, so in diesem Leben geführt werden mag. Zu welcher Beschauung gewiß Wenige kommen, sowohl wegen ihrer eigenen Ungeschicktheit und Untüchtigkeit, als auch wegen der Schlupfwinkel und heimlichen Wege des Lichts, in welchem diese Beschauung geschieht. Daher auch Niemand

das, was wir in diesem Buche sagen werden, nach eigener Betrachtung gründlich verstehen wird. Denn alle Worte und Alles, was nach Art der Creaturen verstanden werden kann, ist weit unter dem Wesen dieser Sache und unter der Wahrheit, die wir abzuhandeln vorhaben."

„Demnach wer mit Gott vereinigt und durch diese Wahrheit erleuchtet ist, wird selbige durch sie selbst fassen und verstehen können: nämlich, er wird Gott über alle Gleichnisse, so wie er an und in sich selbst ist, fassen und verstehen, d. i. sich Gott mit Gott, ohne Mittel oder einige empfindbare oder vernehmbare Anderheit, welche ein Mittel oder Hinderniß machen könnte, zu sein fühlen: doch so, daß ich den Leser einmal für allemal erinnert haben will, allezeit im Gedächtniß zu behalten, daß die Creatur Creatur bleibe und niemals ihre Wesenheit verliere, welches zu sagen gar ungereimt wäre."

Mit großer Nüchternheit hat Ruysbroek im zweiten Buche desselben Werkes die letzten Capitel dazu angewendet, den Irrthum zu bekämpfen, als ob Gott mit dem Menschen als Creatur ganz zusammenfließen und so vereinigt werden könnte, daß Gott Alles, der Mensch selbst gar nichts wirkte und daß die Werke eines solchen Menschen, er möchte thun, was er wollte, rein nur als Gottes Werke anzusehen wären, was damals, wie zu anderen Zeiten, unreine schwärmerische Geister behauptet hatten. Er verlangte als erste Vorstufe für die göttliche Beschaulichkeit einen reinen unbefleckten Lebenswandel und zürnte mit heiligem Unwillen den Geistlichen wie den Laien, die in Sünden lebten. Die Grundlage seiner Anweisung zur Vereinigung mit Gott und zum seligen Leben ist das hohepriesterliche Gebet des Herrn und insbesondere die Fürbitte für alle Gläubigen in jenen allerheiligsten Worten Joh. 17, 20—23. „Ich bitte aber nicht allein für sie (die eilf Jünger), sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und Ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt. Und Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie Wir eins sind, Ich in ihnen und Du in mir, auf daß sie vollkommen seien in eins, und die Welt erkenne, daß Du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie Du mich liebest." Dieser Grundquelle seiner Gottesweisheit ist er sich auch

klar bewußt und drückt dieses im ersten Capitel des dritten Buches der Schrift von dem Schmuck der geistlichen Hochzeit mit folgenden Worten aus: „Da sich nun dieses also verhält, bitte ich alle die, zu deren Händen dieses kommen möchte, daß, so sie es etwa nicht verstehen noch in der genießenden Einheit des Geistes fühlen oder erfahren möchten, sie hieraus keinen Anstoß nehmen, sondern es das, was es ist, sein lassen mögen, sintemal der Herr Jesus selbst, die ewige Wahrheit, solches an unterschiedlichen Orten des Evangeliums gelehrt hat, welches deutlich erkannt werden sollte, so wir es nur geschickt ausdrücken, erklären und auslegen könnten." Er fährt fort und weist auf den Weg, den der Herr selbst gezeigt hat, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, Joh. 3, 3.: „Wer aber dieses verstehen soll, muß ihm selbst gestorben sein und in Gott leben." Dieses deutet er weiter aus, nicht unrichtig, aber freilich nur mit beschränkter Beziehung auf seinen nächsten Lehrzweck, die christliche Speculation: „Er muß sein Angesicht in dem Grunde seines Geistes, da sich die geheime und verborgene Weisheit ohne Mittel offenbart, zu dem ewigen Lichte kehren." Uebrigens dringt er in allen seinen Schriften, wie die andern theosophischen Theologen seiner Zeit, auf die Reinigung von Fleischeslust und Selbstsucht in jeder Beziehung, also auf die rechte Ertödtung und Verleugnung jeder ungöttlichen Eigenliebe und jedes unlautern Eigenbesitzes, sei dies nun eigen Gold und Gut oder eigne Weisheit und Gerechtigkeit.

Was ihm, wie allen Frommen seiner Richtung, weniger zugänglich war, das ist die Lehre von der Sünde und Versöhnung, wie sie im Briefe an die Römer und an die Hebräer, überhaupt in den apostolischen Briefen entwickelt ist. Aber auf dem Grunde der Bergpredigt unsers Herrn (Matth. Cap. 5—7) steht er fest, indem er den Weg zeigt zur Vollkommenheit in der Nachfolge Jesu. Die Versöhnung des Sünders durch Christi Blut setzte er voraus und genoß derselben täglich in der Messe: aber das Ziel seiner Lehre war die beschauliche Vereinigung mit Gott. Ohne die Schulgelehrsamkeit seiner Zeit studirt zu haben, stand er doch auf dem Grunde einer ererbten aus dem griechischen Alterthum herstammenden wissenschaftlichen Bildung und bildete selbst seinerseits seine theosophische Ethik zum System aus. Er war nicht, wie die meisten Theologen seiner Zeit Neu-Aristoteliker, aber er war Neu-Platoniker und stand mit Gregor von Nyssa, Pseudo-Dionysius,

Johannes Erigena, Meister Eckart und den andern deutschen Theosophen des 14. und 15. Jahrhunderts auf den Schultern des Plotinus und Proclus. Darin liegt auch die schwache Seite seines Systems, die er übrigens mit allen jenen „deutschen Theologen" gemein hat. Der Mangel beruht darauf, daß der Weg, auf welchem der einsame Denker zur Unterscheidung des Gottesbegriffs von dem Begriffe der Geschöpfe hinaufsteigt, schon für den vollkommenen Gottesbegriff gehalten wird, da doch das, was ihm und den andern trefflichen Forschern seiner Art das Höchste und das Ziel der Gottes-Erkenntniß zu sein schien, nur Vorbereitung, nur das Abc dieser Erkenntniß ist. Gott ist nicht, wie die Geschöpfe sind: darin hat er recht. Keine göttliche Eigenschaft, wie sie auch heiße, ist vor und außer Gott da, so daß sie dienen könnte, um das Wesen Gottes aufzubauen: selbst das gegebene Sein, wie es die Geschöpfe haben, ist von ihm nicht auszusagen. Gott ist über dieses Sein erhaben, eben weil er nicht Geschöpf ist (ὑπερούσιος). Gott ist überwesentlich, ist über Wesen und Sein in dem Sinne, wie wir beides an den Geschöpfen finden, erhaben. Gott ist in seiner höchsten Einheit gegenstandslos, eigenschaftlos, wesenlos, und als solches das ewig Eine, die absolute Stille, die ist und auch nicht ist. Der Mensch, der dazu gelangen will, Gott zu erkennen, muß daher allem Sein, allem Haben und allem Denken irgend eines Etwas entsagen und in vollkommener Sammlung nur auf das Abziehn seines Geistes von allem Gegebenen gerichtet sein. Dann kommt auch sein Geist in die Stille, in die völlige Freiheit und empfängt in sich den beseligenden Eindruck, zu sein im Allgemeinen, im Vollkommenen, in dem Absoluten. Jeder speculative Denker wird anerkennen, daß der Mensch, um fürs Erste von dem Gewirr eigner und fremder Gedanken und Meinungen, die ihn fesseln und zerstreuen, los zu kommen, diesen Weg gehen muß, und daß er erst, wenn er diesen Vernichtungsproceß alles Eigendünkels durchlebt hat, anfangen kann wirklich zu denken und den Gedanken Gott zu fassen. Aber diese Unbestimmtheit, diese Leere ist nicht Gott, sondern nur ein Zustand der Armuth, in welchem der geschaffene Geist sich anschickt, von Gott Gedanken zu empfangen. Gott ist nie und war nie das Unbestimmte, sondern Er ist der ewig sich selbst und Alles bestimmende, der in steter Eintracht mit sich selbst sich und Alles stets neu und anders bestimmende und geistig zeugende, sich selbst und Alles wissende und erkennende Schöpfer-

geist, der wirkend spricht: Ich bin; Ich bin, der Ich bin. Zu diesem Begriffe kommt der auf neuplatonischem Grunde stehende christliche Theosoph, ein Eckart, Tauler, Ruysbroek, wohl auch. Aber es bleibt dabei der Fehler, daß jenes Unbestimmte, wovon man ausging, als das Höhere angesehn wird, aus welchem der wirkliche lebendige Gott nur als ein Zweites abgeleitet wird, und daß der Denker meint, die höchste Stufe habe er gerade dann erreicht, wenn er brütend und sinnend noch — nichts denkt. Diese Verwechselung ist sehr folgenreich. Die Offenbarung Gottes in der Schöpfung und Heilsgeschichte ist für diese Geistesrichtung nur in so weit vorhanden und brauchbar, als sie Beispiele oder Bilder für das Abziehen des Geistes von Natur und Geschichte darbietet: die Erkenntniß und das Verständniß der großen Werke Gottes wird nicht gefördert sondern gestört: der Theosoph fürchtet von dieser Seite nur Zerstreuung, weil seine Wissenschaft von Gott ihm keinen Schlüssel dazu darbietet. Schätzbar ist der reine Sinn und Wandel und der starke christliche Charakter, den die Männer dieses Sinnes bewähren und Ruysbroek leuchtet als ein Muster heiliger, gottseliger Milde weit durch die Lande. Was aber die Nachfolge Christi betrifft, so gilt von ihm, wie von den Andern, daß nur das Kreuztragen und die Selbstverleugnung Christi als Vorbild betont wird, da doch der Herr nicht sagt, daß seine Nachfolge lediglich in dieser Entsagung bestehe, sondern nur, daß dieselbe unerläßliche Bedingung der Nachfolge ist. Auch hier sehen wir die Nachwirkung des unvollkommenen Begriffs von Gott, der hauptsächlich nur als eine Abgezogenheit von allen Dingen gedacht wird. Der Herr aber Jesus Christus ist ein Thäter von Thaten und selbst sein Versöhnungsleiden ist eine große hochheilige That und er spricht: „Thuet, was ich euch gebiete". Die That ist das Höchste, nicht die Beschaulichkeit. Ehren wir dankbar die Gestalt der christlichen Frömmigkeit, die in Ruysbroek und seines gleichen so würdig uns begegnet, aber bleiben wir nicht bei derselben stehen, als ob sie das Höchste wäre.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

## 2. Glaubensboten aus Spanien und Italien; 13. und 14. Jahrhundert.

### 238. Raimundus Lullus, Glaubensbote unter den Saracenen.

30. Juni.

Im Jahre 1229 war Jakob der Eroberer, König von Aragonien, von der Südküste Spaniens mit einer Kriegsflotte ausgelaufen, um die balearischen Inseln Majorka und Minorka nebst der kleineren Insel Yviça den Mauren abzugewinnen, und schon im Anfang des folgenden Jahres hatte er Majorka in Besitz genommen. Er setzte den Kampf fort und eroberte 1232 Minorka, 1234 Yoiça und endlich 1238 auch die Stadt und das Reich Valencia. Unter seinem Heergefolge befand sich der tapfere aragonische Ritter Raimon Lull, aus Barcellona gebürtig, der mit einer katalonischen Gräfin aus der Familie Herili vermählt war. Sein König belohnte ihn mit Besitzungen auf der eroberten Insel Majorka und, nachdem diese etwas beruhigt war, ließ er seine Gemahlin zu sich kommen und sie wohnte bei ihm etwa seit dem Jahre 1233.

Aus dieser Ehe ist um das Jahr 1235 der seinem Vater gleichnamige Sohn entsprossen, der in der Geschichte der christlichen Kirche und Wissenschaft unter dem latinisirten Namen Raimundus Lullus (oder auch Lullius) berühmt geworden. Der junge Edelmann wuchs im Genuß des Reichthums, in der Luft des Hofes, unter ritterlichen Uebungen und unter den frommen Eindrücken des christlichen Gottesdienstes auf. Das Hauptelement seiner Jugendbildung war aber nicht Religion, nicht Wissenschaft, sondern der ritterliche Geist der provençalischen Poesie, der auch in seinem Stammland Katalonien herrschte und von dort aus auf die balearischen Inseln überging, wo nach und nach auch die gothische Baukunst, mit maurischen Elementen vermischt, herrliche Kirchen entstehen ließ, deren Ueberreste jetzt noch Bewunderung erregen. In seinem dreißigsten Jahre war der junge Ritter Seneschall seines Königs, dasselbe, was man in Deutschland Truchseß nannte, war

verheirathet, hatte Kinder, beschäftigte sich aber gern mit der Dichtung katalonischer Minnelieder, wozu er häufig die schönen kühlen Nächte der anmuthigen Insel benutzte. Die Liebe des gekreuzigten Heilandes, die Franz von Assisi durch Wort und Wandel so mächtig in Italien und allen westlichen Küstenländern erweckt hatte, schlummerte noch in seinem Herzen.

Aber seine Stunde kam. Als er in einer Nacht des Jahres 1265 dichtend mit Bildern irdischer Minne beschäftigt war, erschien überraschend seinem Geiste das Bild des Gekreuzigten und ließ als eine göttliche Mahnung einen unauslöschlichen Eindruck bei ihm zurück. Doch ergab er sich nicht sogleich der heiligen Macht, die so unbequem seine Neigungen und Gewohnheiten bedrohte. Er versuchte in der nächsten Zeit mehrmals bei nächtlicher Weile sein Minnelied zu vollenden, aber jedesmal stellte sich ihm wieder der Gekreuzigte vor Augen. Als sich dies zum vierten oder fünften Male wiederholte, da siegte sein Gewissen, und er wurde inne, der Herr wolle ihm sagen, er solle die Eitelkeit der Welt verlassen und sich ganz und gar in den Dienst Christi begeben. Unter heftigen Seelenkämpfen bereitete sich ein großer Entschluß in seinem Geiste vor, indem er erwog, welches wohl das Liebeswerk sein möchte, das dem Herrn am meisten gefallen könnte. Er fand nichts Besseres, als Leib und Leben daran zu setzen, um die Saracenen, zunächst die Mauren im benachbarten Afrika, von dem Irrthum des Islam und von der Wahrheit des christlichen Glaubens so zu überzeugen, daß sie innerlich gedrungen würden sich zu Christo zu bekennen. Dies zu vollbringen, das schien ihm die würdigste Aufgabe seines Lebens, um Christum zu verherrlichen. Nicht leicht wurde ihm das Opfer, welches die Ausführung eines so kühnen Vorsatzes von ihm erheischte; drei Monate gingen noch dahin, ehe er den entscheidenden Schritt wagte. Als aber am 4. October 1265, am Tage des h. Franz von Assisi, ein Bischof in einer Franziskanerkirche auf Majorka mit hinreißender Beredtsamkeit die Liebe des Heiligen pries, der Alles verlassen habe, um Christo nachzufolgen, da beschloß er, nicht hinter diesem Vorbild zurückzubleiben, verkaufte seine Güter bis auf ein mäßiges Erbe, das er zum Unterhalt seiner Gattin und seiner Kinder bestimmte, vertauschte seine köstlichen Kleider mit einem einfachen Rock von grobem Zeug und verließ seine Heimath. Drei Dinge hatte er beschlossen zur Ehre Gottes auszuführen: erstlich die Kenntniß der arabischen Sprache

zur Bekehrung der Saracenen nicht nur selbst zu gewinnen, sondern auch in der Christenheit zu verbreiten, zweitens ein Buch für die Vertheidigung und Verherrlichung der christlichen Wahrheit zu schreiben, und endlich sein Leben für das Zeugniß von Christo zu opfern. Er wanderte nach St. Jakob zu Compostella und an andre heilige Stätten Spaniens, um überall die Fürbitten der Heiligen im Himmel und der Frommen auf Erden für sein großes Vorhaben zu gewinnen, das so ganz mit dem christlichen Volksgeiste seiner Nation in jener Zeit übereinstimmte.

Neun Jahre (also bis 1274) widmete er ununterbrochen den Vorstudien für das Unternehmen, das er als den göttlichen Auftrag für sein noch übriges Leben erkannte. Er begann damit, daß er sich der Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur zu bemächtigen suchte, indem er einen Sclaven, einen geborenen Saracenen, zu seinem Lehrmeister annahm. Am Ende dieser Lernzeit trug es sich zu, daß jener Saracene in der Abwesenheit seines Herrn den Namen Christi lästerte, wofür Raimund, dem dies hinterbracht wurde, denselben in heiligem Eifer hart züchtigte. Der Sclave sann auf Rache, erspähte eine einsame Stunde, überfiel ihn und stieß mit dem rasenden Schrei: „du bist des Todes!“ ein Messer in seine Brust. Raimund trug eine durch Gottes Gnade nicht unheilbare Wunde davon, überwältigte aber den Mörder und schlug ihn in Bande. Er wußte nun nicht, was er mit dem Verbrecher anfangen sollte: tödten wollte er ihn nicht, weil er sein Lehrmeister gewesen; freilassen durfte er ihn auch nicht, weil er von seiner Rachgier neuer Mordanfälle gewärtig sein mußte. Dreimal begab er sich in eine benachbarte Abtei, um daselbst Gott um Erleuchtung zu bitten: aber vergeblich. Als er das dritte Mal traurig heimkehrte, vernahm er, daß der Mensch den Strick, mit welchem er gebunden war, gebraucht hatte, um sich selbst zu erdrosseln, und sah darin eine von Gott für ihn bereitete Auskunft, um seinen Feind unschädlich zu machen, ohne daß er seine Hände mit dessen Blut zu beflecken genöthigt war.

Nach Vollendung der Vorstudien wollte Raimund zur Ausführung seiner Pläne schreiten, vermißte aber nun erst recht eine wissenschaftliche Grundlage, auf welche er im Kampfe gegen den Islam eine siegreiche Wirksamkeit bauen könnte. Es war damals gerade die höchste Blüthenzeit der auf Aristoteles gebauten wissenschaftlichen Theologie des Mittelalters, die Zeit, wo die Domini-

kaner Thomas von Aquino und Albert der Große, so wie der Franziskaner Bonaventura als Lichter der Kirche strahlten. Aber die Wissenschaft dieser Männer setzte den kirchlichen Glauben der Christenheit voraus und war nicht geeignet die Feinde der Wahrheit zu überführen, welche die Grundlehren von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi und von der Versöhnung durch sein Blut leugneten. Um diese zu überzeugen mußte er sich mit ihnen auf den neutralen Boden der allgemeinen Wissenschaft des menschlichen Denkens, der Logik, stellen. Gerade auf diesem Gebiete aber waren die Priester und Lehrer der Saracenen damals ausgezeichnet geschult; durch sie war ja die Kenntniß des Aristoteles erst neu zu den Christen gekommen, und der arabische Philosoph Averroes genoß auch unter den christlichen Denkern das höchste Ansehn. Die Schüler des Averroes mit ihren eigenen Waffen auf dem Gebiet der allgemeinen Wissenschaft zu schlagen, das war die Aufgabe, die Raimund zu lösen hatte. Dies erkannte er wohl: aber den Weg, wie dies geschehen sollte, zu entdecken, darum handelte es sich, und dies war gerade für ihn um so schwieriger, da er in der Stille wohl viel gedacht hatte, aber in der herrschenden Scholastik seines Zeitalters nicht regelmäßig geschult war. Er nahm seine Zuflucht zu Gott: er begab sich in die Einsamkeit auf den seiner Heimath benachbarten Berg de Randa und versenkte sich dort in Gebet und Betrachtung. Nach acht Tagen kam ihm daselbst plötzlich, wie er nicht zweifelte durch göttliche Erleuchtung, die Idee zu einem Buche, das den Schlüssel zu aller Wissenschaft und zu einer unüberwindlichen Kunst der Beweisführung liefern sollte. Sogleich ging er ans Werk und verfaßte den Entwurf dieses Buchs in der nahe gelegenen Abtei de Regali, begab sich dann wieder auf den Berg de Randa, richtete sich hier eine Einsiedelei ein und vollendete in vier bis fünf Monaten die Schrift, die er zuerst Hauptwissenschaft (Ars major), später die allgemeine Wissenschaft (Ars generalis) benannte. Er berichtet, daß auf jenem Berge einst ein Jüngling, lieblich von Angesicht, ein Schäfer, ihn besucht habe, der in einer Stunde ihm von göttlichen Dingen mehr sagte, als ein Anderer in zwei Tagen hätte aussprechen können. Derselbe küßte und segnete ihn und seine Handschriften und erquickte ihn mit wahrhaft prophetischen Verheißungen. Diese Erzählung ist ganz dem Charakter jener Zeit entsprechend, wo vielfache apokalyptische Hoffnungen und prophetische Gesichte auch unter frommen Laien

die Gemüther erregten. Auch sind mancherlei Spuren vorhanden, daß unser katalonischer Ritter und Minnesänger, der alles verlassen hatte, um Christo die Seelen der Ungläubigen zu gewinnen, nicht nur unter den Klosterbrüdern, sondern auch unter dem Volke seines Vaterlands eines großen Ansehns als Heiliger genoß und wenigstens mittelbar einen bedeutenden Einfluß auf die Gesinnung und Bildung des südlichen Spaniens ausübte. Als ein geistlicher Nationalheld Kataloniens trat er in die öffentliche Wirksamkeit der allgemeinen wissenschaftlich gebildeten Kirche des Abendlandes ein, wo sein originelles Vorhaben und sein origineller wissenschaftlicher Versuch, der außerhalb der gewohnten Bahnen lag, theils Bewunderung, theils aber auch Kopfschütteln erregte und ihn Vielen als einen Sonderling erscheinen ließ, dem man nicht recht trauen dürfte. Diese zweifelhafte Stellung nimmt er noch heute bei den Philosophen als Philosoph, bei den Theologen der römischen Kirche als Scholastiker ein, und seine zahlreichen Schriften, in denen unverkennbar viele Geistesblitze und tiefgedachte Aussprüche sich finden, sind noch nicht vollständig gesammelt, noch weniger von irgend einem Gelehrten allseitig und gründlich studirt. Die Sammlung seiner Werke von dem römischen Theologen Salzinger in zehn Quartbänden von 1721 bis 1742 zu Mainz erschienen, ist selten, und zwei Bände derselben werden in allen Bibliotheken vermißt, vermuthlich, weil der Sammler aus Furcht, daß sie verurtheilt werden würden, gar nicht gewagt hat sie drucken zu lassen. Es steht fest, daß Raimund, wie sein Zeitgenosse der große englische Franziskaner Roger Baco, einen edeln Durst nach Erkenntniß der Wahrheit hatte: aber nicht so scharfsichtig, wie dieser, traute er den unzureichenden Mitteln zur Auffindung der göttlichen Geheimnisse mehr zu, als sie leisten können, und hat sich auch in die alchymistische Naturforschung seiner Zeit eingelassen, doch ohne daß man der Aechtheit der Schriften dieser Art, die ihm zugeschrieben werden, ganz sicher ist. Edel und ächt christlich ist seine Vertheidigung des Forschergeistes gegen den Einwand, daß der Glaube aufhöre ein Verdienst zu sein, wenn er nicht eine That des blinden Gehorsams bliebe, sondern eine Wirkung der Vernunft-Erkenntniß wäre. „Nicht auf des Menschen Verdienst und Ehre" — entgegnete er — „sondern allein auf Gottes Verherrlichung müsse man sein Augenmerk richten." Und wenn man weiter einwandte, der Glaube würde erkalten, wenn er zum bloßen

Wissen, das der Mensch selbst beherrsche, herabsänke, so erwiderte er: das würde nie geschehen. Denn jede höhere Stufe des Wissens wiese auf eine noch höhere Stufe und ein noch höheres Gut hin, welches nur der Glaube besitze, und so steige man auf der Leiter des Wissens zu immer höheren Problemen des Geistes hinauf, also daß der Glaube nur desto inbrünstiger werde, je weiter der Forscher seinen Geheimnissen nachspüre.

Zu seiner neu erfundenen Wissenschaftslehre hatte Raimund großes Vertrauen, und da er sie als eine besondre Gabe göttlicher Offenbarung ansah, so rechnete er auf allgemeine Anerkennung und glaubte der Welt einen großen Dienst zu erweisen, wenn er ihr überall Einfluß verschaffte. Da er bald ein nicht geringes Aufsehn erregte, so forderte sein König, der Sohn des Eroberers Jakob, der bei Theilung des väterlichen Reichs (1276) nicht Aragonien und Katalonien, sondern nur die balearischen Inseln erhalten hatte und als König dieses abgesonderten Staates Jakob I. genannt wurde, ihn an seinen Hof, der damals in Montpellier war, um seine Schriften einer Prüfung der Gelehrten dieser Stadt zu unterwerfen, die sie rechtgläubig fanden. Dort schrieb er ein neues Buch, die Beweiskunst (Ars demonstrativa), der nach und nach eine Menge ähnlicher Schriften folgte, in welchen er seine Methode zu empfehlen und handlich zu machen suchte. Als er sich schon gehörig ausgerüstet glaubte, begab er sich nach Paris, um durch Vorlesungen Anhänger für sein System zu gewinnen und sich unter den Schultheologen Geltung zu verschaffen. Besonders wichtig aber war ihm die Anwendung seiner Methode für den Hauptzweck, das Christenthum gegen den Islam zu vertheidigen und die Ueberzeugung der gelehrten Muhammedaner durch Kraft der Beweise zu erzwingen. Und dabei fehlt es ihm nicht an tiefsinnigen Gedanken, die wenigstens zum Theil ihm eigenthümlich, oder, wenn auch von Andern vor ihm gedacht, doch ihm nicht durch Ueberlieferung zugegangen sondern in ihm selbständig erzeugt sind. Werthvoller aber ist sein großer Zweck, das Menschengeschlecht dadurch zu adeln, daß durch seine Methode jedes Volk und jeder einzelne Mensch erzogen würde, über Gott, Natur und Menschen so zu denken, daß ihm durch die Vernunft die Wahrheit und insbesondere die höchste, die christliche Wahrheit als Leitstern des Lebens einleuchtete.

Bei diesem allgemeinen Zweck ließ er aber seinen besondern Beruf, den Saracenen dieses Licht der Wahrheit zugänglich zu

machen, nicht aus den Augen. Bei seinem König Jakob I. gelang es ihm, denselben zu bewegen, daß er auf der Insel Majorka ein Franziskaner-Kloster stiftete, dessen Mönche durch Erlernung der arabischen Sprache zur Mission unter die Saracenen geschickt werden sollten. Darauf ging er nach Rom, um bei dem Papst Honorius IV. auszuwirken, daß ähnliche Stiftungen in größerem Maaßstabe an verschiedenen Orten gegründet werden möchten. Als er aber nach Rom kam, fand er den päpstlichen Stuhl erledigt (1287) und seine späteren Bemühungen in dieser Richtung bei Päpsten, Königen und Kirchenversammlungen hatten lange nur einen sehr spärlichen oder gar keinen Erfolg. Von Rom begab er sich nach Genua, um nach Afrika überzusetzen und persönlich seine Mission an den Saracenen zu beginnen. Schon waren seine Geräthschaften und Bücher auf ein genuesisches Schiff gebracht, das nach Tunis absegeln sollte: die ganze Stadt war seines Namens voll und von seinem hochherzigen Unternehmen bewegt: da stellten sich die Qualen eines grausamen Todes oder einer lebenslänglichen Gefangenschaft ihm vor das Auge und er wurde von einer so großen Angst und Verzagtheit ergriffen, daß er die Reise aufgab und sein Gepäck wieder ausladen ließ. Das Schiff segelte ohne ihn ab: sofort aber peinigte ihn nun sein Gewissen, daß er der göttlichen Sendung ungehorsam geworden war und den Gläubigen ein solches Aergerniß gegeben: er verfiel in eine langwierige schwere Krankheit und mußte am Leibe wie an der Seele große Schmerzen erdulden. In diesem Zustande vernahm er, daß abermals im Hafen ein Schiff zur Abfahrt nach Tunis bereit liege, und, wie elend er auch war, ließ er doch sich mit seinen Büchern auf das Schiff tragen, um die gefährliche Reise zu beginnen. Seine Freunde aber, die seinen Zustand kannten, gaben nicht zu, daß er abfuhr, und ließen ihn zurückholen. Jahre vergingen nun und seine Krankheit besserte sich nicht. Aber als er im Jahre 1291 zum dritten Male von einem Schiffe hörte, das von Genua aus nach Tunis segeln sollte, ließ er sich nicht abhalten und wurde krank auf das Fahrzeug getragen, um seinen Beruf zu erfüllen. Das Schiff ging ab: seine Seele wurde heiter, bald auch sein Leib völlig gesund, nachdem der Druck, der auf seinem Gewissen lastete, gewichen war.

In Tunis angelangt versammelte er die Gelehrten und erklärte ihnen, er sei gekommen, um mit ihnen zu untersuchen, ob die Gründe, mit welchen sie den Islam vertheidigten, oder diejenigen,

welche die Wahrheit des christlichen Glaubens bewiesen, stärker wären, und wenn sich bei der Vergleichung herausstellen würde, daß die Lehre Muhammeds besser begründet sei, als die Lehre Christi, zu welcher er sich bekenne, so würde er zu ihrem Glauben übertreten. Dadurch ließen sich viele Gelehrte herbeilocken, in der Hoffnung, daß sie ihn überzeugen und zum Islam bekehren könnten. Nachdem die Gründe für den Islam von ihm widerlegt waren, hub er an: „Jeder weise Mann müsse den Glauben als den wahren anerkennen, welcher Gott die größte Vollkommenheit beilege, die einzelnen Eigenschaften Gottes am richtigsten und vollständigsten zu bestimmen wisse und die Ausgleichung und Uebereinstimmung unter denselben am Besten nachweise. Er werde diese Probe leisten und darthun, daß ohne die christliche Erkenntniß von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes man weder von Gottes Vollkommenheit, noch von der Fülle der göttlichen Eigenschaften, noch von deren Harmonie unter einander einen befriedigenden Begriff gewinnen könne: somit werde er ihnen beweisen, daß der christliche Glaube allein allen Anforderungen der Vernunft entspreche." Er führte nun aus, daß der Begriff von Gott, den der Islam enthalte, unvollständig sei, indem darin zwar Gottes Weisheit und Willensmacht erkannt werde, aber nicht seine Güte und Größe, die nur aus der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes völlig hervorleuchte. Da seine Worte nicht ohne Wirkung blieben und seine Absicht offenbar wurde, die muhammedanischen Gelehrten ihrem Glauben untreu zu machen, so zeigte dies Einer der Angesehensten unter ihnen ihrem König an und bat denselben, wegen dieses Verbrechens dem Fremdling den Kopf abschlagen zu lassen. Raimund wurde eingekerkert und schon sollte die Todesstrafe an ihm vollzogen werden, als ein Anderer für ihn bat und dem König vorstellte, eine solche Grausamkeit gegen einen gelehrten und achtungswerthen Mann würde seinem Reiche keine Ehre machen, da, wenn ein Muhammedaner in ähnlicher Weise muthig unter die Christen ginge, um sie zum Islam zu bekehren, man mit Recht eine solche Aufopferung an ihm rühmen würde: der Christ, der dies für seinen Glauben thue, sei ebenfalls ehrenwerth. Hierauf begnadigte der König den Gefangenen, gebot ihm aber, mit nächster Schiffsgelegenheit das Land zu verlassen. Als er aus dem Gefängniß trat, wurde er vom Pöbel gemißhandelt und dann sofort auf das genuesische Schiff, in welchem er gekommen, zurückgebracht, mit An-

drohung der Steinigung, wenn er sich jemals wieder auf dem Gebiet von Tunis blicken lasse. Bald fuhr das Schiff ab: er aber hatte sich heimlich auf ein anderes begeben, das noch im Hafen lag, und wartete auf eine Gelegenheit, unerkannt das Land zu besteigen, um seine Bekehrungsversuche fortzusetzen. Es geschah dies im September 1292 und in dieser Zeit arbeitete er auf dem Schiffe eine allgemeine Uebersichtstafel von Begriffen aus, die auf alle Wissenschaften anwendbar sein sollte. Nachdem er drei Wochen vergeblich gewartet, trug ihn jenes Fahrzeug nach Neapel, wo er nun einige Jahre verweilte und Vorlesungen über sein System hielt. Als der wegen seiner Frömmigkeit berühmte Einsiedler von Abruzzo Coelestin V. Papst wurde, hoffte er von diesem Unterstützung für seine Missionspläne, sah sich aber ebenso von diesem frommen, aber thatlosen Papste (1294), als von dessen thatkräftigem, jedoch nicht allzu frommem Nachfolger Bonifacius VIII. (1295) in seinen Erwartungen getäuscht. Im J. 1296 schrieb er in Rom seine „Beweisführung für die Lehren des christlichen Glaubens aus unwiderleglichen Gründen der Vernunft“ (necessaria demonstratio articulorum fidei) und schloß diese Schrift am heiligen Abend vor dem Geburtsfest Johannis des Täufers mit der kühnen Vergleichung: „Wie dies Buch vollendet worden an dem Vorabend des Johannes, welcher der Herold des Lichts war und mit dem Finger auf den hinwies, der das wahre Licht ist: so gefällt es dem Herrn Jesus Christus, ein neues Licht für die Welt anzuzünden, das den Ungläubigen leuchten möge zu ihrer Bekehrung, auf daß sie mit uns dem Herrn Jesus Christus entgegen gehn, welchem sei Ehre und Preis in Ewigkeit.“

Er war bereits in den sechziger Jahren, als er Rom mit gescheiterten Hoffnungen, aber mit ungebrochenem Eifer verließ, um zehn Jahre lang in wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit für die Ausführung seiner menschenfreundlichen christlichen Ideen zu wirken, und wir würden ihm die reinste Bewunderung zollen können, wenn er nicht die eignen phantastischen und abenteuerlichen Gedanken zu auffallend mit göttlichen Aufträgen und Eingebungen verwechselt hätte.

Von Rom ging er zuerst nach Genua, wo er mehrere Bücher schrieb, von Genua mit manchen Umwegen nach Majorka, wo er Saracenen und Juden zu bekehren suchte, und näherte sich auch dem König Sanzio, Nachfolger von Jakob I., um ihn durch Ge-

spräche für neue Entwürfe zu gewinnen, doch ohne besondern Erfolg. Der König wies ihn nach Paris und dort hielt er sich längere Zeit auf, um Vorträge über sein System zu halten und Bücher zu schreiben. Auch bei dem König von Frankreich Philipp (IV.) dem Schönen versuchte er für seine geistlichen Pläne Eingang zu finden, konnte aber bei diesem weltklugen Fürsten kein Gehör finden. Nun zog er sich wieder nach Majorka zurück, um seine Bekehrungsversuche fortzusetzen. Als er aber von neuen Bewegungen im Orient hörte, öffneten sich seiner Phantasie wieder große Aussichten, dort die Schismatiker, die Nestorianer, Monophysiten und andre Secten in Armenien, in Syrien, in Aegypten zur Einheit der Kirche zurückzuführen. Er schiffte sich nach Cypern ein und wendete sich an den König von Cypern wie früher an den König von Frankreich: aber auch hier fand er keine Unterstützung. Nun versuchte er allerlei auf eigene Hand und setzte sich großen Gefahren aus, nur von einem Cleriker und einem Diener begleitet. Er wurde gefährlich krank und hatte jene Beiden in Verdacht, daß sie ihn vergiftet hätten: ohne sie anderweitig zu bestrafen, jagte er sie fort; für seinen kranken Leib aber fand er Aufnahme und Heilung in dem Hause eines barmherzigen Meisters des Tempelordens. Nach seiner Wiederherstellung ging er zu Schiffe und begab sich nach Genua, von Genua nach Paris, von Paris nach Lyon, und überall setzte er, wiewohl nun ein siebzigjähriger Greis, rüstig seine frühere Thätigkeit für seine christlichen Ideen und Pläne fort. Von Lyon aus knüpfte er Verbindungen mit dem Papst Clemens V. an, der in Frankreich residirte und vom Jahre 1309 an seinen Sitz nach Avignon verlegte, und bewog diesen zu der Verordnung, daß an verschiedenen Orten, als in Paris, Salamanca, Oxford, Lehrer der griechischen, hebräischen, arabischen, chaldäischen Sprache angestellt werden sollten, um Männer zu erziehen, die zur Ausbreitung der Kirche unter Schismatikern und Ungläubigen fähig wären. Dies war das erste Samenkorn der Pflanzschule zur Ausbreitung des Glaubens (Collegium oder Seminarium de propaganda fide), welches mehr als dreihundert Jahre später in Rom gegründet worden ist und mit einem Einfluß, der sich weithin in die Länder des Orients erstreckt, heutigen Tags noch besteht.

Im J. 1306 war Raimund wieder in Majorka, hatte aber nicht lange Ruhe, sondern ersah sich eine Gelegenheit, um nach Afrika überzusetzen und stieg in Bugia ans Land, in einer damals

volkreichen Stadt, die der Sitz eines muhammedanischen Reichs und eines ausgezeichneten Oberpriesters des Islam war. Auf einem großen Platze der Stadt trat er auf und verkündigte laut: „Die Lehre Christi ist wahr, heilig und Gott wohlgefällig, die Lehre der Saracenen ist falsch und irrig, und dies bin ich bereit zu beweisen.“ Hierzu fügte er dann in arabischer Sprache Worte der Ermahnung, die das umstehende Volk so in Wuth versetzten, daß sie auf ihn eindrangen und ihn steinigen wollten. Der Oberpriester hört davon und läßt den Fremdling vor sich führen. „Wie konntest du so thöricht sein,“ ruft er ihm zu, „daß du dich unterfingest die Lehre Muhammeds durch Christi Lehre anzugreifen! weißt du nicht, daß Jeder, der sich dessen unterwindet, sterben muß?“ Raimund erwiderte: „Ein wahrer Diener Christi, der die Wahrheit des christlichen Glaubens erkannt hat, darf den leiblichen Tod nicht scheuen, wo er die Gnade des geistlichen Lebens für die Seelen von Gläubiggewordenen erlangen kann.“ Der Oberpriester, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ist neugierig zu hören, welche Beweise Raimund gegen die Lehre des Muhammed und gegen die Philosophie des Averroes, die zum Pantheismus hinneigt, vorbringen kann, und wird durch die damals neuen Beweise, die Raimund aus dem Begriffe der Güte Gottes führt, überrascht. Er schützt ihn vor der Volkswuth und läßt ihn erst in ein hartes, dann auf Fürbitte genuesischer und katalonischer Kaufleute in ein milderes, zuletzt wieder in ein sehr ekelhaftes Gefängniß setzen. Darüber vergeht ein halbes Jahr. In der Zwischenzeit wird er öfters zum Verhör vor das Collegium der gelehrten Priester geführt, auf dem Wege dahin mit Faust- und Stockschlägen gemißhandelt und sein langer grauer Bart zerzaust. Man fürchtet seine schlagfertigen Beweise und sucht ihn durch Versprechung von Ehren und Reichthümern zum Abfall zu verführen. Aber er antwortet: „Wenn ihr Christen werden wollt, so verheiße ich euch ganz andre Reichthümer und dazu das ewige Leben.“ Zuletzt wird ausgemacht, daß beide Theile ein Buch schreiben sollen, damit jeder die Gründe für seinen Glauben genau auseinandersetze. Dies wird, ohne Zweifel auf den Rath des Oberpriesters, von dem König, der außerhalb Bugia seine Residenz hat, verhindert: dieser gebietet ihn zu entlassen und des Landes zu verweisen.

Das Schiff, welches er besteigen mußte, gerieth in einen heftigen Sturm und strandete, als es zehn Millien von Pisa entfernt

war. Mehrere Reisende fanden in den Wellen ihren Tod: Andere retteten das nackte Leben, unter diesen Raimund, der alle seine Bücher und sein Gepäck verlor. In Pisa wurde er freundlich aufgenommen und sogleich ging er wieder ans Werk, die letzte Hand an seine allgemeine Wissenschaftslehre zu legen und andre Schriften abzufassen. Auch entwarf er den Plan zu einer Vereinigung aller Ritterorden, um mit neuer Energie die Eroberung des gelobten Landes zu betreiben. Er gewann dafür fromme Frauen und Edelleute und brachte eine Beisteuer von 30,000 Gulden zusammen. Mit Empfehlungsbriefen versehen begab er sich nun zum Papste Clemens V. in Avignon, fand aber, wie früher, mit seinen Vorschlägen kein Gehör. Es folgte nun ein neuer Aufenthalt in Paris, wo er jetzt die pantheistischen Lehren des Averroes besonders bekämpfte und den alten Streitsatz angriff, daß in der Philosophie das wahr sein könne, was in der Theologie für falsch gilt. Sein Interesse dabei war ein doppeltes: einerseits festzustellen, daß die christliche Offenbarung die alleinige und die vollkommene Wahrheit enthalte, andrerseits die wissenschaftliche Erkennbarkeit und Beweisbarkeit der christlichen Wahrheit zu behaupten. Auf der Verknüpfung dieser beiden Sätze beruhte ja eben die Methode der christlichen Mission, welcher er seine Kräfte gewidmet hatte. Als im J. 1311 die allgemeine Kirchenversammlung zu Vienne gehalten wurde, trat er auch dort mit Vorschlägen, die auf die Ausbreitung des Christenthums sich bezogen, hervor, und unter seinen Vorschlägen war auch dieser, erfolgreiche Mittel anzuwenden, um die Verbreitung der Grundsätze des Averroes zu hemmen, gegen welche er damals auch mehrere Bücher schrieb. Sein ältester Biograph zählt 123 Bücher und mehr, die er geschrieben und theils in einem Karthäuserkloster in Paris, theils bei einem Edelmann in Genua und bei einem andern auf Majorka niedergelegt habe.

Um das Jahr 1311 schreibt er im Rückblick auf seine Laufbahn: „Ich hatte Frau und Kinder, ich war ziemlich reich, ich führte ein weltliches Leben. Alles habe ich gern verlassen, um das allgemeine Beste zu befördern und den heiligen Glauben auszubreiten. Ich habe das Arabische gelernt, ich bin mehrere Male ausgegangen, den Saracenen das Evangelium zu verkündigen. Ich bin um des Glaubens willen ins Gefängniß geworfen und zerschlagen worden. Ich habe 45 Jahre gearbeitet, um die Hirten der Kirche und die Fürsten für das gemeine Wohl der Christenheit zu

gewinnen. Nun bin ich alt, nun bin ich arm, und noch bin ich desselben Sinnes: ich werde darin beharren bis in den Tod, wenn der Herr selbst es verleiht." Und er ist darin beharrt. Auch der Tod des Leibes sollte nach seinem Wunsche ein freies Opfer der Liebe sein und nicht blos, was er im Laufe der Natur ist, eine Folge des Hinwelkens der Lebenskraft. Im Hinblick auf diesen natürlichen Tod spricht der Greis im Gebet zu seinem Herrn: „Dein Knecht möchte, wenn es dir so gefällt, nicht eines solchen Todes sterben, sondern er möchte sein Leben enden in der Glut der Liebe, wie du in Liebe dein Leben für uns hingegeben hast. Dein Knecht bereitet sich hinzugehn und für dich sein Blut zu vergießen. Es gefalle dir also, ehe er zum Tode gelangt, ihn so mit dir zu vereinigen, daß er durch Andacht und Liebe nie von dir getrennt werde."

Am 14. August 1314 begab er sich zum dritten Male nach Afrika und lebte erst eine Zeitlang verborgen unter den christlichen Kaufleuten in Bugia. Endlich aber trat er öffentlich auf und verkündigte, er sei derselbe, der schon früher erst von Tunis, dann von Bugia ausgewiesen worden sei. Zugleich ermahnte er die Saracenen der Wahrheit zu gehorchen und zu Christo sich zu bekehren, wo nicht, wenigstens die Gläubigen in Liebe zu dulden. Es folgten dieselben Ausbrüche der Volkswuth, dieselben Mißhandlungen wie früher in gleichem Falle: darauf wurde er aus der Stadt geschleppt und auf Befehl des Königs gesteinigt. Christliche Kaufleute aus Majorka erbaten sich die Erlaubniß, seinen Leichnam aufzuheben und zu Schiffe in seine Heimath zu bringen. Nach Einigen soll er noch auf dem Schiffe Lebenszeichen von sich gegeben haben und erst auf der Höhe von Majorka, im Angesicht seines Vaterlands verschieden sein. Der Tag seines Märtyrertodes ist der 30. Juni 1315, sein Alter ohngefähr 79 Jahre.

Ein seltner Geist von durchaus idealem Sinne, von glühender Liebe Christi, sich selbst und seinem Heiland treu bis in den Tod, reich an Gaben und Thatendrang, voll Wahrheitsliebe und Wissensdurst, unermüdlich in der Ausbildung einer Lehrwissenschaft, die ihm eine große Entdeckung für das Heil der Menschheit schien. Den Gelehrten seiner Zeit galt er für einen Schwärmer, ebenso den Großen dieser Welt: aber Viele haben ihn wegen seiner aufopfernden Hingebung geliebt und verehrt. Den Werth seiner Methode hat er überschätzt und seine menschlichen Meinungen nicht streng genug gesichtet, nicht scharf genug von der unzweifelhaften Wahrheit

unterschieden. Aber sein Wille war rein auf das Gute, das Heilige, das Gemeinnützige gerichtet: mit Wille und Absicht hat er nie das Seine gesucht. Mit vielen Gedankenblitzen, die seine Schriften enthalten, ist er seiner Zeit vorausgeeilt. Sein Glaube an die Erkennbarkeit der Wahrheit in Natur und Offenbarung soll der Glaube aller edleren Seelen bleiben. Die Irrenden zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi und auf dem Wege der Ueberzeugung zur Gemeinschaft des Heils zu leiten, ist der Grundgedanke der evangelischen Missionen geworden und dieser Gedanke hat vielleicht noch eine große Zukunft für die Bekehrung der Muhammedaner und der Juden, so wie der Hindu und Chinesen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

## 239. Johannes von Monte Corvino, Apostel der Mongolen.

28. Februar.

Ein wenig unter den Menschen bekannter Name und doch im Himmel angeschrieben, der päpstlichen Kirche von Herzen zugethan und doch ein evangelischer Bote Jesu Christi. Er war in dem apulischen Städtchen Monte Corvino in Süd-Italien in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geboren und hatte sich frühe dem Dienste der Kirche in dem neugestifteten Orden des heiligen Franz von Assisi verlobt. — Von seinem stillen Leben in den Minoriten-Klöstern Italiens ist nichts weiter bekannt. Damals war seit mehr als einem Jahrhundert das Volk der Mongolen aus seinen Hochweiden im fernen Mittelasien auf den Schauplatz der Geschichte getreten und mit der abendländischen Christenheit in Berührung gekommen, nachdem schon lange die morgenländischen Nestorianer unter ihm mit Erfolg gearbeitet hatten. Als die Mongolen ihr Weltreich bis nach Deutschland ausbreiten wollten, sandte Papst Innocenz IV. an den Groß-Khan Katbfuk (1244) Abgesandte, um ihn von Verfolgung der Christen in seinem Reiche abzumahnen. Nach mehreren scheinbar glücklichen oder offenbar gescheiterten Missionsversuchen gelang es dem Papst Nikolaus III. an den Beherrscher des westlichen Mongolenreichs in Persien, den Khan Abaka fünf Minoriten abzusenden (1278), denen bald ein

Bischof der Mongolei folgen konnte. Das Christenthum durfte sich ein schönes Aufblühen von dem Eifer des selbst getauften Nachfolgers Abaka's, des Khan Tangador versprechen. Allein er wurde bald Muhammedaner und grausamer Christenverfolger. Die Kirche wuchs innerlich im Leiden. Als Khan Argon, der Sohn Abaka's, den Thron bestiegen hatte (1284), gab es zahlreiche Christengemeinden, welche die zerstörten Kirchen wieder aufbauten. Dieser Herrscher wagte sogar den Gedanken, das heilige Grab den Saracenen wieder abzukämpfen und dann sich zu Jerusalem taufen zu lassen. Er wandte sich deshalb an den Papst. Damals war Johannes schon in voller Arbeit unter den Mongolen, zu denen er mit Andern gesandt war. Er scheint vor Allen die Gnadengabe besessen zu haben, die Herzen der rohen Mongolen für Christum zu gewinnen. Die Gemahlinnen Argons waren oder wurden Christinnen, sein erstgeborner Sohn empfing die Taufe und in ihr den Namen des Hauptes der Christenheit: Nikolaus. Da wurde (1288) Johannes nach Rom gerufen, um dem Papste mündlich Bericht über die großen Thaten Gottes unter den Mongolen zu erstatten.

Dem Papste lag aber jetzt auch das größere östliche Mongolenreich am Herzen, welches in China seinen Hauptsitz und von welchem er durch reisende Venetianer (Marco Polo) nähere Kunde erhalten hatte. Auch dort war von den Mongolen die nestorianische Kirche schon vorgefunden worden und viele ihres Volks hatten durch sie das Christenthum angenommen. Der Groß-Khan Kublai zu Kambalu (Peking) hatte sein Verlangen kund gegeben, Prediger aus Rom zu erhalten und einige Dominicaner-Mönche hatten sich auf den weiten Weg gemacht, aber ohne das Ziel zu erreichen.

Jetzt erhielt Johannes den Auftrag durch das westliche Mongolenreich und Ostindien nach dem östlichen zu wandern. Er that es und verließ im Jahr 1291 nach längerem Aufenthalte die Hauptstadt Tauris in Persien, besuchte die Thomaschristen in Ostindien und taufte auf dieser Wanderung über hundert Heiden. Endlich erreichte er China und die kaiserliche Residenz Kambalu. Von dort schildert er in zwei Briefen an seine Ordensbrüder sein Leben und Treiben.

Eilf Jahre lang stand er da ganz allein, nicht nur dem ganz heidnischen, wiewohl den Christen freundlichen Gewaltherrscher und seinem rohen Volke, sondern falschen Christen gegenüber. Die

Nestorianer verklagten ihn als einen Späher und Betrüger, der nicht vom Papste gesendet sei, sondern den wirklichen Gesandten des Papstes in Indien ermordet und sich die Schätze, die er dem Khan hätte als Geschenk bringen sollen, zugeeignet habe. Fünf Jahre lang dauerte diese Verfolgung, die ihn oft in den Kerker, mehrmals nahe an das Blutgerüst führte. Endlich kam durch ein Geständniß die Bosheit an den Tag und die Verläumder wurden verbannt. — Unter all' diesen Quälereien bemächtigte er sich der Landessprache, übersetzte in sie die Psalmen und das Neue Testament, sammelte Knaben um sich, die er im Latein und Griechischen, im Worte Gottes und Kirchengesang unterrichtete, ja es gelang ihm gegen 6000 Heiden zu taufen und für seine Gemeinde zwei Kirchen, die eine zugleich mit der Missionsschule, nahe am kaiserlichen Palast zu erbauen. Sogar von den feindlichen Nestorianern wurde ein Fürst Namens Georg und mit ihm viel Volks bekehrt, dessen Bleiben bei ihm nur der frühzeitige Tod Georgs hinderte. An ihm verlor er zugleich einen wackern Missionsgehülfen. Er meint, ohne die Verfolgungen der Nestorianer würde er wohl 30,000 getauft haben. Die 150 Knaben, die er getauft, wirkten durch ihren Gesang und durch die Hülfe in Darstellung christlichen Gottesdienstes mit auf die Heiden. Er hielt auch Gottesdienste mit kleinen Kindern. Die Glocken, die er auf seinem Kirchthurme aufhing und stündlich anschlagen ließ, weckten die Neugierde der Heiden. Endlich kam ein deutscher Bruder, Arnold von Cöln zu ihm. „Hätte er früher und stärkere Hülfe erhalten, so wäre der Groß-Khan sicher getauft worden.“ So aber starb er als Heide. — Dringend bat Johannes um Zusendung tüchtiger Mitarbeiter auf dem kürzesten Wege und der nöthigen Schriften, wobei er bezeugt „öffentlich und laut das Zeugniß des Gesetzes Christi zu predigen.“ So schrieb er im Jahre 1305, als bereits Khan Timur herrschte und in Rom Papst Clemens V. die Kirche leitete. Dieser säumte nicht, sieben Franciscaner abzusenden. Von ihnen kehrte einer nach Italien um, drei starben in Indien und nur drei erreichten China, wo sie den edlen Hirten Christi von den Jahren ergraut antrafen. Sie brachten ihm die Ernennung zum Erzbischof von Kambalu und gewissermaßen zum Patriarchen dieser Ostländer Asiens und fanden ihn im Kaiserpalaste hochgeehrt, wo er den täglichen Zutritt zum Groß-Khan hatte. Die neuangelangten Brüder nahmen ihm die Last der Arbeit an seinen Kirchen in Kambalu,

wo er nur seine Knaben bisher hatte vertheilen können, selbst aber allein die Priesterdienste verrichten müssen, ab und wurden zu Bischöfen unter ihm erhoben. Neue Sendboten folgten nach (1312) und Johannes durfte es noch erleben, daß nicht nur neue Bischöfe aus dem Abendlande zureisten, sondern auch die schriftlichen Mittel der Evangelisirung durch päpstliche Fürsorge vermehrt wurden. Er starb alt und reich an Tagen, von blühenden Gemeinden umringt, im Jahr 1332, frühe genug um den zwanzig Jahre nachher eingetretenen Sturz des Mongolenreichs in China und die Zertrümmerung des christlichen Wesens nicht herannahen zu sehen.

Wilh. Hoffmann in Berlin †.

---

## Dritter Abschnitt. Reformatorische Zeugen und Vorläufer der Reformation.

### Frankreich, 12. Jahrhundert.

#### Erste reformatorische Sectenbildung.

### 240. Petrus Waldus.

16. April.

Es war um das Jahr 1170 nach Christi Geburt; da saß eine Gesellschaft ehrbarer Bürger von Lyon in der Sommerzeit zusammen und man erging sich in harmlosen Gesprächen, im Gefühle der Ruhe und des sichern Lebensgenusses. Plötzlich aber fiel Einer von ihnen todt zur Erde nieder und, als Alle darüber betroffen waren, hub ein angesehener wohlhabender Kaufmann aus ihrer Mitte sogleich an, von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des irdischen Lebens zu reden und die Nothwendigkeit der Bekehrung und eines gottgeweihten Wandels den Anwesenden an das Herz zu legen. Dieser Kaufmann hieß Petrus Waldus oder der Waldenser, weil er aus dem Waadtland herstammte. Er selbst war tief erschüttert und, wenn er vorher schon seiner Seele Heil gesucht hatte, so lag es ihm nun noch viel mehr am Herzen, den Willen Gottes unfehlbar kennen zu lernen, um ihm vollkommen zu dienen und auch Andre aus dem Sündenschlafe zu wecken. Da die Kirche seiner Zeit mit ihren Bußordnungen und Gnadenmitteln die Seelen meistens, wie er sah, nur fälschlich beruhigte und einschläferte, so wollte er das reine Wort Gottes aus der Quelle schöpfen. Man hatte aber damals die Bibel nur in lateinischer Uebersetzung und er verstand wenig Latein. So wandte er die Kosten daran und ließ sich von einem Priester, der die Sprache verstand, mehrere Bücher der Schrift mündlich in die provencalische Volkssprache übersetzen und ein junger geschickter Schreiber mußte die Uebersetzung nachschreiben. Er verachtete aber auch die ächten Kirchenlehrer nicht und legte sich nach gewissen Kapiteln eine Sammlung der trefflichsten Aussprüche über christliche Lehre und christliches

Leben an und prägte sich das Bibelwort und die Lehrsprüche durch häufiges Lesen so ein, daß er fast Alles auswendig wußte. Dabei war es sein ganzer Ernst, die evangelische Vollkommenheit so zu beobachten, wie es die Apostel gethan. Das war freilich nicht ganz der richtige Weg: denn die christliche Vollkommenheit wird nicht dadurch erlangt, daß man damit anfängt, alle einzelnen Gebote halten zu wollen, sondern damit, daß der Grund des Herzens durch den Glauben erneuert wird. Indessen er betrat den Weg, den seit dem heiligen Antonius im dritten Jahrhundert fast alle Fromme, die nach dem Reiche Gottes trachteten, gewandelt waren und, wo, wie bei ihm, wirklich lebendiger Glaube und die rechte Erkenntniß der Sünde und der Gnade im Herzen war, da schadete das übereilte Streben nach der äußern Vollkommenheit des Wandels weniger. Sein Grundspruch war das Wort des Herrn zum reichen Jüngling: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gieb's den Armen, und folge mir nach." (Matth. 19, 21.) Und er verkaufte seine Habe, warf sein Geld auf die Straße und ließ die Armen es auflesen. Darauf begann er, wie es die Apostel gethan, in Häusern und auf Märkten das Evangelium zu predigen und viele Männer und Frauen wurden von ihm erweckt. Diese Erweckten versammelte er in seinem Hause und prägte ihnen die Lehren des Evangeliums ein. Als sie bibelfest geworden, sandte er sie, wie weiland die siebzig Jünger, je Zwei und Zwei aus, um da und dort in der Umgegend, in den Häusern und im Freien, wohl auch in Kirchen, das Wort Gottes zu verkündigen. Er hielt darauf, daß sie auch im Aeußern arm und schlicht, wie die Jünger des Herrn, einhergingen, ja daß sie auch (nach Luc. 10, 4.) keine Schuhe, sondern nur Sandalen tragen sollten: das Volk nannte sie die Armen von Lyon, die Sandalenleute oder auch Waldenser.

Die kirchlichen Behörden verboten das Predigen der Laien ohne bischöfliche Genehmigung und hatten darin der Form nach recht: aber freilich predigten Jene gerade darum, weil sie die Lehre der Kirche und die Art, wie von ihr die Seelen geführt wurden, für unzureichend, irrig und gefährlich hielten, und konnten darum die Genehmigung des Bischofs weder suchen noch erwarten. Sie stellten das Wort Gottes der ausgearteten Kirchenlehre entgegen und glaubten dazu verpflichtet und von Gott verordnet zu sein. Sie erklärten, wie einst die Apostel (Apgsch. 4, 19.), sie

müßten Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gegen die Verbote und Strafgerichte des Erzbischofs Johannes von Lyon suchten sie Schutz bei dem Pabst, wurden aber schon im Jahre 1184 durch den Pabst Lucius III. in den Bann gethan, nachdem sie bereits früher auf einer Kirchenversammlung in Rom (1179) lächerlich gemacht und verurtheilt worden waren. Darum ist Petrus Waldus und die Bewegung, die er hervorgerufen hat, so wichtig, weil durch ihn zuerst der traurige Zwiespalt öffentlich wurde, in welchen fromme Christen gerathen mußten, wenn sie zwischen dem klaren Worte Gottes in der Schrift und dem Gehorsam gegen eine kirchliche Obrigkeit, die dieß Wort mißdeutete und mißbrauchte, zu wählen hatten. Es ist viel leichter ein Zeuge der Wahrheit gegen Juden und Heiden zu sein, als dieß schwere Amt gegen eine Kirche selbst zu üben, die auf das alleinige Recht Anspruch macht, über kirchliche Ordnung und Lehre und über das Wort Gottes und seine Auslegung zu richten. Das Gewissen gebietet ja, der Kirche und ihren Dienern zu gehorchen: es gebietet aber noch weit stärker, Christo, dem Herrn der Kirche, und seinem Worte unbedingt zu folgen. Hier streitet Pflicht mit Pflicht, Gehorsam mit Gehorsam, und die Waldenser zweifelten keinen Augenblick, daß sie dem Herrn des Pabstes mehr gehorchen müßten als dem Pabste, der sich den Knecht Christi nennt. Freilich geriethen sie auch in Gefahr, die Worte der heiligen Schrift irrig zu deuten, indem sie gerade den sichersten Weg zu gehn meinten, wenn sie ganz bei dem Buchstaben blieben. Sie hielten sich durch Jesu Befehl an die Apostel für verpflichtet, grade wie diese öffentlich zu predigen: aber wer gab ihnen die Vollmacht, sich für Apostel zu halten! Sie verboten, wenigstens in den ersten Zeiten ihres Auftretens, alles Schwören, alles Tödten, ohne die Verbote des Herrn in ihrem Zusammenhange und nach ihrem Zwecke aufzufassen. Aber der Schwerpunkt ihrer Lehre und ihres Zeugnisses lag nicht in diesen Einzelnheiten, sondern darin, daß sie behaupteten, die Kirche bestehe nicht bloß in dem Clerus, sondern in der ganzen Gemeinschaft der Gläubigen, das Wort Gottes dürfe nicht durch die ausgeartete Clerisei gebunden werden: wahre Buße, Glaube und neuer Gehorsam könne allein Gnade bei Gott erwerben, und alles Beichten, aller Ablaß, alles Anrufen der Heiligen, alle Messen und Almosen seien nichtig, wenn sie die Verpflichtung zur christlichen Vollkommenheit ersetzen und in den Augen der Laien herabsetzen sollten. Das war der Sinn und

das Ziel ihrer Lehre, und das wollte der Clerus nicht leiden, sondern faßte sie bei einzelnen Ausdrücken und Behauptungen, und schob die Hauptsache absichtlich zurück, um sie in den Schatten zu stellen. Bald fing man an, sie nicht nur gefangen zu setzen, sondern auch mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen zu bestrafen. Aber ihre einfältige Lehre und ihr reiner Lebenswandel zog das Volk an, unter das sie als Handwerker und arme Leute sich mischten, aber ohne daß man je eine Lüge von ihnen hörte, ohne daß sie die Trinkhäuser besuchten oder etwas Unzüchtiges sich zu Schulden kommen ließen. Die Verfolgung nöthigte sie sich zu zerstreuen und bald finden wir sie in Spanien und Oberitalien, im Elsaß und in den Niederlanden: überall erwecken sie den Eifer in der Schrift zu lesen, fromm und sittig zu wandeln und die kirchlichen Mißbräuche zu bekämpfen: ihre Feinde selbst müssen ihre Schriftkenntniß und ihren reinen Wandel loben. Petrus Waldus zog flüchtig, aber predigend, von Land zu Land: er soll endlich in Böhmen eine Ruhestätte gefunden haben und im J. 1197 daselbst gestorben sein.

Es war schon nach seinem Tode, als Pabst Innocenz III. auf den Gedanken geführt wurde, die Waldenser mit der Kirche wieder auszusöhnen und in den Gang der römischen Mönchsorden zu leiten: er wurde in diesem Plane von einem in die Kirche zurückgetretenen Waldenser, Durandus von Osca, bestärkt. Er wollte ihnen gestatten sich vom Kriegsdienst und von Eidschwüren zu enthalten, in so fern dieß ohne Andrer Nachtheil und Aergerniß und unter Zustimmung der Landesfürsten geschehen könnte: die Tüchtigsten und Geschicktesten unter ihnen sollten fernerhin lehren und predigen dürfen, jedoch mit vorgängiger Erlaubniß der kirchlichen Oberen; die Uebrigen sollten für der Lehrer Unterhalt arbeiten und Niemand sollte sie hindern, arm zu bleiben: auch sollten sie eine Tracht behalten, die der ihrigen ähnlich wäre. Dagegen sollten sie versprechen, sich dem römischen Stuhle völlig zu unterwerfen, und die Gemeinschaft mit den von der Kirche getrennten Waldensern, so wie mit andern ketzerischen Secten, aufgeben. Aber es war zu spät: weder die Bischöfe noch die Waldenser wollten darauf eingehen, weil der Riß schon zu groß geworden und die armen Verfolgten schon zu tief in das Verderben der herrschenden Kirche hinein geblickt hatten. Ueberall hin zerstreut, überall verfolgt, verbreiteten sie im Stillen die biblische Lehre und säeten den Glau-

ben an das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen unter dem Volke aus, das freilich die Ordnung des geistlichen Amtes nicht aufheben soll.

Die Waldenser werden mit Recht als standhafte Zeugen der Wahrheit gegen das Verderbniß in der römischen Kirche und als Vorläufer der Reformation geehrt, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit haben sie Jahrhunderte lang die grausamsten Verfolgungen erduldet, so wie ihre Ueberreste noch in der neuesten Zeit unter fortgesetztem Druck sich erhalten haben. Wie verbreitet sie im Mittelalter in den niedern Ständen waren, beweist ein Bruchstück aus einem Inquisitions-Verzeichniß vom Jahre 1391, wo folgende Namen als Waldenser angemerkt sind: „Nikolaus und sein Sohn Johannes, aus Polen, Beide Landleute: Conrad aus der Stadt Düben bei Weißemburg (Wittenberg?), Sohn eines Landmanns: Walich von Guidex (?), ein Schuhmacher: Conrad von Gemünd in Schwaben, Sohn eines Landmanns: Simon von Salig, aus Ungarn, ein Schneider: Hermann von Mistelgen, aus Baiern, ein Schmidt: Johann von Diruna, aus Baiern, ein Schmidt: die Vorbenannten werden unter ihnen Apostel, Meister (Magistri), Engel (Boten Christi) und Brüder genannt." Die letzte Bemerkung führt auf ihre Verfassung und ihren Lehrstand, wovon man sonst aus früherer Zeit wenig weiß: auch haben die beständigen Verfolgungen eine ordentliche kirchliche Einrichtung wohl verhindert und einen streng abgesonderten Lehrstand konnten sie nach ihren Grundsätzen nicht haben. Apostel mochten diejenigen heißen, welche zum Zeugniß des Wortes Gottes in die Fremde gingen, Meister oder Magister die, welche in ihren Bethäusern lehrten, Engel (nach Offenb. Joh. 2, 1.) die Vorsteher und Vertreter ihrer Gemeinlein. In den Gebirgen und Thälern von Savoyen, wo ihrer Viele seit dem 14. Jahrhundert eine Zuflucht suchten, wurden ihre Vorsteher Barben (Barbae, Bartmänner) genannt, mit welchem Namen man gemeinhin einen Oheim und häufig in jenen Gegenden ehrenthalben einen Priester bezeichnete. Dieser Name soll bis in's Jahr 1630 den Vorstehern der Waldenser in den piemontesischen Thälern, wo sie sich allein noch erhalten haben, beigelegt worden sein. Damals aber sind in Folge einer Pest Alle bis auf Zwei ausgestorben und die Waldenser wandten sich nun nach Genf und Frankreich, um von den Reformirten sich Lehrer zu erbitten. Diese wurden Messer (Herr) titulirt und predigten nicht mehr in der alten Sprache ihrer

Väter, sondern französisch. Eine alte Kirchenordnung der Waldenser hat ihr ehemaliger Prediger Johann Leger um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seiner Geschichte der Waldenser abdrucken lassen: ihre strenge Zucht ist von den Reformatoren belobt worden.

Die Waldenser sind die Einzigen, die von den vielen Secten des Mittelalters sich noch bis auf den heutigen Tag, freilich in geringen Ueberresten, erhalten haben: das ist wie ein Gnadenzeichen von Gott, weil sie mit Treue und Einfalt sich rein dem Worte Gottes unterwerfen wollten, während alle andern ketzerischen Partheien dieß nicht thaten oder doch noch etwas Anderes nebenbei suchten und darum mit Recht ihr Urtheil trugen. Nach Piemont zogen sich zeitig Waldenser hin, weil sie dort am Ersten Duldung erwarten konnten, da viele Gleichgesinnte, die mit der Hierarchie unzufrieden waren und in evangelischer Reinheit Gott dienen wollten, daselbst sich aufhielten und in den stillen Thälern sie Niemandem in den Weg traten. Sie blieben auch bis zum Jahre 1640 ziemlich unangefochten: aber von da an begannen Anfeindungen und Verfolgungen, vor denen schon beim Lesen die Haut schauert. Da werden Waldenser von Felsen herabgestürzt, Andre gesteinigt, Andre an die Hinterbeine von Pferden oder Eseln gebunden und zu Tode geschleift; Einigen wird der Leib aufgeschlitzt und die Höhlung mit Steinen oder Pulver gefüllt: kein Alter, kein Geschlecht wird verschont. Die Verwendungen von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg und der englischen Regierung gaben wenig Linderung: die Auswanderung war schwierig und gefährlich, und die armen Thalleute hingen zu sehr an ihren Bergen und Schluchten, als daß sie leicht anderswo sich eingewöhnen konnten. So ist denn ein Ueberrest von etwa 20,000 Seelen in den Thälern von Luserne, Pelice, Angrogne, St. Martin und Perouse ohnweit der Stadt Pinerolo in Piemont übrig und bildet seit 1655 eine Abzweigung der französisch-reformirten Kirche. Ihre Prediger studiren gewöhnlich in Genf: der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III, hat auch in Berlin zwei Freistellen auf einem Gymnasium und zwei Stipendien auf der Universität für Theologie studirende Waldenser gegründet. In La Tour, dem Hauptort der Waldenser im Thale Luserne, haben sie eine lateinische Schule, die für die höheren Classen der Gymnasien vorbereitet und durch milde Beiträge ist dafür im Jahre 1836 ein stattliches Gebäude errichtet worden. Ein englischer Oberster Ch. Beckwith hat einen großen Theil seines

Lebens und Vermögens den Waldensern gewidmet und auch eine Anstalt zur Erziehung von Mädchen für sie gegründet. Von Zeit zu Zeit sind sie neuerlich von Reisenden besucht worden. Unter Napoleon waren sie von allem Drucke frei; aber seit der Wiederherstellung der Sardinischen Regierung haben sie nicht wenig vom Druck der Regierung und von der Zudringlichkeit der römischen Kirche leiden müssen. Durch ein Patent des Königs von Sardinien, das unter dem 17. Februar 1848 ergangen, sind jedoch endlich alle früher gegen sie gegebenen Gesetze aufgehoben und es ist ihnen nun nicht nur vollkommen freie Religionsübung, sondern auch Gleichheit aller bürgerlichen und politischen Rechte mit allen übrigen Unterthanen des Königs bewilligt worden. Dieser Ueberrest einer fast sechshundertjährigen, von vielen Stürmen umbrausten Glaubenseiche — ob er wohl noch einmal frisch und kräftig aus der Wurzel sprossen wird? (Geschrieben 1850.)

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

Deutschland und Italien, 12. Jahrhundert.

Reformatorisch-prophetische Zeugen.

## 241. Hildegard.

3. September.

In des Vaterlandes anmuthigste Gefilde, da wo die Nahe dem Rhein sich vermählt, versetzt uns obiger Name. Doch lieblicher noch strahlt aus dem Dunkel verflossener Jahrhunderte Hildegard selbst, Aebtissin von Rupertsberg bei Bingen, zu uns herüber.

In Bockelheim, im romantischen Nahethal, 1098 geboren, ward Hildegard, die Tochter Hildeberts, eines edlen Burgmanns des Grafen von Sponheim, gemeinsam mit des Grafen Tochter Hildrudis in dem nahegelegenen Kloster Dissibodenberg erzogen, und von den liebenden Eltern für den Himmel bestimmt. Ihr zarter Körperbau in Verbindung mit seltnen Geistesanlagen und einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem Himmel mußte ihren Eltern diesen Gedanken nahe legen, während sie selbst durch die

sie von ihrem dritten Jahre an fast beständig begleitenden wunderbaren Visionen sich mehr im Himmel als auf der Erde heimisch fühlte. Sie wurde in dem Kloster bald so sehr der Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung, daß sie nach dem Tode der Aebtissin Jutta, der Schwester des Grafen von Sponheim, 1136 selbst zur Aebtissin gewählt wurde.

Es ist bekannt, daß die irisch-schottische Missionskirche längs des Rheines, von Dissentis, Chur, St. Gallen an bis Straßburg, Mainz, Trier, Köln, Kaiserswerth ꝛc. herab eine Reihe der blühendsten Niederlassungen und nach apostolischem Vorbild gestalteten Kirchengemeinschaften (Cönobien) besaß, welche bis auf Bonifacius und die Karolinger, in völliger Unabhängigkeit von Rom, in der heiligen Schrift die höchste Autorität, und in der Lehre von der freien erlösenden Gnade in Christo das Heil erkannten und in einem Gemeinschaftsleben, getragen von heiligender Zucht und thätiger Bruderliebe ihr edles Abzeichen hatten. Ein letzter Nachklang dieser köstlichen vorrömischen Tradition tritt uns in Hildegard, Aebtissin von Dissibodenberg entgegen.

Aus den ausgezeichnetsten Familien wurden ihr von Nah und Fern die Töchter vertrauet, um unter ihrer Leitung und nach ihrem Vorbild in deutscher Zucht und Frömmigkeit für des Hauses stillen Frieden, für des Lebens Kampf und Schmuck herangebildet zu werden. Der Andrang war so groß, daß sie noch ein zweites Kloster (Eubingen bei Rüdesheim), wenn auch nicht zu gründen, doch mit dem ihren in Verbindung zu setzen, sich veranlaßt sah, um nur den wachsenden Anforderungen genügen zu können. Kränze und Ringe pflegte sie ihren Liebsten und Besten als Auszeichnung und spornendes Liebespfand zu reichen. Doch dieß Alles würde ihr nur den Ruhm stillen Wirkens innerhalb ihrer Klostermauern verliehen haben. Das, wodurch sie die Augen fast der ganzen damaligen Christenheit auf sich zog, mit vier Päpsten, den beiden Kaisern Konrad und Friedrich I., sowie mit unzähligen Bischöfen, Aebten, Fürsten und Grafen, ja mit den ausgezeichnetsten Gelehrten ihres Jahrhunderts, insbesondere mit dem Abt Bernhard von Clairvaux, in die innigste Verbindung trat, war in etwas anderem gelegen, in der geheimnißvollen Beziehung, in welcher sie zu der höheren Welt zu stehen, und als neutestamentliche Prophetin eine Botin Gottes an die Christenheit zu sein allgemein angesehen wurde.

Unsrer Zeit dürfte es gegeben sein, gleichweit von der wun-

derfüchtigen Uebergläubigkeit vergangener Jahrhunderte, wie von der Zweifelsucht der jüngst verflossenen rationalistischen Periode entfernt, einen unbefangenen Blick in die von den ausgezeichnetsten Geistern des zwölften Jahrhunderts allgemein als göttliche Offenbarung verehrten Enthüllungen der wunderbaren Jungfrau zu thun. Sie selbst hat uns mit einer höchst merkwürdigen Klarheit Beschreibungen ihres erhöheten Geisteslebens gegeben. Von der zartesten Körperbeschaffenheit war sie, von ihrer Kindheit an fast beständig krank, in ihrem Nervenleben auf das tiefste erschüttert. Schon in ihrem dritten Jahre sah sie sich eines Tages von einem Lichtmeer umgeben, daß ihre ganze Seele erzitterte. Mit ihrem achten Jahr in das Kloster gebracht, wiederholten sich solche Erscheinungen — sie wagte es endlich davon zu reden. Sie erstaunte, daß Niemand sonst das Gleiche sah oder hörte, was sie zu hören und zu sehen sich so deutlich bewußt war. Sie erschrak über sich selbst, und verbarg voll Scham von da an Alles, was sie aus der höhern Welt vernahm, und zwar mit wachen Sinnen, mit offnem Aug und Ohr, aber nicht durch diese, sondern durch einen innern Sinn. Aber dieses bis zu ihrem 50. Jahre beobachtete Schweigen hätte ihr fast das Leben gekostet. Stets rief ihr eine innere Stimme, ja, wie sie glaubte, Gott selbst zu, sie müsse den Menschen offenbaren, was der Herr sie habe schauen lassen. Aber theils die Furcht für verwirrt und geisteskrank gehalten zu werden, theils der eigenthümliche Inhalt ihrer Visionen, voll Androhung göttlicher Strafgerichte über Personen, zu denen sie bisher nur mit Ehrfurcht hinauf zu sehen gewohnt gewesen, verschlossen ihr den Mund. Dieses Widerstreben warf sie endlich auf das Krankenlager, dem Tode nahe. 30 Tage lang lag sie in dem furchtbarsten Todeskampfe. „Verzehrendes Feuer, so erzählt sie selbst, wüthete in meinen Adern. Ob meine Seele im Leibe war, ob außer ihm, weiß ich nicht. Im Starrkrampf lag ich unbeweglich da. Meine Oberen, meine Töchter (Schülerinnen und Nonnen) und Anverwandte umstanden laut weinend mein Lager; sie hielten mich für todt. Aber ich sah in diesen Tagen die himmlischen Heerschaaren — durch ihre Reihen hörte ich ein Freudengeschrei dringen: Noch ist deine Zeit nicht gekommen; Mägdlein stehe auf!" — Und ihre Augen öffneten sich und sie sah sich den Ihrigen wiedergegeben. Jetzt fühlte sie sich stark genug, alle Bedenklichkeiten zu überwinden; sie vertrauete ihre inneren Gefühle ihrem Beichtiger. Dieser

voll Erstaunen und Zweifel schrieb ihre Mittheilungen, wie sie sie dictirte, nieder (sie selbst war der lateinischen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig), legte sie dem Abte vor, dieser dem Erzbischof von Mainz, und da gerade Papst Eugen III. in dem benachbarten Trier (1148) eine Kirchenversammlung hielt, so wurde die ganze Sache dem Papste und der Kirchenversammlung zur Entscheidung vorgelegt. Abt Bernhard, das helle Kirchenlicht des 12. Jahrh., reiste mit mehreren Bischöfen nach Rupertsberg; dort lasen sie das Buch ihrer Offenbarungen, Scivius betitelt, prüften der Jungfrau Sinn und Wandel: und sie, und nach ihnen Papst und Kirchenversammlung, legten vor aller Welt das Zeugniß ab, daß das wörtliche Offenbarungen von Gott seien, aus der Gabe der Prophezeiung, in der die alten Propheten geweissagt. Der Papst selbst schrieb ihr beglückwünschend, und als ihre Schriften später der Pariser Universität vorgelegt wurden, erklärten die Lehrer einstimmig, das seien nicht menschliche Reden, sondern göttliche Offenbarungen.

Wir wollen nun von ihr selbst hören, wie sie solche Offenbarungen überkam.

„Im Jahre 1162 der Menschwerdung Christi (so erzählt sie), da ich 62 Jahre und 7 Monate alt war, geschah es, daß ich den Himmel sich öffnen, und ein feuriges Licht herabwallen sah, das mein Gehirn ganz übergoß, Herz und Brust wie eine Flamme erfüllte, doch nicht brennend, sondern nur wärmend, wie mildes Sonnenlicht. Und plötzlich fühlte ich das Verständniß des Psalters, der Evangelien und anderer Bücher sowohl des alten als des neuen Testaments. Doch aber hatte ich von den einzelnen Worten, Sylben und grammatischen Formen keine Kenntniß.“ Aehnlich schreibt sie an Abt Bernhard: „Ich habe ein tief innerliches Verständniß des Psalters, des Evangeliums und andrer Schriften, die mir gerade in der Vision gezeigt werden, welche in meine Brust und Seele gleich einer leuchtenden Flamme hineintritt, alle Tiefen der Erkenntniß vor mir erschließend, wiewohl nicht in deutscher Sprache, die zu lesen ich nicht verstehe.“ Von dieser himmlischen Flamme giebt sie nun folgende Beschreibung: „So lange ich in dieses Licht hineinschaue, schwindet alle Traurigkeit und aller Schmerz aus meinem Innern; ich trage dann das Gefühl in mir, als wäre ich ein junges Mägdlein und nicht die betagte Greisin. Dieses Licht nehme ich mit ganz wachen Sinnen wahr. Es ist nicht an

einen bestimmten Ort gebannt; es ist leuchtender als ein von der dahinterstehenden Sonne erglänzendes Gewölke; doch vermag ich weder Länge, noch Höhe noch Breite an ihm zu unterscheiden. Es heißt mir Schatten des lebendigen Lichts; und wie Sonne, Mond und Sterne sich in dem Wasser spiegeln, so glänzen mir aus ihm Worte und Reden, oder auch Tugenden und Verrichtungen von Menschen entgegen. Und was ich in einer solchen Erscheinung sehe oder gelernt habe, dessen Erinnerung bleibt mir eine lange Zeit. Sehen, Hören, Wissen, Lernen ist das Werk Eines Augenblicks. Was ich sage oder schreibe, gebe ich Alles mit den gleichen Worten, welche ich in dem Lichte höre. Und doch höre ich nicht Worte, wie sie aus dem Munde eines Menschen tönen, sondern ich höre sie gleich züngelnden Flammen, gleich Wölklein im reinen Aether schwimmend. Und dieses Licht entbehrt meine Seele zu keiner Stunde."

Aus ihren Visionen selbst möge nun ein Bruchstück folgen.

An die geistliche Genossenschaft zu Kirchheim schrieb sie: „Da ich im Jahr 1170 krank im Bette lag, und meine Augen, die des Geistes und Leibes, wach waren, sah ich eine weibliche Gestalt, das schönste Bild, so lieblich und reizend und froh, daß sich der menschliche Verstand keinen Begriff davon machen kann. Die Gestalt war so groß, daß sie von der Erde bis zum Himmel reichte; ihr Angesicht leuchtete wie das hellste Licht, und ihr Auge blickte gen Himmel; ihr Gewand war aus weißer Seide, darüber floß ein Mantel mit Smaragd, Saphir und den schönsten Perlen und Edelsteinen geschmückt; die Schuhe glänzten wie Onyx. Auf einmal bemerkte ich, daß ihr Antlitz von Staub entstellt, ihr Gewand auf der rechten Seite zerrissen, der Mantel seiner Schönheit beraubt, und die Schuhe mit schwarzer Farbe überzogen wurden. Sie selbst erhob eine klägliche Stimme zum Himmel, und schrie laut auf: Höre es du Himmel, daß mein Angesicht beflecket, traure du Erde, daß mein Gewand zerrissen, erzittre du Abgrund, daß meine Schuhe schwarz geworden sind. Die Füchse haben Höhlen, die Vögel der Luft Nester, ich aber keinen Helfer, keinen Tröster, keinen Stab, auf den ich mich stützte, und der mich hielte. Und sie rief wieder: Ich lag im Herzen des Vaters verborgen, bis des Menschen Sohn, der von der Jungfrau empfangen und geboren war, sein Blut vergossen, mich durch dasselbe Blut mit sich vermählt, und mit der köstlichsten Morgengabe bereichert hatte, damit ich die, welche der

Schlangen Gift tüchtig zum Bösen und lahm zum Guten gemacht hatte, durch Geist und Wasser zu neuen Menschen neu gebären könnte. Meine Pfleger, die Priester, die mein Angesicht schön wie das Morgenroth, mein Gewand leuchtend wie Blitze, meinen Mantel schimmernd wie Edelgesteine, und meine Schuhe glänzend wie Schnee hätten machen sollen, haben mein Angesicht mit Staub besudelt, mein Gewand zerrissen, meinen Mantel dunkel, meine Schuhe schwarz gemacht, dadurch, daß sie den Leib und das Blut meines Bräutigams durch Wollust und Unreinigkeit aller Art, durch Hurerei und Ehebruch, durch Geiz und Raub, durch Kauf und Verkauf entheiligen. . . . . Der Abgrund müsse erzittern, ein Nebel wird die ganze Erde bedecken und ihr Grünes dürr und ihr Schönes schwarz machen, weil Rache und Wehe von der gerechten Hand Gottes kommen, Himmel und Erde bewegen werden. Darum werden über euch, ihr Priester, die ihr mir bisher kein Gehör gegeben habt, Fürsten und ein vermessenes Volk hinsteigen, werden euch eure Reichthümer nehmen und sagen: kommet, lasset uns diese Ehebrecher und Räuber aus der Kirche hinauswerfen. . . . . Und ich hörte eine Stimme vom Himmel sagen: dies Bild stellt die Kirche dar! . . . Und siehe, ich die armselige Gestalt eines Weibes sah ein blankes Schwert in der Luft hängen, dessen eine Schärfe gegen den Himmel, die andre gegen die Erde gekehret war. Und dieses Schwert war ausgezogen über ein geistliches Volk. Und ich sah, wie das Schwert einige Oerter dieses geistlichen Volkes wegschnitt, wie einst Jerusalem nach dem Leiden Christi weggeschnitten ward. . . . . Das unauslöschliche Feuer des heiligen Geistes wolle sich in euch ergießen, damit ihr zu dem umkehret, was das Bessere ist."

Diese eine Probe kann genügen. An dem darin wehenden frommen Geiste mag man sich erbauen: für göttliche Offenbarungen wird sie heutzutage kaum Jemand mehr halten. Wir stehen hier vor einer Erscheinung, wie wir sie in unsern Tagen häufig genug an Somnambülen, oder auch bei der höchst merkwürdigen s. g. Predigerkrankheit schwedischer Landleute beobachtet haben. Was nöthigte auch dazu, göttliche Offenbarungen anzunehmen? Was hätte denn Hildegard Neues gesagt? welche Lehre, die nicht schon in der Bibel viel deutlicher und bestimmter stünde, oder Lehre ihrer Kirche wäre? Und die Einkleidung ist ebenfalls nichts anders, als eine offenbar schwache Nachbildung biblischer Gesichte. Das hingegen werden wir ebenso begreiflich finden, daß ein Zeit-

alter, in welchem der Sinn für das Wunderbare und Schwärmerische allgemeiner Charakterzug war, bei noch unvollkommneren Mitteln wissenschaftlicher Prüfung sich vor Hildegard, als einer Prophetin, beugte.

Wäre nun von Hildegard nichts weiter zu berichten, so würde sie zwar in der Geschichte der menschlichen Seele immerhin eine merkwürdige Erscheinung sein; aber in der Geschichte der christlichen Kirche würde sie darum noch keineswegs Anspruch auf einen besondern Ehrenplatz haben. Daß sie aber auch diesen verdiene, haben wir noch unsern Lesern darzuthun.

Es ist eine jene Zeit charakterisirende Erscheinung, daß man, wie die Völker in schwärmerischer Liebe heilige Orte aufsuchten, um dort der Versöhnung mit der Gottheit desto gewisser zu werden, auch ein tiefes Bedürfniß fühlte, hohe, für heilig geachtete Menschen aufzusuchen, und in verehrendem Anschluß an sie die sühnende Vermittelung zwischen Gott und der eignen schmerzlich empfundenen Unwürdigkeit sich zu gewinnen. Die versöhnende Kraft des Todes Christi, sein allgenugsames Verdienst war durch die Kirchenlehre verdunkelt. Daher der inbrünstige Marienkultus, daher auch die schwärmerische Verehrung, mit welcher man sich einer so hochbegabten, im Strahlenkranz prophetischer Verklärung leuchtenden Persönlichkeit, wie Hildegard war, inniger anzuschließen, an ihr sich emporzuheben bemüht war. Mit Recht bemerkt ein Geschichtschreiber, daß der stärkste Beweis für die Ueberlegenheit ihres Geistes, für die weise Besonnenheit und Nachhaltigkeit, für die das tiefste Bedürfniß des Herzens befriedigende Wirksamkeit Hildegards darin gegeben sei, daß sie bis zu ihrem späten Lebensende stets gleicher Verehrung, gleicher Liebe von den Ausgezeichnetsten ihrer Zeitgenossen sich erfreute. Ihr Briefwechsel erfüllt mit Staunen und Bewunderung, sowohl durch seinen äußern Umfang, wie noch mehr durch die darin dargelegte Tiefe und Allseitigkeit ihrer Thätigkeit. Sie war die Trösterin aller Betrübten, die Beratherin der Bedrängten, die Versöhnerin der Hadernden, die Bestraferin der Sünden der Einzelnen wie ganzer Stände und Völker. Hier ermahnt sie einen Bischof zur Milde gegen seine Geistlichen, dort Mönche zur Demuth und Unterwerfung, beide zur Eintracht und Liebe Christi; Jungfrauen, trotz der schwersten Bußübungen von inneren Anfechtungen heimgesucht, warnt sie, in treuer Berufserfüllung und nützlicher Thätigkeit vielmehr, als im Uebermaß von

Fasten, was nothwendig zu neuen Versuchungen ausschlage, dem Herrn zu dienen. Tausende von Bedrängten und Verfolgten aus ganz Frankreich und Deutschland wandten sich persönlich an sie, und für Alle hatte sie das rechte Wort, den kräftigen Trost, daß Keines unerquickt von ihrem Angesicht ging.

Mit welchem Ernste sie die Sünden der Geistlichkeit strafte, lasen wir oben. Mit welchem feinsittlichen Gefühle sie dabei aber stets die Schranken der Ehrfurcht und Pietät zu wahren wußte, wollen wir an einigen Auszügen aus ihren Briefen an höher Gestellte darthun.

Dem Kaiser Barbarossa schreibt sie:

„Der höchste Richter hat diese Worte an dich. Höre! es ist wunderbar, daß eine Person wie du, o König, den Menschen so nothwendig ist. Ein König stund auf einem hohen Berge; er schaute hinab in die Thäler, und nahm das Treiben der Menschen wahr. Er hielt einen Stab in seiner Rechten, und ordnete Alles wohl. Grün ward, was eben noch dürre gewesen, wach, was geschlummert. Einmal schloß dieser Mann seine Augen, und siehe, da kam ein schwarzer Nebel und legte sich über die Thäler hin; Raben kamen geflogen und verzehrten die umher liegende Beute. O König, sei wach! Blicke sorgsam umher. Siehe, deine Lande sind umschattet von einer Wolke von Betrügern. Räuber und Schwarmgeister zerstören den Weg des Herrn. Du hast einen herrlichen Namen, bist König in Israel! Erwäge also, wie das Auge des Königs der Könige auf dir ruhet, daß du nicht einst zu Schanden werdest. Fliehe den Weg der Wollust, sei ein Streiter Christi. Entsage dem Geiz und wähle die Enthaltsamkeit. Sei vorsichtig in all' deinen Geschäften. Ich sahe dich in einem Gesichte von nächtlicher Verwirrung umlagert. Du hast nur eine kleine Weile hienieden zu regieren. Der Herr wird Rechenschaft fordern. Lebe so, daß die Gnade Gottes von dir nicht weiche."

Dem Papst Eugen III. meldet sie:

„Das Auge, das über Alle wachet, Alle durchschauet, die Schlummernden wecket, lässet dir sagen: Die Thäler klagen über die Berge, und die Berge fallen über die Thäler. Was heißt das? Die Unterthanen haben die Furcht Gottes verloren, der Geist des Aufruhrs trieb sie, die Gipfel der Berge zu besteigen, um ihre Oberen anzuklagen: ihre eignen Sünden kennen sie nicht. Jeder spricht: wäre ich Obrigkeit, ginge Alles besser. Sie sind schwarze Wolken

geworden, die gerne oben schweben möchten. Aber zur Arbeit mögen sie sich nicht schürzen, lassen ihr eignes Feld unbebauet. Die Sterne sind von mancherlei Wolken verfinstert, und sie rufen laut: der Mond plaget uns, die Sonne drücket uns. Kein Stern leuchtet, weil Sturmwinde Staubwolken gegen sie aufjagen. Darum, großer Hirte an Christi Statt, sende du Licht den Bergen, Ordnung den Thälern. Unterweise die Lehrer der Völker, stelle Zucht und Ordnung wieder her. Salböl fließe von Oben, Wohlgeruch verbreite sich von Unten. Lehre Alle recht wandeln, daß sie vor der Sonne der Gerechtigkeit bestehen. — Das arme Gebilde zittert, daß es so spricht zu einem großen Lehrer. Aber guter Vater, nicht ich, der große Held, der allmächtige Krieger spricht dies zu dir. Tilge aus die gottlose Tyrannei: doch sei auch mitleidig bei allem Jammer — Siehe, der mächtige König sitzet in seinem Palaste; große Säulen stehen umher, mit Gold umwunden, mit Edelsteinen geschmücket. Aber dem König gefiel es, eine schwache Feder zu berühren, und die Feder flog wunderschön, und ein starker Wind trug sie dahin, daß sie nicht zur Erde sank." — —

Trotz der Schwächlichkeit ihres Körpers reiste Hildegard viel umher, predigte öffentlich vor allem Volke, an der allgemeinen Erhebung für Eroberung des heiligen Grabes kräftig mitwirkend. Wahrhaft hinreißend wirkten ihre Ansprachen, wie ihr Erscheinen: Fürsten, Ritter und Volk verehrten sie als eine Heilige. Rührend ist ihr Bekenntniß über diese Zeit außerordentlicher Triumphe für sie: „ich schüchternes armes Weib habe zwei Jahre hindurch viel ausgestanden, da ich vor den Obrigkeiten und den gelehrtesten Männern an allen größeren Orten aufzutreten hatte." Es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn auch viele Krankenheilungen durch Gebet und Händeauflegen von ihr berichtet werden.

Sie erreichte ein Alter von 82 Jahren und starb am 17. September 1179. Die katholische Kirche hat sie nicht heilig gesprochen. Aber mit Liebe und Bewunderung blickt unsre spätere Zeit auf diese seltne Erscheinung verflossener Jahrhunderte zurück.

Friedr. Haupt in Rimhorn, jetzt in Gronau bei Bensheim.

---

## 242. Joachim von Floris.

17. Mai.

In den Anfängen desjenigen Jahrhunderts, welches den Höhepunkt des Mittelalters in Wissenschaft und Kunst bezeichnet, um die Zeit, da die Macht des Papstthums ihren Gipfel erreichte, ums J. 1202 schied aus der streitenden Kirche Joachim, Abt von Floris, ein frommer, mit tiefer Einsicht in das Wort und in die Wege Gottes begabter Mann, der als ein wahrer Prophet bei Vielen in seiner und in den darauf folgenden Zeiten galt, als ein die bessere Zeit weissagender Zeuge der Wahrheit auch in der evangelischen Kirche Anerkennung gefunden hat. — Ein Prophet? Freilich die Zeit der Propheten, der von Gott persönlich berufenen Männer, welche auf Grund der uralten Verheißung die Erlösung vom alten Fluch und den Segen, der von Abrahams Samen über alle Geschlechter sich ausbreiten sollte, bald mehr in dunkeln Andeutungen, bald in hellen Anschauungen und klaren Bildern einer über die ganze Erde sich erstreckenden Erkenntniß und Anbetung des lebendigen Gottes, eines Alles umfassenden Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens, und eines Königes, der ein Held ist und ein Friedefürst, ein die Schuld der Sünde sühnender Dulder und ein milder frommer Herrscher — die Zeit der Propheten, welche Solches aus unmittelbarer göttlicher Offenbarung, die in Wort und Gesichten und anderen Weisen an sie ergangen, verkündigt und vorgezeichnet haben, war geschlossen. Aber wie es auch außerhalb Israels eine Art Weissagung gab: zarte und tiefe Ahnungen des Heils, wenn auch in viel Dunkel gehüllt und mit viel Irrthum vermengt; so hat das Weissagen auch über die Zeit der Erfüllung der Verheißung in Jesu Christo und seinem Erlösungswerke und dessen beginnender Verwirklichung hinausgereicht. Unter den Gaben des Jesum verklärenden heiligen Geistes ist auch die Gabe der Prophetie, des in Geistes-Kraft und -Schwung erfolgten Aussprechens der Geheimnisse gemäß den empfangenen Einblicken in die göttlichen Rathschlüsse, Werke und Wege. — Diese Gabe, welche ihre natürliche Basis hat an dem Divinationsvermögen des menschlichen Geistes, hat als solche jederzeit ihre Substanz und den Mittelpunkt ihrer Kundgebungen an der Idee des werdenden, wachsenden und sich vollendenden Reiches Gottes, an seinem Kampf und Sieg, ihre Wurzel in den göttlichen Verheißungen in der h. Schrift; auch geht

die spätere Prophetie mehr oder weniger bestimmt und ausdrücklich zurück auf die frühere, und vermittelt sich an ihr, indem sie pneumatische Auslegung derselben ist: geisterleuchtete Beziehung und Anwendung auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Weissagenden, Deutung und Aufschließung der zeitlichen Entfaltung des Reichs Gottes im Lichte der in den Offenbarungs-Kanon aufgenommenen prophetischen Aussprüche und Thatsachen, und des Zusammenhangs derselben. Vornehmlich beschäftigt sie sich mit der Vollendung des Reichs Gottes und den derselben vorangehenden Läuterungs- und Strafgerichten. — Hierin liegen zugleich die Kennzeichen, wodurch sich ächte christliche Prophetie unterscheidet von der falschen, welche als ihr Zerrbild neben jener hergeht und von ihr an sich reißt, was sie in ihrem Sinn verwenden kann, und es hiernach umdeutet und verdreht, zur Stützung ihres Irrthums, zur Weissagung ihres widergöttlichen und widerchristlichen Reichs. — Die Gabe der Prophetie wird aber wirksam insbesondere in großen geschichtlichen Epochen, wo das Alte, wenn auch noch in scheinbarer Blüthe und Herrlichkeit, seinem Untergang entgegenreift. Bestrafung der Ausartung, des Verderbens, Ankündigung naher Gerichte, einer hiedurch zu erzielenden Läuterung der noch Läuterungsfähigen, und der hierauf eintretenden Blüthezeit des Reichs Gottes — das ist die Summa solcher Prophetie, wie sie von der Apokalypse an in verschiedenen Perioden der Geschichte hervortritt.

So finden wir es denn auch in der mittelalterlichen Prophetie, insbesondere, nach dem Vorgang der h. Hildegard bei unserem Joachim.

Joachim, seiner Herkunft nach ein Calabrese, geboren 1145, früher Abt des Klosters Corace (Curatium) in Calabrien, späterhin Stifter des Klosters Floris und einer eigenthümlichen Mönchscongregation, ein ernster, innig frommer und tiefblickender Mann, von glühender Phantasie, der katholischen Kirche, ihrem Glauben und ihren Ordnungen aufrichtig zugethan bis an sein Ende, erhielt schon frühe die innere Weihe für seinen prophetischen Beruf. Ja schon vor seiner Geburt sollen Anzeichen, die auf etwas Besonderes hindeuteten, vorgekommen sein. Als seine Mutter Gemma ihn unter dem Herzen trug, erschien ihr, wie erzählt wird, während der Ruhe ein schöner Jüngling in weißem leinenem Gewand, und sagte zu ihr, wenn sie wünsche, daß der Knabe, mit dem sie schwanger

sei, am Leben bleibe, so solle sie ihn vor dem siebenten Jahre nicht taufen lassen. Nach seiner Geburt aber sei es seinem Vater, Maurus Tabellio, gewesen, als sehe er über dem Altar des h. Erzengels Michael einen Knaben, dessen Scheitel das Dach der Kirche berühre, und bei ihm einen Chor in weißen Kleidern stehen, der laut sang: Ein Kind ist uns geboren, Hallelujah! Ein Sohn ist uns gegeben, Hallelujah! So war schon in seinen Eltern etwas Ahnungsvolles. — Als nach 7 Jahren der Vater den Tag der Taufe festgesetzt, fing die Mutter an schwer zu erkranken und starb. Erst 3 Jahre darauf wurde nun der Knabe getauft, nicht ohne geheimnißvolle Anzeichen (non sine mysterio). — Bis ins 14te Jahr legte er sich nun auf die Grammatik, und zeichnete sich eben so durch Scharfsinn und festes Gedächtniß als durch Sittenreinheit aus. Den Versuchungen am Hofe (Rogers) zu entgehen, trat er bald eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an, in weißem rauhem Mönchsgewand, und mit einigen Armen, die er beköstigte. Auf dieser Reise soll er wundersame, für sein ganzes Leben bedeutsame Erfahrungen gemacht haben. Als er in einer Wüste, von Durst abgemattet, sich in feinen Sand eingrub, um nicht unbegraben von wilden Thieren verzehrt zu werden, und über das Verständniß der Schrift nachsinnend eingeschlafen war: da sieht er einen Oelstrom und daneben einen Menschen stehen, der zu ihm sagt: trinke von diesem Strom; worauf er zur Genüge getrunken. Als er erwachte, lag der Sinn der ganzen h. Schrift offen vor ihm da. — Der Drang der Andacht führte ihn auch auf den Berg der Verklärung. Nachdem er hier in einer alten Höhle oder Cisterne die Fastenzeit in Wachen, Beten, Fasten, Psalmen und Lobgesängen zugebracht, ging ihm in der Osternacht ein ungemein heller Lichtglanz auf; und indem er mit den Augen seines Geistes auf die Gestalt des Herrn hinblickte, meinte er die von Petrus gewünschte Hütte zu bewohnen. In himmlischer Begeisterung erkannte er den Einklang beider Testamente, und alle Schwierigkeiten und Verhüllungen der Schrift. Es war dieß gleichsam die Empfängniß [1]) seiner Hauptwerke, in denen er die Schrift und den darin verzeichneten Entwicklungsgang des Reichs Gottes beleuchtet hat. — Aber nicht allein die größten Entbehrungen bestand er auf dieser Pilgerfahrt, sondern

[1]) So, von der innern Conception der Grundgedanken, vom innerlich gefaßten Plan und Grundriß ist es wohl zu verstehen, wenn es heißt, er habe sie da „angefangen."

auch die lockendsten Versuchungen weiblicher Nachstellung, denen der schöne Jüngling ausgesetzt war, die er aber standhaft von sich wies. — Auf der Rückreise hielt er sich eine Zeitlang in Sicilien in einer Höhle am Fuße des Aetna auf, in Gebet und Fasten, so daß er an 3 Tagen der Woche sich der Nahrung gänzlich enthielt. In Calabrien, wohin er sich von da aus begab, hatte er eine Zusammenkunft mit seinem Vater, der ihm seinen Kummer darüber aussprach, daß er in seiner Erwartung einer Erhöhung der Familie durch ihn so getäuscht worden sei, aber endlich durch seinen demüthigen und frommen Zuspruch sich beruhigen ließ. Er schloß sich nun zunächst an den Cistercienser-Orden, und brachte das Kloster Corace, dessen Abt er wurde, zu hoher Blüthe. In dieser Zeit arbeitete er eifrig an seinen Schrifterklärungen, an den Werken über den Einklang (concordia) beider Testamente, und der Auslegung der Offenbarung (Apocalypsis expositio), aufgemuntert vom Papste Lucius III., zu dem er sich begab, um sicherer zu fahren. Zur Vollendung des ersteren Werkes zog er sich in das Kloster Casamare zurück, und überreichte es dann dem Papste, dessen Beifall es fand. Auch Urban III. und Clemens III. begünstigten und beförderten diese seine Arbeiten, und der letztere entband ihn, damit er sich ganz der Schriftauslegung widmen könnte, der zeitlichen Geschäfte des Klosters. So legte er denn seine Abtsstelle nieder und begab sich mit einem Freunde in die Nähe von Cosenza, wo er nach einiger Zeit das Kloster Floris mit strenger Regel gründete — der Anfang einer ansehnlichen, vornehmlich über Neapel und Sicilien sich verbreitenden Congregation. Joachims Ruf stieg höher und höher; aber er selbst erhob sich keines Dings. Stille ging er seinen Weg, treu in dem was ihm befohlen war, in allen Stücken väterlich besorgt für die Bedürfnisse der Seinigen, unermüdet in geistiger und leiblicher Arbeit, ferne vom Trachten nach der Menschen Lob oder Gunst, nur darum besorgt, daß ihm sein Gott gnädig sei, daß er ihm durchhelfe in allem seinem Thun und ihn, wenn er die Kämpfe der letzten Zeit erleben sollte, einen guten Kampf kämpfen und zum himmlischen Reich gelangen lassen möchte.

So war sein Leben: von seltener Reinheit, von ungemeiner Energie der Selbstbeherrschung, der Enthaltsamkeit in der Richtung auf die Beschauung, insbesondere auf das geistliche Verständniß der stufenweise erfolgenden Entwicklung des göttlichen Reichs in der Menschheit durch Erforschung der Schriften des A. und N. T.,

wodurch das ihm in jenen lichten Momenten inneren Schauens gewordene Centrallicht nach allen Seiten hin Klarheit verbreitete. Das ist das Wesentliche seiner Prophetie, welche nicht sowohl in einzelnen Vorhersagungen zukünftiger Ereignisse, als in der Beleuchtung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus dem im Lichte des Geistes sich ihm aufschließenden Gotteswort bestand. Er selbst schrieb sich auch keineswegs die Prophetie im engeren Sinne, sondern nur die Gabe der Erkenntniß (intelligentiae) zu, und war sich in Bezug auf die Bestimmung des Zukünftigen seiner Schranke, durch die von der Schrift selbst gesetzte Gränze und die der Gegenwart noch vorenthaltenen Aufschlüsse, wohl bewußt. Er hielt es für vermessen, nach dem Ende der Welt, nach Zeiten und Stunden zu fragen, und nur die Vorempfindung (Ahnung) der Zeichen der Zeit für Sache des Glaubens (fidele). Er wollte sich nicht darauf einlassen, etwas zu erklären, als was ihm gegeben wäre. Er überließ es denen, welche die Erfüllung gewisser Weissagungen erleben würden, zu erkennen, ob dieß alles buchstäblich oder geistlich, oder theils buchstäblich, theils geistlich erfüllt werden müsse.

Seine Anschauung der Geschichte des Reichs Gottes, wie es durch seine Stufen der Vollendung entgegengeht, entnehmen wir den 3 Schriften, welche allein als ächte Erzeugnisse seines Geistes mit Zuversicht behauptet werden können: „Einklang des A. und N. T.,“ „Erklärung der Apokalypse,“ und „Psalterium von 10 Saiten“ (psalterium X chordarum). Der Kern dieser Anschauung ist die Lehre von dem dreifachen Zustand, oder den drei Perioden, worin jener stufenweise Fortschritt sich darstellt, eine Dreiheit, welche mit der der göttlichen Personen in Beziehung steht, und auch an den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes ihre Typen hat, und wie in verschiedenen herrschenden Ständen, so in verschiedenen Charakteren sich ausprägt. Die erste Periode, die Zeit des Vaters, reicht von Adam bis Zacharias (Vater des Johannes), die zweite, die Zeit des Sohnes, von da bis auf den Zeitpunkt des Eintritts der Periode des h. Geistes, welche nach der Berechnung der Menschenalter nahe sein muß: um das Jahr 1200 — über den Verlauf der dritten läßt sich noch nichts Näheres bestimmen. Vor dem Ablauf der einen sind aber schon die Anfänge der andern wahrzunehmen: „das Alte verzehrt sich, während Neues entsteht.“ Und in jedem Zustand ist zu unterscheiden

die Zeit des Anfangs und des Fruchtbringens. Das heißt: es vergeht eine gewisse Zeit zwischen seinem Anfang und dem Moment, wo seine rechte Fruchtbarkeit fürs Reich Gottes beginnt. So wird in der ersten Periode der darin herrschende Stand der Verheiratheten ein fruchtbringender von Abraham oder Jakob an; in der zweiten der Stand der Kleriker oder Prediger, der zur Zeit des Usias oder des Propheten Elisa angefangen, von Zacharias an (Johannes der Täufer, Christus); in der dritten der Stand der Mönche, die Enthaltsamen, Geistlichen, Beschaulichen, der mit dem h. Benedictus begonnen, von der Generation an, in welcher die zweite Periode zu Ende geht und die dritte, die schon während der zweiten angebahnt worden, beginnt. So sind demnach die späteren Perioden (oder Zustände) in den früheren dem Keim oder Anfang nach schon mitgesetzt, schon im Werden und Wachsen, aber erst zur Zeit der Vollendung der ersten tritt das Fruchtbringen der zweiten oder des darin herrschenden Standes ein, und eben so zur Zeit der Vollendung der zweiten das Fruchtbringen der dritten, oder ihres herrschenden Standes. Die erste aber ist die Zeit der gesetzlichen Werke, ihr Charakter ein Leben nach dem Fleisch, Herrschaft der Furcht, knechtisches Wesen; die zweite die Zeit der Lehre und der Unterwerfung unter die Zucht (Disciplin), ihr Charakter ein Mittleres zwischen Fleisch und Geist, Herrschaft der Weisheit, Knechtschaft, aber kindliche. Die dritte die Zeit der völligen Enteignung und Weltverachtung, die Zeit der Beschaulichkeit und der Freundschaft, des Lobens und Dankens; ihr Charakter Leben im Geiste, Herrschaft der Liebe, und daher Freiheit. Sie verhalten sich in ihrer Aufeinanderfolge wie Gras, Aehre und voller Waizen in der Aehre. Und wie der h. Geist vom Vater und Sohn ausgeht, so der dritte Zustand aus dem ersten und zweiten; und der diesem angehörige geistliche Verstand der Schrift aus dem Buchstaben des alten und dem Buchstaben des neuen Testaments (dem ersten und zweiten Verstand). Wie im zweiten Zustand dem neuen Testament eine Achtung vor dem alten ist, woraus das neue hervorgeht, so im dritten eine Achtung vor jenen beiden, in welchen die Herrlichkeit des Vaters und des Sohnes sich offenbart, wie im dritten die des h. Geistes. Der erste und zweite Zustand verlaufen aber in einander entsprechenden je 7 Generationen, welche in den Schöpfungstagen vorgebildet sind. Die siebente ist in beiden eine Zeit der Ruhe, des Friedens, der aber voran-

geht eine Zeit schwerer Kämpfe in der sechsten Generation. Dieß ist in der zweiten neutestamentlichen Periode der antichristische Kampf, in welchem über die römische Kirche, die zwar als Bewahrerin des rechten Glaubens vor der griechischen sich wesentlich auszeichnet, aber, insbesondere in ihrem Klerus, an großer Sittenverderbniß leidet, ein schweres Gericht ergeht. — Der Widerchristen sind zunächst viele, und zwar in zwei Classen: weltliche Gewalthaber, welche die Kirche bedrängen (vornehmlich die hohenstaufischen Kaiser) und die ketzerischen Schaaren der Patarener, welche aber da und dort verschiedene Namen führen. Aus ihnen wird zuletzt der große Widerchrist hervorgehen, der sich als Gott in den Tempel Gottes setzt u. s. w. In dieser Zeit des härtesten Kampfs wird aus den Ueberresten der in ihrer Masse entarteten römischen Kirche eine Hülfe kommen: zwei Zeugen, wahrhaft geistliche Männer, werden auftreten; und wie Jakob 12 Söhne, Christus 12 Apostel hatte, so werden sie 12 Männer um sich sammeln, die mit ihnen zeugen und gegen die Lüge streiten. Nun werden auch die Erwählten aus der griechischen Kirche herbeigebracht und die Juden und Heiden durch die Predigt des Evangeliums ins Reich Gottes gesammelt. Es erfolgt eine allgemeine mächtige Ausgießung des h. Geistes; das Volk Gottes kommt zu seiner Ruhe; als Christi Stellvertreter waltet ein geistlicher Mann, und das Reich Christi wird offenbar in seiner Herrlichkeit; da ist keine Arbeit, keine Zucht mehr, lauter Freude und Jubel im Schauen und Genießen, die Erde voll der Erkenntniß des Herrn, ungestörtes Walten des h. Geistes, ein freies Reich der Liebe.

Joachim hat sich, wie schon aus diesen Andeutungen erhellt, in das Wort der Weissagung, wie Keiner vor ihm, vertieft, und im Lichte derselben aus der kirchlichen Gegenwart, deren Mängel er klar erkannte und schmerzlich empfand, in die zukünftige Vollendung hinausgeschaut. Freilich ist im Einzelnen viel Gewagtes und Willkürliches, und seine Anschauung ist bedingt durch die vorhandenen Lebensformen, unter denen das Mönchthum ihm als die Vollendung des christlichen Lebens erschien. Aber mit klarem Blicke schaut er das Verwandte im Bereiche der Offenbarungen alter und neuer Zeit zusammen, mit hellem Auge nimmt er die Gebrechen des bestehenden Kirchenthums wahr, obwohl er es in seinen Formen, in seiner Verfassung ehrt, und sich der höchsten Autorität desselben in aller Bescheidenheit unterordnet; mit tiefer

Einsicht zeichnet er aus dem Worte der Weissagung das Bild der herrlichen Zukunft. In dieser seiner prophetischen Begabung und Thätigkeit ist er ein kräftiger Zeuge der Wahrheit geworden, und es hat sich an ihn, der der Gunst und Gutheißung der Päpste seiner Zeit sich erfreute, ein mächtiger Gegensatz gegen das Papstthum angeknüpft, welches mehr und mehr in eine hochmüthige Selbstgenügsamkeit hineingerieth und alle Anklage gegen den bestehenden Zustand als ein Majestätsverbrechen behandelte und mit Gewalt unterdrückte. Die vornehmlich in den Franziskaner-Orden hinübergenommene und da gepflegte joachimitische Prophetie wurde nun eine strenge Gegnerin der römischen Kirche und des Papstes, und glaubte hier das Babylon und das Thier aus dem Abgrund zu finden. Sich selbst aber fanden die strengen Franziskaner geweissagt in den Erklärungen Joachims über die zwei Zeugen; und so wurde sowohl in den dem Joachim untergeschobenen Auslegungen des Jesajas und Jeremias, als auch in andern aus dieser Richtung hervorgegangenen Schriften die ursprüngliche Schriftdeutung Joachims geschärft, und in eine ihm selbst noch fremde Bestimmtheit und Gegensätzlichkeit gebracht.

Chr. Fr. Kling in Marbach †.

---

## Italien, 13. und 15. Jahrhundert.

### 243. Dante Alighieri.

14. September.

Dante ist gefeiert als der erste nationale Dichter Italiens; und das unlängst (1865) begangene 600jährige Gedächtniß seiner Geburt hat die Verehrung und Begeisterung weltkundig gemacht, die nach längerer Gleichgültigkeit in den letzten Jahrzehnden dort durchgedrungen ist. Auch andere Nationen nehmen daran Theil: zumal hat Deutschland ein Anrecht an ihn erworben, wo seit länger als zwei Menschenaltern viel Liebe und Arbeit ihm und seinem Werke gewidmet, dasselbe durch Uebersetzung und Erklärung zugänglich gemacht ist. Zwar eine volksthümliche Geltung hat er

bei uns nicht. Er kann sie auch nicht erlangen, schon nach der Form seines Werks als eines Lehrgedichts; so wie nach dem Inhalt, der so fern liegt von der allgemeinen Bildung unserer Tage. Denn es ist eine andere Welt in nationaler, staatlicher und kirchlicher Hinsicht, in welche sein Gedicht einführt, worin der zeitgeschichtliche Stoff sich weit ausbreitet; und auch seine ideale Welt ist von dem heutigen Ideenkreise weit entfernt. Es wird also ein besonderes Eingehen auf das Zeitalter und den Standpunkt des Dichters erfordert, um ihn ganz zu würdigen. Dann aber bietet er in dem neuen Zauber der Sprache und der Poesie einen Reichthum von Erkenntniß in göttlichen und menschlichen Dingen mit einem sittlichen Ernst und einer Kraft der Läuterung, daß er jedes Zeitalter heimathlich anspricht und den Besten darin genug thut.

Dante Alighieri ist geboren zu Florenz aus angesehener Familie, sein Vater war Rechtsgelehrter, im Mai 1265: er selbst hebt hervor, daß die Sonne damals in den Zwillingen stand. Er erhielt den Namen Durante, woraus Dante zusammengezogen ist. Als ein Knabe von neun Jahren empfing er jenen überwältigenden und nie erloschenen Eindruck durch ein Mädchen gleichen Alters, Beatrice Portinari, die er nur einigemal gesehn und von der er neun Jahre später einen Gruß empfangen hat. Ein „neues Leben“ war ihm aufgegangen, wie er seine Schilderung dieser Jugendliebe benannt hat: diese weckte seine ersten Lieder, und auch sein theologisches Gedicht ist daraus hervorgegangen, worin er die früh Gestorbene verherrlicht (Fegef. XXX, 41) als „die hohe Macht, die schon ihn einst verwundet, bevor er aus der Kindheit noch getreten.“ Da nächst ihr am meisten Virgil gefeiert ist, als der Führer durch die Todtenreiche, dem er vertraut und volle Pietät beweiset, — er nennt ihn gewöhnlich „süßer Vater“; so giebt sich darin wohl eine frühe Bekanntschaft mit dessen Dichtung und begeisterte Hingabe an die Person des Dichters zu erkennen. Unter den ältern Zeitgenossen zeichnet er als seinen Lehrer den Brunetto Latini aus, einen Philosophen und Meister in der Beredtsamkeit († 1294), obwohl er ihn wegen eines Lasters in die Hölle versetzt.

Dante tritt zunächst in eine wechselnde Laufbahn ein, da nach einander eine kriegerische, wissenschaftliche und politische Thätigkeit ihn in Anspruch nahmen. Durch seine Abkunft an die guelfische Parthei gewiesen, diente er im Heere der Guelfen von Toscana und focht mit in der Schlacht bei Campaldino, 11. Juni 1289, in

der die Ghibellinen von Arezzo geschlagen wurden. — Einen andern Weg ging er nach dem Tode der Beatrice († 9. Juni 1290), deren Andenken vorerst ihn ganz erfüllte. Am Jahrestage desselben, wie er selbst mittheilt, saß er in Gedanken an sie und zeichnete einen Engel, woran sich die Entstehung eines Sonetts knüpft, gleichsam zur Jahresfeier ihres Gedächtnisses. Es wird bezeugt, daß er vortrefflich gezeichnet; wie er auch an Musik Freude gehabt: und die Construction der drei Reiche wie das Anschauliche seiner Schilderung überhaupt, selbst die Schilderung von Kunstwerken am Reinigungsberge läßt erkennen, daß Formensinn und plastische Gestaltung tief in seinem Wesen angelegt waren. Auch weiset dahin sein Umgang mit den ersten Malern jener Zeit: dem Miniaturmaler Oderisi († 1300) und dem Giotto, der ihn überlebte, welchen beiden er in seinem Gedicht ein Denkmal gesetzt hat. Und wie er über das Wesen der Kunst nachgedacht, welch' hohe Abkunft er ihr beimißt, sagt seine Erklärung: daß sie der Natur folge, gleichsam ihre Tochter, während die Natur aus der Weisheit und Kunst Gottes stammt, wonach die Kunst als Gottes Enkelin erscheint (Hölle XI, 103), — ein Wort, welches Goethe sich angeeignet hat.

Zwei Jahre aber nach dem Tode Beatrice's, als er in seiner Traurigkeit das Buch des Boethius las, womit dieser sich in seinem Kerker, und das Buch des Cicero, womit derselbe den Lälius über den Tod des Scipio getröstet hatte, fand er mehr als er gesucht, den Weg zur Philosophie: so ging er in die Schulen der Theologen und die Disputationen der Philosophen, nach Bologna und Padua, und fing an in kurzer Zeit, von etwa 30 Monaten, so sehr ihre Süßigkeit zu schmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieb. Und wenn er auch noch zu kämpfen hatte, so hegte er doch die Hoffnung, daß die Wissenschaft ihm noch volle Genüge geben werde. Aus diesem Ziel, wie aus jenen Quellen, aus denen er Trost geschöpft, der heidnischen Consolatio eines Redners und eines Philosophen, geht hervor, daß Dante damals dem lebendigen Christenthum noch fern stand.

Indessen wurde er durch eine andere Leidensschule geführt, als eine andere Thätigkeit im bürgerlichen und Staatsleben ihm zugefallen war. Nachdem er einige Zeit nach dem Tode der Beatrice, etwa im J. 1292 mit Gemma Donati sich verheirathet, führte er (wie Leonardo Bruni meldet) „ein bürgerliches, ehrsames und fleißiges Leben, wurde viel zu Staatsgeschäften gebraucht — nament-

lich im J. 1299 als Gesandter nach S. Geminiano geschickt — endlich als er das erforderliche Alter erreicht, zu einem der Priori von Florenz erwählt," ein Amt in der Dauer von zwei Monaten, das er von Juni bis August 1300 bekleidete. Aber es wurde die Quelle langen Elends. Florenz war von Partheien zerrissen, in denen ein dreifacher Conflict zusammentraf. Es war erstens ein Gegensatz einheimischer Geschlechter, der Cerchi und Donati; sodann ein Familienzwist der Weißen und der Schwarzen aus Pistoja, zwischen denen zu schlichten Florenz berufen war, wobei es durch gegenseitigen Anschluß der fremden und der einheimischen Partheien selbst in den Zwiespalt hineingezogen wurde, so daß jene diesen sogar den Namen gaben. Endlich der allgemeine Gegensatz von Guelfen und Ghibellinen, in welchem zwar Florenz seit 1267 auf Seiten der erstern stand, sogar als Oberhaupt der Parthei in Toscana; aber die heimlichen Ghibellinen schlossen sich an die Cerchi oder Weißen an. Und als die Schwarzen durch den Papst zur Herrschaft strebten, wurden jene zu den Kaiserlichen hingedrängt. Der Zwiespalt kam im J. 1301 zum Ausbruch: zwar traf die beiderseitigen Partheihäupter Verbannung, aber zu Gunsten der Weißen wurde sie zurückgenommen. Dante stand jetzt auf deren Seite und wurde von dieser Parthei nach Rom geschickt, Ende des J. 1301, als es galt gegen die unter Karl von Valois, den die Schwarzen vom Papst Bonifacius VIII. sich als Friedensstifter erbeten hatten, verübten Gewaltthätigkeiten derselben Schutz zu erlangen. Das Ende aber war, daß Dante unter der falschen Anklage wegen Erpressung und Betrugs in seinem Amt, am 27. Januar 1302 zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da er nicht erschien und zahlte, am 10. März verbannt wurde, — bei Strafe des Feuertodes, wenn er in die Gewalt der Stadt käme. Eine Rückkehr war ihm nicht beschieden. Vielmehr wurde seine Verbannung erneuert im J. 1311 und wiederum im J. 1315.

Die erste Zuflucht (die er in seinem Gedicht in Form der Weissagung berührt) fand er zu Verona bei dem Bartolomeo della Scala. Noch manche Städte, auch Klöster werden genannt und rühmen sich, daß sie dem Verbannten zum Aufenthalt gedient haben. Aber nicht allein die Verbannung, auch die Armuth drückte ihn; worüber er die rührende Klage in seinem Gastmahl hören läßt: „Seit es den Bürgern der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, gefallen hat, mich zu verstoßen aus ihrem süßesten Schooß,

habe ich fast alle Gegenden, zu welchen diese Sprache sich erstreckt, als ein Fremdling, gleichsam bettelnd durchwandert und habe gegen meinen Willen die Wunde des Schicksals gezeigt, welche ungerechterweise dem Geschlagenen oftmals zugerechnet zu werden pflegt. In Wahrheit, ich bin ein Schiff gewesen ohne Segel und ohne Steuer, verschlagen zu verschiedenen Häfen und Buchten und Ufern durch den trockenen Wind, welchen die schmerzliche Armuth haucht." Seine letzte Zuflucht aber fand er in Ravenna, unter dem Schutz des Guido da Polenta; wohin er auch seine Kinder kommen ließ, die mit der Mutter bei seiner Verbannung in Florenz zurückgeblieben waren.

In diese Zeit der Wanderschaft trifft sein Aufenthalt in Paris, wo er sich vornehmlich dem Studium der Philosophie und Theologie widmete. Auch gab er dort wie in Verona Proben seines Wissens und seiner Redekunst, durch eine theologische und eine naturphilosophische Disputation. Uebrigens muß sein Leben erfüllt gewesen sein durch die Ausführung seines poetischen Hauptwerks, wozu er den Gedanken frühzeitig noch in Florenz im J. 1300, wie es scheint, erfaßt hat, und welches zum Abschluß zu bringen erst in der Ruhe zu Ravenna nicht lange vor seinem Tode möglich werden konnte: viele Jahre, sagt er darin, habe es ihn hager gemacht (Parad. XXV, 3). Noch einmal gedenkt er der Arbeit des Dichtens, da er im Begriff, die wunderbaren Gesichte des irdischen Paradieses zu schildern, die Musen anruft, durch ihren Beistand ihn zu belehren, wenn er je Hunger, Frost oder Wachen um ihretwillen erduldet (Fegef. XXIX, 37). — Im Allgemeinen aber für seine Stimmung und innere Entwickelung entnehmen wir hieraus zwei Momente, welche scheinbar widersprechend den Grundton seines Lebens bilden. Das eine ist Klage über Florenz, welches er nennt ein Nest der Bosheit und eine Pflanze des Teufels. Und Klagen über sein Exil, wenn auch nicht ohne Hoffnung der Rückkehr, die oft getäuscht ihn kaum verlassen hat. Wie er das fortdauernde Elend empfunden, drückt eine berühmte Stelle seines Gedichts aus: „Du wirst erfahren, wie nach Salze schmeckt das fremde Brot und wie so hart der Gang die fremden Treppen auf und ab zu steigen." Doch hatte er Kraft ein Riesenwerk des Geistes zu vollenden; denn er hatte ein anderes Gut gefunden als Frucht des frühen Suchens und des langen Schmerzes, das ist der Friede, der nicht von dieser Welt ist. Es wird erzählt, daß, als er nach

Frankreich gehen wollte, er vor einem einsamen Kloster angekommen, auf die wiederholte Frage des Priors, was er suche, zuletzt geantwortet habe, den Frieden. Wenn auch bestritten, zeigt diese Erzählung jedenfalls einen Grundgedanken, der sein ganzes Gedicht und ihn selbst beseelt. Der Friede ist ihm das höchste Gut sowohl diesseits als jenseits: er stellt ihn als das Ziel der Wanderung durch die drei Reiche hin. Gegenüber der Unruhe seines äußeren Daseins, wie den vergeblichen Versuchen, in der Weltweisheit sein Verlangen zu stillen, drückt in der That dies Wort, das ihm so häufig auf die Lippen tritt, das Thema seines Gedichts und die Errungenschaft seines Lebens aus, welche im Umgang der Seele mit Gott auf dem Grunde des Wortes Gottes ihm zu Theil geworden.

Zu Ravenna fand er das Ende seiner Pilgerschaft. Als er von einer Gesandtschaft nach Venedig krank zurückgekehrt war, ereilte ihn der Tod am 14. September 1321. Hier steht sein Grab bis auf diesen Tag. Zwar hat Florenz mehrmals seine Gebeine begehrt, im J. 1429 so wie von Papst Leo X. im J. 1519 und jüngst, aus Anlaß des Jubiläums von 1865. Aber Ravenna wollte der Obhut über die Gebeine nicht entsagen; denn es weiß was es daran besitzt, — selbst die schlichten Bürger der Stadt sind stolz auf ein solches Grab, wie ich aus eigener Erfahrung (vom Sept. 1862) bezeugen kann.

Dante war von mittlerer Größe, hatte ein längliches Gesicht mit melancholischen Zügen, eine Adlernase, starke Backenknochen und eine vorstehende Unterlippe, — wie Boccaccio ihn schildert und die Bildnisse sein Gesicht zeigen. Allen diesen aus früherer Zeit liegt, wie es scheint, zum Grunde eine Büste aus gefärbtem Gyps, im Besitz der gräflichen Familie Torrigiani in Florenz, die nach einer Todtenmaske geformt sein soll. In neuester Zeit hat ein Bild des jugendlichen Dante Verbreitung gefunden nach einem Originalgemälde von der Hand Giotto's, welches im Palast des Podesta zu Florenz im J. 1840 entdeckt worden ist.

Suchen wir aber ein Bild seines Geistes, so zeigt sich eine Größe, die in der charaktervollen Verknüpfung verschiedenartiger, scheinbar entgegengesetzter Geistesgaben und Thätigkeiten besteht.

Dante ist nicht bloß Dichter, sondern auch Philosoph. Ihm ist eigen neben dem Vermögen der Anschauung und plastischen Gestaltung, im hohen Grade der Trieb der Forschung, die Kraft

dialectischer Unterscheidung, die Kunst der Gesprächführung: er ist Meister der damaligen scholastischen Methode. So hat er sich ernstlich bemüht um ihre Autoritäten, vor allen den Aristoteles, den er den Meister und Führer der menschlichen Vernunft nennt; hat aber auch im eigenen Namen geworben um die Wissenschaft und gearbeitet auf ihrem weiten Felde. Er ist eingedrungen in die Gründe der Natur und des geschichtlichen Daseins und vorgedrungen bis zu den letzten Fragen über Welt und Gott. Und als er der Schranken inne geworden, ist er zur Theologie übergegangen in ihrem damaligen Sinne als Summa Theologiae oder Glaubens- und Sittenlehre. Auch hier hat er sowohl im Anschluß an die großen Autoritäten des Mittelalters, zumal den Thomas von Aquino, als in mannichfacher Polemik sich selbst den Weg gebahnt zu den schwierigsten Problemen, die er in der Tiefe zu erfassen und lichtvoll auseinanderzulegen weiß. Er ist auch nicht bloß Philosoph und Theolog, der es mit Erforschung und Betrachtung der göttlichen Dinge und der Urgründe des Daseins zu thun hat, abgezogen von der Wirklichkeit; sondern mit gleicher Hingebung wie die ideale, umfaßt er die reale Welt, — die Geschichte der Menschheit, seines großen Vaterlandes, seiner engeren Heimath; überall bringt er den vollen Antheil eines für die großen Aufgaben der Menschheit erregten Herzens und dessen Affekte, Freude und Trauer, Liebe, Zorn und Haß herzu. — Vornehmlich überträgt er dessen Antheil und die ganze Energie des sittlichen Urtheils auf die Zustände und handelnden Personen seiner Zeit, der er einen Spiegel vorhält zur Selbsterkenntniß und zur Läuterung, nachdem er selbst diesen Weg gegangen war. Und so erhebt er sich von dem Geschäft des Historikers, der in der Rückschau sich genügen läßt, zu dem Beruf eines Reformators.

---

In diesem Sinn ist das Werk verfaßt, welches er Comoedia genannt hat, — eine Aufschrift, die für ein geistliches Gedicht uns fremd erscheint. Er giebt aber auch die Erklärung, wonach die Komödie eine Gattung der Poesie ist, welche mit der Verwickelung einer Sache beginnt, aber glücklich endet, während die Tragödie einen ruhigen Anfang hat, aber zu einem schrecklichen Ausgang führt: — so sei der Gegenstand seines Werks zu Anfang als Hölle schrecklich, zuletzt als Paradies ersehnt und lieblich. Der Zusatz göttliche Komödie ist von ihm selbst nicht gemacht, findet sich aber

schon bei Boccaccio und ist dann allgemein in die Aufschrift aufgenommen: er bezieht sich auf die göttlichen Dinge als Inhalt oder vielmehr als Ziel des Gedichts.

Denn es schildert eine Wanderung, welche der Dichter noch im Leibe dieses Lebens durch die jenseitigen Reiche ausführt: das schmerzenreiche Thal, den Berg mit dem schönen Gipfel, dem irdischen Paradiese, und den Himmel mit seinen Sphären und Lichtern, wo überall Paradies ist. Geführt wird er durch die beiden ersten Reiche von der Seele Virgils und höher hinauf von der Seele Beatrice's. Das alles ist ganz eigentlich und persönlich gemeint; in allem ist aber auch Allegorie, — wie er selbst in einem Briefe an Can Grande den Plan auslegt.

Darnach ist Gegenstand der göttlichen Komödie nach buchstäblichem Sinn der Zustand der Seelen nach dem Tode: das beweiset auch die ganze Anlage des Gedichts, welches nach dem Schauplatz des jenseitigen Lebens abgetheilt ist. Gleichwohl hat man versucht diesen Sinn zu beseitigen und den Inhalt zu einem diesseitigen zu machen, indem alles, was der Dichter aus dem Jenseits mittheilt, bezogen werden soll auf die politischen Zustände seiner Zeit oder auf das religiös-sittliche Leben der Menschen auf Erden. Das ist aber ganz verfehlt: die Schilderung der drei Reiche enthält die deutlichen Beweise, daß diese ihrem Wesen nach ganz eigentlich gemeint sind: und zwar in dem dogmatischen Gehalt, der im Sinne Dante's sich nicht verflüchtigen und in bloße Allegorie auflösen läßt. Dahin gehört das nach göttlichem Rathschluß und ewigem Gesetz geordnete Schicksal der drei Klassen, der Verdammten, Hoffenden und Seligen: ihr räumliches Geschiedensein in Hölle, Reinigungsort und Paradies. Sodann bei den Verdammten in der Hölle die Bestimmung, daß ihre Strafe ohne Ende ist; und bei den Seligen im Paradiese die Schilderung von der Vollendung der Seligkeit im Anschauen Gottes. Das sind feste Punkte des Kirchen- und Volksglaubens, die nur das Leben nach dem Tode betreffen und in eine Erklärung, welche das Ganze auf das diesseitige Leben umdeuten will, gar nicht eingehn, also in dieser Auffassung ohne Sinn sein würden.

Allerdings aber ist der andere Gegenstand der Dichtung, allegorisch genommen, wie Dante ebenfalls erklärt, der Mensch, wie er durch den Gebrauch des freien Willens der göttlichen Gerechtigkeit unterworfen ist. Deshalb breitet sich weit aus und nimmt den

größern Theil des Gedichts ein die Schilderung der Sünden der Welt, vom ersten Abfall durch die mythischen und historischen Zeiten hindurch am meisten aus seinem eigenen Zeitalter: und zwar aller Arten von Sünden mit jenen Folgen, ewiger Strafe oder vorübergehender Züchtigung und Läuterung, in deren Ausmalung der wunderbare Reichthum der Phantasie und die Energie der plastischen Gestaltung sich zeigt, deren schon gedacht ist. Der Zweck ist: die Lebenden dem Zustand des Elends zu entziehn und zum Zustand des Glücks zu führen. Also soll durch die Schilderung der jenseitigen Qualen diesseits die Buße geweckt werden, so lange es noch Zeit ist, d. h. der Mensch im Fleische lebt. Wogegen die Anschauungen des Paradieses, die Gegenwart der Heiligen, der ächten Diener Gottes und die Seligkeit, die sie genießen (wie der Apostel Jacobus zu Dante sagt), hienieden die Hoffnung, die mit rechter Liebe erfüllt, in ihm und Andern stärken soll.

Wie also der Gegenstand ein zwiefacher ist, so haben auch die Hauptpersonen, welche Träger dieser Anschauungen sind, eine doppelte Bedeutung. Geschichtlich genommen ist Virgil der Repräsentant des Heidenthums, auf dessen Höhe stehend er als Vorläufer des Christenthums erscheint. Ebenso ist Beatrice nichts weniger als eine poetische Erfindung. Zugleich vertreten sie in ihrer Führung Dante's durch die jenseitigen Reiche, jener die menschliche Vernunft, diese die göttliche Gnade, welche die Geheimnisse des Glaubens erschließt. Auch Dante selbst tritt einerseits ganz mit seiner Person hervor, wie schon der Anfang zeigt, welcher seine Verirrung in einem Walde, als er in der Mitte seines Lebens im Alter von 35 Jahren stand, schildert. Wie er hier von der Rettung abgeschnitten und in den Wald zurückgescheucht wird durch drei Thiere, so geben diese ein Bild sittlicher Zustände, der andringenden Leidenschaft: die Wölfin mit ihrem bodenlosen Hunger ein Bild der Habsucht und des Geizes, der Panther der Wollust, dem Löwen fällt der Stolz und die Herrschbegier zu. Diese drei aber, Wollust, Hoffart und Habsucht umfassen das lasterhafte Wesen überhaupt, auf Grund des Spruches 1. Joh. 2, 16. Und wie der Dichter darin verstrickt erscheint an dem irdischen Ausgangspunkt der Wanderung, so bekennt er auch im Verlauf derselben sich selbst des Stolzes, des Neides, der Weltluft schuldig. Das sind also individuelle Erfahrungen und Selbstbekenntnisse. Es sind andrerseits Weltbekenntnisse, mit welchen Dante als eine Collectivperson auf-

tritt. Denn wie er allein die sieben Sünden, die im Purgatorium gebüßt werden, dort auf sich nimmt, um die menschlichen Verirrungen in sich zusammenzufassen; so vertritt er auch das ganze sündige Geschlecht, wenn er noch auf Erden sich jenen drei Hauptlastern ausgesetzt zeigt. Und eben so stehen allgemein als Bedingung des Eintritts in den Himmel, worüber er im Namen aller, die dazu berufen sind, sich ausweiset, diesen drei Lastern die drei Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe gegenüber.

Doch steht, dieser Bedeutung untergeordnet, den drei Thieren noch eine andere zu: es ist der Gegensatz der verweltlichten, herrsch- und habsüchtig gewordenen Kirche und der gottgeordneten weltlichen Macht, der in diesem Gesicht gleich zu Anfang, wie am Schluß des Purgatorium in dem Gesicht von dem Kirchenwagen erscheint. Und damit eröffnet sich ein neuer Gesichtskreis in der Anlage des Gedichts, indem die durchgehende Rüge der Gebrechen in Kirche und Staat so wie der Hinweis auf die wahre Gestalt und die ewige Grundlage beider in die Zukunft hineingreift. Das ist der reformatorische Charakter der göttlichen Komödie, die nicht blos eine Wiedergeburt des sittlichen Lebens des Einzelnen, sondern Wiederherstellung und Erneuerung des ganzen Gemeinwesens und der waltenden Mächte im nächsten Hinblick auf Italien, des Papstthums und des Kaiserthums, erstrebt.

In der Ausführung dieser Gedanken ist nun ein ungeheurer Stoff zusammengebracht, geistig ausgeprägt und in kunstreichster Gliederung aufgebaut. Es entfaltet sich ein ganzes theologisches System, und mehr als das es wird eine Art Encyclopädie des damaligen menschlichen Wissens zu Stande gebracht. — Wir beschränken uns darauf von diesem System die Grundlehren anzuzeigen, welche den christlichen und theologischen Charakter Dante's bestimmen; sodann die streitigen Lehren und damit seine Stellung zum katholischen Kirchenthum so wie zur Reformation.

Entscheidend für das Christenthum und die Theologie Dante's ist seine Auffassung des höchsten Gutes. Das ist nach ihm Gott selbst, in dem alles Gut anfängt und endet. In der Aneignung aber tritt zunächst eine Zweiheit hervor in Bezug auf das sittliche und das geistige Leben: und so wird das höchste Gut des Menschen bestimmt als Friede und als Anschauen Gottes. — Wie nun der Dichter für sich selbst den Frieden gesucht und gefunden, hat sich in seinem Leben gezeigt, und daß er ihn allgemein als das höchste

Gut auffaßt, beweiset die göttl. Komödie aller Orten. Die Hölle freilich ist nicht eine Stätte des Friedens, auch wird er dort nicht gesucht. Doch findet sich da eine Ahnung davon: und das ist vielleicht die ergreifendste Stelle in dem ganzen Gedicht, wie Francisca von Rimini zu Dante auf die Aeußerung seiner Theilnahme spricht (Hölle I, 91):

> Wenn freundlich uns des Weltalls König wäre,
> Wir wollten ihn für dich um Frieden bitten,
> Weil Mitleid du mit unserm Elend fühltest.

Auf dem Reinigungsberge geht das ganze Streben dahin. Am Fuß desselben beschwört Dante die Seelen bei dem Frieden, den sie sämmtlich erwarten; und im letzten Kreise redet er die Büßenden an: „o Seelen, die ihr sicher, wann es auch sei, zum Frieden zu gelangen.“ Dieser Friede aber ist die Gemeinschaft der versöhnten Seele mit Gott; er wird erreicht, nachdem alle Sünde und Schuld getilgt ist; er ist heimisch im himmlischen Paradiese, denn da ist das Reich, wo die Engel Frieden haben, und von wo der Engel der Verkündigung (wie es unter den Bildwerken am Reinigungsberge zu sehen ist, Fegef. X, 34),

> zur Erde mit der Urkund'
> des viele Jahr' ersehnten Friedens kam,
> die uns den lang verschloss'nen Himmel öffnet.

Die andere Bestimmung des höchsten Gutes ist, daß es in dem Anschauen Gottes beruht. So wird von den drei obersten Engelordnungen gesagt, ihre Wonne sei so groß, als ihr Schauen sich in die Wahrheit versenkt, worin jede Einsicht sich stillt: und daraus allgemein gefolgert, daß die Seligkeit sich auf das Schauen gründet. Dasselbe gilt von den Seelen der Heiligen. Im Menschen aber wirkt deshalb eine ungestillte Sehnsucht bis er die höchste Wahrheit erreicht hat, wie Dante bekennt in dem schönen Ausspruch (Par. IV, 124):

> Ich sehe wohl, daß unser Geist sich nie
> Ersättigt, wenn ihm nicht die Wahrheit leuchtet,
> Die keine Wahrheit zuläßt über sich.
> Hat er erfaßt sie, und er kann sie fassen
> (Wo nicht, so wäre jeder Wunsch vergebens),
> Ruht wie ein Wild im Lager er darin.

Also auch hier ein Nachbild jenes Friedens, den die himmlischen Creaturen im Anschauen Gottes haben, — wiewohl jenes noch kein Schauen ist. — Nehmlich beide Bestimmungen des höchsten

Gutes, welches Friede und Anschauen Gottes ist, gehen darin zusammen, daß nur in dem Anschauen Gottes die Creatur ihren Frieden hat, — wie es in der Vollendung des ganzen Gesichtes heißt, da der Dichter des Anschauens Gottes gewürdigt wird.

Der Weg dahin führt durch die drei theologischen Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, über welche Dante vor dem Uebergang von dem Sternenhimmel zum schnellsten Himmel eine Prüfung zu bestehen hat vor den Aposteln Paulus, Jacobus dem älteren und Johannes, welche als Repräsentanten jener Tugenden gelten. Durch diese Prüfung erhalten wir einen Inbegriff der Theologie Dante's, sowohl den Inhalt als die Begründung; so daß die ganze Scene eine der bedeutendsten in dem Gedichte ist. Sie ist auch eine der anmuthigsten, durch die Haltung des Dichters, seine Bescheidenheit und Entschiedenheit und lebendige Gesprächführung, das Eingreifen der Beatrice und die Freude des Petrus über seine gute Antwort, wofür er ihn dreimal umarmt, endlich den Abschluß, den die Chöre der Seligen jedesmal dem Bekenntniß geben. Wir bleiben aber bei der Prüfung über den Glauben stehn (Parad. XXIV), welche hauptsächlich jenen Inbegriff darbietet.

Also auf die Frage des Petrus, was der Glaube ist, antwortet er aus Hebr. 11, 1 (nach der Uebersetzung der Vulgata): der Glaube ist die Wesenheit der gehofften Dinge und der Beweis der noch nicht erscheinenden, — eine Wesenheit, weil die gehofften Dinge, den Augen der Menschen verborgen, ihr Wesen allein im Glauben haben, worauf die Hoffnung sich gründet; und ein Beweis, weil wir von dem Glauben schließen müssen ohne geschaut zu haben. — Und da er Glauben zu haben versichert, so wird er gefragt, woher? Die Antwort ist:

> Der reiche Segen
> Des heil'gen Geistes, der da ausgegossen
> Ueber die alten und die neuen Bücher,
> Hat durch Vernunftschluß diesen Glauben mir
> So scharf bewiesen, daß jeder Beweis
> Damit verglichen mir nur stumpf erscheint.

Aber warum er die beiden Testamente für Wort Gottes halte? Antwort:

> Was mir die Wahrheit hat erschlossen,
> Die Werke sind's, zu denen die Natur
> Nie Eisen glühte noch den Ambos schlug;

(d. h. die Wunder). Aber wer ihm die Werke beweise; da niemand

anders als die h. Schrift, deren Glaubwürdigkeit erst bewiesen werden soll, dafür einsteht? Das führt auf den letzten Grund:

> Hat sich die Welt zum Christ bekehrt
> Ohne die Wunder, so ist dieses Eine
> Wohl hundertfach den andern überlegen;

da die Apostel arm und hungrig auf den Acker gegangen, die gute Pflanze zu säen: das ist der Beweis des Geistes und der Kraft. — Die zweite Frage geht auf den Inhalt und den Grund des Glaubens; worauf er bekennt:

> Ich glaub' an einen Gott,
> Der ewig, einig, unbewegt aus Sehnsucht
> Und Liebe nur bewegt den ganzen Himmel.
> Und an drei ewige Personen glaub' ich,
> So Eines Wesens, und so dreifach doch,
> Daß sie verbunden Sind und Ist ertragen.

Für das erste (den Inhalt der natürlichen Theologie) beruft er sich auf physische und metaphysische Beweise so wie auf das Zeugniß beider Testamente; das andere (die Lehre von der Dreieinigkeit) werde durch das Evangelium ihm besiegelt.

Demnach erschließt die heilige Schrift eine Erkenntniß, welche über die Vernunft hinausreicht und tritt dafür mit unbedingter Autorität ein. Doch hat die Vernunft auch hier noch eine doppelte Thätigkeit: einmal den Glaubensinhalt zu entwickeln und durch Schlüsse das System aufzubauen (wovon er beim Begriff des Glaubens spricht); und auch selbstthätig bringt sie ihm Beweise, welche die h. Schrift bestätigt (wie es in der Prüfung über die Liebe vorkommt). — Uebrigens erklärt er sich gegen ein eitles Philosophiren, das seine eigenen Wege geht. Noch mehr gegen die Verdrehung und Beseitigung der Schrift (Parad. XXIX, 88):

> Man denkt dort nicht, welch' Blut es hat gekostet
> Sie zu verbreiten, und wie der beliebt ist,
> Der sich in aller Demuth an sie anschließt.

Das gehört nun schon zu der reformatorischen Thätigkeit Dante's. Sehr natürlich hat dieselbe durch gute und böse Gerüchte ihn geführt. Es haben nach der Trennung der Kirchen beide Partheien auf ihn Anspruch gemacht: und der Streit darüber ist noch heute im Gange. Wir wollen aber ihn selbst hören sowohl über die Mißbräuche als über die Unterscheidungslehren.

Ueber die Mißbräuche kann die Meinung Dante's nicht zweifelhaft sein. Niemand hat strenger die Schäden der Kirche aufge-

deckt und die Frevel ihrer Häupter gerügt. Von den Päpsten seiner Zeit versetzt er in die Hölle wegen Simonie Nicolaus den III. († 1280). Dieser erwartet die Herabkunft Bonifacius des VIII. († 1303) und verkündet nach demselben einen noch schlimmeren Papst, den gleiche Verdammniß treffen werde (Clemens V., † 1314). Da bricht Dante in die Strafrede aus über den Geiz und die Habsucht dieser falschen Hirten. Und wie er damit die Spitze trifft, so geht er auch die kirchlichen Stände und Aemter durch: dem Benedictus legt er die Klage in den Mund, daß die Abteien Räuberhöhlen geworden, und Beatrice rügt den Mißbrauch der Kanzel zum Possentreiben um Gelächter zu erregen.

Darin zeigt sich jedenfalls ein starkes Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern: doch so daß es noch auf dem Boden des mittelalterlichen Katholicismus steht. Denn freilich kann der Kirche als einer göttlichen Stiftung die Unwürdigkeit einzelner Oberhirten keinen Abbruch thun. Auch macht Dante wiederholt die Unterscheidung zwischen der Person und dem Amt. So ist denn auch nicht streitig, daß er den Papst für den Statthalter Christi und Nachfolger Petri, den Hirten der Kirche ansieht. Aber, sagt er, wir sind ihm nicht so viel wie Christo sondern wie Petro schuldig. Auch giebt er dieselbe Stellung in weltlichen Dingen dem Kaiser: beide Gewalten von Gott geordnet, als die Sonnen, welche beide Wege, der Welt und Gottes, zeigen konnten. Damit ist wenigstens die Anmaßung einer päpstlichen Universalmonarchie verworfen. Aber er geht weiter und stellt Grundsätze auf, welche dem mittelalterlichen wie dem heutigen Katholicismus widersprechen, nicht allein für die äußere Lage der Kirche, sondern auch im Dogma, — wofür außer der göttlichen Komödie, sein Buch de monarchia die Beweise giebt.

Es kommt schon einer Umwälzung der römischen Kirche gleich, daß er das Papstthum des weltlichen Besitzes und der Herrschaft entkleidet wissen will; er klagt über das Unheil, welches die Schenkung Constantins hervorgebracht habe. Er nimmt aber auch kein unfehlbares Papstthum an, da er einen Papst, Anastasius II. unter den Ketzern in der Hölle aufführt, welche in glühenden Särgen ihre Schuld büßen. Noch mehr, er kennt auch kein ausschließendes Priesterthum: die leitenden Personen in seinem Gedicht haben keine kirchliche Stellung; er selbst kann seinen Beruf, die Sünden zu strafen, zur Buße zu rufen, eine Reform des Clerus

und der Kirchenregierung bis zu dem Papste zu fordern, nur aus dem allgemeinen Priesterthum ableiten.

Seine Autoritäten sind Christus und die Apostel, an deren Leben und Lehre er die Zustände der Kirche mißt. So sagt er gegen die Simonie der Päpste: Christus habe von Petrus, bevor er ihm die Schlüsselgewalt gegeben, nicht Schätze, sondern seine Nachfolge verlangt; dem Prunk der kirchlichen Würdenträger stellt er den ärmlichen Aufzug gegenüber, in welchem Petrus gekommen. — Und die letzte Quelle seiner Erkenntniß ist die h. Schrift, wie überall in der Beweisführung erhellt. Auch erklärt er ausdrücklich: sie geht der Kirche voran, als Gebot in die Ewigkeit. Die nach der Gründung der Kirche entstandenen Ueberlieferungen (Decretalen) sind ihr nachzusetzen. Ein Frevel ist zu behaupten, daß die Tradition die Grundlage des Glaubens sei. — Der Glaube aber ist ihm der Anfang des Heils. Darum gelangt Virgil nicht zur Seligkeit weil er nicht geglaubt. Aber Ripheus der Trojaner habe geglaubt durch Gottes Gnade an das zukünftige Heil, und darum sei er in den Himmel erhoben. Diese wundervolle Ausführung wird eingeleitet durch das mächtige Wort: Parad. XX, 94:

Das Reich der Himmel kann Gewalt erleiden,
Von heißer Liebe und lebend'ger Hoffnung
Welche den Willen Gottes überwinden.

In allem dem steht Dante, verneinend und bejahend, in den Grundsätzen, auf welchen die Reformatoren ihr Werk aufgebaut haben. Daneben erscheinen freilich andere Punkte, welche Bedenken erregen können, ihn zu den unsrigen zu zählen. Hauptsächlich aber ist es nicht ein Zuviel des Glaubens, sondern ein Mangel, der uns in den Weg tritt. Das liegt schon in jener Prüfung, wo er als Inhalt des Glaubens nur das Wesen Gottes nebst der Erschaffung und die Dreieinigkeit anzeigt (S. 183). Also der zweite Artikel ist übergangen. Und das ist wohl nicht zufällig oder bloße Abkürzung. Denn wie sehr auch Dante die Erlösung durch das Blut Christi hervorhebt; so tritt doch im Fortgang der Vision der menschgewordene Sohn Gottes zurück. Der Grund davon liegt in der speculativen Richtung seiner Theologie. Das sind aber Anstände, die eben so sehr von der katholischen als von der protestantischen Seite erhoben werden müssen, — wenn gleich auf der ersteren man einen Ersatz in der gesteigerten Marienverehrung finden mag.

Doch ist sein evangelischer Charakter überwiegend, sein Zeugenthum so lauter und sein Ruf so kräftig, daß er mit dankbarer Verehrung anzuerkennen ist als einer der Vorläufer der Reformation[1]). F. Piper.

---

## 244. Hieronymus Savonarola.

23. Mai.

Die römische Kirche hat in der Zeit ihrer Macht unternommen, die Reiche dieser Welt zu beherrschen und das Haupt der Fürsten zu beugen. Daher auch derjenige, der das Verderben dieser Kirche kannte und eine edlere Gestalt der Kirche im Herzen trug, versucht sein konnte, mit derselben mächtigen Hand die Kirche wie den Staat zu reformiren.

Hieronymus Savonarola, geboren zu Ferrara am 21. Sept. 1452, war nach dem Vorbilde seines Großvaters, eines hochangesehenen Arztes an der Universität Padua und am Hofe des Herzogs von Este, zu einer stattlichen weltlichen Bahn bestimmt. Der Jüngling entfloh aus dem väterlichen Hause. Ein Brief aus Bologna meldet, daß er eingetreten ist in's Dominicanerkloster, die Armuth hat er zu seiner Braut erwählt, den Leib will er dran geben, die unsterbliche Seele zu retten, der Vater möge die Mutter trösten, beider Segen mit ihm sein, immer will er für ihre Seelen beten. Als Grund nennt er das Verderben der Welt, insbesondre Italiens, „es bleibt uns nichts übrig, als zu klagen und die Hoffnung eines besseren Jenseit festzuhalten." Der Bettelorden der Dominicaner hatte damals ein reichliches Theil an den Ehren und Reichthümern der Kirche; Savonarola gedachte nur als dienender Bruder dem Kloster anzugehören, etwa beschäftigt die Kutten zu nähen, oder den Garten zu bestellen, damit er nicht aus der Aristokratie der Welt in die Aristokratie des Klosters gerathe. Er hat vierzehn Jahre ein stilles Klosterleben geführt, nach dem Gebote seiner Obern mit theologischen Studien beschäftigt, auch zuweilen als Fastenprediger versandt, da versetzten ihn die Obern nach

---

[1]) Die weitere Ausführung dieses Lebensbildes giebt der Aufsatz des Verfassers: Dante und seine Theologie, im Evang. Kalender für 1865. S. 17—82, wo Dante's Name, aus Anlaß der 600jährigen Jubelfeier seiner Geburt, zuerst in den verbesserten evangelischen Kalender aufgenommen ist; s. daselbst S. IV.

Florenz in das Kloster des heiligen Marcus, um die jüngern Brüder zu unterrichten.

Florenz war damals eine betriebsame reiche Stadt, welche den größten Theil von Mittelitalien beherrschte, dem Rechte nach seit Jahrhunderten eine Republik, deren Staatsämter sogar durch's Loos vertheilt wurden, aber eine Kaufmannsfamilie, die Mediceer, war durch unermeßlichen, wohlbenutzten Reichthum zur höchsten Gewalt gelangt, nun bereits als ein Erbe seines Großvaters regierte das Haupt dieser Familie, Lorenzo der Erlauchte, wie ein unbeschränkter Fürst die Republik, umgeben von allem Glanze der Kunst und Wissenschaft.

Savonarola, der heimisch war unter den Propheten des A. Testaments und voll der Zukunft, begann in der Klosterkirche am 1. August 1489 die Geheimnisse der Offenbarung Johannis auszulegen. Sein Grundgedanke ist: die Kirche Gottes muß erneut werden, vorher wird Gott mit schwerer Geißel Italien züchtigen, beides wird bald geschehen. Die Erneuerung der Kirche, an die er glaubt, ist eine sittlich religiöse, daß jedes Kirchenamt auf seine fromme Bestimmung zurückgeführt, durch den überflüssigen Reichthum der Kirche die Noth der Armen gelindert werde, jedermann Buße thue und der heilige Geist wieder die Gemeinde regiere. Daher seine Weissagung auf die Reformation zur Bußpredigt wurde. Er hat nicht daran gedacht irgend eine Glaubenssatzung seiner Kirche umzustoßen, aber sich vertiefend in die heilige Schrift hat er gepredigt, daß sie uns hinführe zu Christo, nicht zu den Heiligen; daß, wenn Christus dich nicht absolvirt, was hilft dir alle andre Absolution! daß nicht aus den äußerlichen Werken das Heil komme, sondern aus der Hingabe des Herzens an den Erlöser, aus dem Glauben. Er selbst hat bemerkt, als er vormals von den spitzfindigen Lehren menschlicher Weisheit predigte, da gefiel er einer ungeduldigen und zerstreuten Versammlung: als er sich zur Majestät der heiligen Schrift wandte, da hat er die Herzen der Menschen erschüttert, und wie der sehnsuchtsvolle Glaube an eine Wiedergeburt der Kirche sich seiner bemächtigte, erstanden ihm selber bis dahin ungekannte Kräfte des Geistes und der Rede. Die Klosterkirche wurde bald zu eng, und in die weiten Hallen des Domes mußte man Gerüste bauen, um die Menge des Volks zu fassen, das in der Sonntagsnacht auch vom Gebirge herabzog, um das Brot des Lebens hier zu suchen.

Ein Jahr nach seiner Ankunft wurde Savonarola zum Prior des Klosters gewählt. Man erinnerte ihn an die Sitte sich und das Kloster dem Staatsoberhaupte zu empfehlen. Er antwortete: „Hat mich Gott oder Lorenzo zu diesem Amt erwählt? Laßt uns das Kloster der Gnade des Höchsten empfehlen!“ Lorenzo ließ eine reiche Summe Goldes in die Casse des Klosters werfen. Bei der Eröffnung schied Savonarola das kleine Geld vom Golde, und sprach zu den Mönchen: „Jenes reicht aus für unser Bedürfniß, dieses tragt zu den Armenpflegern der Stadt, daß sie es vertheilen.“ Seine Strafpredigt richtete sich oft gegen Lorenzo, in dessen Palast er den Quell der Weltlust und Gottentfremdung fand, der sich über die Stadt ergossen habe. Als angesehene Bürger ihn ermahnten, um des öffentlichen Friedens und des Klosters willen von dieser rücksichtslosen Predigtweise abzustehen, erwiedert er: daß er gegen die Laster predige, wie es in der alten Kirche Sitte gewesen. „Sagt Lorenzo, daß er Buße thue.“ Und als sie hinwiesen auf die ihm drohende Landesverweisung, entgegnet er: „Was kümmert mich das! Aber Lorenzo mag wissen: er ist der erste Bürger des Staats, ich ein Fremder, ein armer Mönch, doch ich werde bleiben, und er davon gehen müssen.“

Die Rede erfüllte sich rasch, und wohl anders, als sie gemeint war. Lorenzo lag auf seinem Sterbebette, manche ungerechte That lastete auf seiner Seele, er schickte nach dem Prior des Marcusklosters, denn nie hab' er einen wahren Mönch gesehn als diesen, bei ihm sucht er das Wort der göttlichen Erbarmung. Savonarola setzte drei Bedingungen, unter denen er ihm die Vergebung seiner Sünden verkündigen dürfe. Vorerst, daß er einen lebendigen Glauben habe, Gott wolle ihm vergeben. Lorenzo antwortete: „Ich glaube also.“ Sodann, daß er alles ungerecht Erworbene wiedererstatte, seinen Kindern werde soviel übrig bleiben als Bürgern zieme. Nach einigem Bedenken sprach Lorenzo: „Auch das will ich thun.“ Zum letzten, daß er die Freiheit von Florenz und die volksthümliche Verfassung wiederherstelle. Da wandte sich Lorenzo ab, und der Mönch verließ ihn.

Nach Lorenzos Ableben erbte sein Erstgeborner, Pietro, seine Macht, aber nicht seine Weisheit, um unter den Formen der Freiheit den Staat zu regieren. Wenn Savonarola von dem Gerichte Gottes redete, das über Italien hereinbrechen werde, sprach er auch: „Das Schwert des Herrn kommt über die Erde und rasch!“ und

von einem großen Könige, der über die Berge kommen werde, um die Tyrannen Italiens zu züchtigen und die Kirche mit dem Degen zu reformiren. Er hat noch in einer Zeit tiefen Friedens so gepredigt, im Sommer 1494 zog der König von Frankreich Karl VIII. mit einem mächtigen Heere über die Alpen, um Neapel als sein Erbe und die Oberherrschaft über Italien zu erobern. Indem diese neue Macht in Italien alles Bestehende in Ungewißheit stellte, erhob sich das Volk von Florenz und vertrieb seinen jungen Fürsten. An der Spitze einer Gesandtschaft an Karl VIII. begrüßte ihn Savonarola als den von Gott gesandten König um Italien und die Kirche zu erneuen. Er soll die Hochmüthigen von ihrem Stuhle stoßen und die Demüthigen erheben, aber im Dienste einer höhern Sache als einer bloß zeitlichen Eroberung Barmherzigkeit üben, insbesondre gegen Florenz, dann wird der ihm Sieg geben, der am Kreuzesstamme den Sieg für ihn errungen. Der König empfing den Mönch als seinen Propheten und überließ den Florentinern die Anordnung ihres Staats. Savonarola berief das Volk in den Dom, er sagt Großes von der Monarchie, aber die besondern Verhältnisse von Florenz fordern ein Volksregiment. Gott allein will der König sein von Florenz, wie er der König von Israel war, und zu Samuel sprach, als sie einen irdischen König wollten, hat dieses Volk denn mich verworfen? Bisher habe man geschwankt zwischen den Anmaßungen Einzelner und der Zügellosigkeit des Volks. Fortan solle der Staat gegründet werden auf Gottesfurcht und Gemeinsinn, ein Gottesstaat. In diesem Sinne wurde die Republik eingerichtet, die höchste Gewalt in der Volksversammlung der erbgeseßnen Bürgerschaft, aus ihr gingen durch Wahl und Loos die Behörden hervor im raschen Monatswechsel.

Savonarola mischte sich nicht in die Einzelnheiten der Verwaltung, er verstehe das nicht, aber der Staat hing von seinen Rathschlägen ab. Auch seiner Gesinnung fernstehende Zeitgenossen sprechen mit Bewunderung von seiner sittlichen Macht, wie unrechtmäßiges Gut herausgegeben wurde, Todfeinde einander in die Arme fielen, und eine wunderbare Liebe des irdischen wie des überirdischen Vaterlandes die Menschen ergriff. Spiel und Tanz hatten ein Ende, auch auf dem Lande verstummten die Volks- und Liebeslieder, man hörte nur noch geistliche Gesänge. In der Fastnacht wurden allerlei weltliche Dinge, die jedermann freiwillig hergab, Karten, Würfel, Frauenschmuck, verführerische Bücher und Bilder,

unter ihnen Werke von unschätzbarem Kunstwerth, im feierlichen Gepränge verbrannt.

Savonarola ward vom Propheten der Reformation zum Reformator, noch in streng katholischer Gesinnung. Er schärfte vielmehr die Klosterregel, und weil ihm die Prachtgebäude seines Klosters zu weltlich sind, auch die Menge der Eintretenden neue Räume fordert, legt er den Grund eines neuen Marcusklosters, das armselig werden soll wie der Stall zu Bethlehem. Was er allein gern hatte von den Gütern der Erde, Bücher und Bilder der Heiligen, das gab er weg. Aber wie Florenz ihm nur der Gottesheerd war, von welchem die heilige Flamme zur Wiedergeburt der Kirche ausgehn sollte, so mußte seine Strafpredigt gegen das entartete Priesterthum sich vor allem gegen die neue Babel richten, wo damals von allen heiligen Vätern, welche die Kirche gehabt hat, der Verworfenste regierte, Alexander VI. Savonarola schrieb auch an die Könige der abendländischen Christenheit, daß sie, statt das Greuel und Siechthum anzubeten, das auf dem erhabenen Stuhle Sanct Peters sitze, der kein Priester, ja nicht ein Christ sei und nicht an den allmächtigen Gott glaube, ein frei christlich Concilium versammeln sollten zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern; der König von Frankreich war nicht abgeneigt darauf einzugehen. Ein solcher Brief fiel in die Hand des Papstes, der hierauf im October 1496 ein Gebot erließ: Savonarola, der Zukünftiges verkündet und dadurch Zwietracht angestiftet habe, der ohne kirchliche Bestätigung behaupte, er sei von Gott gesandt und rede mit Gott, soll bis zum Ausgange der über ihn verhängten Untersuchung sich des Predigens enthalten, bei Strafe des Bannes.

Savonarola antwortete: daß Zukünftiges zu wissen nicht verboten sei, Gott rede mit wem er wolle, doch habe er sich nie für einen Propheten ausgegeben. Man möge anzeigen, worin er geirrt habe, und er wolle gehorsam der Kirche widerrufen. Aber der heilige Vater selbst möge nicht länger säumen das Heil seiner Seele zu bedenken. Eine Zeitlang hat er das Predigen eingestellt, dann hob er wieder an, denn die Kanzel war sein Thron. Bereits ist seine Macht bedroht. Die durch ihn verletzte weltliche Bildung und Freude war ergrimmt über das Narrenregiment des Mönchs. Die Anhänger des vertriebenen fürstlichen Hauses regten sich wieder. Alle Staaten Italiens hatten sich gegen Karl VIII. vereinigt und

ihn über die Alpen zurückgeworfen, nur Florenz war noch durch seinen Propheten festgehalten an dem Bunde mit Frankreich, zum Aergerniß von ganz Italien. Die Franciscaner in Florenz hielten den von ihnen beneideten Dominicanern vor: ein Kriegsmann Gottes flicht sich nicht in weltliche Händel. Als der Papst vom Schwanken der Volksgunst hörte, schnitt er Savonarola ab vom Stamme der Kirche als ein verdorrtes Glied wegen hartnäckigen Ungehorsams und der Ketzerei verdächtig. Dieser erklärte ungerechten Bann für nichtig, vom irdischen Papste will er zum himmlischen sich wenden, d. h. zu Christo. Seinem irdischen Untergange sieht er entgegen. „Denn der Meister, der den Hammer führt, wenn er ihn gebraucht hat, wirft er ihn weg. So that er mit Jeremias, den er am Ende seiner Predigt steinigen ließ. Aber Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird dieses gelöscht, so wird Gott ein andres anzünden, und es ist schon angezündet, nur daß sie es nicht wissen." Gerade die religiös aufgeregte Bevölkerung war jetzt genöthigt sich zu entscheiden zwischen ihrem Propheten und dem immer noch großen Ansehn der alten Kirchengewalt, welche allen Gottesdienst in Florenz stille zu legen drohte, wenn es nicht von dem Gebannten lasse.

Als die Menge noch hin und her schwankte, erbot sich ein Franciscaner gegen Savonarola zur Feuerprobe, zwar er werde dabei umkommen, doch auch sein Gegner, wenn sich nicht die Wahrheit seiner Weissagung durch ein Wunder erweise. Dieser nannte das Gott versuchen. Aber so oft vordem hat er gläubig versichert, wenn es nöthig sei, werde Gott auch durch ein Wunder die Wahrheit seiner Sache bekräftigen und ihn unversehrt selbst mitten durch's Feuer führen, als daß er sich jetzt dem Drängen der Seinen entziehn konnte, denn seine Ordensbrüder, auch Frauen und Jungfrauen in Menge wollten die Probe für ihn bestehn. So wurde das Gottesurtheil beschlossen, das zwei Mönche beider Orden, die sich dazu erboten, wider einander bestehn sollten. Nach dem gerichtlich aufgesetzten Vertrage wollte der Dominicaner durch seine wunderbare Erhaltung diese Artikel erweisen: die Kirche bedarf einer Reformation; sie wird heimgesucht werden und nach der großen Heimsuchung wieder grünen; die Ungläubigen werden zum Evangelium bekehrt werden; Florenz wird heimgesucht werden und nach der Heimsuchung wieder blühen; dieses alles wird in unsern Tagen geschehn; der Bann wider Savonarola ist ungültig, die ihn

nicht beachten sündigen nicht. Die beiden Gotteskämpfer sollten hart hinter einander einen engen Weg durch zwei brennende Scheiterhaufen gehn. Als die Stunde kam, erwartete das Volk in ungeheurer Spannung den Ausgang. Mochten beide Parteien sich vor dem Feuer fürchten, oder die Franciscaner auf diesen Erfolg gerechnet haben, über die Art, wie die Kämpfer durch die Flammen gehen sollten, in welcher Ordenskutte wegen etwanigen Schutzes durch Zaubermittel, ob mit dem Crucifixe, ob mit dem Leibe des Herrn? darüber wurden von beiden Seiten so viele Schwierigkeiten erhoben, daß über dem Gezänk Stunde für Stunde hinging, endlich am Abende kam ein Platzregen und die Staatsregierung gebot beiden Theilen nach Hause zu ziehn. Die ganze Last der getäuschten Erwartung des Volks, das sich um ein Wunder oder um ein furchtbares Schauspiel gebracht sah, fiel auf die Partei Savonarolas, denn nur sie hatte Wunderbares zu vertreten. An diesem Tage verließ das Volk seinen Propheten. Er wurde schon auf dem Heimwege verhöhnt, in der folgenden Nacht, am Palmensonntage, die Marcuskirche überfallen, Savonarola verhaftet, und seine Todfeinde bemächtigten sich der Regierung. Seine Geständnisse wurden öffentlich verlesen, nach denen seine Weissagung nicht aus göttlicher Eingebung, sondern aus Gründen der Vernunft und heiligen Schrift geschöpft, Ruhm vor der Welt und Herrschermacht sein einziger Zweck gewesen sei. Er war siebenmal während der heiligen Woche auf die Folter gespannt worden, und als er die Geständnisse als erzwungen zurücknehmen wollte, mit fortgesetzter Qual bedroht.

Die letzte Entscheidung wurde noch verzögert, weil der Papst eine Untersuchungscommission schicken wollte. Im Gefängnisse schrieb Savonarola eine Auslegung des 51. Psalms. Es ist die Stimme eines geängsteten Herzens, das seine mächtige Vergangenheit des Hochmuths beschuldigend zu Gott schreit, und die allgemeine Schuld der Menschheit mitfühlend im Gekreuzigten den Frieden findet. Luther, der dieses Büchlein von neuem in Druck gegeben hat, schrieb dazu: „das ist ein Exempel der evangelischen Lehre und christlichen Frömmigkeit. Denn hie siehst du ihn einhertreten nicht als einen Predigermönch im Vertrauen auf sein Gelübde, Mönchskutte, Messen und die guten Werke seines Ordens, sondern im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit als einen gemeinen Christen.“

Der päpstliche Bevollmächtigte verurtheilte Savonarola wegen

Ketzerei, das weltliche Gericht nur im allgemeinen wegen erwiesener Schandthaten, mit ihm zwei seiner vertrauten Mönche. Als ihr Todesmorgen kam, der 23. Mai 1498, der Tag vor Himmelfahrt, hat er ihnen und sich selbst das heilige Abendmahl gereicht. Er gebot ihnen schweigend zu sterben, wie Christus, der weit unschuldiger gewesen, sich als ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ und seinen Mund nicht aufthat. Von sich hat er nur gesagt: „Mein Herr hat für meine Sünden sterben wollen, wie sollte ich nicht willig das arme Leben lassen für ihn.“ Er wurde in Mitten seiner beiden Todesgenossen gehängt, der Leib am Galgen verbrannt, die Asche in den Arno geworfen.

Die Spuren seiner Wirksamkeit sind früh verloschen. Dieses Vergebliche lag nicht bloß in seiner Vermischung von Reformation und Revolution, nicht zu früh gekommen, war er doch nach seiner Bestimmung bloß ein Vorläufer und ein Opfer. Sein Gedächtniß ist den Florentinern und seinem Orden heilig geblieben. Luther schrieb in jener Vorrede: „Der damalige Antichrist durfte sich Hoffnung machen das Andenken dieses so großen Mannes würde verlöschen, auch unter dem Fluch sein; aber siehe er lebt und sein Gedächtniß ist ein Segen. Christus spricht ihn heilig durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten mit einander darüber zerbersten.“

K. Hase in Jena.

---

## England, 13. bis 15. Jahrhundert.

### 245. Robert Grossetête.

8. October.

Robert Grossetête ist einer von jenen seltenen Männern, welche innige Frömmigkeit, wissenschaftlichen Geist und sittliche Meisterschaft im Handeln und Regieren so harmonisch in sich vereinigen, daß man sie Fürsten im Reiche des Geistes nennen kann. Seine Landsleute haben ihn schon bei seinen Lebzeiten in mehr als einer Beziehung außerordentlich hoch geschätzt, und in den folgenden Jahrhunderten hat England mit größter Verehrung zu ihm aufgeschaut. Er verdient es, daß auch unter uns sein Gedächtniß aufgefrischt werde.

Robert Grossetête (auch Grosseteste, Grosthead geschrieben) d. h. Breitkopf, wurde im Jahr 1175 in Stradbrook, in der Grafschaft Suffolk, geboren, und war von niederer Herkunft. Eine alte englische Chronik erzählt, daß er einmal in späteren Jahren einem Grafen, der sich über seine edle Sitte und Haltung verwundert aussprach, geantwortet habe: es sei wahr, er sei von Eltern niederen Standes entsprossen, allein er habe von früher Jugend an die Charaktere der besten Männer in der Bibel studirt und sich nach ihnen gebildet.

Von seiner Jugendzeit wissen wir wenig genug. Nur so viel ist sicher, daß er in Oxford studirt hat. Weniger ausgemacht, wiewohl nicht unwahrscheinlich, ist, daß er seine Studien in Paris vollendet hat. Als junger Mann wurde er dem Bischof von Hereford wegen seiner Kenntniß des Rechts und Geschäftsgewandtheit aber auch medicinischer Kenntnisse empfohlen. Bischof de Vere nahm ihn deshalb in seine Dienste. Da aber dieser schon 1199 starb, so begab sich Robert wieder nach Oxford und blieb von da an geraume Zeit daselbst. Er hat die besten Jahre seines Mannesalters, von 1200—1235 an der Universität zugebracht. Grossetête wurde Dr. der Theologie und Kanzler der Universität. Als Doctor hat er Vorlesungen gehalten, aus denen die meisten seiner

philosophischen und theologischen Werke entstanden sind. Er hat das ganze Wissen seines Zeitalters, nach den verschiedensten Seiten hin dermaßen in sich vereinigt, daß ein so hervorragender Geist, wie sein jüngerer Zeitgenosse und dankbarer Freund, der geniale Roger Bacon das Urtheil über ihn fällte, er sei der einzige Mann, der die Wissenschaften inne gehabt habe. Als Kanzler der Universität hat er für die damals erst in der Begründung begriffene Autonomie dieser gelehrten Körperschaft nachhaltig gewirkt. Schon in jenen Jahren hat er bewiesen, daß er, bei aller wissenschaftlichen Meisterschaft, doch eine in hervorragendem Maaße praktische Natur sei. Es konnte nicht fehlen, daß ihm verschiedene kirchliche Ehren, Pfründen und Würden übertragen wurden, z. B. das Archidiaconat in Leicester, eine Domherrnstelle in Lincoln u. s. w. Dessen ungeachtet hat er seinen wesentlichen Aufenthalt nach wie vor in Oxford beibehalten, bis ihn im Jahre 1235 das Domkapitel in Lincoln zum Bischof wählte. Einige Jahre zuvor schon war eine Art Erweckung bei ihm eingetreten: im Jahr 1231 oder 1232 im October erkrankte er gefährlich an einem hitzigen Fieber; auf dem Krankenlager und während der Genesung war sein Gemüth tief bewegt, er ging mit seinem Gewissen zu Rathe, insbesondere machte ihm die Frage zu schaffen, ob es vor Gott recht sei, daß er mehr als eine Pfründe gleichzeitig inne habe. Vermuthlich war dies der Zeitpunkt, wo er durch Vermittlung eines ungenannten gottesfürchtigen Mannes dem Papst die Frage vorlegte, ob er mit gutem Gewissen die Pfarrstelle, deren Inhaber er war, neben seiner Präbende im Domstifte von Lincoln behalten könne. Darauf wurde ihm durch seinen Beauftragten der Bescheid: er dürfe schlechterdings nicht ohne Dispensation eine Präbende neben einem Pfarramt mit Seelsorge behalten. Das war eine römische Entscheidung, allein er ließ sich, da einmal sein Gewissen erwacht war, auf diesen Weg durchaus nicht ein, besprach sich nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern legte flugs sämmtliche Pfründen, die er damals inne hatte, nieder, und behielt lediglich nur seine Domherrnstelle bei, weil mit dieser keine Seelsorge verbunden war. Mit diesem Schritte Roberts war seine Schwester Juetta, die als Nonne in einem Kloster lebte, nur gar nicht einverstanden: sie fürchtete, er habe sich durch den Verzicht auf mehrfaches Einkommen in Dürftigkeit versetzt, und schrieb an ihn in diesem Sinne. Allein der Bruder antwortete ihr in einem noch vorhandenen Briefe, indem er ihre lieb-

reiche Besorgniß zu zerstreuen, sie zu beruhigen und mit dem Entschlusse, den er bereits ausgeführt hatte, auszusöhnen suchte, denn er fühle sich nur einer Bürde entledigt, die auf seinem Gewissen gelastet habe, und die ihn, wenn er sie nicht abgelegt hätte, vollkommen niedergedrückt haben würde. (Brief 8 in seiner Briefsammlung). Der Gewissensernst und die Sorge um die eigene Seele, worein wir hier einen Blick thun dürfen, hat also in Grossetête einen Ernst für die Seelsorge überhaupt erweckt, den er sofort bethätigte, indem er auf alle mit Seelsorge verknüpften Pfründen, die er ohne der Seelsorge an Ort und Stelle selbst obliegen zu können, bisher inne gehabt hatte, verzichtete. Und diese Gesinnung hat ihn von da an stets beseelt und immer stärker erfüllt.

Nachdem der Bischof von Lincoln, Hugo von Wells, mit dem er nicht blos als Domherr im dortigen Kapitel und als Archidiaconus von Leicester im Sprengel jenes Bisthums amtlich im Verkehr gestanden sondern auch persönlich befreundet war, im Februar 1235 gestorben, bestieg Robert Grossetête, vom Domkapitel gewählt, den bischöflichen Stuhl von Lincoln. Dieses Bisthum hatte zu jener Zeit und noch Jahrhunderte darnach bei weitem den umfangreichsten und bevölkertsten Sprengel in ganz England. Derselbe umfaßte nicht weniger als acht Archidiaconate, unter welchen das von Oxford darum genannt werden mag, weil die Universität, mit der er so lange und so enge verbunden gewesen war, seiner kirchenregimentlichen Aufsicht untergeben blieb. Sobald er das bischöfliche Amt angetreten hatte, ergriff er das Steuer mit fester Hand, und that sofort Schritte, um eingerissenen Mißbräuchen zu steuern. Zunächst erließ er ein Rundschreiben an sämmtliche Archidiaconen seines Sprengels, worin er ihnen die Weisung ertheilte, die Gemeinden vor verschiedenen im Schwange gehenden Unsitten nachdrücklichst verwarnen zu lassen, durch welche Sonn- und Feiertage entheiligt, die heiligen Orte entweiht, der Friede bedroht, Sitte und Anstand verletzt wurde. Aber er begnügte sich nicht damit, nur durch Erlasse und Mittelspersonen zu wirken. Der neue Bischof griff auch unmittelbar und persönlich handelnd ein. Schon im nächsten Jahre nach seiner Einsetzung fing er an, die Klöster in seinem bischöflichen Sprengel zu visitiren; in Folge dessen setzte er nicht weniger als 7 Aebte und 4 Prioren ab.

Grossetête war aber nicht gewillt nur auswärts einzuschreiten, gegen näher liegende Mißbräuche aber ein Auge zuzudrücken. Im

Gegentheil, er ging daran, sein eigenes Domkapitel zu reformiren. Aber da kam er übel an! Das Kapitel, aus 21 Domherren bestehend, erhob laute Beschwerde über Beeinträchtigung und unerhörte Uebergriffe. Die Spannung zwischen Bischof und Kapitel gestaltete sich zu einem Zerwürfniß, welches landeskundig wurde und zuletzt, nachdem der Erzbischof und selbst ein Legat sich vergebens daran versucht, nur durch den Papst beigelegt werden konnte. Der Bischof mußte selbst an den päpstlichen Hof reisen, der sich 1245 des Concils wegen in Lyon befand; dort erlangte er aber von Innocenz IV. eine in der Hauptsache günstige Entscheidung. Grossetête säumte nicht, von dem endlich errungenen Recht Gebrauch zu machen. Dabei ging die Visitation von Klöstern und Pfarrkirchen ihren Gang fort: unwürdige Pfarrer wurden abgesetzt, mancher gewaltthätige Prior dankte freiwillig ab.

Die Beharrlichkeit und der Nachdruck, womit der Bischof von Lincoln das Werk der Visitation betrieb, erweckte auch andere Bischöfe zur Nacheiferung. Ja es scheint, als wäre das Ansehen des thatkräftigen und frommen Kirchenfürsten genau in demselben Maaße gestiegen, in welchem es ihn Kampf kostete seine zum Besten der Kirche gefaßten Pläne wirklich durchzuführen. Und in der That ist seine bischöfliche Laufbahn fast eine ununterbrochene Kette von Reibungen und Kämpfen. Lange bevor der Handel mit seinem eigenen Domkapitel zum Austrag kam, gerieth er in Irrungen mit einflußreichen geistlichen Körperschaften, mit reichen Stiftern und Klöstern, mit dem Abt von Westminster, mit dem Convent von Christ-Church in Canterbury, ja mit Cardinälen. Aber auch mit weltlichen Herren, zumal mit Inhabern von Collaturrechten und mit hochgestellten Staatsmännern kam er in Conflikte; ja dem Könige selbst, Heinrich III., ist er zu wiederholten Malen, bald für sich allein, bald im Einverständniß mit anderen Bischöfen, des Gewissens halber entgegengetreten. Aber auch selbst dem Papste gegenüber, was für ihn in seiner Stellung und bei dem Geiste seiner Zeit noch ungleich mehr heißen will, hat er seine Ueberzeugung und seinen Charakter behauptet. Doch hievon nachher.

Bei dieser Menge geistlicher Fehden ist es nicht zu verwundern, daß seine Gegner ihn der Streitsucht und Lieblosigkeit bezichtigten. Und doch war es nicht die Folge eines heftigen Temperamentes, sondern im Gegentheil Drang des Gewissens und Ausfluß seiner Gottesfurcht, wenn Grossetête sich in vielfache

Kämpfe einließ. Auch fehlt es nicht an Thatsachen, welche zeigen, daß ihm bei solchen Conflikten nicht an dem Erfolge, sondern an der Erhaltung eines unverletzten Gewissens alles gelegen war, zum sicheren Beweis, daß nicht Rechthaberei ihn leitete. Allerdings geht er von theokratischen Begriffen aus, und fordert, daß die bürgerliche Gesetzgebung sich nach dem kirchlichen Gesetze zu richten habe, weil ja die weltlichen Fürsten alle Gewalt, welche sie inne haben, von der Kirche empfangen, mit andern Worten, er stellt den Staat unter die Kirche, und betrachtet die kirchlichen Gesetze in vollkommen naiver Gesinnung als direkte Gebote Gottes. Aber er sieht diese Dinge eben durch die Brille seines Jahrhunderts, und kann sich von den Begriffen desselben nicht losmachen. Dennoch ist ihm innerhalb der Kirche weder das Papstthum noch der Episkopat Selbstzweck, sondern Gottes Ehre, das Reich Gottes und das Heil der Seelen. Der innerste Kern des charaktervollen, unglaublich vielbeschäftigten und streitbaren Mannes ist doch nichts anderes, als die Sorge für die Seelen. Dem Seelenheil soll Pfarramt und Patronat, Kirchenregiment und Papstthum, Kirchengut und Freiheit der Kirche dienen. Um des Heils der Seelen willen arbeitet er an der sittlichen Hebung des Pfarramts. Wenn er, kraft seiner Disciplinargewalt, bei Kirchenvisitationen unwürdige Priester auf der Stelle absetzte, wenn er, vermöge seines Collaturrechtes, darauf Bedacht nahm, erledigte Pfarrstellen mit wohlunterrichteten, wackeren, insbesondere in der Predigt geübten Männern zu besetzen, wenn er die Ernennung zu Kirchenämtern durch Privatcollatoren, Körperschaften, ja selbst durch die Krone oder die päpstliche Kurie, stetig und streng überwachte, so war es bei alle dem zunächst auf Hebung des Pfarramtes, mittelbar aber und in letzter Linie auf Versorgung der Seelen abgesehen. Auch die Predigten, welche er selbst bei Einweihung von Kirchen oder auf Visitationsreisen vor der versammelten Pfarrgeistlichkeit eines Landkapitels zu halten pflegte, und deren mehrere auf uns gekommen sind, waren nichts anderes, als oberhirtliche Ansprachen an die Seelsorger, um diesen das Gewissen zu schärfen, hatten also schließlich nichts anderes zum Zweck, als das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinden.

Ein großer Theil seines Briefwechsels bezieht sich auf die Besetzung von Pfarrstellen. Wie oft hat er die Bestätigung eines Ernannten verweigert, wie viele Unannehmlichkeiten und Kämpfe

sind ihm aus der unnachsichtlich strengen Aufsicht über die Ernennungen zu geistlichen Stellen erwachsen! Einmal ist das mangelnde kanonische Alter, ein andermal der Mangel an genügenden Kenntnissen, hie und da beides zugleich, aber je und je auch das völlig unpriesterliche Gebahren eines Klerikers der Grund, aus welchem der Bischof die kirchenregimentliche Confirmation und Einsetzung verweigert.

Ebenso viel Aufmerksamkeit als auf die Besetzung der Pfarrämter hat der wachsame und thatkräftige Bischof auch darauf verwendet, ob die einmal bestellten Pfarrer sich dem Amt und ihrer Gemeinde auch nach Kräften widmeten. Wiederholt trat er gegen die Anhäufung mehrerer Pfründen in einer und derselben Hand auf. Bei seiner Erweckung im Jahre 1232 war er in dieser Beziehung streng gegen sich selbst geworden, nun war er auch streng gegen Andere, denen es nur um das Einkommen zu thun war, während sie die Gemeinden als Nebensache betrachteten. Bischof Robert von Lincoln forderte, daß Jeder auch wirklich an Ort und Stelle „residire“, wo ihm die Seelsorge anvertraut sei. Aus derselben Gesinnung ging auch der Widerspruch hervor, den er gegen die Uebertragung bürgerlicher z. B. richterlicher Funktionen an Kleriker und Aebte erhob. Und wenn er der einreißenden Unsitte entgegentrat, daß Pfarrgehalte und Zehentrechte in den Besitz von Klöstern oder Ritterorden übergingen, so lag ihm eben das am Herzen, daß in Folge des Abhandenkommens von lokalem Kirchengut oder Pfarrlehen das Hirtenamt selbst verwahrlost, also die Gemeinde und die Seelen geistlich verwaist werden möchten.

Daß aber weder das Pfarramt noch irgend ein Kirchenamt in der Hierarchie ihm als Selbstzweck erschien, sondern daß er die Seelen und ihr Heil höher stellte, geht unzweifelhaft hervor aus der Thatsache, daß Grossetête die in seiner Zeit neu aufgekommenen Bettelorden zur Predigt und Seelsorge heranzog. Schon in Oxford hatte er, seitdem die ersten Franziskaner sich daselbst ansässig gemacht hatten, diesen Bettelorden unter seine ganz besondere Obhut genommen. Er führte sogar eine gewisse Oberleitung über das Franziskanerkloster daselbst, von 1224 an 11 Jahre lang, und wußte die Oxforder Minoriten wissenschaftlich und homiletisch auf eine außerordentlich hohe Stufe der Bildung zu erheben. Nachdem er aber zum Bischof von Lincoln befördert worden war, hat er sowohl Franziskaner als Dominikaner zur Beihülfe im bischöf-

lichen Kirchenregiment sich beigesellt. Und nicht nur das: er begrüßte freudig, schützte und förderte ihr Wirken in seinem Sprengel überhaupt, und scheute sich nicht ihnen offen das Zeugniß zu geben, daß sie auf der Kanzel und im Beichtstuhl, durch ihren Wandel und ihre Gebete unschätzbar viel Gutes in England wirken und die Schäden und Mängel der Geistlichen ersetzen. Wie ganz anders dachte der Bischof in diesem Betracht, als manche seiner Geistlichen, die es als eine Beeinträchtigung ihres Amtes ansahen, wenn ein Dominikaner oder Franziskaner in ihrer Kirche predigte oder Beichte hörte, und ihre Gemeinden auf jede Weise davon abzuhalten suchten, solche Predigten zu besuchen oder bei einem Bettelmönch zu beichten. Schrieb doch Grossetête einmal an Papst Gregor IX.: „Ach „wenn Eure Heiligkeit nur sehen könnte, wie andächtig und de„müthig das Volk herzuströmt, um von ihnen (den Bettelmönchen) „das Wort des Lebens zu hören und seine Sünden zu beichten, „und wie viel Gewinn aus Nachahmung derselben die Geistlichkeit „und die Religion gezogen hat! Sie würde gewiß ausrufen: Das „Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht!" Demgemäß suchte er auf die Pfarrgeistlichkeit seines Sprengels in dem Sinn einzuwirken, daß sie die Gemeinden ermuntern sollten, in die Predigten zu gehen und bei ihnen zu beichten. Beweis genug, daß der Bischof, so hoch er das Pfarramt stellte, doch weit entfernt davon war, es um seiner selbst willen zu erheben und als Selbstzweck zu behandeln. Vielmehr stand in seinen Augen Gottesfurcht, Frömmigkeit und das Heil der Seelen unendlich höher, und erschien ihm als der letzte Zweck, dem das geistliche Amt nur dienen sollte.

Am vollständigsten sind Grossetête's Gedanken von der Kirche seiner Zeit, den Schäden an denen sie leide, und den anzuwendenden Heilmitteln entwickelt und zusammengefaßt in einer Denkschrift, welche er, bei einem zweiten Besuch am päpstlichen Hofe zu Lyon, am 13. Mai 1250 dem Papst Innocenz IV. selbst und mehreren Cardinälen persönlich überreichte. Dieses Schriftstück voll ergreifenden Ernstes und bewunderungswürdiger Freimüthigkeit wurde sofort, in Gegenwart des Papstes, durch Cardinal Otho, welcher mit dem Bischof befreundet war, vorgelesen. Den Zweck, um dessen willen er in bereits hohem Alter die Reise unternommen, hat er so gut wie gar nicht erreicht. Als er in der Heimath wieder ankam, war er so niedergeschlagen, daß er eine Zeit

lang mit dem Gedanken umging, sein bischöfliches Amt niederzulegen. Allein er faßte sich wieder und handelte von da an mit desto mehr Nachdruck und mit desto weniger Rücksichten auf den Papst und die Krone.

Im letzten Jahre seines Lebens, 1253, ereignete sich noch ein Vorfall, der den Namen des ohnehin schon hoch geachteten Bischofs von Lincoln (unzählige Male kommt er später nur unter dem Namen Lincolniensis vor) am allerberühmtesten gemacht hat. Papst Innocenz IV. hatte einem seiner Nepoten, Friedrich von Lavagna (er selbst war ein Graf von Lavagna) eine Domherrnstelle nebst Präbende an der Kathedrale zu Lincoln übertragen, und denselben sofort durch einen Cardinal investiren lassen. In Folge dessen erging, nicht an den Bischof selbst, sondern an den Archidiaconus von Canterbury und an einen päpstlichen Agenten, welcher sich eben in England befand, Magister Innocenz, ein „apostolisches" Schreiben vom 26. Januar 1253 aus Perugia, mit dem bestimmten Befehl, den genannten jungen Mann, beziehungsweise seinen Anwalt, in den wirklichen Besitz jener Würde und Präbende zu setzen. Den Bischof selbst hatte man, trotzdem daß es sich um eine Stelle an seiner Kathedrale handelte, absichtlich umgangen. Und für den etwaigen Fall einer Einsprache oder eines thätlichen Widerstandes war der Archidiaconus von Canterbury und Magister Innocenz im voraus beauftragt worden, den Protestirenden sofort vorzuladen, daß er binnen zweier Monate persönlich vor dem Papst erscheinen solle. So schien der Erfolg nach allen Seiten gesichert zu sein.

Allein der Bischof von Lincoln, obgleich bereits ein achtzigjähriger Greis, war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er hat im Gefühle heiliger Pflicht und unveräußerlichen Rechtes lauten Protest erhoben, und seine gewissenhafte Einsprache in einem Schreiben niedergelegt, welches die englische Nation elektrisirt und in derselben Jahrhunderte lang fortgewirkt hat. Das Schreiben ist nicht an den Papst selbst gerichtet; das war eben so klug als würdevoll; sondern an die Beauftragten des Papstes, den Archidiaconus von Canterbury und jenen Magister Innocenz. Grossetête stellt sich hiebei auf den Standpunkt, daß er seinen gewohnten ehrerbietigen Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl gerade durch den Widerstand bethätige, welchen er dem fraglichen Ansinnen entgegensetze. Denn das letztere sei eben nicht aposto-

lisch: es widerspreche der Lehre der Apostel und Christi selbst. Namentlich sei es eine geradezu unapostolische, von Christo verabscheute, seelenmörderische Sünde, die Seelen, welche durch das Hirtenamt zum ewigen Leben geführt werden sollen, um das Hirtenamt zu betrügen und dadurch zu verderben. Und das geschehe, wenn die zu einem Hirtenamt Bestellten nur ihre fleischlichen Bedürfnisse mit der Milch und Wolle der Heerde befriedigen, aber den Dienst ihres Amtes für das ewige Heil der Schafe Christi nicht verrichten wollen. Der apostolische Stuhl, welchem von Christo allerlei Macht gegeben ist „zum Erbauen, nicht zum Niederreißen" (2. Kor. 10, 8), könne etwas, das auf eine solche Sünde hinausläuft, nicht befehlen; denn das wäre so viel als Beisitz auf dem schädlichen Stuhl „zur Seite des Lucifer und des Antichrist." Solche Gedanken habe „Fleisch und Blut eingegeben, und nicht der Vater im Himmel", (das Gegenstück zu Matth. 16, 17).

Dies die Hauptgedanken des so berühmt gewordenen Schreibens. Was war der Erfolg desselben? Aus der Einsetzung des päpstlichen Nepoten in die ihm zugedachte Präbende ist nichts geworden, und der entschlossene Bischof ist unbehelligt geblieben. Man fand es in Rom klüger, ein Auge zuzudrücken, damit nicht das Uebel ärger werde.

Im Anfang des Monats October desselben Jahres erkrankte Grossetête ernstlich in Buckden (Grafschaft Huntington), auf einem der 20 Landgüter, die dem jeweiligen Bischof von Lincoln zur Nutznießung gehörten. Am 9. October starb er daselbst, und wurde am 13. im Dom zu Lincoln beigesetzt. Bald nach seinem Hinscheiden erzählte man sich, daß in der Nacht, worin er gestorben, melodische Glockentöne von unbeschreiblicher Schönheit hoch in den Lüften gehört worden seien. Später vernahm man auch von Wundern, die an seinem Grabe sich ereignet haben sollten. Und 54 Jahr nach seinem Tode wurde sogar seine Heiligsprechung beantragt, und zwar von König Eduard I., von dem Kapitel der Paulskirche in London, und von der Universität Oxford zu gleicher Zeit. Begreiflich fand dieser Antrag beim päpstlichen Hofe Clemens' V. nicht die wärmste Aufnahme. Aber wenn auch Grossetête vom Papst nicht in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen wurde, so lebte er dennoch im Munde des Volkes als „der heilige Robert" fort. Noch im Jahre 1503 hat ein englischer Mönch, Richard von Bardney, das Leben Grossetête's in lateinischen Distichen besungen, an

deren Schluß eine förmliche Anrufung desselben, als eines Heiligen, steht.

Wir rufen ihn so wenig als andere „Heilige" an. Aber wie dem Patriotismus und kirchlichen Bewußtsein Englands das Bild des großen Kirchenfürsten Jahrhunderte lang als das vollendetste Muster eines ganzen Kirchenmannes vorschwebte, wie insbesondere Wiclif mit der größten Verehrung zu ihm aufzuschauen pflegte, so kann auch uns die Erinnerung an jenen Bischof voll Geist und Kraft, an jenen christlichen Charakter ohne Furcht und Tadel, nur zur Stärkung und Ermunterung dienen.

Gotthard Lechler in Leipzig.

---

## 246. Johann von Wiclif.

31. December.

Unter den Vorläufern der Reformation ist Wiclif anerkannt einer der hervorragendsten, und zwar sowohl vermöge seiner Persönlichkeit, der christlichen Erkenntniß, des mannhaften entschlossenen Charakters und der unermüdlichen Arbeit für apostolische Reform der Kirche, als vermöge der nachhaltigen und ausgebreiteten Erfolge seines Wirkens.

Johann von Wiclif stammte aus Nordengland, aus dem nördlichsten Strich der Grafschaft York, und ist, laut der glaubhaftesten Nachrichten, in einem jetzt nicht mehr vorhandenen Dörfchen Spreswell, zu dem Pfarrsprengel des Dorfes Wycliffe gehörig, geboren. Er gehörte einer begüterten Familie, der Wiclif's von Wycliffe an, einem Geschlechte vom niederen Adel in Yorkshire, welches wie die ganze Bevölkerung jener nördlichen Gegend, den kerndeutschen sächsischen Stammescharakter mit aller Zähigkeit Jahrhunderte lang festgehalten hat.

Der Zeitpunkt seiner Geburt ist weniger sicher. Wiclif ist spätestens 1324, eher einige Jahre früher geboren. Ueber seine Kindheit und Jugendzeit fehlt es ganz an urkundlichen Nachrichten. Erst in der Zeit des angehenden Mannesalters tauchen einige feste Punkte auf. Ohne Zweifel ist er schon im Knabenalter nach der Universität Oxford gebracht worden, um auch schon den vorbereitenden gelehrten Unterricht daselbst zu empfangen. Und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er als Scholar zu allererst in

das Balliol-Collegium aufgenommen worden ist, welches ungefähr 50 Jahre früher von der normannischen Adelsfamilie Balliol auf Bernard Castle, unweit des Pfarrdorfs Wycliffe, gestiftet worden war.

Seine Studien hat er sowohl in dem vorbereitenden Stadium als in der eigentlichen Universitätszeit mit größtem Eifer, aber begreiflich nur innerhalb der Schranken seines Zeitalters gemacht. Daher ging ihm, wie fast allen Gelehrten des XIII. und XIV. Jahrhunderts, die Kenntniß nicht nur der hebräischen, sondern auch der griechischen Sprache ab; es erhellt sicher genug aus seinen Schriften, daß er die griechischen Klassiker und selbst die christliche Literatur griechischer Sprache im besten Falle aus lateinischen Uebersetzungen, mitunter nur durch Ueberlieferung kannte. Aber die Philosophie und Theologie, natürlich die scholastische, studirte Wiclif mit solchem Eifer und Erfolg, daß er ein Meister in der Dialektik wurde. Haben ihm doch selbst Gegner das Zeugniß ertheilt, er sei „in der Philosophie keinem nachgestanden, in der scholastischen Wissenschaft sei er unvergleichlich gewesen." Allein er begnügte sich nicht mit Dialektik und Scholastik, widmete sich vielmehr mit besonderer Vorliebe auch mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, und verband damit, wie jeder richtige Theologe in der mittleren Zeit, die Wissenschaft des kanonischen Rechts.

Nach Vollendung der Lehrjahre ist Johann von Wiclif ruhig in Oxford geblieben. Sein Mannesalter begann mit stillem Wirken an der Universität, als graduirter Gelehrter und vollberechtigtes Mitglied eines der damals noch wenig zahlreichen Stifter, „Collegien" genannt. Wiclif war, wie wir erwähntermaaßen Grund haben anzunehmen, als Scholar in das Balliol-Collegium aufgenommen worden. Die damaligen Vermögensverhältnisse dieser Stiftung brachten es aber mit sich, daß er, wie jeder andere in gleichem Falle, sobald er promovirt hatte, das Stift verlassen mußte. Er wurde zum Fellow von Merton-College gewählt, als dessen Seneschall er im Jahre 1356 vorkommt. Und einige Jahre später ist er zum Oberhaupt (magister sive custos) desselben Collegiums Balliol erhoben worden, dem er als Scholar angehört hatte. Im Jahr 1365 aber ernannte ihn der Erzbischof von Canterbury, Islip, zum Vorstand eines von ihm selbst kürzlich gestifteten Collegiums in Oxford, der „Canterbury-Halle." Diese Stelle verlor er jedoch schon nach Jahr und Tag, als nach dem Tode

seines Gönners († 26. April 1366) Simon Langham an dessen Stelle als Primas von England kam. Dieser war früher Mönch gewesen und hatte seine mönchische Denkart beibehalten. Er entsetzte Wiclif seiner Würde als Oberhaupt der „Halle", und zugleich die drei Mitglieder, welche mit ihm eingesetzt worden waren, und gab ihnen Mönche zu Nachfolgern. Wiclif und die drei Genossen appellirten vom Erzbischof an den Papst. Allein der Proceß zog sich in die Länge, und endigte erst im Jahr 1370 damit, daß Wiclif und Genossen abgewiesen wurden und ihre Nachfolger Recht behielten. Die Päpstlichen haben, um die Gesinnung und die Beweggründe des Mannes anzuschwärzen, Wiclif's spätere Angriffe auf das Papstthum und was dazu gehört, aus angeblicher Rachsucht wegen dieser Kränkung abgeleitet, aber ohne allen Grund. Denn die oppositionelle Stellung, welche er gegen Mönchsthum, Prälaten und Papstthum eingenommen hat, ist sichtlich nicht aus persönlicher Empfindlichkeit oder aus niedrigen Motiven, sondern aus sachlichen Gründen und reiner Ueberzeugung hervorgegangen.

Inzwischen war ihm, zwischen 1365 und 1374, die theologische Doctorwürde zu Theil geworden. Als Doctor setzte er die theologischen Vorlesungen fort, die er schon als Baccalaureus der Theologie angefangen hatte. Und aus diesen Vorlesungen sind seine theologischen Schriften entstanden. Uebrigens hat er sich keineswegs auf wissenschaftliche Leistungen beschränkt. Er übte nebenbei eine ersprießliche praktische Thätigkeit als Fellow, Seneschall, mit der Zeit als Collegienvorstand von Balliol. Als Erzbischof Islip ihn zum Oberhaupt der Canterburyhalle ernannte, begründete er dies in einer noch vorhandenen Urkunde durch Hinweisung auf Wiclif's bewährte „Treue, Umsicht und Rührigkeit." Schon im Jahr 1361 war er durch das Balliol-Collegium zum Pfarrer (rector) des im Patronat dieses Stifts befindlichen Pfarrdorfes Fillingham ernannt worden. Allein er verließ deshalb die Universität nicht, sondern erwirkte sich eine bischöfliche Licenz, in Oxford bleiben zu dürfen, mußte somit die pfarramtlichen Geschäfte anderweit versorgen. Wohl aber hat er als ein treuer Patriot, an den Angelegenheiten seines Vaterlandes warmen thätigen Antheil genommen. Niemals hat er sich in rein staatliche Dinge verloren, sondern nur da mitgewirkt, wo es sich um kirchlich-politische Fragen handelte. Zuletzt aber hat er seine volle Kraft ungetheilt dem kirchlichen Wesen zugewandt.

Daß Wiclif seine Thätigkeit für Reform der Kirche mit Angriffen auf die Bettelorden eröffnet habe, ist bis in die neuste Zeit herein die herrschende Annahme gewesen. Sie ist aber ungegründet. Aus seinen eigenen Schriften läßt sich nachweisen, daß er nicht nur in den sechziger, sondern auch noch in den siebziger Jahren des XIV. Jahrhunderts über die Bettelorden mit aller Achtung und warmer Anerkennung gesprochen hat. Die oppositionelle Stellung Wiclif's hat einen anderen Ausgangspunkt gehabt.

Im Jahre 1365 hatte Papst Urban V. die seit 33 Jahren ausgesetzte Zahlung von 1000 Mark jährlich als Lehenszins auf's neue gefordert, eine Abgabe, welche Innocenz III. 1213 dem König Johann Ohneland auferlegt hatte. König Eduard III. legte nun die Angelegenheit dem Parlamente, das im Mai 1366 zusammentrat, zur Erklärung vor. Sowohl die Prälaten als die weltlichen Lords und die Gemeinen gaben ihr Gutachten einhellig dahin ab, daß König Johann gar nicht befugt gewesen sei, das Land ohne dessen Zustimmung einer anderweiten Oberherrlichkeit zu unterwerfen; sollte aber von Seiten des Papstes irgend ein Schritt gegen den König geschehen, so werde man der Krone alle Kräfte und Hülfsquellen der Nation zur Verfügung stellen. Urban V. gab stillschweigend nach, und seitdem ist nie mehr von einem päpstlichen Oberlehensrecht über England die Rede gewesen.

Bei dieser hochwichtigen Nationalangelegenheit war auch Wiclif betheiligt. In Folge einer Herausforderung, die ein Doctor der Theologie aus den Mönchsorden an ihn schriftlich gerichtet hatte, gab er eine Streitschrift heraus, ganz im Sinne der erwähnten Erklärung des Parlamentes. Und gerade ihm wurde der Fehdehandschuh hingeworfen, weil er, wie erst in neuester Zeit erkannt worden, als klerikaler Sachverständiger zugezogen, im Maiparlamente 1366 Sitz und Stimme gehabt und ohne Zweifel maaßgebenden Einfluß geübt hatte.

Einige Jahre später, 1372, erschien in England ein päpstlicher Agent, Arnold Garnier, als Nuntius und Einnehmer von Gefällen der apostolischen Kammer. Die Regierung erlaubte ihm das Eintreiben päpstlicher Gefälle nur unter der Bedingung, daß er zuvor einen ihm vorgeschriebenen Eid schwöre, worin die Rechte der Krone und die Interessen des Landes gewahrt wurden. Damit waren aber nicht alle Besorgnisse patriotischer Männer beschwichtigt. Wiclif gab eine Denkschrift heraus, worin er nachzuweisen suchte, daß ein

Widerspruch bestehe zwischen dem eidlichen Versprechen die Rechte und Interessen des Landes nicht beeinträchtigen zu wollen, und dem Auftrag des Einnehmers, in England Gelder für die Kurie einzutreiben und aus dem Lande zu führen. Hiebei tritt nicht nur Wiclif's patriotische und constitutionelle Gesinnung in's hellste Licht, sondern auch seine sittlich-religiöse und positiv christliche Denkart. Seine Opposition gegen den absolutistischen Papismus ruht auf Hochachtung gegen das Pfarramt und auf dem Grundsatz, daß die h. Schrift maaßgebende Regel und Richtschnur für den Christen sei.

Als im Sommer 1374 Abgeordnete der englischen Regierung mit Beauftragten Gregor's XI. über Abstellung kirchlicher Landesbeschwerden zu Brügge in den Niederlanden verhandeln sollten, wurde „Johann von Wiclif, der Theologie Doctor" neben zwei Prälaten und vier Herren von nichtgeistlichem Stande zu königlichen Commissaren ernannt. Das war der Höhepunkt der Ehre und des Einflusses, welchen Wiclif erreichte. Durch die vielen Ernennungen von Italienern und Franzosen zu geistlichen Stellen in England so wie durch mannigfache kirchliche Abgaben an die päpstliche Kammer, war damals das englische Volk in allen Ständen auf's äußerste gereizt. Nun sollte durch die beiderseitigen Bevollmächtigten Abhülfe geschafft werden. Allein die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und schlossen endlich nach Jahr und Tag, ohne ein befriedigendes Ergebniß. Uebrigens waren für Wiclif selbst die Erfahrungen die er in Brügge, einer damaligen Großstadt, im Umgang mit Staatsmännern und papistischen Prälaten machte, von unvergleichlichem Nutzen; namentlich eröffnete sich ihm hier mancher Einblick, der ihm in seiner Heimath nicht möglich gewesen wäre. Die Verhandlungen mit päpstlichen Abgeordneten machten einen ähnlichen Eindruck auf Wiclif, wie der Aufenthalt in Rom auf Martin Luther. Auch war nicht ohne Bedeutung für ihn die häufige Berührung, in die er mit dem eben damals wegen der Friedensverhandlungen mit Frankreich in Brügge weilenden Johann von Gent, Herzog von Lancaster, dritten Sohn Eduard's III. kam.

Eben zu der Zeit, wo Wiclif von der Krone, den Staatsmännern und dem Parlamente mit hohem Vertrauen geehrt, von der Universität Oxford durch verschiedene Würden ausgezeichnet, als ein berühmter Gelehrter und einflußreicher Patriot auf der Höhe seines Glückes und Ansehens stand, brach ein Unwetter gegen ihn los. Im Laufe des Jahres 1377 ist er zweimal zur Verantwortung

vor geistliche Richter vorgeladen worden. Das erstemal vor die Convocation, das zweitemal vor einige Prälaten als Commissare des Papstes selbst.

Am 19. Februar 1377 versammelten sich die Würdenträger und Abgeordneten der Kirche in der Paulskirche zu London, und Wiclif war vor die Convocation vorgeladen worden, um sich wegen „ketzerischer Sätze" zu verantworten. Nun aber erschien als Begleiter und Beschützer Wiclif's der Herzog von Lancaster nebst dem Großmarschall, Lord Heinrich Percy. Und diese Herren nahmen sich seiner, dem Bischof von London, Courtnay, gegenüber so nachdrücklich ja drohend an, daß der Bischof die Sitzung aufhob. Die Folge davon war ein Auflauf der Bürger von London, die sich in ihrem Bischof gekränkt fühlten und sich gegen den Herzog kehrten.

Nun wandten sich die englischen Bischöfe nach Rom. Und am 22. Mai 1377 unterzeichnete Gregor XI. fünf Bullen wider 19 Sätze Wiclif's. Sie waren gerichtet an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London, an den König Eduard III. und an die Universität Oxford. Inzwischen starb Eduard III., sein Sohn Richard II. bestieg den Thron, und erst im December erging die Vorladung von Seiten des Erzbischofs und des Bischofs von London an Wiclif. Anfang des Jahrs 1378 stellte er sich vor den beiden Prälaten als Commissaren des Papstes, in der Kapelle des erzbischöflichen Palastes zu Lambeth. Hier aber erschien ein Hofbeamter der Prinzessin von Wales, Mutter des minderjährigen Königs, und forderte, daß die Commissare von Fällung eines Urtheils abstünden. Ueberdies drängten sich Londoner Bürger in die Kapelle, und nahmen lärmend und drohend Partei für Wiclif, so daß dieser mit einer bloßen Verwarnung davonkam.

Nicht lange nach dem Verhör in Lambeth ist Gregor XI. (27. März 1378) gestorben. Und wenige Monate später trat die große und langwierige Kirchenspaltung ein, welche das sittliche Ansehen des Papstthums gründlich erschütterte, und alle Wohlgesinnten dazu anstachelte, alles aufzubieten, um dem Nothstand abzuhelfen und die gesunkene Kirche wieder zu heben. Nachdem Wiclif bis dahin überwiegend als kirchlich-politischer Reformer aufgetreten war, ist er von da an erst als kirchlicher Reformator aufgetreten, natürlich ohne darum je den Patrioten zu verleugnen.

Vor allem hat er für Reform der Predigt und Hebung des Pfarramts gearbeitet, und zwar so, daß er den Anfang damit

machte, in dem eigenen Berufe seine Pflicht zu thun; erst von da aus griff er in weitere Kreise ein. Zahlreiche Predigten von ihm, theils in lateinischer theils in englischer Sprache, sind auf uns gekommen, und legen Zeugniß ab von dem heiligen Ernst, mit dem er das Predigtamt verwaltet hat. Die lateinischen Predigten, von denen es mehrere Sammlungen gibt, sind ohne Zweifel in Oxford, vor Mitgliedern der Universität gehalten. Dagegen sind die englischen Predigten, deren nicht weniger als 293 jüngst im Druck veröffentlicht worden sind, vermuthlich theils in Lutterworth vor der Gemeinde gehalten, theils von ihm als Muster für Reiseprediger aus seiner Schule entworfen.

Wiclif läßt sich mehr als einmal auf eine Kritik der Predigt, wie sie zu seiner Zeit war, ein. Er rügt als den schlimmsten Fehler die Unsitte, daß man nicht Gottes Wort predige, sondern allerlei Dinge, Geschichten und Sagen, welche der Bibel völlig fremd seien. Der zweite Vorwurf, den er zur Sprache bringt, ist der, daß man, auch wenn man Gottes Wort verkündige, dies nicht in der rechten Weise thue, sondern logische Künste aller Art und mancherlei Redeschmuck anbringe. Er verlangt vielmehr, Gottes Wort solle gepredigt werden; dieses sei der Lebenssame, welcher Wiedergeburt und geistliches Leben zeugt; daher müsse man das Evangelium nach der Schrift verkündigen. Auf die Frage aber: wie man Gottes Wort predigen solle, antwortet er, das solle geschehen in angemessener Weise, schlicht und treffend, und aus frommer treuer Gesinnung. Seine eigenen Predigten verrathen zwar auch die Macht der Gewöhnung und den Einfluß des damaligen Zeitgeistes; aber wir spüren an ihnen stets einen Eifer um Gottes Ehre, eine aufrichtige Sorge um das Heil der Seelen, einen redlichen Ernst für das „rechtschaffene Wesen in Christo Jesu", kurz eine wahrhaft gottesfürchtige Gesinnung, dabei aber eine vollendete Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, vermöge welcher seine Predigten zugleich einen Maaßstab abgeben für den jeweiligen Stand seiner christlichen Erkenntniß und Denkweise.

Während er vermöge seiner gewissenhaften Treue in Predigt und Seelsorge zu Lutterworth, einem Städtchen in der Grafschaft Leicester, zu dessen Pfarrer er im April 1374 durch königliche Huld ernannt worden war, als ein Muster dastand, hat er zugleich mit Wort und That dafür gearbeitet, die rechte Predigt des Evangeliums weit und breit zu befördern. Dies geschah vorzugsweise

durch Reiseprediger. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er schon in Oxford eine Schule von biblischen Predigern gebildet und freiwillige Reiseprediger ausgesandt. Später, als er sich völlig nach Lutterworth zurückzog, hat er diese Wirksamkeit nur desto eifriger fortgesetzt. Diese Männer, „arme Priester" genannt, gingen in langen Gewändern aus grobem Tuch von rother Farbe, mit einem Stab in der Hand, barfuß einher, wanderten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, predigten, vermahnten und lehrten, und trugen, wo irgend willige Hörer sich fanden, „Gottes Gesetz" d. h. Gottes Wort in der Muttersprache schlicht und treu, aber auch mit Schärfe und Nachdruck vor.

Aber damit hat er sich nicht begnügt. Wiclif hat den Grundsatz, daß Gottes Wort dem Volke gepredigt werden solle, dahin erweitert: die Schrift müsse Gemeingut Aller werden. Und zu diesem Behuf schritt er zu einer Uebersetzung der Bibel in die Landessprache. Zuerst übersetzte er, wie Luther, das Neue Testament, aber allerdings aus der Vulgata, nicht wie Luther aus dem Grundtext. Hierauf wurde die Uebersetzung des Alten Testaments in Angriff genommen, aber nicht von ihm selbst, sondern von einem seiner Freunde und Mitarbeiter, Nicolaus von Hereford. Als aber die Uebersetzung der ganzen Bibel zu Stande gebracht war (was vermuthlich 1382 geschah), schritt er an eine Durchsicht derselben und Verbesserung ihrer Mängel. Diese Ueberarbeitung ist jedoch, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst 4 Jahre nach Wiclif's Tod vollendet worden. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Wiclif's englischer Stil in seiner Bibelübersetzung, verglichen mit seinen übrigen englischen Schriften, sich durch Klarheit, Schönheit und Nachdruck auszeichnet. Ja Wiclif's Bibelübersetzung ist im Entwickelungsgang der englischen Sprache ebenso bedeutend und epochemachend, wie Luther's Bibelübersetzung in der Geschichte deutscher Sprache. Wie mit der Luther-Bibel das Neuhochdeutsche beginnt, so steht die Wiclif-Bibel an der Spitze des Mittelenglischen.

Was die Lehre betrifft, so ist Wiclif je mehr und mehr zu der Einsicht durchgedrungen, daß die h. Schrift allein maaßgebend, daß sie Regel und Richtmaaß aller Lehrer und Lehren ist. Diesen Grundsatz hat er in dem ausführlichen Buche „Von der Wahrheit der h. Schrift" (aus dem Jahre 1378) vielseitig beleuchtet, begründet und gegen alle möglichen Einwände vertheidigt.

An einer hochbedeutsamen Stelle hat Wiclif das römisch-katho-

lische Lehrsystem angegriffen, als er gegen die scholastische Lehre von der Wandlung im Abendmahl eine schneidende Kritik richtete. Bis zum Jahr 1378 war er nachweislich der Lehre von der Wandlung zugethan. Von da an gestaltete sich seine Ueberzeugung anders, und im Sommer 1381 trat er mit 12 kurzen Thesen über das h. Abendmahl und wider den Lehrsatz von der Wandlung auf. Der gewichtigste Vorwurf, welchen er gegen diesen Satz erhebt, ist der, daß derselbe schriftwidrig sei; überdieß habe diese Lehre Abgötterei zu Folge, indem man der geweihten Hostie wahrhaft göttliche Verehrung widme. Das sei ein „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte". Seine eigene Ansicht besteht darin, daß im Sakrament des Altars nach der Consekration wahres Brod und wahrer Wein bleibe, daß es aber zugleich Christi Leib und Blut sei, so daß der gläubige Communicant in Gestalt des Brodes Christi Leib wahrhaft aber geistig empfange und genieße.

Diese Erklärungen machten in Oxford ungeheures Aufsehen. Der Kanzler der Universität ließ sich von einer Anzahl Doctoren der Theologie und der Rechte, unter denen 8 Mönche sich befanden, ein Gutachten über Wiclif's Thesen erstatten. Das Gutachten ging einhellig dahin, die Thesen seien irrig und häretisch. In Folge dessen erließ der Kanzler ein Mandat, worin er zwei Sätze, die den Kern jener 12 Thesen bilden, als der Kirchenlehre widersprechend erklärte, und deren Aufstellung und Vertheidigung an der Universität bei Strafe der Suspension verbot. Wiclif appellirte von dem Kanzler an den König, mußte sich jedoch mündlicher Erörterungen über die Abendmahlslehre von da an enthalten. Dagegen trug er in vielfachen Schriften, groß und klein, lateinisch und englisch, seine Lehre vom h. Abendmahl unermüdlich vor.

Im Jahr 1382 schritt der neue Erzbischof von Canterbury, Wilhelm Courtnay, gegen Wiclif und seine Partei ein, nachdem inzwischen der Bauernaufstand ausgebrochen und niedergeschlagen worden, welchen die Gegner auf Rechnung Wiclif's, als des intellectuellen Urhebers, zu schreiben gute Lust hatten.

Der Erzbischof ließ durch eine kirchliche Notabelnversammlung 17. ff. Mai 1382 in London die Lehre von der Wandlung auf's neue sanctioniren und die entgegenstehenden Sätze theils als irrthümlich theils als ketzerisch verurtheilen. Während diese Versammlung tagte, wurde London durch ein furchtbares Erdbeben erschreckt. Wiclif erkannte in diesem Erdbeben ein Gottesurtheil

gegen das Vorgehen jener Versammlung, und pflegte diese von da an nur das „Erdbebenconcil" zu nennen.

Allein in Folge der Beschlüsse des Concils, erließ nun der Erzbischof Verbote gegen die gerügten Sätze an die Universität Oxford und an die Bischöfe. Ferner beantragte er bei dem Parlament die Erlassung von Befehlen an die Staatsbeamten gegen die wiclifitischen Reiseprediger. Und in der That ließ König Richard II. einen Befehl an die Sheriffs ergehen, daß sie die „Ketzer" und deren Gönner in Gewahrsam nehmen sollten. Der Erzbischof ging nun nachdrücklich darauf aus, die namhaftesten Männer aus Wiclif's Schule zu beugen, und das gelang ihm mit Philipp Repington, Johann Aston und Anderen. Wiclif selbst wurde vor die Provinzialsynode geladen, welche am 18. Nov. 1382 in Oxford eröffnet wurde. Dieselbe ist jedoch in keinem Fall gegen ihn eingeschritten, hat sich doch Wiclif zu gleicher Zeit mit einer Denkschrift an das Parlament gewendet. Die englische Hierarchie ist mit dem bei der Nation hochangesehenen Mann säuberlich verfahren, man ließ ihn in den letzten zwei Jahren seines Lebens unangefochten. Er brachte diese Zeit ohne Unterbrechung in der Stadt Lutterworth zu, in Erfüllung seines pfarramtlichen Berufes und unter reger Thätigkeit als Schriftsteller so wie als Leiter von biblischen Reisepredigern. Daß er von Urban VI. nach Rom vorgeladen worden sei, beruht auf Misverständniß. Indessen schwebte er dennoch stets in Gefahr. Er war sich dessen wohl bewußt, war auch darauf gefaßt, als Streiter für die Sache Christi noch mehr verfolgt zu werden, und sein Leben vielleicht noch als Märtyrer zu enden. Allein das wurde ihm durch Gottes Gnade erspart. Nachdem er schon zwei Jahre an den Folgen eines ersten Schlaganfalls gelitten hatte, wurde er am 28. Dec. 1384, während er in der Pfarrkirche zu Lutterworth die Messe hörte, gerade unter der Elevation, zum zweiten Male vom Schlage gerührt, so daß er von da an kein Wort mehr reden konnte. Und einige Tage darauf, am Silvestertage den 31. Dec. 1384, wurde er von dem Zustand der Lähmung durch den Tod erlöst.

Lange nach seinem Tode wurde er am 4. Mai 1415 durch das Concil zu Constanz feierlich für einen Ketzer erklärt, wobei seine Lehre verdammt und der Befehl erlassen wurde, daß seine Gebeine ausgegraben und weggeworfen werden sollten. Vollzogen wurde aber dieser Befehl erst 12 Jahre später: Bischof Fleming

von Lincoln wurde 1427 von Martin V. an die Pflicht erinnert, den Constanzer Beschluß auszuführen; er ließ Wiclif's Gebeine, nachdem sie 43 Jahre lang unter dem Chor der Kirche zu Lutterworth im Frieden geruht hatten, ausgraben, verbrennen und die Asche davon in's Wasser schütten.

---

Suchen wir das Gesammtbild des großen und edlen Mannes uns zu vergegenwärtigen, so drängt sich unwillkührlich eine Vergleichung mit dem 99 Jahre nach seinem Tode geborenen Luther auf. Beide wirkten für eine Reformation der Kirche Christi an Haupt und Gliedern, mit Begeisterung und rastloser Arbeit. Beide wollten nicht sowohl niederreißen und umstürzen, als aufbauen und die Kirche zu ihrer ursprünglichen apostolischen Reinheit zurückführen, denn sie standen beide, unter Verwerfung menschlicher Satzungen und Ueberlieferungen, auf dem Grunde der h. Schrift, als der alleinigen Quelle der Wahrheit und Regel des Glaubens und Lebens. Beide suchten die Bibel durch Uebersetzung in ihre Muttersprache dem Volke zugänglich zu machen, wobei jedoch Wiclif die kirchlich gebräuchliche lateinische Uebersetzung, Luther aber den Urtext selbst zu Grunde legte. Allein Wiclif war nicht ein Gemüthsmensch, ein geniales Gemüth, wie Luther, sondern ein Verstandesmensch, ein Mann von klarem scharfem durchdringendem Verstand. Es ist als spürte man in Wiclif das scharfe frische kühle Wehen der Morgenluft vor Sonnenaufgang, während wir in Luther etwas von der wohlthuenden Wärme der Morgensonne selbst empfinden. Aber mit dem überwiegenden Verstandeselement ist in Wiclif harmonisch vereinigt ein mächtiger Wille, ein mannhafter zäher heldenmüthiger Wille. Seine Ueberzeugungen haben stets eine sittliche Quelle. Kaum jemand hat in seinen Schriften mehr seine Persönlichkeit ausgeprägt und mehr sittlich gehandelt als Wiclif. Immer tritt er mit vollem Mannesernste, mit markiger Kraft auf. Beide, Wiclif und Luther, stimmen, was den Kern der Lehre betrifft, darin überein, daß Jesus Christus die alleinige Quelle des Heils, der einige Mittler ist zwischen Gott und Menschen. Aber in Hinsicht des Heilsweges hatte Wiclif den evangelischen Begriff des Glaubens und die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein noch nicht erfaßt, war vielmehr geneigt, die Gerechtigkeit vor Gott nebenbei mit auf Rechnung der guten Werke zu schreiben und den Bekehrten ein gewisses Verdienst beizulegen. Luther aber

hat die Wahrheit von der Rechtfertigung durch den Glauben allein klar rein und voll erkannt, und zum Mittelpunkte evangelischen Bekenntnisses gemacht. Dies war auch der Hauptgrund, aus welchem Wiclif nicht selbst Reformator, sondern nur Vorläufer der Reformation geworden ist. Aber auch als solcher ist er bedeutend genug, und würdig in Ehren gehalten zu werden. Er ist die erste reformatorische Persönlichkeit gewesen, der erste Mann, der sich mit all' seinem Sinnen und Trachten, mit der ganzen Gedankenkraft eines überlegenen Geistes, mit der vollen Willensmacht und Opferfreudigkeit eines Mannes in Christo dem Werke der Kirchenreform gewidmet hat. Und „seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn" (1. Kor. 15, 58).

Gotthard Lechler in Leipzig.

---

## 247. Wilhelm Thorpe.

3. August.

Unter der großen Zahl von Liebhabern der Gottseligkeit, von Bekennern und Märtyrern des Evangeliums, welche durch Wiclif zur Erkenntniß der Wahrheit geführt worden sind, ist derjenige Mann, dessen Name oben steht, weit genauer, als viele andere, bekannt. Und zwar um deßwillen, weil die Geschichte seines Lebens und der von ihm erduldeten Verfolgungen durch Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand, welche auf uns gekommen sind, uns näher gerückt ist. Dieselben wurden durch Freunde des Mannes sorgfältig aufbewahrt, vielfach abgeschrieben, und zur Zeit der englischen Reformation von Wilhelm Tyndale, dem Uebersetzer der Bibel in's Englische, † 1536, im Druck herausgegeben. Diese Schrift wurde im 16. Jahrhundert eine in England beliebte Lektüre. Jene eigenhändigen Aufzeichnungen Thorpe's sind denn auch die Quelle, aus welcher wir die zuverlässigsten Nachrichten über seinen Lebensgang und seine Gesinnung zu schöpfen im Stande sind.

Wilhelm Thorpe mag etwa um das Jahr 1360 geboren sein, denn er ist noch ein persönlicher Schüler Johann Wiclif's gewesen, der im Jahre 1384 gestorben ist. Seine Eltern scheinen fromme und wohlhabende Leute gewesen zu sein; ersteres ergibt sich aus dem Umstand, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als daß ihr Sohn Wilhelm seiner Zeit ein Priester werden möchte; letzteres

läßt sich aus der Thatsache schließen, daß sie ihn mit nicht geringen Kosten in verschiedene Schulen schickten. Allein dem Sohn selbst war es, als er das jugendliche Alter erreicht hatte, nur gar nicht nach Wunsch, Priester werden zu sollen; und das setzte oft harte Worte und eine unfreundliche Behandlung von Seiten der Seinigen. Endlich aber verstand er sich doch, in Folge vielen Zuredens aber auch mancher Drohungen, dazu, seine Eltern um Erlaubniß zu bitten, daß er zu solchen Männern gehen dürfte, welche für weise und tugendhafte Priester galten, um von ihnen Rath und Anweisung zu dem priesterlichen Beruf zu empfangen. Mit Vergnügen ertheilten Vater und Mutter ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben, spendeten ihm das nöthige Reisegeld, und entließen ihn mit ihrem Segen. Nun begab sich der Jüngling nach Oxford, und suchte Männer auf wie Johann Aston, Nicolaus von Hereford, Johann Purvey und andere Gesinnungsgenossen und Verehrer von Wiclif, vorzüglich aber den letzteren selbst. Er schloß sich an Wiclif und seine Freunde voll Verehrung an, und machte es sich zur nächsten Aufgabe, Wiclif's Lehre sich einzuprägen, weil er sich je mehr und mehr davon überzeugte, daß diese die Reinheit der apostolischen Kirche im höchsten Grade an sich trage. Zugleich widmete er sich persönlich dem freundschaftlichen Umgang mit Wiclif, als dem tugendhaftesten, gottseligsten und weisesten Manne, den er jemals kennen gelernt habe. Und er blieb so lange im Umgang mit ihm selbst und dessen Freunden, bis er hoffen durfte ihre Lehre und Lebensweise sich gründlich angeeignet und nicht allein von ihrer Gelehrsamkeit sondern auch von ihrer Gottseligkeit und ihren heiligen Uebungen Nutzen für sich gezogen zu haben. Insbesondere vermochte ihn das Vorbild Wiclif's und seiner Schule dazu, dem Studium der Schrift das angestrengteste Bemühen zu widmen. Und als er Oxford verließ, stand sein Entschluß fest, derjenigen Lehre und Lebensweise sein Lebenlang treu zu bleiben, welche er von Wiclif überkommen hatte. Diesen Vorsatz hat er in der That mindestens 20 Jahre lang beständig gehalten, bis er gerade deshalb als ein „Lollarde", wie man's nannte, in Untersuchung gezogen und in einen Kerker geworfen wurde, aus dem er wie es scheint nicht mehr entlassen worden ist. Insbesondere hat er es für seine Pflicht gehalten, als Reiseprediger, oder wie Wiclif selbst diese seine Freunde zu nennen pflegte, als einer der „armen Priester" (ohne Pfründe und Gehalt), bald da bald dort aufgetreten, und Gottes

Wort, wie er es in Wiclif's Schule verstehen gelernt hatte, in englischer Sprache dem Volk zu verkündigen.[1] Thorpe hatte theils im Norden Englands theils in anderen Gauen als Reiseprediger gearbeitet, da wurde er 1397 in London verhaftet; indessen ist er, nachdem Erzbischof Arundel von Canterbury verbannt worden war, vom Bischof von London, auf Verwendung der Freunde des Reisepredigers, ohne weiteres wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Als aber Thomas Arundel zurückgekehrt und wieder auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben worden war, ist Wilhelm Thorpe etwa im Jahre 1406 auf's neue festgenommen und anfänglich zu Shrewsbury, im Westen Englands, in's Gefängniß gelegt worden. Allein der Erzbischof Thomas Arundel ließ ihn im Jahre 1407 auf seine Burg Saltwood in der Grafschaft Kent, unweit der Südküste Englands bringen, um in eigener Person ihn in's Verhör zu nehmen und ihn wo möglich zu bekehren. Dieser Mann, aus dem gräflichen Geschlechte der Arundel, hatte es sich zur Pflicht und zur Lebensaufgabe gemacht, England von den Lollarden zu reinigen und diese auszurotten, was ihm jedoch keineswegs gelungen ist. Er hat denn auch seinen Gefangenen, Thorpe, zu wiederholten Malen vor sich kommen lassen, ihn theils unter vier Augen theils in Gemeinschaft mit einigen Priestern vernommen, und bald in wohlwollendem zutraulichem Ton, mit gleißnerischer Güte, bald in inquisitorischer, herrischer und feindseliger Weise mit ihm gesprochen, wobei man es an heftigen Vorwürfen, fanatischen Auslassungen und gewaltthätigen Drohungen nicht fehlen ließ. Allein Wilhelm Thorpe ließ sich eher brechen als beugen, und er ist nicht der einzige Lollarde gewesen, der seiner Ueberzeugung bis zum Tode getreu blieb. Auf Ansuchen von Freunden, die theils schon unterwegs, während er von Shrewsbury nach der Grafschaft Kent transportirt wurde, ihn sprachen, theils auf Saltwood ihn je und je im Gefängniß besuchen durften, setzte er im Kerker eine Art Denkschrift und Tagebuch auf über seine Erlebnisse, insbesondere über die Verhöre und seine Verantwortung vor dem Erzbischof. Diese Schrift ist in hohem Grade anziehend, sowohl durch die schlichte naive Form des Berichts und der ganzen Darstellung, als durch den lehrreichen Inhalt. Namentlich erregt die Geistesgegenwart und Ruhe, die Klarheit Wärme und Entschiedenheit, mit welcher der Gefangene sich ver-

---

[1]) S. das Lebensbild Wiclif's, S. 210.

antwortet, zumal bei den verschiedenen Tönen, welche der Kirchenfürst ihm gegenüber anschlägt, wahre Seelenfreude und Bewunderung für den Geist Christi, welcher in diesem Bekenner gelebt hat. Thorpe läßt sich in keiner Weise imponiren, läßt sich nicht durch wohlfeile Dialektik werfen; er setzt den schmeichelnden Zureden und den drohendsten Einschüchterungen eine in Gottes Wort gebundene Freimüthigkeit, eine zum Leiden um der Gerechtigkeit willen entschlossene Bekennertreue entgegen. Und es ist merkwürdig, mit welcher Klarheit und sittlichen Ueberlegenheit er seine obwohl nicht in allen Lehren fehlerfreie, aber doch in der Hauptsache biblische und evangelische Denkart in dem Geisteskampf, wozu das Verhör sich gestaltet, zu vertreten weiß.

Da nun Thorpe den Widerruf und die unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der Kirche standhaft verweigerte, und nur auf Grund des Wortes Gottes sich eines Besseren belehren lassen wollte, so gab der Erzbischof schließlich seine erfolglosen Bemühungen auf. Als Thorpe nach dem letzten Verhör wieder in den Kerker gebracht wurde, führte man ihn in ein garstiges Gelaß, worin er nie zuvor gewesen war. Ohne Zweifel wollte man ihn dadurch vollends mürbe machen. Allein als die Thüre hinter ihm zugeriegelt und er ganz allein war, wandte er sich zu Gott und dankte ihm mit großer Freudigkeit, nicht allein dafür, daß er ihn von der Gegenwart, dem Spott und den Drohungen seiner Feinde befreit hatte, sondern noch viel mehr dafür, daß Gottes Gnade ihn unter den gleißenden Schmeichelreden wie unter den Drohungen der Widersacher standhaft erhalten hatte.

Hiemit schließen die eigenen Aufzeichnungen Thorpe's.

Ueber seine letzten Lebensschicksale lassen uns die Urkunden völlig im Dunkeln. Frei ist er schwerlich je wieder geworden. Andererseits ist kaum anzunehmen, daß er, wie manche andere Lollarden, als „hartnäckiger Ketzer" öffentlich verbrannt worden sei; denn in diesem Falle würden sicherlich Synodalakten oder sonstige Urkunden irgend eine Notiz davon erhalten haben. Eher mag er im Kerker sei's durch Hunger sei's durch Henkersqualen heimlich um's Leben gebracht worden sein. Das letztere hat er offenbar selbst gefürchtet. Denn in seinem Testamente, welches uns gleichfalls erhalten ist, erklärt er seinen festen Entschluß, „zum Beweis der Wahrheit seiner Ueberzeugung, demüthig und freudig zu leiden, daß sein armer Leib gefoltert werde, wo Gott will, und

von wem, und wann und wie lange er will, und welche zeitliche Strafe und Tod er will, zur Ehre seines Namens und zur Erbauung seiner Kirche." Schließlich bittet er alle Gläubigen, welche sein Testament lesen oder hören, um ihre andächtige Fürbitte, „daß ihm möge gegeben werden Gnade, Weisheit und Klugheit von oben, damit er sein Leben beschließen möge in der Wahrheit die er bezeugt hat, und um seiner Sache willen, in wahrem Glauben, beständiger Hoffnung, und vollkommener Liebe!"

Auch das Dunkel, das über seinem jedenfalls 1407 erfolgten Ende liegt, gehört zu dem tragischen Charakter seines Geschicks. Jedenfalls kann darüber kein Zweifel bestehen, daß Wilhelm Thorpe der Wahrheit treu geblieben ist bis an den Tod.

Gotthard Lechler in Leipzig.

---

## 248. Sir John Oldcastle, genannt Lord Cobham.

5. Juli.

Wenn ein Mann nur sich selbst und das Seine gesucht hat, so mag er noch so strahlend geleuchtet haben, seine Spuren verwischen sich schnell und sein Gedächtniß bleibt nicht im Segen. Wer aber in seinem Leben Gottes Werk getrieben, seiner Wahrheit gedient, sein Reich gefördert hat, dessen Segensspuren sind bleibend. So Wiclif. Er war am Jahresschluß 1384 gestorben[1]. Aber sein Geist lebte fort. Nicht nur in den „armen Priestern", die von ihm gelernt hatten, das Evangelium „frei und treu" zu verkündigen, und welche nach wie vor „Gottes Gesetz", statt nur menschliche Satzung, predigten; nicht nur in Tausenden vom Bürger- und Bauernstande, die aus dem Munde der „armen Priester" Gottes Wort gerne hörten und lernten; sondern auch in zahlreichen Anhängern von Rang und Stand, in Rittern und Herren, welche überzeugt waren, daß sie ihren Einfluß und ihr ansehnliches Vermögen nicht besser anwenden könnten, als zu Gunsten einer Sache, welche zugleich zur Ehre Gottes diente und Freiheit und Wohlstand des Vaterlandes erhöhte. Denn in dem Charakter der Lollarden vereinigte sich das Anliegen heilsbegieriger Seelen und das Reformbestreben treuer Patrioten.

---

[1] Sein Lebensbild s. oben S. 203 ff.

Einer der hervorragendsten Gönner und Schutzherrn der wiclifitischen Partei unter den Großen des Reichs war im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Mann, dem dieses Lebensbild gewidmet ist. Eben um seiner wiclifitischen Gesinnung willen wurde er eine Zielscheibe von Angriffen, welche zuletzt zu einer furchtbaren Katastrophe führten, in der er als treuer Bekenner evangelischer Wahrheit eines schrecklichen Märtyrertodes gestorben ist.

Sir John Oldcastle war ein edelgeborener Herr, der jedoch den Lordstitel, als Baron von Cobham, mit Sitz und Stimme im Oberhaus, nur dem Erbrechte seiner Gemahlin verdankte. Er war ein ganzer Ritter, persönlich tapfer, ein tüchtiger Feldhauptmann, nebenbei ein gewandter Hofmann und ein weiser Rathgeber. König Heinrich IV. von England, in dessen Gunst er hoch stand, hat ihm einmal ein Commando bei den Hülfstruppen anvertraut, die er im Herbste 1411 dem Herzog von Burgund zusandte, um das belagerte Paris zu entsetzen. Allein der edle Mann schätzte dessen ungeachtet die Gnade Gottes höher als die Gunst seines Königs. Und er verdankte seine Erweckung nächst Gott niemand anders als Wiclif und seiner Lehre. Er hat in einem Verhör vor dem Erzbischof einmal offen bekannt, daß er erst aus Wiclif's Lehre einen Abscheu vor der Sünde geschöpft habe. Seitdem war er entschlossen Christo nachzufolgen, und die „freie und treue" Predigt des Wortes Gottes nach Kräften zu fördern. Er hat nicht nur den Predigten wiclifitischer Reiseprediger für seine Person fleißig beigewohnt, und ist denjenigen, welche Widerspruch gegen dieselben zu erheben Lust hatten, nachdrücklich entgegengetreten, hat Mitglieder der Lollardenpartei, wenn sie von der Kirchengewalt bedroht wurden, mit seinem Ansehen und Einfluß, nöthigenfalls sogar mit Waffengewalt, in Schutz genommen; sondern er hat auch selbst Reiseprediger ausgesandt, ohne bischöfliche Genehmigung einzuholen.

Begreiflich war ein solcher Mann der papistischen Hierarchie ein Dorn im Auge. Allein es fehlte geraume Zeit an Muth oder wenigstens an Gelegenheit, den hochgestellten und bei Hofe angesehenen Herrn persönlich und unmittelbar anzutasten. Anfangs wagte man sich nur an seinen Kaplan, Namens Johann, welcher unter dem Schutze des Lords an mehreren Orten der Grafschaft Kent, welche zu den Besitzungen desselben gehörten, ohne Erlaubniß des Bischofs von Rochester, als Reiseprediger aufgetreten war. Der Erzbischof ließ den Kaplan im Jahr 1410 zur Verantwortung

vorladen, und belegte die Kirchen, in welchen er zu predigen pflegte, mit dem Interdikt.

Nachdem aber im Jahr 1413 Heinrich IV. gestorben war, und sein Sohn, der als Prinz von Wales sich einem tollen Leben hingegeben hatte, als Heinrich V. den Thron bestiegen hatte, ging man dem Lord selbst näher zu Leibe. Zuerst handelte es sich nur um ein Buch, welches in seinem Besitze gewesen war; man wußte den König durch Mittheilung anstößiger Sätze aus demselben, welche Lord Cobham zu vertheidigen nicht gewillt war, gegen ihn selbst einzunehmen. Nun erhob die Convocation vom 26. f. Juni 1413 Anschuldigungen gegen den Lord und beantragte, eine Untersuchung gegen ihn zu eröffnen, weil er Irrlehren hege und unbefugte Reiseprediger in Schutz nehme. Allein der Erzbischof Thomas Arundel hielt es für gerathen, sich zuvörderst an den König selbst zu wenden, und trug diesem die Sache vor. In Folge dessen gab sich Heinrich V. alle Mühe, durch persönliche Unterredungen den Lord umzustimmen, aber ohne allen Erfolg, indem derselbe seine Ueberzeugungen durchaus nicht verleugnete, im Gegentheil nachdrücklich festhielt. Schließlich ertheilte ihm der König im August 1413 im Schlosse zu Windsor einen höchst ungnädigen Verweis. Daraufhin verließ der Lord eigenmächtig das Hoflager, begab sich auf seine Burg Cowling in Kent, und befestigte dieselbe. Nun setzte der König den Erzbischof von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen in Kenntniß und forderte ihn auf, kraft kirchlichen Rechts gegen den Lord einzuschreiten.

Der Erzbischof schickte sofort eine schriftliche Vorladung nach Schloß Cowling. Der Lord nahm dieselbe gar nicht an. Eine zweite Vorladung an ihn wurde an dem Portal der Cathedrale zu Rochester öffentlich angeschlagen. An dem darin anberaumten Termin erschien der Vorgeladene nicht. Jetzt sprach der Erzbischof über Lord Cobham den Bann aus wegen beharrlichen Ungehorsams, unter abermaliger Vorladung wegen Verdachtes der Ketzerei. Bald darauf befand sich der Edelmann im Staatsgefängniß, wahrscheinlich hatte er sich freiwillig dem König gestellt. Am 23. September 1413 wurde er vom Tower aus in den Kapitelsaal der Paulskirche dem Erzbischof und dem geistlichen Gerichtshof desselben vorgeführt. Der Primas bot ihm Aufhebung des über ihn verhängten Bannes und Absolution an, falls er darum bitten würde. Allein hiezu verstand sich der Lord schlechterdings nicht, wohl aber

bat er um die Erlaubniß, sein Glaubensbekenntniß, das er in englischer Sprache aufgesetzt hatte, vortragen zu dürfen. Dieses Bekenntniß klingt einerseits versöhnlich, indem es sich der römischen Lehre möglichst nähert, ist aber andererseits so freimüthig und würdevoll abgefaßt, daß es den Eindruck wahrer Gottesfurcht und eines edlen männlichen Muthes macht, und jedem Unbefangenen unwillkührlich Achtung abnöthigt. Es spricht sich über Abendmahl und Buße, über Bilder und Wallfahrten aus. Der Erzbischof konnte, nach genommener Rücksprache mit seinen Beisitzern, den Bischöfen von London und Rochester so wie mehreren Doctoren der Theologie und Rechtsgelehrten, nicht umhin laut anzuerkennen, daß in seiner schriftlichen Auseinandersetzung manches Gute und Rechtgläubige enthalten sei; er forderte jedoch eine genauere und unumwundene Aeußerung über etliche Fragen, namentlich in Betreff der Wandlung im h. Abendmahl und der Ohrenbeichte. Lord Cobham verweigerte indeß jede weitere Erklärung, und war schlechterdings nicht zu bewegen, die Vollmacht des Papstes und der Prälaten zu bindenden Entscheidungen über Lehrfragen anzuerkennen.

Er wurde in den Tower zurückgeführt. Am 25. September fand ein nochmaliges Verhör statt, wobei ihn der Erzbischof nochmals aufforderte, um Absolution zu bitten. Der Ritter erwiederte: „Nein, das werde ich wahrlich nicht thun; denn ich habe mich noch nie an Euch versündigt, deshalb werde ich Euch auch nicht um Vergebung bitten!“ Bei diesen Worten kniete er aber auf den Fußboden nieder, hob seine Hände gen Himmel auf und betete: „Ich bekenne dir, du lebendiger ewiger Gott, daß ich in meiner schwachen Jugend dich, o Herr, schwer beleidiget habe mit Stolz, Zorn, Begierden und Ueppigkeit. Vielen Menschen habe ich Leid angethan in meinem Grimm, und viel andere schreckliche Sünden begangen. Guter Herr, ich bitte Dich um Erbarmen!“ Und damit stand er unter Thränen wieder auf, und rief den Umstehenden mit mächtiger Stimme zu: „Sehet, guten Leute, seht, wegen Uebertretung von Gottes Gesetz mit seinen großen Geboten haben sie mich noch nie verflucht; aber um ihrer eigenen Gesetze und Ueberlieferungen willen handeln sie auf's grausamste mit mir und anderen Leuten! Deshalb werden sie selber samt ihren Gesetzen, laut Gottes Verheißung, völlig vernichtet werden!“

Der Erzbischof schritt sodann zu dem Verhör und befragte den

Angeschuldigten über seinen Christenglauben, unter Bezugnahme auf einige ihm zuvor schriftlich vorgelegte Fragen. Hiebei legte der Lord ein freimüthiges unumwundenes Bekenntniß ab über die Lehre von der Wandlung so wie über Ohrenbeichte, Kreuzeszeichen und die Schlüsselgewalt des Papstes und der Prälaten. Insbesondere scheute er sich nicht auszusprechen, Rom sei das ächte Nest des Antichrist, der Papst sei das Haupt, Prälaten Priester und besitzende Mönche seien der Leib, Bettelmönche der Schwanz des Antichrist. Einmal breitete er die Arme aus und rief den bei dem Verhör Anwesenden laut zu: „Diejenigen, welche mich richten und verurtheilen wollen, werden Euch und sich selbst verführen und in die Hölle bringen; nehmt Euch in Acht vor ihnen!" Hernach fiel er wiederum auf seine Knie, und betete für seine Feinde und Verfolger um Vergebung. Da Lord Cobham seiner Ueberzeugung durchaus treu blieb und dem Erzbischof wie den ihm assistirenden Doctoren auf jeden Vorhalt mit Unerschrockenheit und Geistesgegenwart antwortete, so wurde von dem geistlichen Gerichtshof schließlich das Urtheil gefällt, dahin gehend, daß Sir John Oldcastle, Lord Cobham, als verderblicher Ketzer, nebst allen seinen Gesinnungsgenossen und Helfern in den Bann gethan und dem weltlichen Gericht übergeben werde.

Vollzogen wurde das Urtheil nicht sofort. Man ertheilte dem Lord eine Bedenkzeit von 40 Tagen. Und gegen das Ende dieser Frist gelang es dem Ritter, aus dem Tower zu entkommen. Eine Schaar entschlossener Bürger von London rückte in einer dunkeln Nacht, vom 27/28. October 1413 vor den Tower, befreite den verehrten Helden und geleitete ihn zu seiner Wohnung auf Smithfield. Hier verweilte Lord Cobham unbehelligt gegen drei Monate.

Ein Bericht, den freilich nur erklärte Feinde der Lollarden überliefert haben, schreibt dieser Partei den Plan zu, den König und seinen Bruder auf dem Landsitz Eltham zu überfallen; als dieser Kunde davon bekam und sich nach Westminster begab, sollen sie sich verabredet haben, in der Nacht auf den 7. Januar 1414 sich in St. Giles bei London zu sammeln, um dann, durch Zuzug aus der Stadt verstärkt, gegen Krone und Adel, Prälaten und Mönche loszubrechen, in der Hoffnung, Sir John Oldcastle werde sich an ihre Spitze stellen. Allein der König kam ihnen zuvor, besetzte die Ebene St. Giles, und ließ die zusammengelaufenen Banden überfallen. Ihrer 39 wurden in Folge eines sehr sum-

marischen Processes schuldig befunden, und als Hochverräther theils gehangen theils verbrannt.

Thatsache ist, daß in der Nacht vom 6/7. Januar ein Auflauf auf St. Gilesfield stattgefunden hat. Wer jedoch die Urheber und Anstifter gewesen, liegt völlig im Dunkeln. Aber die ganze angebliche Verschwörung wurde auf Lord Cobham's Rechnung gesetzt. Einen Beweis für seine Schuld hat niemand beizubringen vermocht.

Da indessen am 11. Januar 1414 eine königliche Proklamation gegen ihn erging, so hielt er sich geraume Zeit verborgen, ohne daß man weiß, wann er seine Wohnung in der Stadt verlassen hat. Erst im Jahre 1417 gelang es, ihn in Wales ausfindig zu machen, und nach tapferer Gegenwehr sich seiner Person zu bemächtigen. Er wurde sofort nach London gebracht. Am 14 December wurde er vor dem Hause der Lords verhört, begab sich jedoch aller Vertheidigung, indem er auf das Erbarmen Gottes hinwies, dem allein die Vergeltung zustehe. Zuletzt erklärte er: „Mir ist es ein geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage" (1. Kor. 4, 3).

Schließlich wurde das Urtheil dahin gefällt, daß er als Hochverräther gehängt und als Ketzer verbrannt werden solle. Und dieses Urtheil wurde buchstäblich an ihm vollzogen. Er wurde auf eine Schleife gelegt mit auf den Rücken gebundenen Händen, und so vom Tower durch die Stadt hinaus nach der Ebene St. Giles geschleppt. Hier angekommen wurde er von der Schleife herabgenommen; nun fiel er auf die Knie und bat den allmächtigen Gott, seinen Feinden zu vergeben. Dann stand er auf, und ermahnte die Menge der Zuschauer, dem Gesetze Gottes, wie es in der Bibel geschrieben ist, zu folgen, und sich inallewege vor solchen Lehrern in Acht zu nehmen, deren Leben und Wandel sichtlich Christo zuwider sei.

Nun wurde er in der Mitte zwischen zwei Galgen an Ketten aufgehängt, und ein Scheiterhaufen unter ihm angezündet, so daß er von unten auf langsam verbrannt wurde. So lange Leben in ihm war, pries er Gott und befahl seine Seele in Gottes Hände. So starb der an Rang und Stand hervorragendste, aber auch durch sittliche Würde und christlichen Muth ausgezeichnete Wiclifite, mit einer Standhaftigkeit ohne Furcht und Tadel, als Märtyrer.

G. Lechler in Leipzig.

## Deutschland, 14. und 15. Jahrhundert.

### 249. Johannes Hus.

6. Juli.

Der Name Johannes Hus pflegt Empfindungen, Vorstellungen und Bilder in uns zu wecken, welche denen nicht unähnlich sind, die der Name Johannes Baptista in uns hervorruft. Wir vernehmen im Geist die „Stimme eines Predigers in der Wüste;“ eine tief ernste Prophetengestalt taucht vor unsrer Seele auf; wir denken an Morgendämmerung, Vorläuferamt und Bahnbereitung, und sehen zwei Zeitalter unter heftigen Krämpfen und tragischen Zusammenstößen mit einander um die Herrschaft ringen.

In das 15. Jahrhundert versetzen wir uns im Geist zurück. Wie überaus traurig es da um die Kirche Christi auf Erden aussah, ist kaum zu sagen. Der Weinberg des Herrn glich einer Wüste. Dornen und Disteln überwucherten ihn, statt fruchttragender Reben. Die Priesterschaft war verweltlicht, ja verwildert. Die Päpste, deren Anmaßungen alle Grenzen überschritten, führten ein Leben, das kaum anstößiger und greulicher sein konnte. Die Geistlichkeit trat ihnen größtentheils auf dem Wege des Verderbens nach. Simonie, Gelderpressungen aller Art und Concubinate waren an der Tagesordnung. Die Kirchenversammlungen schienen nur der Bachanalien und Orgien wegen gehalten zu werden, die man damit zu verbinden wußte. Während des Concils zu Kostnitz hielten sich in dieser Stadt nicht weniger als 50,000 Fremde auf, und unter diesen ein nicht geringer Schwarm liederlicher Dirnen. Um dieselbe Zeit sah die Kirche statt eines, drei vorgebliche Statthalter Christi an ihrer Spitze, die sich wechselseitig mit dem Bann belegten und einander verfluchten. Das arme Volk, methodisch in die Bande des krassesten Aberglaubens geschmiedet, verschmachtete „wie Schaafe, die keinen Hirten haben.“ Was Wunder, daß während ein Theil desselben, alle Zügel der Zucht und Sitte von sich werfend, in die Fußtapfen seiner verderbten Leiter trat, und allen Lastern sich hingab, in einem andern und bessern Theile des unbe-

friedigte Bedürfniß nach dem Brod und Wasser des Lebens in der lauten und immer lauterern Forderung einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sich Luft machte.

Als hervorragende Organe dieses Verlangens nach einer Wiedergeburt des ganzen Kirchenthums begegnen uns schon früher, ob auch des Zieles ihrer Sehnsucht in verschiedenen Graden der Klarheit sich bewußt, in Italien die Dichterfürsten Dante und Petrarka, in England Wiclif und sein zahlreicher Anhang, und in Deutschland die sogenannten „Gottesfreunde", welche freilich, gleich den „Brüdern des gemeinsamen Lebens" in den Niederlanden, mehr in stillerer Weise, und mit Reformation an sich selbst beginnend, einer bessern Kirchenzukunft vorarbeiteten. Vor allen andern aber war es die mährisch-böhmische Kirche, diese im neunten Jahrhundert durch den Dienst der trefflichen Evangelisten Methodius und Cyrillus in fast urchristlicher Reinheit gegründete, und nach Jahrhunderte lang dauernden Kämpfen erst der römischen Priesterherrschaft unterworfene, in der die Flamme des Begehrens nach der Rückkehr zu ihren früheren Zuständen und ihrer ursprünglichen Gestalt mächtig emporloderte. Als einer der ersten Träger und Vorfechter der reformatorischen Richtung begegnet uns hier der Prager Archidiakonus Johannes von Milic, dieser freiwillige Reiseprediger in härenem Gewand, und mit der in heiliger Entrüstung über die beispiellose geistliche Verwahrlosung des Volks entbrannten Seele, dessen feurigem Worte es gelang, einem nur von versunkenen Weibern bewohnten und „klein Venedig" genannten ganzen Stadttheil von Prag dergestalt sittlich umzugestalten, daß man demselben fortan als einem Sitze wahrer Frömmigkeit, den Namen „klein Jerusalem" beilegte, und der, ein anderer Samuel, in einem freien Verein von 2 bis 300 jungen Männern, welche er zu Boten des lauteren Evangeliums heranbildete, eine Art Prophetenschule gründete, nachdem er, auch als ein Vorgänger Luthers, kurz vorher bei seiner Anwesenheit in Rom an die Pforte der Peterskirche einen Anschlag mit der Eröffnung hatte anheften lassen, daß er an einem bestimmten Tage den inmitten der Kirche bereits heraufsteigenden Antichrist zu bezeichnen, und vor ihm zu warnen gedenke. Dem Johann von Milic gesellte sich als Gesinnungsgenosse ein aus Oesterreich berufener Deutscher, Conrad von Waldhausen bei, der zuerst in Wien und später in Prag mit aller Macht gegen den todten

kirchlichen Werkdienst zu Felde zog, nur diejenigen für Kinder Gottes erkennen wollte, die vom heiligen Geist getrieben würden, und insonderheit den damals zu großem Einfluß und Ansehn gelangten, aber tief verderbten Orden der „Bettelmönche" dieses „leck Schiff", wie er ihn nannte, mit großem Erfolg befehdete. Der dritte im Bunde dieser vorlaufenden Zeugen der reinen Wahrheit war Matthias von Janow, der während jene beiden mehr eine praktische Thätigkeit entwickelten, vorzugsweise den Hebel einer erleuchteten Wissenschaft an das entartete Kirchenthum setzte, und in seinen Schriften, wenn auch nur keimartig erst schon alle die Principien durchscheinen ließ, welche später in der deutschen Reformation zu ihrer vollen Entfaltung kamen. Die Hinlänglichkeit des Glaubens an den gekreuzigten Christus zur Seligkeit, die Nothwendigkeit der Wiedergeburt durch den heiligen Geist, das allgemeine geistliche Priesterthum aller Gläubigen, so wie die Unmittelbarkeit ihres Verhältnisses zu Christo waren ihm geläufige Ideen, und eine tiefe Anschauung vom Wesen des Glaubens als eines neuen mit innerer Nothwendigkeit alle christlichen Tugenden als seiner natürlichen Blüthen und Früchte aus sich heraussetzenden Lebens, machte ihn zum abgesagtesten Feinde der falschen Geistlichkeit und mechanischen Werkdienerei seiner Kirche.

Mit der geistlichen Milch dieser drei trefflichen, zwar von dem Einflusse der Ideen des Engländers Wiclif nicht völlig unberührt gebliebenen, aber nichtsdestoweniger mit dem Gepräge einer vollen Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit auftretenden Herolde der göttlichen Wahrheit, sonderlich des letztgenannten, ward der Mann groß gesäugt, der an sittlichem Ernst, heiligem Eifer und wissenschaftlicher Ausrüstung jenen als ein vollkommen Ebenbürtiger zur Seite stand; an energischem und erfolgreich reformatorischem Eingreifen aber in das Leben des Volkes es ihnen noch zuvorthat. Dieser Mann war, — wie Bußdrommetenton klingt uns sein Name an, — Johannes Hus, der, am 6. Juli 1369 in dem böhmischen Flecken Husinec arm und niedrig geboren, von Kindheit auf unter seinem elterlichen Hüttendache die Luft einer erleuchteten Gottseligkeit athmete, und namentlich an seiner frommen schon früh verwittweten Mutter seine erste Führerin auf dem Wege des Lebens fand. Dieselbe weihete, als unbewußte Dolmetscherin einer göttlichen Berufung, den geliebten Knaben schon in der Wiege dem

Dienste des Herrn, und begleitete ihn nachmals selbst mit vielen Thränen und Gebet auf die Hochschule zu Prag. Zwei Richtungen lagen hier damals miteinander im Streit: die streng kirchliche, welche vorzugsweise von den deutschen und die reformatorische, die mehr von den wissenschaftlich geförderten böhmischen Theologen vertreten ward. Hus, schon durch den mütterlichen Einfluß bestimmt, wählte sich seine Lehrer unter den letztern, studirte so gründlich als eifrig die Bibel und vertiefte sich außerdem in die Schriften der Kirchenväter, namentlich des Augustinus. Im Jahre 1396 zum Magister promovirt, begann er bald darauf selbst Vorlesungen zu halten, und wurde im Jahre 1401 als Prediger an die Bethlehems-Kapelle berufen, welche von zwei Privatleuten mit der ausdrücklichen Bestimmung gegründet worden war, daß daselbst „dem armen Volke in seiner Landessprache das Wort Gottes gepredigt werden solle." Dieser praktische Beruf weihte ihn erst recht in die geistlichen Nothstände des verwahrlosten Volks, so wie in die unerhörte Entartung und Verweltlichung des Klerus ein, und es kam ein Ergrimmen über ihn, wie das, welches einst den Knecht Gottes, Moses, erfaßte, da er vom heiligen Berge herniederstieg, und das Geschrei des Singetanzes um das goldne Kalb herum vernahm. Seine allezeit auf Reform und Heiligung des Lebens dringenden, vom tiefsten Glaubensernst getragenen, und durch einen von Schritt zu Schritt in der Furcht Gottes geführten strengen Wandel mächtig besiegelten Predigten, machten nicht weniger durch die Barmherzigkeit, die sie athmeten, als durch den glühenden Eifer um die Ehre des Herrn und seines Hauses, der sie durchflammte, einen Eindruck auf das Volk, wie er bis dahin kaum erhört war, und schaarten binnen Kurzem eine Gemeinde von Tausenden um ihn her. Seine kirchlichen Vorgesetzten ließen ihn gewähren, so lange er sich darauf beschränkte, die Laster der Laien, der hohen wie der niedern, zu geißeln. Selbst der Erzbischof von Prag, Zbynec von Hasenburg, obwohl ein Weltmann und aller geistlichen Gesinnung baar, sah es nicht ungern, daß Hus gegen die groben Mißbräuche und den krassen Aberglauben in der Kirche zu Felde zog. Als er aber anhub, auch dem Klerus seine Sünden vorzuhalten, Armuth, Selbstverleugnung und Kreuzigung des Fleisches sammt den Lüsten und Begierden ihnen zu empfehlen, und, wie weiland Paulus vor Felix, vor ihnen „von der Gerechtigkeit, der Keuschheit und dem zukünftigen Gericht" zu reden, da wandte sich

das Blatt, und sein hoher Gönner wurde sein erbittertster Feind und Widersacher.

Im Jahre 1408 begab sich etwas, wodurch eine bedeutende Steigerung der reformatorischen Gährung in Böhmen herbeigeführt wurde. Die Ausländer nämlich bei der Prager Universität, fast alle „hochkirchlich“ gesinnt und der neuern theologischen Richtung abhold, wurden plötzlich ihres bisherigen Uebergewichts über die Böhmen dadurch beraubt, daß ihnen kraft eines Edikts des Königs Wenceslaus bei amtlichen Verhandlungen und Beschlußnahmen nur eine Stimme gegen die den Böhmen bewilligten drei belassen wurde. Dies setzte böses Blut, und hatte zur Folge, daß sofort die Lehrer und Studenten deutscher Nation, viele Tausende an der Zahl, Prag verließen, und in ihr Vaterland, wo sie, beiläufig bemerkt, zur Stiftung der Universität Leipzig die Veranlassung gaben, zurückkehrten. Die böhmische Parthei war jetzt die herrschende in Prag, und erwählte den Hus zum Rektor der Universität. Aber nur zu bald ging sie selbst, die bisher nur durch das gemeinsame nationale Interesse zusammengehalten worden war, in zwei Lager aus einander, indem jetzt die bis dahin verdeckt gehaltenen und mehr in den Hintergrund gedrängten religiösen und kirchlichen Gegensätze Raum gewannen und sich auf das Heftigste geltend machten. An Stelle seiner abgezogenen deutschen Gegner sah Hus mit einem Male einen hellen Haufen seiner bisherigen Freunde wider sich in Schlachtordnung aufgestellt, und mußte sich von ihnen nicht allein als einen Häretiker verdächtigen hören, sondern auch mit der perfiden Beschuldigung belastet sehen, daß er es sei, der durch Einwirkung auf den König die nunmehrige Verödung der Universität herbeigeführt habe.

Von allen Seiten brach jetzt der Sturm wider ihn und seine Gesinnungsgenossen los. Die Prager Geistlichen klagten ihn bei dem Erzbischof an, daß er das Volk gegen die Geistlichkeit aufreize, Nichtachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt predige, Rom als den Sitz des Antichrists bezeichne, jeden Kleriker, der für die Spendung des Sakraments Zahlung fordere, für einen Ketzer erkläre, und den Ketzer Wiclif preise und selig spreche. Sofort wurde Untersuchung wider ihn eingeleitet, und nicht lange darauf erschien auf Betrieb des Erzbischofs eine päpstliche Bulle, welche diesem u. A. aufgab, alle Geistlichen, welche wiclifitischen Häresien anhin-

gen, verhaften zu lassen, und das Predigen in Privatkirchen auf das Strengste zu untersagen. Der Erzbischof begann trotzdem, daß der König auf eine von der Universität aus an ihn ergangene Vorstellung hin sein Veto eingelegt, die Vollziehung jener Bulle damit, daß er in seinem Palaste 200 Bände, unter denen neben den Schriften Wiclifs auch diejenigen des von Milic und Anderer sich befanden, verbrennen ließ. Aber dieses Autodafé diente nur dazu, das Interesse und den Enthusiasmus für Wiclif und dessen Geistesverwandte in Böhmen noch mehr zu steigern. Hus übersandte dem Papst Johann XXIII. eine gründliche und umfassende Appellation, in der er erklärte, daß er von Herzen zum Widerruf geneigt und bereit sei, sobald man ihn aus der Schrift eines Irrthums zeihen könne. In der That war ihm, dessen Richtung und Thätigkeit eine durchaus praktische war, noch kein direkter Angriff gegen die herrschende Kirchenlehre vorzuwerfen. Daß diese Lehre mit der heil. Schrift in Widerspruch stehe, dessen war er sich noch nicht bewußt geworden. Die kirchliche Tradition erschien ihm nur „als die geschichtliche Entwickelung der ihrem Wesen nach in der Schrift enthaltenen Wahrheit." Ihm ging es lediglich um Abstellung von Mißbräuchen und Verunstaltungen, und namentlich um eine Wiedergeburt des religiösen und kirchlichen Lebens. Allerdings aber wurde er bei seinem Streben nach diesem Ziel unbewußt von Principien geleitet, die reformatorischer waren, als er selbst. Denn, bildet die heil. Schrift, wie dies sein Glaube war, die in letzter Instanz absolut entscheidende Autorität; befindet sich die wahre Kirche überall, wo der Geist Gottes die Herzen regiert; ist das Verhältniß jedes gläubigen Laien zu Christo ein unmittelbares und keinerlei menschlicher Intercession bedürftiges, und steht es dem Priester nur zu, die Absolution in bedingter Form zu ertheilen: so ist dem römischen Kirchenthum der Boden ausgeschlagen. Darum half es dem tapfern Zeugen nichts, daß er nachzuweisen wußte, wie er als guter Katholik an die Brodverwandlung in der Messe, an die Fürbitte der verklärten Heiligen, an die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Cölibats, und wer weiß, an was alles sonst noch glaube, und wie ihm niemals eingefallen sei, an den hierarchischen Verfassungsbau seiner Kirche, den er nur von fremdartigen Ansätzen gereinigt zu sehn wünsche, die rüttelnde Hand zu legen. In den furchtbarsten Formeln wurde über Hus der Bann und das Interdikt ausgesprochen. Er sollte ausgeliefert,

die Bethlehemskirche sollte von Grund aus zerstört, und nirgends, wo man ihm ein Asyl eröffne, das Sakrament gereicht, noch ein kirchliches Begräbniß gewährt werden.

Auf dringendes Anrathen des Königs, der voraussah, daß das gegen Hus eingeschlagene Verfahren die bedenklichsten Unruhen in seinem Lande hervorrufen werde, legte sich letzterer, nachdem er von dem Urtheil der römischen Curie an Christus, den ewigen Hohenpriester, appellirt hatte, eine freiwillige Verbannung von Prag und seiner Gemeine auf; unterließ aber nicht, letztere so wie seine Gleichgesinnten überhaupt von den Schlössern der Ritter aus, wo man ihm mit Freuden Herberge und Schutz gewährte, in herrlichen glaubensstarken Briefen zum Beharren auf dem Wege der Wahrheit zu ermahnen.

Unterdessen rückte der November des Jahres 1414 heran, auf welchem „zur Herstellung der kirchlichen Einheit und zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" vom Papst Johann XXIII. und von dem Kaiser Sigismund ein allgemeines Concil nach Kostnitz ausgeschrieben war. Hier sollte denn auch der Prozeß wider Hus zu seinem Austrage kommen. Unter dem Schirm eines kaiserlichen Freibriefs, der ihm hin und zurück ein sicheres Geleit verbürgte, und welchen er u. a. mit den Worten erwiederte: „Ich will demüthig meinen Hals daran setzen, und unter dem sicheren Geleite des Schutzes Eurer Majestät unter Verleihung des Höchsten auf dem Concil erscheinen", machte sich Hus am 11. Oktober des genannten Jahres, begleitet von den treuen Rittern Wenzel von Duba und Johann von Chlum, so wie von dem Sekretär des letzteren und dem Abgesandten der Prager Universität, dem Pfarrer Johann Kardinalis v. Reinstein, lauter gleichgesinnten Männern, getrosten Muthes nach Kostnitz auf den Weg. Seine Reise durch Deutschland glich hin und wieder einem Triumphzug; denn auch hier fehlte es im Volke nicht an Tausenden, die längst mit brennendem Verlangen einer Reformation der Kirche entgegenharrten. Am 3. November langte Hus an dem Orte seiner Bestimmung an. Aber seine bittersten Gegner aus Böhmen, u. a. Palec, der gleich nach seiner Ankunft in einem öffentlichen Anschlag an den Kirchthüren den Hus für den verstocktesten Häretiker erklärte, waren ihm schon vorangeeilt. Während der ersten vier Wochen geschah in der Sache unsres Freundes nichts, und so fand er vollkommene Muße, sich auf die bevorstehen-

den Verhöre vorzubereiten. Am 28. November aber wurde er plötzlich, trotz des entschiedenen Protestes, den, auf den kaiserlichen Geleitsbrief trotzend, der Ritter von Chlum dawider einlegte, im Namen des Papstes seiner Freiheit beraubt, und bald darauf in ein am Rheinufer gelegenes Dominikanerkloster abgeführt, und daselbst in einen scheuslichen, an eine Cloake grenzenden, und mit einer verpesteten Luft angefüllten Kerker geworfen. Auf Verwendung des Rittes von Chlum befahl zwar der Kaiser mit dem Ausdruck tiefster Entrüstung die sofortige Losgebung seines Schützlings; aber umsonst. Die Furcht vor dem mächtigen Klerus benahm dem Kaiser den Muth, seinen Willen energisch durchzusetzen. Erst als der arme Gefangene in eine schwere Krankheit verfiel, wurde ihm ein etwas luftigerer Raum im Kloster zum Gefängniß angewiesen. Hier erkrankte er auf's neue; fand aber bei seinen Gegnern so wenig Schonung, daß sie ihn fast täglich überfielen und mit den herbsten Anklagen ihn behelligten.

Am 21. März 1415 entfloh der Papst Johann, um dem Prozesse auszuweichen, den man ihm seines abscheulichen Lebens halber zu machen im Begriffe stand. Hus verlor dadurch seine bisherigen Gefangenwärter, die ihn wahrhaft liebgewonnen und die treuste Sorge ihm gewidmet hatten. Wie es ihm an Lebensmitteln jetzt gebrach, so glaubte er auch befürchten zu müssen, der päpstliche Hofmarschall, der seinem Herrn nach Schaffhausen nachzog, habe vor, ihn mit sich fortzuschleppen. Er beeilte sich, dem Ritter von Chlum diese seine Besorgniß mitzutheilen, und dieser rief für seinen Freund auf's neue den Schutz des Kaisers an. Nach einer Berathung mit dem Concil entschloß sich aber Sigismund zu weiter nichts, als daß er den Gefangenen der Obhut des Bischofs von Konstanz übergab, welcher ihn nach dem Schlosse Gottlieben abführen, und dort in einen Thurm werfen ließ, wo er bei Tage so gefesselt war, daß er sich nur wenig bewegen konnte und des Nachts in seinem Bette mit den Händen an einen Pfahl gekettet wurde. „Jetzt erst", schrieb er von dort an seine Freunde, „lerne ich den Psalter recht verstehn, recht beten, und die Leiden Christi und der Märtyrer mir recht vergegenwärtigen; denn es sagt Jesaias, der Prophet: Anfechtung lehrt auf's Wort merken!" — Erst Anfangs Juni wurde er aus seinem schauerlichen Kerker, wo er dem mittlerweile aufgegriffenen Papst Johann seine Stelle abtrat, erlöst, nach Kostnitz zurückgebracht, und in einem Franzis-

kanerkloster eingesperrt. Hier bestand er denn vor dem versammelten Concil sein erstes Verhör. Seine Schriften wurden ihm vorgelegt, und aus denselben eine Reihe von Anklagepunkten wider ihn hergeleitet. Er verantwortete sich unter steter Berufung auf Gottes Wort und die Kirchenlehre so gründlich und umfassend, daß seine Feinde, die ihm am Ende nur ein wildes Geschrei entgegen zu setzen hatten, es als eine erwünschte Erlösung aus peinlichster Verlegenheit begrüßten, da der Antrag gestellt wurde, man möge, weil die Ordnung nicht wieder herzustellen sei, die Sitzung aufheben, und ein zweites Verhör auf den 7ten desselben Monats anberaumen.

Der 7. Juni erschien. Der Kaiser Sigismund wohnte diesmal dem Concil persönlich bei. Die beiden böhmischen Ritter, die treuen Freunde des Verklagten, fehlten auch nicht. Um die sakramentliche Brodverwandlung handelte es sich zuerst. Hus konnte mit allem Grund alle seine Zuhörer zu Zeugen aufrufen, daß er diese Lehre je und je vorgetragen, und lediglich auf einen würdigen Genuß des Sakraments gedrungen habe. Man beschuldigte ihn darauf, die Irrthümer Wiclifs verbreitet zu haben. Aber auch hier durfte er mit gutem Gewissen bezeugen: „Ich habe weder die Irrthümer Wiclifs noch irgend eines Andern gelehrt. Wenn Wiclif in England Irrthümer lehrte, so ist dies die Sorge der Engländer und nicht die unsre.“ Es ward ihm ferner vorgeworfen, er habe von der Gerichtsbarkeit des Papstes an Christus appellirt. Hus gestand dies fröhlich ein; meinte aber, daß es eine gerechtere und wirksamere Appellation nicht gebe, als diejenige an Den, der einst das letzte Urtheil über Alle sprechen werde. Die Versammlung brach darob in Hohngelächter aus. Hus wurde endlich, ganz den Regeln römischer Taktik gemäß, auch politisch als ein Aufwiegler des Volks, als ein Mann der Revolution verdächtigt; aber von dieser Anklage sich zu reinigen, verursachte ihm die geringste Mühe. „Aber hörte ich dich nicht sagen“, herrschte ihn mit lauter Stimme, damit der Kaiser es vernehme, der Cardinal D'Ailly an, „daß, wenn du nicht freiwillig nach Constanz habest kommen wollen, weder der Kaiser noch der König dich dazu hätten zwingen können?“ Hus entgegnete: „Ich sagte, wenn ich nicht freiwillig hierher gekommen wäre, so hätte ich leicht an irgend einem verborgenen sicheren Orte zurückbleiben können, da in Böhmen so viele wohlwollend gegen mich gesinnte Ritter sich bereit erklärten,

hinter den Mauern ihrer Schlösser mich zu bergen.“ „Sehet die Unverschämtheit des Mannes“, schrie der Cardinal. Ein Murmeln des Unwillens ging durch die Versammlung. Da erhub sich der edle Ritter von Chlum, bestätigte das von Hus Gesagte, und trat tapfer für ihn in den Riß. Diese letztere Verhandlung machte aber auch auf den Kaiser einen verstimmenden Eindruck. Er nahm das Wort, dankte den Prälaten, daß sie die seinerseits dem Hus ertheilte Versicherung, er werde vor dem Concil sich frei vertheidigen dürfen, treulich wahr gemacht, fügte die Bemerkung hinzu, daß zwar nach der Ansicht Mancher der Kaiser nicht berechtigt sei, einen Häretiker oder der Häresie Verdächtigen irgendwie in Schutz zu nehmen, und ertheilte dann dem Hus den Rath, daß er nichts hartnäckig vertheidigen, sondern in Allem, was gegen ihn vorgebracht, und durch glaubwürdige Zeugen bestätigt worden sei, mit gebührendem Gehorsam dem Ansehn des Concils sich unterwerfen wolle. Wenn er das thue, so werde der Kaiser dafür Sorge tragen, daß er vor dem Concil auf eine gnädige Weise und mit einer leidlichen Buße und Genugthuung entlassen werde; wo aber nicht, so würden die Leiter des Concils schon wissen, was sie mit ihm zu machen hätten, und er, der Kaiser, werde nie seine Irrthümer in Schutz nehmen, sondern eher mit dieser seiner Hand ihm den Scheiterhaufen bereiten, als länger ihm erlauben, so hartnäckig zu verfahren, wie bisher. Darauf Hus, nachdem er dem Kaiser für das ihm verheißene sichere Geleit seinen ehrfurchtsvollen Dank bezeugt: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, etwas hartnäckig zu vertheidigen, sondern daß ich freiwillig mit dem Vorsatz hierher gekommen bin, ohne irgend ein Bedenken meine Meinung zu ändern, wenn ich eines Besseren belehret würde.“ Hus wurde hierauf der Obhut des Bischofs von Riga übergeben, und in sein Gefängniß zurückgeführt.

Am 8. Juni erschien Hus zum drittenmale vor dem Concil, wo ihm diesmal wo möglich noch schärfer zugesetzt wurde als zuvor. Einen besonderen Anstoß schien man an dem in einer seiner Schriften ausgesprochenen Satz genommen zu haben, daß, wenn ein König, Papst oder Bischof in einer Todsünde sei, er weder König, Papst noch Bischof sei. Man deutete diese Behauptung so, als wolle er es von der subjectiven Beschaffenheit der Träger jener Aemter und Würden abhängig machen, ob ihnen dieselben zu belassen seien oder nicht. Auch den Kaiser entrüstete jener Ausspruch

sehr. „Es lebt ja Niemand ohne Sünde!" rief er mit der Betonung und Miene des heftigsten Unwillens aus. Hus entgegnete, wie ihm nicht eingefallen sei, das, was er in dem fraglichen Satze ausgesprochen habe, im rechtlichen oder juridischen Sinne zu verstehen; sondern wie er nur habe sagen wollen, wer allein der Idee eines rechten Königes oder Papstes, oder Bischofes entspreche. Doch diese Rechtfertigung wurde mit Hohn zurückgewiesen. Mit scharfen Waffen ging besonders der berühmte Kanzler der pariser Universität, der große Jurist Gerson, auf den Codex des positiven Kirchenrechts gestützt, wider unsern Verklagten an, und sprach, vorausschickend, daß er sich auf die Untersuchung des Sinnes, in welchem Hus dies und das gemeint haben möge, nicht einlassen könne, mit vornehmer Miene seine Meinung dahin aus, daß, wo zum Umsturz aller bürgerlichen Verfassung hinführende Irrthümer verkündigt würden, wie Hus sie hege, nichts Andres übrig sei, als daß die weltliche Obrigkeit sich darauf besinne, daß sie das Schwerdt nicht umsonst trage. Es wurde an Hus jetzt in feierlicher Weise die Aufforderung zum Widerruf und zur Unterwerfung unter das Urtheil des Concils erneuert. Er aber wiederholte, daß er nimmer widerrufen könne, was er nie gelehret habe, und daß, was er gelehret, ihm weder aus der Schrift, noch aus der Kirchenlehre als irrthümlich nachgewiesen worden sei. Gänzlich erschöpft durch diese fruchtlosen Verhandlungen, in denen er immer auf's neue dieselben Anschuldigungen gegen sich vernehmen, seine bündigsten Widerlegungen aber nur mit Spott und Gelächter erwiedern hören mußte, schwieg er endlich nach dem Vorbilde seines Herrn und Meisters, und wurde dann in sein Gefängniß zurückgeführt. In diesem Augenblick drängte sich der hochherzige Ritter von Chlum zu ihm heran, und drückte ihm, tief ergriffen von der ganzen prophetischen Erscheinung des theuren Mannes, sowie von seiner trefflichen Vertheidigung in einer Weise die Hand, die allerdings mehr sagte, als Worte. „O welche Freude", schrieb Hus bald darauf an seine Freunde, „machte mir der Händedruck des Herrn Johannes, der sich nicht scheute, mir elendem, verworfnem und gleichsam von Allen ausgestoßenem Ketzer in meinen Fesseln die Hand zu reichen."

Nachdem Hus nun auch den Kaiser entschieden wider sich eingenommen wußte, so konnte er sich's in seinem Kerker nicht mehr verhehlen, daß er nun täglich, ja stündlich sein Todesurtheil zu

erwarten habe. Seine während dieser Zeit an seine Gesinnungsgenossen geschriebenen Briefe athmen jedoch die kindlichste Ergebung und den tapfersten und freudigsten Glaubensmuth. Da er vor seinem Tode noch zu beichten begehrte, erbat er sich zum Beichtiger seinen bittersten Feind den Palec oder einen Andern. Man sandte ihm einen Doktor der Theologie, einen Mönch, der gerührt und liebevoll seine Beichte anhörte, und auch, als Hus seine wohlgemeinte Bitte, er möge doch widerrufen, ablehnen mußte, keinen Anstand nahm, ihm in unbedingter Weise die Absolution zu ertheilen.

Am 6. Juli wurde Hus auf's neue vor das Concil geführt. Die Versammlung bot diesmal einen feierlicheren Anblick dar, als bisher. Der Kaiser saß, umgeben von den Fürsten mit den Reichsinsignien auf seinem Thron. In der Mitte des Saales ragte ein Pfahl, an dem die Priestergewänder hingen, in welche Hus vor seiner Degradation gekleidet werden sollte. Auf's neue wurden die Klageartikel gegen ihn verlesen, und er für einen Anhänger Wiclifs erklärt. Er wollte reden, aber ward gebieterisch zum Schweigen verwiesen. Er sank auf seine Kniee, und betete: „O Christus, dessen Wort von diesem Concile öffentlich verdammt wird, auf's neue appellire ich an Dich, der Du, als Du von Deinen Feinden gemißhandelt wurdest, an Deinen Vater appellirtest, und Deine Sache diesem gerechtesten Richter übergabst, damit auch wir, durch Unrecht unterdrückt, Deinem Vorbilde gemäß, zu Dir unsre Zuflucht nehmen sollten!" Als er in seiner Antwort auf den wider ihn ausgesprochenen Vorwurf, daß er im Banne noch die Messe gelesen habe, noch einmal des Geleitsbriefs gedachte, der ihm zu Theil geworden sei, und dabei den Blick auf den Kaiser richtete, erröthete dieser heftig. Als endlich das Urtheil über ihn erschollen war, rief er auf den Knieen: „Herr Christus, verzeihe meinen Widersachern. Du weißt, daß ich fälschlich von ihnen angeklagt worden bin, und daß sie erlogene Zeugnisse und Verläumdung gegen mich gebraucht haben. Verzeihe ihnen um Deiner großen Barmherzigkeit willen." Dieser lautere Erguß wahrhaftiger Feindesliebe wurde von Vielen der Versammelten laut verlacht. — Sieben Bischöfe begannen nun, an dem treuen Zeugen den Akt der Ausstoßung aus dem geistlichen Stande zu vollziehen. Sie legten ihm die priesterliche Gewandung an. Ihm stand dabei das Bild seines Heilandes im Purpurmantel und in der Dornenkrone vor der

Seele. Sie forderten ihn noch einmal zum Widerrufen auf. „Wie könnte ich widerrufen", entgegnete er, „dessen ich mich nicht schuldig weiß?" Nun rissen sie ihm unter verfluchenden Formeln die einzelnen Stücke des Ornates wieder vom Leibe ab. Als sie ihm mit den Worten: „Wir entziehen dir, verdammter Judas, den Kelch des Heils" den Abendmahlskelch aus den Händen nahmen, sprach er: „Ich vertraue auf Gott, meinen Vater und meinen Herrn Jesum Christum, daß er den Kelch seines Heils nicht von mir nehmen wird; hoffe vielmehr, denselben noch heute in seinem Reich zu trinken!" Als ihm hierauf die mit Teufelsfratzen bemalte, und mit dem Worte: „der Häresiarch" (das Ketzerhaupt) bezeichnete Mütze aufgesetzt wurde, sagte er: „Mein Herr Christus trug meinetwegen die Dornenkrone; wie sollte ich nicht diese leichtere, obgleich schmachvolle, um seines Namens willen tragen? Ich will es thun, und thue es gerne!" „So übergeben wir denn deine Seele den Teufeln!" sprachen die Bischöfe. „Und ich", rief er, die Augen zum Himmel erhebend, „befehle in Deine Hände, Herr Jesus Christus, meine durch Dich erlöste Seele!"

Als ein nunmehr von der Kirche Ausgestoßener wurde Hus jetzt dem weltlichen Arm übergeben. Auf kaiserliches Geheiß überantwortete ihn der Herzog Ludwig von Baiern den Gerichtsdienern. Da er, von diesen abgeführt, vor der Kirchthüre seine Bücher verbrennen sah, konnte er dazu nur mitleidig lächeln. Auf dem Richtplatz angelangt betete er knieend einige Psalmen, und mit besonderem Nachdruck den 51sten und 31sten. Oefter wiederholte er die Worte: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist." „Was hat er nur gethan?" hörte man wiederholt in der umherstehenden Volksmenge sagen: „wir hören ihn ja so andächtig beten und reden!" Von den Henkern zum Aufstehn vom Gebete ermahnt, rief er mit lauter Stimme: „Herr Jesus Christus, nun stehe mir bei, daß ich diesen grausamen und schmachvollen Tod, zu welchem ich um der Predigt Deines Wortes willen verdammt worden bin, kraft Deiner Hülfe mit starker und standhafter Seele erdulde!" Nachdem er dann seinen Gefangenwärtern für ihre liebreiche Behandlung herzlich Dank gesagt, und noch einmal vor allem Volk bezeuget hatte, daß er lediglich um der Predigt der lauteren Gotteswahrheit willen den Tod erleide, bestieg er in heldenmüthiger Fassung den Scheiterhaufen, und gab mit den Worten: „Gern trage ich diese Ketten um Christi willen, der ja weit schwerere für

mich getragen hat", geduldig wie ein Lamm der Ankettung seines Leibes und Halses an den Marterpfahl sich hin. In diesem Augenblicke sprengte der Reichsmarschall von Pappenheim zu ihm heran, und eröffnete ihm noch einmal unter der Bedingung des Widerrufs eine sichere Aussicht auf Gnade und Verschonung. Hus aber erwiederte: „Welchen Irrthum sollte ich widerrufen, da ich mir keines Irrthums bewußt bin? denn ich weiß, daß, was falsch gegen mich vorgetragen wird, ich nie gedacht, geschweige denn gepredigt habe. Das war aber das vornehmste Ziel meiner Lehre, daß ich Buße und Vergebung der Sünde die Menschen lehrte nach der Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi und der Auslegung der heiligen Väter; deshalb bin ich bereit, mit freudiger Seele zu sterben!" — Es wurde nun der Holzstoß angezündet. Hus begann mit lauter Stimme zu singen: „Jesu, Du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner!" Zum dritten Male öffnete er zu diesem letzten Seufzer seinen Mund, da erstickte die durch den Wind ihm zugeführte Flamme seine Stimme. Aber lange noch sah man seine Lippen betend sich bewegen. Endlich neigte er sein Haupt, und war mit Frieden in die triumphirende Kirche eingegangen. Der Racheburst einer dämonisch entbrannten Priesterschaft war jedoch noch nicht gekühlt. Man nahm die Asche des hingeopferten Blutzeugen, und streute sie, damit nichts Verunreinigendes von ihm zurückbliebe, in die Fluthen des Rheins.

So trat der Mann von seinem irdischen Kampfplatze ab, dem hundert Jahre später der deutsche Vollender seines Werkes mit vollem Grunde nachrühmte: „Aus dem Blute des Johannes Hus ward uns das Evangelium geboren, das wir gegenwärtig haben." Seine Mörder entgingen der Zornesruthe Gottes nicht. Wie der Fluch aller Edlen sie traf, so erhob sich ganz Böhmen wider sie wie Ein Mann; und der Kaiser selbst ging ruhm- und ruhelos zu Grabe, und sah in seiner Person seinen Herrscherstamm erlöschen. Allerdings war Hus mehr ein Eiferer um das Gesetz, als im vollen Sinne des Wortes ein Evangelist; und unbezweifelt würde seine Wirksamkeit eine noch ungleich durchgreifendere, tiefere und nachhaltigere gewesen sein, wenn ihm die innerste Herrlichkeit des Evangeliums, wie sie uns aus dem Artikel von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus lauter Gnade allein durch den Glauben an Jesum Christum schon in voller Klarheit aufgegangen wäre, was sie noch nicht war. Jedoch der Eine legt

den Grund, und ein Andrer bauet darauf. Unbestritten gehört ihm das Verdienst, der deutschen Reformation, auf welche und auf deren Koryphäen insbesondere mehr als ein weissagend Wort, das aus seinem Munde ging, gedeutet werden darf, die Bahn gebrochen zu haben. Ein dreifaches Auferstehn ist ihm geworden. Mit der Märtyrerkrone geschmückt steht er heute, die Siegespalme schwingend, am Stuhle Gottes. Sein Geist trat verklärt und zur vollen Erleuchtung durchdrungen in Luther, seinem großen und sieggekrönten Nachfolger, für den Hort der ewigen Wahrheit auf's neue in die Schranken, und sein Bild lebt bis zur Stunde frisch und unvergänglich fort, wie in den Herzen Aller, die zur Fahne des Reiches Gottes schwuren, so auch — ein Saatkorn, das noch reiche Erndten treiben wird, — in den Herzen — seiner Böhmen. —

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

## 250. Hieronymus von Prag.

30. Mai.

Die römische Kirche war unter herrschsüchtigen und streitsüchtigen Päpsten in immer tieferen Verfall gerathen, und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts konnte kein Zweifel mehr darüber sein, daß sie einer Reformation an Haupt und Gliedern bedürfe. An vielen Orten erwachten Zeugen evangelischer Wahrheit, eiferten gegen das herrschende Sittenverderben und suchten die apostolische Einfachheit des Glaubens und Lebens wiederherzustellen. Insbesondere in Böhmen hatten seit 1350 mehrere edle Männer aus geistlichem und weltlichem Stande auf Verbesserung der Kirche gedrungen und eine segensreiche Saat christlicher Erneuerung ausgestreut. Thomas von Stitny, Johann Milic, Konrad von Waldhausen und Matthias von Janow waren Vorläufer des Johannes Hus, des treuen Zeugen für evangelische Wahrheit, und seines Freundes und Kampfgenossen Hieronymus von Prag, dem wir hier ein Blatt der Erinnerung widmen. Reicht er auch an die christliche Heldengröße von Johannes Hus nicht hinan, hat er auch in entscheidender Stunde einmal gewankt: gleichwohl verdient er unter den Bekennern der evangelischen Wahrheit eine ehrende Erwähnung.

Hieronymus von Prag stammt aus einem adeligen Geschlechte der Stadt Prag, wo er nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geboren wurde. Von seiner Erziehung und seiner frühern Jugend haben wir keine Nachrichten. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung, besuchte die Universitäten Heidelberg, Köln und Prag und saß an der letzteren Hochschule zu den Füßen des Magister Hus, der zuerst in ihm das Bedürfniß nach einer Kirchenverbesserung weckte. Sein reger Wissensdurst und der Ruf Wiclifs hatte ihn auch ins Ausland geführt. Er hatte sich nach der berühmten Universität Paris und namentlich nach Oxford begeben, wo er die reformatorischen Schriften Joh. Wiclifs kennen lernte und in deren Besitz gelangte. Insbesondere machte Wiclifs Hauptwerk, der „Trialogus", einen tiefen Eindruck auf ihn; der Widerspruch zwischen Kirchen- und Schriftlehre wurde ihm aus diesem Werke klar, und als er von seiner Reise nach England in seine Vaterstadt zurückkehrte, begleitete ihn eine Abschrift der wichtigsten Schriften Wiclifs dahin.

Uebrigens hatte er, obwohl in der Theologie gründlich unterrichtet, nicht die Absicht, in den geistlichen Stand einzutreten. Schon im Jahre 1398 hatte er die Würde eines Baccalaureus, 1407 die eines Magisters der freien Künste erlangt. Nach seiner Rückkehr von England treffen wir ihn zunächst am Hofe des Königs Wenzel, der an seinem ritterlichen Wesen Gefallen fand. Allein besser als das lustige Hofleben gefielen ihm Husens ernste Predigten in der Bethlehemskapelle. Er machte Hus mit den Schriften Wiclifs bekannt, und, um für die Ausbreitung der darin vorgetragenen Wahrheiten offener wirken zu können, nahm er beim Hofe Abschied und bestieg einen Lehrstuhl an der Universität zu Prag. Bald mehrten sich die Freunde der Reform; besonders Jakob von Mies, Prediger an der St. Michaelskirche in der Altstadt, der sich später so mannhaft für den Kelchgenuß im heil. Abendmahl wehrte, schloß sich an ihn an.

Aber eben seine Verehrung für Wiclif verwickelte ihn bald in ernstliche Gefahren. Zwei studierende Engländer hatten im Jahre 1404 zu Prag wiclifitische Ansichten zu verbreiten gesucht; zwei von ihnen im Saal ihres Hauswirths ausgestellte Gemälde, auf welchen Christi demüthiger Einzug in Jerusalem und des Papstes pomphafter Einritt in Rom zu sehen war, regten die Leidenschaften der Reformgegner zu hellen Flammen auf; die Engländer mußten

entfliehen, es kam zu schweren Thätlichkeiten. Die Gegner der Reform errangen den Sieg; in einer Ständeversammlung der böhmischen Nation (17. Juni 1408) wurden die Schriften Wiclifs verboten; wer in ihrem Besitze war, sollte sie dem Erzbischof Sbynek einliefern; sie sollten mit Feuer verbrannt werden. Hieronymus fühlte sich durch diesen Beschluß nicht nur in seinen tiefsten Ueberzeugungen, sondern auch in seinen innersten Neigungen verletzt; Wiclifs Schriften verdankte er seine Herzensstellung zur Reform; von ihnen zog seine akademische Thätigkeit ihre Nahrung, sein inneres Leben Licht und Kraft.

Nur ein kühner Entschluß konnte die Reformpartei retten. Die Schritte gegen Wiclif waren von den deutschen Mitgliedern der Universität ausgegangen; sie hatten in einem Convente am 18. Mai 1408 die Anregung zu dem Verbote der wiclifitischen Schriften gegeben. Gegen sie mußte ein Gegenschlag geführt werden. Die Deutschen hatten bis dahin von 4 Stimmen an der Universität 3, die Böhmen nur eine geführt; durch Königliches Decret vom 27. September 1409 ward für die Zukunft das Verhältniß der Stimmen dahin abgeändert, daß die Böhmen 3, die Deutschen nur eine Stimme erhielten. Dieser Sieg der Reformpartei war aber nur vorübergehend; Husens gewaltige Predigten entflammten seine Gegner zu wachsendem Hasse; sie erwirkten von dem Papste Alexander V. eine Bulle, durch welche das Predigen in den Kapellen verboten und Hus in seiner Predigerwirksamkeit persönlich betroffen wurde; am 16. Juli 1410 ließ der Erzbischof die Schriften Wiclifs öffentlich unter Lobgesängen und Glockengeläute verbrennen. Auch Schriften anderer reformgesinnter Männer, insbesondere Husens und des Hieronymus, loderten in den Flammen, und deuteten das Schicksal an, welches ihrer Verfasser wartete. Der ritterliche Sinn des Hieronymus ward aufs Tiefste durch solche rohe Gewaltthaten empört; er selbst mußte sich einmal zu jener Zeit gegen den tückischen Angriff von Karmeliter-Mönchen mit dem Degen wehren, ein Act der Nothwehr, der ihm später während seines peinlichen Processes von seinen Gegnern als Verbrechen angerechnet wurde.

Die Wirren waren in Prag aufs Höchste gestiegen, als König Wladislaw II. ihn nach Polen zur Einrichtung der neu gestifteten Universität Krakau, und König Sigismund ihn nach Ungarn als Reiseprediger berief. Seine kühnen, auf Verbesserung des geist-

lichen Standes gerichteten Vorträge brachten ihn am Hofe und bei der Geistlichkeit in Ungarn bald in den Geruch der Ketzerei. Er entfloh nach Wien, wurde auf die Anklage ungarischer Geistlicher und nach dem Antrag gegenreformatorisch gesinnter Mitglieder der Wiener Universität gefangen gesetzt und sollte als „Anstifter und Verbreiter von Ketzereien" gerichtet werden. Nur die ernstliche Verwendung der Universität Prag konnte ihn retten; seiner Haft entlassen, floh er nach Mähren. Der bischöfliche Offizial, Andreas Grillenperk, erbost, daß ihm seine Beute entgangen war, sprach den Bann über ihn aus, und der Erzbischof Sbynek von Prag wie der Bischof von Krakau verkündigten diesen Bann, zunächst ohne nachtheilige Folgen für Hieronymus, in ihren Sprengeln.

In Prag war die Aufregung immer höher gestiegen und Hus der Mittelpunkt der Reformbewegung geworden, als Hieronymus wahrscheinlich noch vor Ende des Jahres 1411 ankam. Im Mai 1412 erschien in Prag ein Legat des Papstes Johann XXIII. mit einer Bulle, in welcher eine Kreuzpredigt wider den König Ladislaus von Neapel anbefohlen wurde. Jedem, der das Schwert wider Ladislaus, den Beschützer des zu Pisa abgesetzten Papstes Gregor XII., ergriff, war vollkommener Ablaß zugesichert. Jetzt schloß sich Hieronymus noch enger als bisher an Hus an. Während Hus in seinen Predigten, die er trotz des Verbotes nicht eingestellt hatte, das Volk bearbeitete, redete Hieronymus mit feurigen Worten zu den Studenten und zeigte, daß die Bulle der Lehre des Evangeliums widerspreche. Im Triumphe begleiteten ihn die Studenten aus dem Hörsaale bis zu seiner Wohnung. Als der Rektor der Universität Hus und Hieronymus vor sich beschied, um beide Männer zur Ruhe zu ermahnen, erklärte der letztere: es sei schwer die Wahrheit zu verschweigen. Besänftigende Einwirkungen fruchteten auch nicht mehr. Stürmische Auftritte erfolgten, dann Blutgerichte gegen die Urheber. Daß die Kreuzbulle nebst anderen päpstlichen Erlassen unzüchtigen Weibern um den Hals gehängt, der öffentlichen Verhöhnung preisgegeben, endlich am Pranger verbrannt wurde, ist nicht zu loben; wie weit Hieronymus hierbei betheiligt war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Sein feuriger, gegen jedes Unrecht Flammen sprühender Eifer hatte ihn jedenfalls weiter fortgerissen als gebilligt werden kann. Die Schmähung der päpstlichen Autorität wurde jetzt mit dem Tode bedroht; mehrere junge Handwerker, die am 10. Juni einen Geistlichen beim Verlesen der

Kreuzbulle „Lügner" gescholten, wurden hingerichtet, von Hieronymus als „Märtyrer" verherrlicht.

Nach diesen Aufläufen und Blutgerichten war für Hus und Hieronymus in Böhmen kein Verbleiben mehr. Hieronymus zog sich nach Krakau zurück und besuchte von dort im Gefolge des Großfürsten Witold Litthauen und Rußland. Erst in dem Augenblicke, als Hus zu seiner Verantwortung nach Kostnitz reiste, sehen wir die beiden Freunde wieder in Gemeinschaft. Hieronymus begleitete Hus bis nach Krakowitz, wo er (15. Oct. 1414) mit den Worten von ihm Abschied nahm: „Bei dem, was Ihr aus heiliger Schrift wider die Sünden der Geistlichkeit gelehrt oder geschrieben, beharret fest." Er gelobte noch, ihm in allen Fährnissen zu Hülfe eilen und zur Seite stehen zu wollen.

Unterdessen hatte sich in Kostnitz die Lage Husens bald verschlimmert. Am 28. November 1414 wurde er gefänglich eingezogen; nach einigen Tagen warf man ihn in einen feuchten Kerker, in dem er erkrankte. Hieronymus gedachte des beim Abschiede dem Freunde gegebenen Versprechens. Umsonst ließ ihn Hus im März 1415 durch Briefe abmahnen, nach Kostnitz zu kommen, wo allen Verfechtern seiner Sache gleiche Gefahr drohe. Er empfahl seine Güter der Obhut des Magistrats der Prager Altstadt, seine Seele dem Herrn und traf am 4. April 1415 in Kostnitz ein. Von seinen Freunden, den Herren von Chlum und von Duba, erkannt, wurde er aufs Dringendste gebeten, der ihm drohenden Gefahr durch schleunige Flucht sich zu entziehen. Nachdem er ohne Erfolg um freies Geleit bei dem Könige und dem Concil nachgesucht, reiste er auch wirklich nach einigen Tagen wieder nach Ueberlingen. Von hier aus erbot er sich zur Verantwortung unter der Zusicherung freien Geleites in einem am 7. April in Kostnitz veröffentlichten Anschlage. Das Concil bezeichnete ihn in seiner Antwort als einen Fuchs, der gekommen sei, des Herrn Zebaoth Weinberg zu zerstören und lud ihn binnen 15 Tagen vor; freies Geleit wurde ihm so weit zugesichert, „als es die Rechtgläubigkeit erfordere". Hieronymus erkannte, daß in Kostnitz für ihn nichts zu hoffen, Alles zu fürchten sei und begab sich auf die Rückreise nach Böhmen, ehe die Vorladung des Concils bei ihm eintraf.

Allein die Späher des Concils waren ihm bald auf dem Fuße. In Hirschau, einer oberpfälzischen Stadt, erkannt und verhaftet, wurde er, auf Befehl des Concils wie ein gemeiner Verbrecher auf

einem Karren in Fesseln nach Kostnitz geschleppt, wo er am 23. Mai anlangte. Im Refektorium des Barfüßerklosters war bereits eine Untersuchungskommission versammelt. Auf die Frage nach den Ursachen seiner Flucht erwiederte er, daß er geflohen sei, weil er sich nicht leichtsinnig den Händen seiner Feinde habe ausliefern wollen; hätte er die Citation erhalten, so würde er jedoch, trotz der Feinde, hier erschienen sein. Lautes Murren der Versammelten folgte auf diese Antwort; wildes Geschrei erhob sich nachher. Als die Ruhe wieder hergestellt war, machte der berühmte Kanzler Gerson von Paris Hieronymus die bittersten Vorwürfe wegen der von ihm an der Universität zu Paris verbreiteten Irrthümer; ein Kölner Magister schrie, auch diese Universität sei von ihm mit Irrthümern angesteckt worden; ein Anderer rief dazwischen, in Heidelberg habe er Irrlehren über die heilige Dreieinigkeit vorgetragen, den Vater mit dem Wasser, den Sohn mit dem Schnee, den heiligen Geist mit dem Eis verglichen. Als Hieronymus statt grundloser Anklagen Beweise forderte, riefen Einige erbost: „Zum Feuer mit ihm, zum Feuer!" Es wäre vielleicht schon jetzt das Todesurtheil gegen den „Ketzer" gefällt worden, wenn der Erzbischof von Salisbury nicht zur Mäßigung ermahnt und an die Schriftworte erinnert hätte: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." Die weitere Verhandlung wurde jetzt ausgesetzt, und Hieronymus dem Erzbischof, Johann von Wallenrod aus Riga, in sichere Verwahrung übergeben.

Dieser behandelte den Hieronymus sehr übel. Weil einige Freunde, wie der Notarius Peter von Mladenowicz, ihn durch die Fenstergitter des Gefängnisses zu sprechen versucht hatten, ließ er ihn in einen finstern Thurm des St. Paulsklosters bringen, an Händen und Füßen fesseln, ihm nur spärliche Nahrung verabreichen und so elf Tage lang ihn beinahe verschmachten. Auf ernstliche Vorstellungen der in Kostnitz anwesenden Böhmen wurde ihm bessere Nahrung gereicht, aber die Fesseln wurden nicht abgenommen. Als er in Folge der Mißhandlung schwer erkrankte, versagte ihm das Concil sogar den Trost eines Beichtvaters. Nicht einmal ein ordentliches Verhör wurde mit ihm mehr vorgenommen. Man wollte erst das Ende des gegen Hus geführten Prozesses abwarten.

Erst am 8. Juni 1415 hatte Hus eigentlich erfahren, wessen man ihn anklagte. Seine entschiedene Weigerung, sich auf einen Widerruf einzulassen, hatte seine Lage aufs Aeußerste verschlim-

mert. Am 24. Juni wurde die Verbrennung seiner Schriften beschlossen, am 6. Juli er selbst zum Feuertode verurtheilt. Bis in seine letzten Stunden hatte er in herzlicher Liebe des Freundes und Leidensgenossen Hieronymus gedacht. Nach seinem Tode wurde nun auch das Verfahren gegen Hieronymus wieder aufgenommen. Am 19. Juli wurde in der St. Paulskirche ein Vorverhör mit ihm abgehalten. Die Angelegenheit ruhte wieder mehrere Wochen. Unterdessen hatte die Nachricht von der freventlichen Verurtheilung Husens, trotz des feierlich zugesagten freien Geleites, in Böhmen die größte Aufregung verursacht. Die böhmischen und mährischen Stände erließen ein drohendes Schreiben an die Kirchenversammlung, in welchem Hus gerechtfertigt und wegen der Behandlung, welche Hieronymus zu erleiden hatte, ernstliche Klage geführt war. Dieses Schreiben, am 8. September in einer Sitzung des Concils verlesen, erbitterte die Väter des Concils eben so sehr, als es sie erschreckte. Der Haß gegen Hieronymus war groß, aber aus Furcht vor der drohenden Sprache der böhmischen Stände wünschte man ihn zu schonen. Deshalb ward das Verfahren gegen ihn mit einem Male geändert. Man hoffte jetzt einen Widerruf von ihm zu erlangen. Für diesen Fall sollte er die Freiheit erhalten.

Sein Körper war durch die Qualen einer lange andauernden harten Gefangenschaft erschöpft; Krankheit drückte ihn nieder; der feurige thatkräftige Mann, im einsamen finsteren Kerker, von allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten, war dem Verschmachten nahe. Diesen Zustand benutzten die verschmitzten Feinde, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. Sie drohten, mahnten, schmeichelten, baten. Er war schwach, und er hat für seine Schwachheit gebüßt; er erklärte sich am 10. September zur Abschwörung seiner Irrthümer bereit. Als die erste von ihm entworfene Abschwörungsformel dem Concil nicht genügte, bequemte er sich zu einer zweiten, die er, in einer öffentlichen Sitzung, am 23. September, selbst den versammelten Vätern vorlas. Er verglich darin seinen Schritt einem demüthigen Hebeopfer, im Tempel des Herrn dargebracht, wogegen die Weisheit und Tugend der versammelten Väter wie ein Opfer von Gold, Silber und Scharlach erscheine. In der Formel verwarf er die Irrthümer Wiclifs und J. Husens als ketzerische und erklärte sich mit dem katholischen Glauben in voller Uebereinstimmung. Auch von seinen „Irrthümern“ in Betreff der Dreieinigkeitslehre suchte er sich zu reinigen. In Allem unterwarf er sich unbedingt dem

Urtheile der Kirchenversammlung. Die Abschwörungsformel wurde eigenhändig von ihm unterschrieben.

Das Concil hatte seinen Zweck erreicht; es war nun keine Veranlassung mehr vorhanden, Hieronymus noch länger in Haft zu behalten. Allein der Widerruf scheint auf die versammelten Väter den Eindruck gemacht zu haben, daß nur seine Lippen, nicht aber sein Herz abgeschworen habe. Er wurde in den Kerker zurückgebracht und nicht einmal von den Fesseln gänzlich befreit. Namentlich suchten Karmelitermönche aus Prag seine Freilassung zu hintertreiben, obwohl der Cardinal Peter d'Ailly und andere hochgestellte Prälaten sie befürworteten. Auffallender Weise erklärte sich der Kanzler Gerson dagegen. Am 29. October veröffentlichte Gerson einen Traktat, in welchem er auszuführen suchte, daß ein der Ketzerei Angeklagter auch nach öffentlichem Widerrufe unter Umständen immer noch im Verdachte der Ketzerei stehe. Jene Karmelitermönche, deren Ordensgenossen er beleidigt, forderten unter dem Vorgeben, sie hätten neue Thatsachen zur Begründung der Anklage gegen Hieronymus vorzubringen, die Wiederaufnahme des Ketzerprocesses gegen ihn. Das war selbst den bisherigen Commissarien in der Proceßsache des Hieronymus zu stark. Sie verweigerten eine erneuerte Aufnahme der Untersuchung und legten, als sie kein Gehör fanden, ja, sogar der Bestechung beschuldigt wurden, ihr Commissorium nieder. Neue Commissarien, der Titularpatriarch Johann von Konstantinopel und der Doktor Nicolaus von Dinkelspühl, wurden am 24. Februar 1416 ernannt; die Wahl derselben ließ für Hieronymus das Schlimmste befürchten; sie gehörten zu den Mitgliedern des Concils, die nicht geruht, bis sie Hus auf den Scheiterhaufen gebracht.

Weder der Ausbruch der Unruhen in Böhmen, noch ein neues, noch drohenderes Schreiben des böhmischen Adels schreckte die Feinde der Reform länger vom Aeußersten zurück. Am 20. Februar 1416 wurden alle Unterzeichner jenes Schreibens in lächerlichem Uebermuthe zur Verantwortung über Glauben und Leben vor die Schranken der Kirchenversammlung geladen.

Unterdessen hatte Hieronymus trotz des Widerrufes im Kerker geschmachtet. Aber nicht die Fesseln, die Einsamkeit, der Hunger war es, was ihn am meisten quälte. Er war in ernster innerer Sammlung zur Erkenntniß seiner Schwäche, seiner Verschuldung gegen Gott und die Wahrheit, die er früher mannhaft bekannt,

gekommen. Die Schmerzen der Reue nagten an seiner Seele; aber es war keine Reue zum Tode, sondern zum Leben. Er erklärte jetzt den neuen Commissarien, daß er seinen Widerruf tief bereue und eine schwere Verschuldung darin erkenne. Am 27. April 1416 fand in einer Privatsitzung des Concils eine vorläufige Verhandlung statt. Man hatte 45 Anklagepunkte gegen Hieronymus aufgestellt, welchen der Prokurator des Concils noch 105 weitere beifügte. Es waren theils die bekannten, daß er, wiclifitischer Ketzerei schuldig, die Schlüsselgewalt der Kirche verachte, den Papst und katholische Fürsten geschmäht, ein Anhänger des J. Hus gewesen, den böhmischen Adel aufgeregt, zu Paris, Köln und Heidelberg ketzerische Lehren vorgetragen. Außerdem wurde ihm vorgeworfen, daß er gottesdienstliche Gegenstände entheiligt und sich gewaltthätiger Handlungen gegen geistliche Personen schuldig gemacht habe. Die Anklageschrift war ein tückisches Gewebe von Halbwahrem und Ganzfalschem. Wurde doch als Anklagepunkt sogar der Umstand erwähnt, daß Wiclifs Bildniß zu Prag das Zimmer des Hieronymus geschmückt und mit einem Glorienschein gemalt gewesen sei. Sollte er doch auch die „freventliche" Behauptung ausgestoßen haben, daß der Schleier der Jungfrau Maria nicht größere Verehrung verdiene als die Haut des Esels, auf welcher Jesus geritten. Die frechste Anschuldigung war ohne Zweifel die, in welcher der Prokurator des Concils erklärte, Hieronymus habe sich während seiner Gefangenschaft der Schwelgerei und dem Trunke ergeben, obgleich es ihm in seinem Kerker offenkundig an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gemangelt hatte. Der Schlußantrag gieng dahin, es möchte Hieronymus über alle diese Anschuldigungen öffentlich verhört, nöthigenfalls peinlich inquirirt, und, wenn er läugne oder bei seinen Irrthümern beharre, nach den Satzungen der Kirche gerichtet werden.

Das erste öffentliche Verhör wurde am 23. Mai 1416 in der Domkirche veranstaltet. Er hatte eine schriftliche Verantwortung vorausgehen lassen, in welcher er eine Menge von Unwahrheiten und Unrichtigkeiten widerlegte. Daß er je Gewalt gebraucht, um seinen Ueberzeugungen Eingang zu verschaffen, bestritt er auch mündlich ernstlich und feierlich. Auch erklärte er mit treuem Zeugenmuthe, den ihm Gott in Folge seiner aufrichtigen Reue wieder geschenkt hatte, daß er den Ablaßhandel für einen empörenden Mißbrauch der Kirche halte. Am 26. Mai wurde das öffentliche

Verhör fortgesetzt. Seine Richter hatten einen neuen Widerruf erwartet; aber sie täuschten sich. Gott hatte das früher schwache Werkzeug seines Wortes und Geistes wunderbar gestärkt. Der von Qualen und Sorgen aller Art erschöpfte Leib war ein geheiligtes Gefäß des Geistes von oben geworden; weder Schmeicheleien noch Drohungen übten auf ihn einen Einfluß. Hieronymus machte von der ihm zugestandenen Befugniß noch einmal eingehend zu der Versammlung zu reden, Gebrauch. Er begann mit einem salbungsvollen Gebete, und erinnerte dann an die Wahrheitszeugen der alten Zeit, an Sokrates, Seneka, Elias, Stephanus. Der Haß sei die Triebfeder seiner Verfolgung, ihm falle er als Opfer. Mit Inbrunst gedachte er jetzt seiner Freundschaft für Hus, dessen Seelenreinheit und Heldenkraft er preisend anerkannte. Seinen Widerruf beklagte er demüthig und reuig; fleischliche Schwäche, die Furcht vor dem Flammentode sei die Veranlassung dazu gewesen. Bis zum letzten Hauche werde er sich zu der reinen und heiligen Lehre Wiclifs und Husens bekennen; nur im Artikel vom Abendmahl weiche er von ihnen ab, da er hierin der Lehre der alten Väter beistimme. Alles Ernstes verwarf er insbesondere das unchristliche Leben vieler Geistlichen.

Die Versammlung hatte, zumal Hieronymus auch die Waffe des Humors gebrauchte, anfänglich gelacht, am Schlusse der sechs Stunden langen Rede war sie tief erschüttert; wie Nägel und Spieße waren seine Worte in die Herzen gedrungen. Vor diesem standhaften Zeugenmuthe mußte sie sich entweder beugen — und das war unmöglich — oder sie mußte ihn brechen. Am 30. Mai wurde die Schlußsitzung gehalten; es war wohl nicht lediglich Zufall, daß Kaiser Sigismund und Kurfürst Ludwig von Bayern sich von Kostnitz entfernt hatten. Zum letzten Male wurde Hieronymus, insbesondere vom Cardinal Zabarella von Florenz, der ihn gern gerettet hätte, zum Widerrufe aufgefordert. Aber mit unerschütterlicher Festigkeit erwiederte er: „Ich glaube und halte alle Artikel des christlichen Glaubens, wie sie die heilige katholische Kirche glaubt und hält. Die Ursache meiner Verurtheilung liegt lediglich darin, daß ich Euch in der Verdammung des Wiclif und Hus, der heiligen Männer, nicht beistimmen will, welche von Euch ungerecht verurtheilt worden sind, weil sie Euer schändliches Leben angegriffen haben.“ Er sprach so hinreißend und ergreifend, daß selbst seine Todfeinde ihm ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Der

Bischof von Lodi suchte den Eindruck seiner Worte dadurch zu schwächen, daß er das milde Verfahren des Concils gegen ihn pries, um seine ketzerische Hartnäckigkeit in ein so grelleres Licht zu stellen. Arius, Sabellius, Faustus und Nestorius seien keine ärgeren Ketzer gewesen. Sein ärgstes Verbrechen sei aber die Zurücknahme des früher geleisteten Widerrufes. Hieronymus war über diese harte und unwahre Rede sehr entrüstet, und wies den Vorwurf der „Ketzerei" mit Indignation von sich. Er schloß: „Ich sehe wohl, daß Ihr bereit seid, mich zu verdammen, ohne daß Ihr eine Ursache an mir gefunden habt. Ich bin auf Alles gefaßt; aber Ihr müßt wissen, daß ich in Euren Gewissen einen Stachel zurücklasse, der nicht aufhören wird, Eure Seele zu peinigen. Dabei berufe ich mich auf den höchsten und untrüglichsten Richter, den allmächtigen Gott, vor dem Ihr Rechenschaft werdet ablegen müssen über Euer ungerechtes Thun." Von Einigen wird berichtet, Hieronymus habe gesagt, diese Rechenschaft werde nach hundert Jahren abgefordert werden; gerade hundert Jahre später erweckte Gott den Luther. Er sprach das Alles mit einer Würde und Kraft, welcher auch die stumpfsten Herzen nicht widerstanden, „unerschrocken, mit Todesverachtung, ein zweiter Cato," bemerkt ein ihm feindlich gesinnter Ohrenzeuge. —

Das Todesurtheil wurde jetzt gesprochen. „Wie eine verdorrte Rebe sollte er," nach der fanatischen Sprache desselben, „weggeworfen werden, nachdem er wie ein Hund durch seinen Widerruf zu dem Gespieenen zurückgekehrt; als rückfälliger Ketzer sollte er aus der Kirchengemeinde ausgestoßen und verdammt sein." Die Scharfrichter übernahmen ihn aus den Händen der „Mutterkirche." Die mit Teufelsfratzen bemalte Mütze setzte er sich selbst auf. Den Blick zum Himmel gerichtet sang er auf dem Wege zur Richtstätte tröstliche geistliche Lieder. Der Holzstoß war an demselben Ort aufgerichtet, wo Hus seine Seele ausgehaucht hatte. Vor dem Marterpfahle warf er sich auf die Kniee und betete inbrünstig. Während ihn die Henker mit Ketten und Stricken an dem mit Holz und Stroh umlegten Pfahl befestigten, sang er ein Osterlied laut und fröhlich, sprach die drei Artikel des christlichen Glaubens mit weithin vernehmlicher Stimme und redete zum Volke: „Wie ich jetzt singe, so glaube ich. Ich sterbe, weil ich die Verdammung des Hus nicht gerecht und gut heißen will." Schon loderte der mit Fackeln entzündete Holzstoß. Er sprach: „Vater, in

deine Hände befehle ich meinen Geist." Die Gluthen umwirbelten ihn mit Rauch und Dampf; sein letzter hörbarer Seufzer war: „Vater, allmächtiger Gott, erbarme dich meiner, vergieb mir meine Sünden, du weißt: ich habe deine Wahrheit aufrichtig geliebt."

So starb am 30. Mai 1416 nach einjähriger scheußlicher Kerkerhaft Hieronymus von Prag um seines evangelischen Zeugnisses willen. Seine Asche wurde, um jede Spur seines Daseins zu vernichten, in den Rhein geworfen. Aber sein Geist lebt in allen Denen fort, welche die Erscheinung Christi lieb haben. Den Leib können sie tödten; aber die Wahrheit ist untödtlich.

Schenkel in Heidelberg.

---

## Die Niederlande, 14. und 15. Jahrhundert.

### Die Genossenschaft vom gemeinsamen Leben.

## 251. Gerhard Groot.

3. December.[1])

Tiefgehende und weitverbreitete Verderbnisse des inneren Lebens in der Christenheit fordern ebenso Gegenwirkungen und Heilmittel von außerordentlicher Art, wie schwere, verheerende Krankheiten des leiblichen Lebens sie fordern. Hätten die gewöhnlichen Mittel, wie sie die Kirche zur Zeit solchen Verderbens darbot, ausgereicht, so wäre es eben zu diesen Zuständen gar nicht gekommen. Das Vorhandensein derselben liefert den Beweis, daß die Kirche selbst nicht in der Ordnung ist, daß ihre Kräfte, wie sie amtlich sich darstellen, unzulänglich sind, daß die berufenen Diener das nicht ganz leisten, was dem bedürftigen Volke noth thut. In solcher Noth fühlen sich Männer, in denen der Geist des Glaubens und der erbarmenden Liebe kräftiger lebt, gedrungen, den Nöthen und Bedürfnissen des Volkes in freier Weise zu Hülfe zu kommen; sie treten entweder einzeln oder im Verein von Gleichgesinnten auf, um auch außerhalb des amtlich geordneten Kreises, wenngleich ohne Widerstreit mit diesem Kreise, im wahren Geiste der Kirche die herstellenden und rettenden Kräfte des Christenthums in alle ihnen zugänglichen Sphären des Lebens zu tragen, durch Verkündigung des Evangeliums, durch Jugenderziehung, durch Verbreitung der heiligen Schrift und andrer heilsamer Bücher, durch thätige Abhülfe geistlicher und leiblicher Noth aller Art. So ist in unsern Tagen das entstanden, was man innere Mission nennt. Aber hiervon ist nur der Name neu, die Sache selbst ist so alt, als das Christenthum. Insbesondere tritt uns am Schlusse des Mittelalters die innere Mission in einer leuchtenden Erscheinung entgegen, in der

---

[1]) Sein Todestag ist der 20. August (der Tag Bernhards). Wegen dieser Abweichung des Datums s. Evang. Kalender für 1870. S. 60.

Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben, und der Urheber davon ist der Mann, dessen Lebensbild wir hier geben wollen, der gesegnete Gerhard Groot.

Gerhard Groot (Geert Groete oder de Groot) wurde im October 1340 im Schooße einer angesehenen Familie der niederländischen Stadt Deventer geboren. Sein Vater, Werner Groot, war Schöffe und Bürgermeister dieser bedeutenden, gewerbreichen Stadt. Als einziger Sohn wohlhabender Eltern, noch dazu von schwächlicher Gesundheit, ward er mit besonderer Sorgfalt erzogen. Seine vorzüglichen Gaben schienen ihn zur Laufbahn des Gelehrten zu bestimmen. Nachdem er, vermuthlich auf der Schule seiner Vaterstadt, die vorbereitende Bildung empfangen, besuchte er die damalige Metropole der Wissenschaft, Paris, und verweilte daselbst drei Jahre, zwischen 1355 und 58. Sein Hauptstudium war Philosophie und Theologie mit Inbegriff des kanonischen Rechtes; er soll aber auch den geheimen Wissenschaften und Künsten, wie sie jenes Zeitalter betrieb, nicht fremd geblieben sein. Als achtzehnjähriger Magister kehrte Groot in seine Heimath zurück, ging jedoch bald darauf nach Köln, welches zu dieser Zeit auch ein blühender Sitz der Philosophie und Theologie war, und begann hier selbst mit Erfolg Vorträge zu halten. Zugleich boten sich dem Sprößling einer ausgezeichneten Familie, dem mit Glücksgütern bereits reichlich ausgestatteten, noch andre Vortheile dar: er erhielt mehrere Präbenden, namentlich Kanonikate zu Utrecht und Aachen. Es schien sich alles dazu anzulassen, daß er, ein Mann nach dem herrschenden Sinne der Zeit, eine glänzende Stellung in der Gesellschaft einnehmen werde, entweder als gefeierter Lehrer einer Hochschule oder als ein mit Ehren und Einkünften überhäufter Würdenträger der Kirche. Aber Gott hatte ihm eine andre Bahn bestimmt, eine ernstere, rauhere, aber für ihn und seine Zeitgenossen heilsamere.

Bis dahin war Gerhard, obwohl auf geordneten Wegen wandelnd, doch ganz von weltlichem Sinne beherrscht. Er lebte wie ein vornehmer Herr im Genusse öffentlicher Vergnügungen, erfreute sich seiner reichbesetzten Tafel und schmückte sich mit köstlichen Gewändern. Da traf ihn plötzlich, als er eben einem öffentlichen Spiele in Köln zusah, das Wort eines ernsten Mannes, welcher, tiefer in das Innere des Jünglings schauend, ihm zurief: „Was stehst du hier, auf eitle Dinge gerichtet? Du mußt ein andrer Mensch werden!“ Das einfache Wort ergriff sein Gewissen,

und deckte ihm seinen wahren Zustand auf. Nicht lange nachher kam er in Utrecht mit einem älteren Freunde von Paris her, Heinrich Aeger, der unterdessen Prior des Karthäuser-Klosters Monichhusen bei Arnheim geworden war, zusammen. Dieser, die veränderte Stimmung des Freundes wahrnehmend, stellte ihm noch eindringlicher die Nichtigkeit des Irdischen, Tod, Ewigkeit und das wahre, unvergängliche Gut vor die Seele. Von derselben Stunde an ward Groot in der That ein andrer Mensch. Er verzichtete auf die Einkünfte der Präbenden und des väterlichen Vermögens, verbrannte auf einem freien Platze zu Deventer seine zu hohen Preisen erkauften magischen Bücher, zog sich von allen Vergnügungen zurück, legte unscheinbare, graue Kleidung an und ließ ruhig den Spott der Welt über sich ergehen. Um sich in dem neuen Leben zu befestigen, zog er sich in das genannte Karthäuser-Kloster zurück, dem sein Freund als Prior vorstand. Hier lebte er, mit härenem Gewand bekleidet und den strengsten Bußübungen sich unterziehend, drei Jahre lang ganz der Selbstbetrachtung, dem Gebet und dem Studium der heiligen Schrift, bis er seinen sonst zarten Körper vollständig in den Dienst des Geistes und gleicherweise seinen Geist in den Dienst des höchsten Herrn gestellt hatte.

Aber es war nicht die Bestimmung Gerhards, die ihm gewordenen Gaben in Klostermauern zu verschließen. Nicht auf Betrachtung, sondern auf lebendiges Wirken war sein Wesen angelegt. Nachdem er in sich selbst fest geworden, trieb ihn ein unabweisbares Bedürfniß in's thätige Leben. Priester wollte er jedoch nicht werden. Er hatte eine zu hohe Idee vom Priesterthum und dessen unermeßlicher Verantwortlichkeit. „Nicht für alles Gold Arabiens", sagte er, „möchte ich, auch nur eine Nacht, die Sorge der Seelen auf mich nehmen." So ließ er sich, bescheidener Weise, nur zum Diaconus weihen, um das Recht zu erwerben, öffentlich vor dem Volke zu lehren.

Aufgefordert von den Karthäusern, unter denen er bisher gelebt, und ausgestattet mit der Vollmacht des Bischofs von Utrecht für dessen ganze Dioecese, also in den Schranken kirchlicher Ordnung, wiewohl ohne festes Amt, trat nun Gerhard als freier christlicher Volkslehrer, als Reiseprediger auf. In dürftiger Kleidung durchwanderte er Dörfer und Städte und verkündete das bei so vielen verschollene Evangelium. Er kam nicht in Kraft eines

Amtes, für welches er besoldet war, sondern in Kraft erbarmender Liebe, welche das Wort des Herrn wieder wahr machte: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch wieder!“ Er redete, was damals noch selten war, zum Volke in der Sprache des Volkes, die zum Herzen drang. Und, was die Hauptsache war, er sprach von der Buße und vom Glauben nicht wie von erlernten, sondern wie von selbsterfahrenen Dingen, mit der vollen Macht innerster Wahrheit. Kein Wunder, daß seine beredten Predigten ungeheuren Erfolg hatten. Alles strömte ihm zu: Alte und Junge, Vornehme und Geringe, Priester und Laien. Die Kirchen faßten oft die Zuhörer nicht und man mußte sich unter freiem Himmel versammeln. Es war auch nicht blos flüchtige Rührung, die er bewirkte, sondern bei Vielen wirkliche Bekehrung und nachhaltige Lebensänderung.

Gerhard war in dieser Thätigkeit unermüdlich; in den bedeutendsten Städten der Niederlande, in Deventer, Kampen, Zwoll, Utrecht, Leiden, Delft, Gouda, Amsterdam erscholl sein gewaltig mahnendes Wort; er predigte oft zweimal des Tages, bisweilen drei Stunden lang. Sein Eifer würde ihn verzehrt haben. Da trat ein Hemmniß von Außen ein und der Herr wies ihn abermals in eine andre Bahn. Wie die herrschenden Sünden anderer Stände, so griff Gerhard, bei aller Verehrung für das geistliche Amt, doch mit schonungsloser Strenge auch die verdorbenen Sitten des Klerus, namentlich das unkeusche Leben an. Dadurch erweckte er sich bittere Feinde und diese brachten es dahin, daß der sonst wohlgesinnte Bischof von Utrecht die unserm Gerhard ertheilte Befugniß freier Predigt wieder zurücknahm. Gerhard, ohne das schon entrüstete Volk noch mehr zu erregen, unterwarf sich ruhig. „Es sind unsre Vorgesetzte,“ sagte er, „wir wollen, wie es sich ziemt, ihren Befehlen gehorchen.“

Die Menschen gedachten es schlimm zu machen, aber der Herr machte es gut. Gerade jetzt trat Gerhard in den stillen, engeren, aber sicheren Wirkungskreis ein, in dem er seine wahre Geistesheimath fand, durch dessen Ausbildung er seine eigentlich geschichtliche Bedeutung gewinnen sollte. Und dazu war auch der Grund bereits gelegt. Vor einiger Zeit (im J. 1378) hatte Gerhard in Begleitung einiger Freunde eine Reise nach dem Kloster Grünthal bei Brüssel gemacht, um den gefeierten Meister des innern Lebens, Johann Ruysbroek, den er längst vermöge seiner Schrif-

ten verehrte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.[1]) Hierbei hatte er sich nicht nur an der milden Persönlichkeit und den erfahrungsreichen Worten des frommen Greises erquickt, sondern zugleich einen besonders tiefen Eindruck empfangen von dem schönen, brüderlichen Zusammenleben der Kanoniker in Grünthal, dem Bilde einer Gemeinschaft, in welcher bei wohlgeordneter Gliederung doch jeder trennende Unterschied ausgeglichen und der Höchste mit dem Geringsten durch das Band gegenseitig dienender Liebe verknüpft war. Eine solche Gemeinschaft auch seinerseits zu stiften, war fortan Gerhards schönster Lebensgedanke.

Zunächst vereinigte er sich in seiner Vaterstadt Deventer mit einigen jungen Männern, namentlich Johann Binkerink und Florentius Radewins zu gemeinsamer christlicher Thätigkeit. Sie förderten durch Unterricht, Anleitung und christliche Ermahnung die Knaben und Jünglinge, welche die Schule zu Deventer besuchten. Sie beschäftigten sich eifrig mit dem, in der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst so wichtigen Abschreiben der heil. Schrift und andrer heilsamer Bücher und brachten diese unter das Volk. Sie wirkten auch in kleineren Kreisen durch Vorträge für christliche Belehrung und Erbauung. Als nun die Zahl dieser jungen Freunde und Mitarbeiter Gerhards bedeutend anwuchs und schon, ohne in förmlichem Zusammenleben geordnet zu sein, eine Art Genossenschaft bildete, sagte eines Tages Florentius, damals Geistlicher zu Deventer: „Lieber Meister, was könnte es schaden, wenn ich und diese Kleriker, die da abschreiben, das, was wir wöchentlich verdienen, zusammen legten und gemeinsam lebten?“ — „Gemeinsam!“ erwiederte Gerhard, „das werden die Bettelmönche nicht leiden, die werden aus allen Kräften widerstreben.“ — „Was hätte es aber zu sagen,“ sprach Florentius, „wenn wir es einmal versuchten? Vielleicht gäbe Gott seinen Segen dazu.“ — „Nun in Gottes Namen!“ schloß Gerhard, „fanget an, ich will euer Vertheidiger und treuer Beschützer sein gegen Alle, die sich wider euch erheben.“ Dieß war der Anfang der Brüder vom gemeinsamen Leben, die sich nun nach einer in freiem christlichen Sinn geregelten Lebensordnung, ohne Gelübde, in sogenannten Bruderhäusern zusammenthaten, um sich außer der Sorge für das eigene Seelenheil ganz der geistlichen und leiblichen

---

[1]) S. oben S. 125.

Förderung des bedürftigen Volkes, zumal der Jugend, zu widmen, und bald in weiter Verbreitung über die Niederlande und das angränzende Deutschland zu einem freigeeinigten Bunde heranwuchsen, der im 14ten und 15ten Jahrhundert fast alles das übte, was heute die Aufgabe der innern Mission ist.[1])

Gerhard selbst lebte von der Zeit an in dem von ihm gegründeten Bruderhause zu Deventer. Aber er sollte sich, nachdem der Gedanke seines Lebens in Erfüllung gegangen, des brüderlichen Zusammenseins nicht lange erfreuen. Ein Werk christlicher Liebe führte ihn zum Tode. Beim Besuch eines von der Pest befallenen Freundes ergriff ihn selbst die Seuche. Im Angesicht des herannahenden Todes sprach er voll Ergebenheit: „Siehe, ich werde vom Herrn gerufen, der Augenblick meiner Auflösung ist da; Augustin und Bernhard klopfen an die Thüre; ich kann das von Gott gesteckte Ziel nicht überschreiten." Dann tröstete er die Brüder, die sein Lager weinend umgaben, setzte den Florentius als den, auf welchem der Geist des Herrn ruhe, zu seinem Nachfolger ein, und ermahnte alle zum Gehorsam, zur Liebe und Geduld. „Habet Vertrauen auf Gott, meine Theuersten," sagte er, „und fürchtet nicht die Reden der Weltmenschen. Stehet fest: denn der Mensch kann nicht hindern, was Gott beschlossen hat." So starb Gerhard, wie er gelebt, am 20. August 1384, erst 44 Jahre alt. Unter allgemeiner Theilnahme ward er in der Marienkirche, wo man oft sein lebendiges Wort gehört, feierlich bestattet.

Gerhard Groot war ein Mann, der in sich selbst wohl gegründet, ganz besonders geeignet war zur Einwirkung auf andre. Er führte ein mäßiges, ja strenges Leben. Eine Mahlzeit des Tages genügte ihm. Einladungen nahm er nicht an; dagegen bewirthete er bisweilen Freunde und ehrbare Bürger bei sich. Dem Speisetische gegenüber befand sich eine kleine Bibliothek, aus der dann, nachdem vor Tisch ein Abschnitt aus der Schrift gelesen worden, ein gutes Buch zur Belebung der Unterhaltung hervorgenommen wurde. Die Rede Gerhards war gehaltreich, ernst, mit Witz gesalzen. Besonders stark war er in der ermahnenden Rede. Ueberhaupt aber waren seine Vorträge fließend, stets getragen von der Kraft innerster Ueberzeugung und in ihrer Wirkung unterstützt

---

[1]) Ueber die Brüder vom gemeinsamen Leben vergleiche man meine „Reformatoren vor der Reformation" im 2ten Band, S. 62—201.

durch ein ausdrucksvolles Aeußere, ein heiterernstes, ruhiges Angesicht. Alles war bei ihm auf das Praktische gestellt. „Was uns nicht besser macht," sprach er, „oder vom Bösen zurückbringt, das ist schädlich." Diesen Sinn drücken auch seine Weisheitssprüche aus, die uns sein Lebensbeschreiber, Thomas von Kempen, aufbewahrt hat. Sie tragen dasselbe Gepräge des Schlichten, welches bis auf die unscheinbare graue Kleidung herab den ganzen Mann kennzeichnete, aber es sind kernhafte Worte lebendiger Erfahrung, durchaus geeignet, wiederum auf das Leben zu wirken. Wir wollen einige mittheilen, die eben sowohl den christlichen Ernst als die christliche Heiterkeit Gerhards vergegenwärtigen. „Wende dein Herz von den Geschöpfen, auch mit großer Gewalt; wende es weg, damit du dich selbst überwindest, und richte dein Gemüth immer auf Gott. — Um keines Dinges in der Welt willen soll sich der Mensch beunruhigen lassen. — Es ist etwas Großes, in den Dingen zu gehorchen, die uns zuwider und schwer sind, und das ist der wahre Gehorsam. — Vor allem und jederzeit übe dich in der Demuth, am meisten innerlich im Herzen, aber auch äußerlich vor den Menschen. — Je weiter der Mensch sich von der Vollkommenheit entfernt weiß, desto näher ist er derselben. — So lange der Mensch etwas an sich zu bessern findet, steht es noch gut mit ihm. — Die größte Versuchung ist, nicht versucht zu werden. — Vor allen Dingen sei freudig im Geiste. — Alle Uebung im Lesen, Wachen, Beten stehe unter dem Gesetze des Maaßes. — Wegen geringer Fehler werde nicht kleinmüthig."

Durch seine praktische Richtung war Gerhard ganz ein Mann für das Bedürfniß seiner Zeit. Der abgezogenen, künstlichen Schulweisheit gegenüber richtete er den Sinn wieder auf das Lebendige, Einfache, Brauchbare, zum Heil wahrhaft Nothwendige. Er war aber auch ein ächter Mann der Zukunft. Es geht zugleich durch sein ganzes Wesen und Thun unverkennbar ein reformatorischer Zug. Es beseelte ihn dieselbe erbarmende Liebe zu dem verkümmerten Volk, welche die Reformatoren zu ihrem Werke trieb. Seine Auffassung des Christenthums war eine wesentlich innerliche, durch und durch lebensvolle. Er stellte sich dabei ganz auf die Schrift, war unermüdlich im Studium derselben und wirkte unablässig für deren Verbreitung. In der Schrift aber suchte er wieder vor allem den lebendigen Christus. Ihn als Wurzel und Spiegel des Lebens, als einziges Fundament der Kirche geltend zu machen, Buße und

Glaube nach dem Maaße des Evangeliums zu predigen, eine Gestaltung der Kirche nach dem Vorbilde der apostolischen herstellen, das Priesterthum zu seiner wahren unendlich hohen Bestimmung zurückführen zu helfen: das war der Inhalt seines Lebens und Wirkens und das ist ja auch der Grundinhalt der Reformation.

So gehört Gerhard, obwohl er nie aufhörte ein treues Glied der erscheinenden Kirche seiner Zeit zu sein, doch auch der noch in der Zukunft liegenden evangelischen Kirche an; er gehört beiden Kirchen an in ihrer Wahrheit, oder vielmehr der einen lebendigen Kirche Christi, der wahrhaft katholischen, deren Glieder zu sein und zu bleiben uns allen der Herr in Gnaden verleihen wolle.

C. Ullmann in Heidelberg, später in Carlsruhe †.

---

## 252. Florentius Radewins.

24. März.

„Siehe, mein geliebter Schüler Florentius, auf dem der Geist des Herrn ruht, wird euer Vater und Rector sein. Ihn haltet wie mich, ihm gehorchet! Denn ich weiß keinen, dem ich so sehr vertraute, den ihr, wie ihn, als einen Vater zu lieben und zu ehren hättet." So sprach bei seinem frühen Heimgange zu den das Todeslager umgebenden Brüdern der herrliche Gerhard Groot (s. S. 255), um dem Bruderhause zu Deventer einen würdigen Vorsteher und eben damit zugleich der Genossenschaft vom gemeinsamen Leben, die er gegründet, an seiner Statt ein neues gleich gesinntes Haupt zu geben. Und der Geist, aus dem der Sterbende gesprochen, war kein täuschender. Florentius, wie er neben Gerhard ein Mitbegründer der Bruderschaft gewesen, wurde nach dessen Tode durch eingreifende, weiterbildende Thätigkeit der zweite Stifter des Instituts. Das Wichtigste aber aus dem Leben und Wirken des hochverdienten Mannes können wir in folgendem kurz zusammen fassen.

Florentius, geboren um 1350, war der Sohn eines angesehenen wohlhabenden Bürgers zu Leerdam, Namens Radewin, und trug zur Unterscheidung gewöhnlich auch den Namen seines Vaters, Radewinssohn oder Radewins. Er studirte auf der damals ungemein blühenden Universität Prag und wurde dort Magister. Ins Vaterland zurückgekehrt, hörte er zu Utrecht den apo-

stolischen Wanderprediger Gerhard Groot und wurde von demselben mächtig erfaßt. Alsbald trat er mit Gerhard in die innigste Gemeinschaft und zog auch andre christlich gesinnte und geistig strebende junge Männer in diesen Kreis, welcher, nach wahrhaft apostolischem Leben trachtend, ohne sich an eine bestimmte Regel zu binden, Gerhard als sein natürliches Haupt verehrte. Nachdem er dem Kanonikate bei St. Peter in Utrecht entsagt, zog Florentius zu Gerhard nach Deventer und wurde daselbst Vicarius bei St. Lebuin. Aus Veranlassung seiner Priesterweihe sagte Gerhard: „Nur einmal habe ich einen zum Priester ordiniren lassen; ich hoffe aber, es soll ein Würdiger sein."

Als der Kreis der jungen Freunde Gerhards, die zugleich seine Mitarbeiter in christlichen Liebeswerken, vornehmlich in der geistlichen Pflege des Volkes und christlich wissenschaftlicher Heranbildung der Jugend waren, sich mehr und mehr erweiterte, war es Florentius, der den Anstoß zu geordnetem Zusammenleben und ineinandergreifender Gemeinschaftsthätigkeit gab[1]) und so die Bruderschaft vom gemeinsamen Leben hervorrief, in welcher er von Anfang an nächst Gerhard die hervorragendste Stelle einnahm.

Florentius war noch weniger, als Gerhard, ein eigentlicher Gelehrter, aber er besaß alle Eigenschaften eines practischen Mannes: unerschöpflichen Thätigkeitstrieb, große Gabe für die Einwirkung auf Andere, anziehende Liebenswürdigkeit und achtunggebietende Hoheit. Besonders wußte er der Jugend tiefe Ehrerbietung einzuflößen. Dieß bezeugt uns vornehmlich Thomas von Kempen, der unter Florentius' allseitig fördernder Leitung aufwuchs und die nachhaltigsten Eindrücke von dessen Persönlichkeit empfing. „So oft ich", erzählt uns Thomas, „meinen Herrn Florentius im Chore stehen sah, wenn er auch nicht umherblickte, scheute ich doch seine Gegenwart wegen seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nie zu sprechen wagte. Einmal stand ich in seiner Nähe im Chor und er wendete sich zu mir, um mit uns aus einem Buche zu singen; da er nun seine Hände auf meine Schultern legte, stand ich wie eingewurzelt und wagte nicht, mich zu bewegen, vor Erstaunen über die Ehre, die mir widerfuhr." Derselbe Verfasser des gesegneten Büchleins von der Nachfolge Christi, in welches ohne Zweifel nicht Weniges vom Geiste des Florentius übergegan-

---

[1] Näher nachgewiesen im Leben Gerh. Groots oben S. 254.

gen ist, liefert uns noch folgende Züge von der Persönlichkeit seines väterlichen Meisters: Er war von edlen Sitten und in hohem Grade bescheiden, fröhlich unter Freunden, ansprechend und freigebig, von angenehmer Gesichtsbildung, mittlerer Größe und feinem Bau. Niemand erlaubte sich in seiner Gegenwart etwas Unziemliches, und wenn er nothgedrungen tadeln mußte, wagte keiner zu widersprechen. In frommen Uebungen so eifrig wie Gerhard, ging er in der Enthaltsamkeit noch weiter und versagte sich vielfach selbst das Nothwendige. Auch in Einfachheit der Kleidung that er das Aeußerste, so daß er einst zu dessen nicht geringer Verwunderung einen Schneider fragte: „Meister, könnt ihr auch ein schlechtes Kleid machen?“ Nehmen wir hierzu den Abscheu gegen jede Schmeichelei, die unermüdliche, bis ins Kleinste eigener Handreichung gehende, Fürsorge für Arme und Nothleidende, den thätigen Eifer für gründliche Erziehung der Jugend in Glauben und Wissenschaft, die Bereitwilligkeit, sich auch dem niedrigsten Geschäft in der Brudergemeinschaft zu unterziehen: so erhalten wir das Bild eines wahrhaft evangelischen Mannes, der, während seine Seele stets auf das Höchste gerichtet war, doch zugleich auch allen Anforderungen des thätigen Lebens, der erbarmenden, dienenden und rettenden Liebe genügte. Kein Wunder, daß ein solcher Mann von Personen aller Art, hohen und niedrigen, fortwährend um guten Rath und helfende That angegangen wurde. Dergestalt war bisweilen seine Thüre von Hülfesuchenden belagert, daß er kaum hinaustreten oder Zeit für seine frommen Uebungen und Bedürfnisse gewinnen konnte, und doch wurde keiner unbefriedigt entlassen.

Unter den Weisheitssprüchen des Florentius, welche uns Thomas von Kempen in der mit verehrungsvollster Liebe abgefaßten Lebensbeschreibung desselben aufbewahrt hat, heben wir folgende als besonders kennzeichnend hervor: „Dann ist dein Gewissen gut und deine Vernunft gesund, wenn du dein Leben ganz nach der heiligen Schrift führest, und diese nicht nach deinem eigenen Kopfe, sondern so verstehst, wie die Heiligen sie verstanden haben. — Die Bücher der heiligen Schrift sind zu bewahren als der höchste Schatz der Kirche. — Wenn du etwas Gutes thust, so thue es einfach und rein, zur Ehre Gottes, und suche nicht dich selbst darin auf irgend eine Weise. — Besser ist ein geringes Maaß des Geistes, als große Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit. — Jeder

Arbeit schicke ein kurzes Gebet voran. — Sage nie etwas Schlimmes von Jemandem, wenn du damit nicht ihm oder einem Andern nützen kannst. — Tadle jeden mit aufrichtiger Theilnahme, als einen schwachen Bruder. — Wolle keinen beneiden, daß er frömmer ist oder mehr Ruf hat, als du, sondern liebe die Gaben Gottes in ihm und du wirst sie dadurch dir selbst zu eigen machen."

In diesem Sinne führte Florentius die Leitung der Bruderschaft vom gemeinsamen Leben. Zwei Jahre nach dem Tode Meister Gerhards, im J. 1386, brachte er dessen letzten Lieblingswunsch in Erfüllung: er gründete unter Mitwirkung hoher Gönner, namentlich des Herzogs Wilhelm von Geldern, und mit Genehmigung des Bischofs von Utrecht, des nämlichen, der einst die Reisepredigt Gerhards untersagt hatte, das Kloster der regulirten Kanoniker zu Windesem als einen Mittel- und Anhaltspunct für den Verein des gemeinsamen Lebens, an welches bald ähnliche Stiftungen sich anschlossen, insbesondere das Kloster auf dem Agnetenberge bei Zwoll, in welchem der gottselige Thomas von Kempen seine irdischen Tage verlebte. Auch kamen in Deventer unter Leitung des Florentius und mit Begünstigung des Rathes noch mehrere Bruderhäuser zu Stande, vornehmlich i. J. 1391 ein sehr bedeutendes, in der Folge gewöhnlich das reiche Fraterhaus oder das Haus des Florentius genannt. Ueberhaupt aber zeigte sich die Genossenschaft, deren Haupt und Seele Florentius war, so segensreich und kam so sehr dem tieferen Bedürfnisse der Zeit entgegen, daß zu derselben Zeit noch zahlreiche Bruderhäuser in den bedeutenderen Städten der Niederlande und Niederdeutschlands gestiftet wurden.

Nachdem Florentius 16 Jahre an der Spitze der Genossenschaft gestanden, war auch er an das Ziel der Laufbahn gekommen. Er hatte schon vielfach, vielleicht in Folge seines allzu strengen Lebens, körperlich gelitten; nun erkrankte er tödtlich. Er genoß unter tiefen Empfindungen der Buße das h. Abendmahl, ernannte zu seinem Nachfolger einen vertrauten, zuverlässigen Freund, Aemilius van Buren, und starb um Mariä Verkündigung 1400, etwa 50 Jahre alt, nach den herzlichsten Ermahnungen an die Brüder, in deren Verlauf er unter andern sagte: „Bleibet in demüthiger Einfalt und Christus wird in euch bleiben."

Als Florentius in der St. Lebuinskirche bestattet wurde, äußerte ein Bürger von Deventer: „Ob St. Lebuin ein Heiliger

ist, weiß ich nicht, glaube es jedoch; das aber weiß ich gewiß, daß dieser Mann ein heiliger Bekenner Gottes ist." Und das war er auch, wie wir nicht zweifeln dürfen, im evangelischen Sinne. Hat er doch nicht bloß durch sein Wort, sondern durch die ganze Glaubens- und Liebesthat seines Lebens bezeugt, daß es für ihn nichts Höheres gab, als „das Leben vollständig nach der heiligen Schrift zu führen", und zwar nach der nicht in selbstbeliebigem Sinne, sondern nach dem Verstande der Heiligen ausgelegten. Hat er doch in dieser heiligen Schrift „den höchsten Schatz der Kirche" erkannt und verehrt, ganz wie Luther es nachmals that, wenn er in der 62sten unter seinen reformatorischen Thesen das große, folgenreiche Wort spricht: „der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes." Hat er doch endlich in dem, was der Mensch thun mag, alles gethan wissen wollen „zur Ehre Gottes" mit vollständiger Verleugnung alles Eigenen, gerade so, wie unsre Reformatoren es wollten, deren ganzes Werk darauf gerichtet war, gegenüber allem Menschlichen die Ehre Gottes in unantastbarer Majestät und Reinheit wiederherzustellen. C. Ullmann in Carlsruhe †.

---

## 253. Gerhard Zerbolt.

4. December.

Von dem Manne, der hier geschildert werden soll, werden viele Leser nicht einmal den Namen je gehört haben. Auch lebte derselbe sehr kurz und ungewöhnlich zurückgezogen und hat nach außen hin nichts Auffallendes gethan. Aber doch hat derselbe für das Reich Gottes, bei dessen senfkornartiger Beschaffenheit selbst das stillste Wirken wichtig werden kann, seine nicht geringe Bedeutung, indem er in der Entwickelung einer Sache, welche für den volksthümlichen Einfluß des Christenthums von entscheidendem Werth ist, ein eigenthümliches Glied bildet. Es ist dies die Verbreitung und der Gebrauch der heil. Schrift in der Landessprache, überhaupt die Anwendung der Muttersprache im religiösen Leben, in welcher Beziehung uns gestattet sein möge, einiges Allgemeinere voranzuschicken.

Das Christenthum steht zur Nationalität in einem Verhältniß ganz besonderer Art. Es ist nicht, wie die vor- und außer-

christlichen Religionen, mit der Eigenthümlichkeit eines bestimmten Volkes verschmolzen und daran gebunden, sondern geht entschieden über alle Schranken solcher Art hinaus und ist vielmehr die einzige Religion, welche in ihrem inneren Wesen die Bestimmung trägt, der Glaube der gesammten Menschheit zu werden. Aber diese Bestimmung erfüllt es nicht so, daß es die Nationalität gleichsam äußerlich zerbricht, sondern so, daß es in dieselbe eingeht, sie verklärt und von innen heraus über sich selbst hinaus führt. So findet eine fortgehende lebendige Wechselwirkung, ein Assimilirungsproceß zwischen Nationalität und Christenthum statt. Das erste und unmittelbarste Bindeglied hiefür aber ist die Sprache: sie ist der wesentlichste Ausdruck der Nationalität, aber nur in ihr als Muttersprache findet auch das religiöse Leben das Element, in dem es sich gesund und vollkräftig zu bewegen vermag. Deshalb muß jedes Volk das Christenthum und die Urkunden, welche dasselbe ursprünglich bezeugen, in seiner Sprache haben; das Pfingstwunder der Sprachen muß sich auf natürlichem Weg über die ganze Menschheit fortsetzen; und nur, wenn und insoweit dies wirklich geschieht, können die Völker als Gesammtheiten lebendig christlich werden, ohne deshalb an ihrer Nationalität eine Einbuße zu erleiden, ja vielmehr mit Gewinn für dieselbe, indem — abgesehen von anderem — mit der Aneignung des Christenthums die Sprache jedes Volkes wesentlich vertieft und mit neuen Bestandtheilen der edelsten Art bereichert wird. Dazu kommt, daß die heilige Schrift ebenso wie das Heil, von dem sie zeugt, nicht blos für Gelehrte und Theologen, sondern für Jedermann vorhanden ist, und daß darum auch der Geringste in den Stand gesetzt sein muß, sich aus derselben die Heilserkenntniß zu schöpfen, welche ja auch in ihrem ersten Erscheinen nicht sowohl für Schriftgelehrte und andere hohe Leute, als vielmehr für die Heilsbegierigen aus allem Volk bis zu den Aermsten herab bestimmt war. Wie also vom ersteren Gesichtspunct aus sich die Nothwendigkeit ergiebt, daß die heilige Schrift in jede Sprache übersetzt werde, so stellt sich vom letzteren aus die Aufgabe, daß sie innerhalb jedes Volkes Jedermann zugänglich gemacht werde.

So ist es geschehen, daß schon sehr frühe theils die ganze Bibel, theils insbesondere das neue Testament oder einzelne Bücher aus dem Hebräischen und Griechischen in die weitverbreitete lateinische Sprache oder auch in die einzelnen Volkssprachen über-

setzt wurden, wie ins Syrische, Armenische, Aethiopische, Arabische u. s. w., und unter den germanischen Stämmen erhielt der gothische gleichfalls schon in sehr früher Zeit, im 4. Jahrhundert, eine eigene Bibelübersetzung. Später wurden auch in Hoch- und Niederdeutschland solche Versuche gemacht, und es scheint, obwohl diese Sache noch etwas im Dunkeln liegt, doch so viel gewiß, daß zu der Zeit, da unser Gerhard Zerbolt lebte, am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts schon die ganze Bibel ins Deutsche übertragen war. Aber dessen ungeachtet war der volksmäßige Gebrauch der heil. Schrift mit großen, oft unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden. Die nächste Schwierigkeit lag schon darin, daß die vorhandenen Uebersetzungen nur durch Abschriften, also nur in einer geringen Zahl von Exemplaren verbreitet werden konnten und darum blos für Einzelne, namentlich Reichere erreichbar waren. Aber noch weit größer waren die von der Hierarchie entgegengestellten Hindernisse, da diese im Gebrauch von Bibelübersetzungen durch Laien die ergiebigste Quelle der Ketzerei erblickte und — wenn sie auch nicht gerade zu einem allgemeinen Verbot des Bibellesens für das Volk fortschritt — doch schon im 13. Jahrhundert so weit ging, daß auf einigen Concilien (zu Toulouse 1229 und zu Tarracona 1234) diejenigen Laien mit schweren Strafen belegt wurden, welche biblische Bücher in der Landessprache besitzen und nicht ausliefern würden. Erklärt sich doch selbst noch einer der erleuchtetsten Lehrer des 15. Jahrhunderts, der zur antipäpstlichen synodalen Opposition gehörige Kanzler Joh. Gerson, gegen die Verbreitung der Bibelübersetzungen unter dem Volk.

Der gewaltigste Durchbrecher dieser Schranken war nun allerdings Luther mit seiner Bibelübersetzung sowie allem, was sich daran knüpfte, und neben ihm thaten auch die übrigen Reformatoren das Ihrige, um die Schrift zugänglicher zu machen. Ein unvergleichliches Förderungsmittel dafür bot die neu erfundene Buchdruckerkunst dar, die gleich in ihren Anfängen — seit den sechsziger Jahren des 15. Jahrhunderts — auch zur Vervielfältigung deutscher Bibeln angewendet wurde. Und als dann vollends seit Beginn unseres Jahrhunderts (1804) die Bibelgesellschaft ihre Thätigkeit zu entfalten begann und in allmälig nahezu 200 verschiedenen Uebersetzungen und vielen Millionen Exemplaren die heil. Schrift über den ganzen Erdball bis in die ärmsten

Hütten hineintrug, da erfuhr die Sache der Bibelverbreitung in den Volkssprachen und unter allem Volk einen Aufschwung, von dem man sich früher gar keine Vorstellung hätte machen können. Aber wenn nun wir durch Gottes Gnade auf einem solchen Höhepunct uns befinden, so dürfen wir nicht geringschätzig auf die ersten, schwachen Anfänge zurücksehen, sondern müssen nur um so mehr die Männer hochhalten, die in einer Zeit des erst aufdämmernden evangelischen Lichtes und unter den schwierigsten Verhältnissen für diese jetzt zu weltumspannender Größe herangewachsene Sache wirkten. Und zu diesen Männern gehört eben in ganz besonderer Weise der bescheidene, aber im Eifer für volksthümliche Bibelverbreitung bis zur Aufreibung thätige Gerhard Zerbolt, von dem wir nun auf Grund der kurzen Lebensbeschreibung, die sein Freund Thomas von Kempen von ihm hinterlassen hat, Näheres berichten wollen.

Gerhard Zerbolt war ums Jahr 1367 in der niederländischen Stadt Zütphen geboren und erhielt, nachdem er zuerst einige andere Schulen besucht, seine Bildung hauptsächlich auf der blühenden Lehranstalt der Brüder vom gemeinsamen Leben zu Deventer, wo er sich aufs Innigste an den ehrwürdigen Vorsteher des Hauses, Florentius (s. S. 257 ff.) anschloß. Hier wurde er auch erweckt und bekehrt, indem er, wie Thomas sagt, die vergänglichen Dinge der Welt mit der Liebe Christi und der Fürsorge für das eigene Seelenheil vertauschte. Er trat selbst in die Genossenschaft ein, und unter deren Einfluß erhielt der Grundtrieb seines Wesens eine bestimmtere Richtung. Seit früher Jugend war er von einem brennenden Studieneifer erfüllt gewesen, so daß er sich selbst nie genug thun konnte. Nun beschäftigte er sich neben weiteren Studien nach der Sitte der Brüder vornehmlich mit dem Abschreiben der Bibel und anderer christlicher Schriften, sowie mit dem Sammeln guter und erbaulicher Bücher, und erwarb sich darin so viel Anerkennung, daß er alsbald zum Bibliothekar des Bruderhauses bestellt ward. Gerhard Groot, der berühmte Stifter des gemeinsamen Lebens (s. S. 250 ff.), war selbst ein großer Liebhaber und Sammler guter Schriften gewesen und hatte seine Büchersammlung dem Bruderhause zu Deventer vermacht. Nach ihm hatten Florentius und Johann de Gronde die Aufsicht darüber geführt; aber keiner zeigte sich darin eifriger und zugleich verständiger als Gerhard Zerbolt, seit ihm die Sache anvertraut war.

Ein schöner Codex ging ihm über alles; aber noch mehr schätzte er den inneren Werth der Bücher. „Solche Bücher — pflegte er zu sagen — predigen und lehren mehr, als wir aussprechen können.“ Er ließ daher fortwährend abschreiben, sammelte überallher Handschriften und bewahrte sie, indem er zugleich mit großer Liberalität deren allseitige Benutzung gewährte, auf das sorgfältigste. Den Beschränkteren unter den Brüdern schien er darin sogar zu viel zu thun, und Einer von ihnen rieth sogar dem Florentius, nur die nothwendigsten Bücher zu behalten, die übrigen aber zu verkaufen und das Geld den Armen zu geben. Der einsichtige Florentius erkannte die gute Meinung an, befolgte jedoch den Rath nicht, und Gerhard Zerbolt konnte in seiner löblichen Thätigkeit fortfahren.

Doch sollte sein Wirken nicht lange dauern. Er war seiner Arbeit so hingegeben, daß er sich nur durch Andachtsübung und Mahlzeit kurz unterbrechen ließ und auch an den heitersten Tagen kaum einmal ans Fenster trat, um frische Luft zu schöpfen. „Die höchste Erquickung — sagt Thomas — waren ihm die heiligen Bücher, und statt eines Spaziergangs auf dem Felde versetzte er sich in die geheiligten Räume des Himmels.“ Dabei gab er selbst in krankhaften Zuständen seinem Körper nicht die gehörige Pflege, merkte selten, was er aß, und war überhaupt allzu sorglos in äußerlichen Dingen. Eine Fistelkrankheit, an der er litt, ertrug er längere Zeit in der Stille, weil er nicht wollte, daß sich jemand mit ihm besonders beschäftige oder um seinetwillen Ausgaben gemacht würden, auch weil er körperliche Schmerzen als förderlich für den inneren Menschen ansah. So verzehrten sich frühe seine leiblichen Kräfte. Da er auch in Sachen des Rechts nicht unerfahren war und bei gutem Urtheil ein besonderes Geschick zu Verhandlungen besaß, so wurden ihm häufig Missionen solcher Art vom Bruderhause anvertraut. Auf einer derselben befiel ihn unterwegs, zu Windesem, eine tödtliche Schwäche. Sein Begleiter sprach zu ihm nach der treuherzigen Weise der Brüder: „Es scheint mir, daß es mit dir zum Sterben gehen will“; er erwiderte: „Mir kommt es auch so vor.“ Bald darauf verschied er in der Nacht der heiligen Barbara des Jahres 1398, im 31. seines Alters, noch 2 Jahre vor seinem verehrten Meister Florentius, der ihn mit den Brüdern beweinte „als eine Säule des Hauses und die rechte Hand in Geschäftssachen.“ Thomas von Kempen aber, dem

man wohl eine nicht geringe Gabe der Geisterprüfung zutrauen darf, nennt Gerhard Zerbolt einen „frommen und gelehrten Mann", der wohl verdiene, „unter den ersten Brüdern und Eiferern für das göttliche Gesetz als einer der vorzüglichsten genannt zu werden", und schließt dessen Lebensbeschreibung mit den Worten: „Gepriesen sei Gott, der uns einen solchen Mann zu besitzen vergönnt hat."

Schon durch seine rastlose Thätigkeit im Abschreiben und Sammeln guter Bücher, immer das Buch der Bücher oben an, hatte Gerhard Zerbolt eine nicht geringe Bedeutung. Es wurde damit vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Sache des Evangeliums und der höheren Bildung ein großer Dienst geleistet. Die Bibliotheken der Brüder, die zum Theil als sehr merkwürdig in neuerer Zeit wieder ans Licht gezogen worden sind[1]), waren treffliche Waffen- und Uebungsplätze für die nach gelehrter Bildung strebende Jugend, und zugleich ging aus den Schreibstuben der Brüder eine Menge practisch belehrender und erbaulicher Tractate unter das Volk aus. Aber wenn Zerbolt auch hierin mehr that als einer vor ihm, so ist er doch noch weit wichtiger durch etwas anderes, was ihm vorzugsweise eigenthümlich war: dadurch nämlich, daß er schriftstellerisch für die damals noch so schwer und allseitig angefochtene Sache des Bibelgebrauchs von Seiten der Laien und die Anwendung der Muttersprache im religiösen Leben auftrat.

Er that dies zuerst in einem lateinisch geschriebenen Tractat „über den Nutzen des Bibellesens in der Landessprache." Darin entwickelt er in der practisch nüchternen Weise seiner Genossenschaft wesentlich folgende Gedanken. Die heilige Schrift enthält einerseits eine schlichte, jedem zugängliche Lehre, die ohne viel Disputiren und tiefes Forschen durch sich selbst klar und allen verständlich ist; anderseits tiefere und dunklere Dinge, zu deren Verständniß ein eindringenderes Forschen gehört — also Milch und feste Speise. Daß nun einfache ungelehrte Leute oder Laien diejenigen Bücher der Schrift lesen oder sich vorlesen lassen, welche vornehmlich jene leicht faßliche, offenkundige Lehre mittheilen, ist nicht nur nicht verboten, sondern auch nützlich, während sie sich allerdings der Beschäftigung mit den dunkleren, schwierigen Stücken

[1]) Nachweisungen hierüber in einer Vorrede von mir zu „Vier Schriften von Joh. Rusbroek in niederdeutscher Sprache", herausgegeben von dem sel. Aug. v. Arnswaldt, Hannover, 1848. S. VIII. ff.

enthalten mögen. Die heilige Schrift belehrt ja nicht einen besonderen Stand, sondern unterweist jeden in seinem Stande, und wendet sich ebensowohl an die Anfänger, als an die Fortgeschrittenen. Alle sollen durch dieselbe zur Erkenntniß ihrer Sünde kommen, und die, welche dies nicht von innen heraus vermögen, weil sie sich selbst und ihrem eigenen Herzen entfremdet sind, sollen wenigstens von außen dazu geführt werden durch den Spiegel, den die heilige Schrift ihnen vorhält. Und ebenso darf auch niemand von dem göttlichen Trost ausgeschlossen werden, durch welchen die heilige Schrift der Seele Leben und Nahrung gewährt. Das sind allgemeine Wohlthaten Gottes, und besonders thut es dem Laien noth, daß bei ihm das Naturgesetz durch das geoffenbarte unterstützt, daß sein inneres Auge gereinigt und geschärft werde, daß er bei den Geschäften des Lebens auch zur Einkehr in sich selbst komme, was alles am besten durch Betrachtung des göttlichen Wortes geschieht. Der Laie soll die Predigt des Wortes Gottes hören; warum sollte er es nicht auch lesen dürfen? Es wird ihm das Lesen weltlicher Bücher, selbst schlüpfriger und verführerischer nicht verboten; warum sollte ihm das Lesen der heiligen Schrift untersagt werden? Haben ja doch auch die größten Kirchenlehrer, ein Hieronymus, Augustinus, Gregorius, Chrysostomus die Laien stets aufs eifrigste dazu ermahnt.

Wenn aber die Laien die heilige Schrift lesen sollen, so müssen sie dieselbe natürlich auch in der Landessprache lesen dürfen. Die ganze Bibel ist ja doch ursprünglich in der Sprache geschrieben, in der sie den nächsten Lesern verständlich war, den Juden hebräisch, den Griechen griechisch, und von früher Zeit an wurden theils von den ausgezeichnetsten Kirchenlehrern selbst, theils wenigstens mit deren Billigung Uebersetzungen der Bibel in die verschiedenen Landessprachen verfertigt. Sollten nun die Juden ihre Bibel hebräisch, die Chaldäer chaldäisch, die Griechen griechisch, die Araber arabisch, die Syrer syrisch, die Gothen gothisch, die Slaven slavisch lesen, und nicht auch die Deutschen deutsch? — Statt also die Laien vom Lesen guter deutscher Bücher und besonders der deutschen Bibel zu hindern, sollte man sie darin vielmehr unterstützen; denn es wäre viel ersprießlicher, wenn sie damit ihre Zeit zubrächten, als mit unnützen Fabeln oder mit Trinken in den Schenken.

Ganz in demselben Sinn empfiehlt Zerbolt in einem andern

Tractat den Gebrauch der Muttersprache beim Gebet. Er verwirft zwar auch lateinische Gebete für Laien nicht gänzlich. Aber das Gebet in der Muttersprache scheint ihm doch unter Beziehung auf 1 Cor. 14. bei weitem den Vorzug zu verdienen, weil es das verständlichere, eben damit aber auch das erbaulichere und fruchtbarere ist.

Es ist einleuchtend, welche Keime des Reformatorischen in allem diesem liegen. Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache jedes Landes, freier Zugang der Laien zu derselben, Verbreitung erbaulicher Schriften, zumal der Bibel unter allem Volk und Verkehr eines jeden mit Gott in seiner Muttersprache, das sind ja mit die wichtigsten Grundlagen der Reformation, und insbesondere diejenigen, durch welche sowohl die Individuen als vornehmlich auch die Nationen wieder zu ihrem wohlbegründeten Recht im religiösen Leben gekommen sind. Freuen wir uns nun als deutsche evangelische Christen dieser hohen Güter, so haben wir auch allen Grund, mit herzlichem Dank auf den stillen Mann des 14. Jahrhunderts hinzublicken, der dazu die ersten Saamenkörner ausstreuen half und in der Arbeit dafür sich verzehrte.

C. Ullmann in Carlsruhe †.

---

## 254. Thomas a Kempis.

24. Juli.

„Bleibet in demüthiger Einfalt und Christus wird in euch bleiben," so sprach der fromme Vater Florentius[1]), als er am Tage Mariä Verkündigung des Jahres 1400 in einem Alter von 50 Jahren starb. Daß diese letzte Ermahnung des sterbenden Meisters vielen seiner Schüler ein bleibender Segen geworden, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Gewiß aber ward sie von keinem mit größerer Treue und Standhaftigkeit befolgt, als von seinem treuen Biographen — gleichsam der Elisa dieses Elia — von Thomas von Kempen, der schon als Jüngling zu seinen Füßen saß, als Mann sein Andenken ehrte und erst siebenzig Jahre später als Greis ihm in die ewige Ruhe folgte. So sehr war Thomas in demüthiger Einfalt geblieben, daß er sich fast eben so viel Mühe gab, sich dem

---

[1]) Siehe dessen Leben oben S. 260.

Auge der Welt zu entziehen, als Andere es sich angelegen sein lassen, die Bewunderung der Menschen zu erlangen. „Trachte unbekannt zu bleiben“ — ama nesciri — ist lebenslang sein Wahlspruch geblieben und siehe — wir finden wenige Namen in der Geschichte der lebendigen Kirche des Herrn mit höherem Glanze umgeben. Es ist als habe Gott gerade diesen Mann allen folgenden Jahrhunderten hinstellen wollen als eine Bestätigung der Wahrheit: „wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden.“ Sein Ruhm ist ein allgemeiner geworden. Er gehört nicht allein der oben erwähnten Gemeinschaft vom gemeinsamen Leben an, als deren höchste Zierde sein Name lieblich glänzt. Er gehört nicht einmal ausschließlich der römisch-katholischen Kirche an, die diesen Klosterbruder mit Recht zu den Herrlichsten ihrer Glieder zählt. Der Name Thomas a Kempis gehört der ganzen Christenheit, gehört allen christlichen Confessionen an. Fast überall wohin auch bis jetzt die frohe Botschaft vom Heil in Christo gedrungen ist, da fand auch sein Büchlein von der Nachfolge Christi in mancherlei Zungen den Weg zu den Herzen der Jünger. Und wiewohl er in dem vollsten Sinne des Wortes ein treuer Sohn der irrenden Mutterkirche von Rom gewesen und dies bis zu seinem Ende geblieben ist, so darf sein Bild doch darum keineswegs unter den Lebensbildern zum evangelischen Kalender fehlen. Wir geben deshalb hier eine kurze Uebersicht seines Lebens; stehen dann bei seinem schon genannten Hauptwerke einen Augenblick still und suchen endlich die Stelle anzuweisen, die er unter den Vorläufern und Wegbereitern des großen Reformationswerkes einnimmt.

Thomas Hamerken (Hämmerlein, lat. Malleolus) wurde geboren um das Jahr 1380 in dem kleinen, aber freundlich gelegenen Städtchen Kempen, unweit Köln, in den cleveschen und bergischen Landen, unter dem kirchlichen Gebiete des Erzbisthums Köln. Von diesem Orte (nicht von Kampen in Oberyssel) entlehnte er seinen Namen. Seine Eltern gehörten dem einfachen, unbemittelten Bürgerstande an, doch genoß auch unser Thomas das hohe Vorrecht, welches mehreren hervorragenden Männern der Kirche zu Theil geworden war: er war von einer frommen Mutter erzogen worden. „Schon sehr frühe,“ sagt sein ältester Biograph, „wurde er durch die Ermahnungen seiner ganz besonders frommen Mutter mit Liebe zur Religion erfüllt.“ Zu gleicher Zeit gab sein Vater, ein bescheidener Handwerksmann, ihm ein

würdiges Vorbild an Thätigkeit, Ausdauer und Herzenseinfalt, so daß man wohl sagen kann, das ora et labora (bete und arbeite) ward ihm von beiden Eltern schon sehr früh eingeprägt, wie dies denn auch in immer höherem Maße die Lebensregel des Sohnes geblieben ist, der in einem Alter von 12 Jahren die elterliche Wohnung verließ.

Doch es war nicht die Sucht nach irdischer Ehre noch das Verlangen nach Geld und Gut, das ihn antrieb in so zartem Alter nach Deventer in Oberyssel zu ziehen, wohin sein älterer Bruder, Johannes, ihm schon vorausgegangen war. Sein Verlangen war, die damals so berühmte Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben in jener Stadt zu besuchen, deren guter Name bis zu seinen Ohren gedrungen war, in welcher Anstalt auch solche Schüler, denen es an den erforderlichen Geldmitteln fehlte, Aufnahme und Unterricht fanden. Gerhard Groot traf er dort nicht mehr an, wohl aber gestaltete sich bald ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Florentius, welcher letztere ihm auch das erforderliche Schulgeld verschaffte. Wie nach ihm der Chorschüler Luther zu Eisenach, so fand auch unser Thomas bei einer gottseligen Frau eine freundliche Aufnahme und liebevolle Unterstützung, welche Liebesbeweise er seinerseits durch einen anhaltenden Eifer, eine aufrichtige Gottesfurcht und eine liebenswürdige Bescheidenheit erwiederte, indem er sich vor vielen seiner Mitschüler gerade hierin vortheilhaft auszeichnete. Außerdem nahm er mit großer Gewissenhaftigkeit Theil an den religiösen Uebungen der Brüder, worauf er auch später definitiv in das Bruderhaus aufgenommen wurde. Hier schloß er eine innige Freundschaft mit dem eifrigen und frommen Jüngling Arnold von Schoonhoven, dessen Bett- und Stubengenosse er war und mit welchem er sich täglich im Schreiben und Lesen der heil. Schrift übte. Aus der Art und Weise, in welcher Thomas über diesen seinen Jugendgefährten hier und da redet geht deutlich hervor, daß er schon frühe der wichtigen Ermahnung des Apostels nachzukommen strebte: „Durch Demuth achte einer den andern höher als sich selbst" (Phil. 2, 3). Doch noch mehr als das Vorbild Arnolds wirkte das des Florentius auf ihn, dem er als seinem geistlichen Vater dann auch eine unbegränzte Pietät stets bewiesen hat, und auf dessen Rath er in seinem 20. Lebensjahre beschloß, dem bewährten Drange seines Herzens zu folgen und dem Klosterleben sich zu widmen. Mit einem Empfehlungs-

briefe des geliebten Meisters versehen, begab er sich nach einem Kloster der regulirten Chorherrn des heil. Augustinus, das der heil. Agnes gewidmet war und unweit der Stadt Zwolle in einer gesunden freundlichen Gegend auf einer kleinen Anhöhe lag. Beschränkt und nur wenig bekannt war dieses Kloster, doch unser junger Bruder ließ sich weder durch diesen Umstand, noch durch die Armuth dieser Anstalt zurückhalten — seine Begierde war dort vor der Welt verborgen ganz in der Gemeinschaft seines Herrn und Gottes zu leben. Im Jahre 1399 wurde er zu einem fünfjährigen Noviziate aufgenommen, worauf er später, im Jahre 1406 eingekleidet wurde und das folgende Jahr das Klostergelübde ablegte; erst im Jahre 1413 wurde er daselbst zum Priester geweihet. Wie heilig ihm insonderheit auch dies letztgenannte Amt war, geht aus einer Stelle der „Imitatio" hervor, welche er etwa um diese Zeit geschrieben hatte: „Siehe, Priester bist du geworden" — so spricht die Stimme des Herrn zu ihm, 4. B. 5. H. — „und zur Feier des Sacraments geweiht. Siehe nun zu, daß du getreu und andächtig zu seiner Zeit Gott das Opfer bringest, und dich selbst untadelhaft darstellest. Nicht erleichtert hast du deine Last, sondern gebunden bist du nun mit noch engeren Banden der Zucht und gehalten zu größerer Vollkommenheit der Heiligkeit. Ein Priester muß geschmückt sein mit allen Tugenden, auf daß er Anderen ein gutes Beispiel gebe. Er darf nicht wandeln auf den gewöhnlichen und gemeinen Wegen der Menschen, er muß umgehen mit den Engeln im Himmel oder mit den vollkommensten Menschen auf Erden."

Ein Mann, der so hohe Begriffe von seiner kirchlichen Würde hegte, wird sicherlich auch die täglichen Pflichten, welche das Klosterleben ihm auferlegte, mit einfältiger Treue und regem Eifer erfüllt haben. Und wirklich berechtigt uns Alles, was wir in dieser Hinsicht von ihm kennen, in Thomas ein seltenes Maß jener Treue im Kleinen zu rühmen, der der Herr selbst eine so große Belohnung zugesagt hat. Seine feste Regel war: nie ganz müßig zu sein, sondern die Zeit zuzubringen mit Lesen oder mit Schreiben oder im Gebet oder in Betrachtungen oder in nützlichen Verrichtungen für Andere. Insonderheit hatte er große Freude an schöngeschriebenen Büchern und betrachtete er es als eine eigentliche Andachtsübung, das Gute und Heilige auch auf diese Weise zu ehren. „Noch ist eine ganze Bibel von ihm vorhanden" — sagt

einer seiner ältesten Biographen — „wie auch ein sehr großes Meßbuch und einige Werke des heil. Bernhard, die man der Schönschreibekunst und dem unermüdlichen Fleiße des Thomas zu verdanken hat.“ Auch seine von ihm selbst verfaßten Bücher von der Nachfolge Christi hat er öfter abgeschrieben, in Folge dessen auch der langjährige Streit über die Frage, ob er selbst deren Verfasser sei oder nicht, entstanden ist, indem er sich selbst aus übergroßer Bescheidenheit, oder vielleicht auch mit kindlich naiver Freude über die Schönheit seiner Schrift nur als Abschreiber nennt (hic liber est scriptus manu et characteribus Thomae a Kempis).

Bei alle dem entzog er sich jedoch nicht den kleineren Pflichten des häuslichen Lebens. Eine Zeit lang war er Procurator oder Oeconom und auch in dieser Eigenschaft suchte er die Marthapflichten, wie er diese in seinem lieblichen Büchlein „von dem getreuen Haushalter“ nennt, mit mütterlicher Treue zu erfüllen, wie wenig übrigens auch solch' eine Stelle seiner Privatneigung entsprechen konnte. Der Gedanke erfüllte ihn dabei mit Freude, daß durch seine Sorgfalt die Armen Christi (die Mönche) Erleichterung fänden und durch seine Arbeit die Anderen zu ruhen vermöchten. „Martha,“ schreibt er im Blick auf derartige äußerliche Verrichtungen, „Martha diene, arbeite und schaffe Gutes vor Gott und den Menschen, daß ihre Schwester Maria göttliche Dinge um so freier abwarten kann. Sei nur getreu, Martha, in deinem Dienste, diene also, trage, sorge, rüste, was Noth thut zu diesem Leben, in der Küche, in der Brauerei, im Keller, im Aussäen des Getraides, in der Mühle, was es sein mag, es bedürfen deines Dienstes die Diener Christi und ohne deine Sorge sind sie nicht frei in Gott.“ Er ermahnt sich selbst ausdrücklich, daß beide, der Maria- und der Martha-Stand zusammengehören und daß beide sich befleißen sollen, Christum gemeinsam zu beherbergen. Vor Allem benutzte er auch diese Gelegenheit zur Selbstkenntniß, da gerade die Besorgung zeitlicher Angelegenheiten ihm hierzu ganz besonders geeignet erschien: „ich glaube,“ sagt er, „daß Niemand vollkommen weiß, wie es innerlich um ihn steht, als wenn er anfängt, sich mit zeitlichen Dingen abzugeben und äußere Sorgen zu haben.“ Vor der Gefahr sich zerstreuen zu lassen, war er indessen zu gleicher Zeit auf seiner Hut, denn „alle zeitlichen Sorgen sind gefährlich, daher, so oft Zeit erübrigt, man sich in himmlischen Dingen üben soll. Wer das Amt der heiligen Martha getreu zu erfüllen sich bestrebt, der wird

auch wohl zuweilen gewürdigt, die Süßigkeit der sich so selig fühlenden Maria zu genießen und in der Stille göttlicher Vertröstung und Ansprache verweilen zu dürfen."

Nach solchen Grundsätzen handelte Thomas, solche Grundsätze leiteten ihn sowohl in den kleinsten als in den größeren Verrichtungen und Sorgen des Alltagslebens, und einen solchen Mann wird und darf man ebensowenig zu dem großen Haufen der trägen Bettelmönche zählen, als zu den Anhängern eines kränklichen Mysticismus. Im Gegentheil, man wird sich weit eher geneigt fühlen, Thomas a Kempis mehr unter den ascetischen als unter den eigentlich mystischen Schriftstellern seines Zeitalters einen Platz anzuweisen. Daß aber einem Geiste und Herzen, wie dem seinigen, die Einsamkeit seiner Zelle nicht noch unendlich begehrlicher sein mußte, als die mit dem ihm anvertrauten Schaffneramte verbundenen Berufsgeschäfte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Die Amtsgeschäfte wurden ihm zuweilen für kürzere Zeit abgenommen, und dann benutzte er diese ihm köstlichen Stunden mit doppelter Freude an dem geliebten Schreibtische zum Studium und zu gottseligen Betrachtungen, oder er nahm es auch bereitwillig an, daß man ihn zum Sub-Prior und später auch noch zum Novizenmeister erwählte, welches letztere Amt ihm um so erwünschter sein mußte, da der Ruf seiner Frömmigkeit allmählig mehrere Jünglinge bewog, die Aufnahme in sein Kloster zu begehren. In seinem 67. Lebensjahre (1447) wurde er zum zweiten Mal als Sub-Prior angestellt und blieb in der Ausübung dieses bescheidenen Amtes, wie es scheint, bis zu seinem Lebensende, mithin noch beinahe 25 Jahre lang.

Natürlicherweise konnte ein Leben wie das seinige nicht ohne große Einförmigkeit sein. Es erinnert uns unwillkürlich an ein stilles, krystallhelles Bächlein, das sich mit leisem Gemurmel durch ein ebenes, flaches Thal hinschlängelt und die Strahlen der meistens unbewölkt scheinenden Sonne in seinem Wasser abspiegelt. Oder wir stellen uns das Kloster, in welchem Thomas über 70 Jahre lang verweilt und das ihm seinen größten Ruhm zu danken hatte, als den sicheren Hafen vor, in welchen er schon frühe sich zurückgezogen und wo er vor den Stürmen des um ihn her tobenden, ungestümen Oceans sicher und ruhig lag. Dennoch mußte auch er erfahren, daß selbst in geweiheten Klostermauern kein ungestörter Friede wohnt. Die Provinz Oberyssel, und mit ihr auch das St.

Agnes-Kloster, wurde nämlich mehrere Male in seinen Jahren durch die Pest heimgesucht, — am schwersten in den Jahren 1421, 1450, 1452, 1454 — deren Schlachtopfer Thomas in seiner unmittelbaren Nähe fallen sah; ihre Namen hat er selbst in der Anstaltschronik verewigt. Auch die Angriffe, welche die katholische Geistlichkeit und insonderheit ein Dominikaner-Mönch, Grabow, auf allerlei Weise gegen die Brüder vom gemeinsamen Leben richtete, brachten ihn in manche Ungelegenheit. Noch mehr aber wurde sein Glaube und seine Geduld auf die Probe gestellt, als er wie auch die anderen Klosterbrüder nicht weniger als drei Jahre in Verbannung leben mußte. Es war nämlich zwischen dem Papste Martin V. und dem Bisthume von Utrecht über die Wahl eines geistlichen Oberhauptes ein Streit ausgebrochen, und dieser Streit hatte zur Folge, daß ein Theil von Overyssel, der sich dem Statthalter Christi in Rom widersetzt hatte, mit dem päpstlichen Interdict belegt wurde. Da nun die Brüder zu St. Agnes ganz auf der Seite des Papstes standen und also das Abhalten des Gottesdienstes verweigerten, wurden sie durch ihre bürgerlichen und politischen Gegner gröblich beleidigt und selbst gezwungen das Land zu räumen. Dies war im Jahre 1429. Vier und zwanzig Kanoniker aus St. Agnes, unter welchen sich auch Thomas befand, der gerade damals zum ersten Mal Sub-Prior geworden war, wurden genöthigt nach Friesland zu flüchten, wo sie in dem Stifte Lünekerk so lange blieben, bis der im Jahre 1432 erfolgte Tod des Papstes dem Streite ein Ende machte und das Aufheben der Excommunication die Spannung in Overyssel auflöste, so daß die Klosterbrüder in Frieden zurückkommen konnten. Unserem Thomas wird es in jener Zeit wohl nicht an innerem Streit und äußeren Mühseligkeiten gefehlt haben. Wenigstens versichert der unbekannte Berichterstatter in der Klosterchronik über dessen Absterben, „daß er insonderheit im Anfange große Noth, Versuchung und Arbeit getragen hat", und er selbst erklärt irgendwo, da er vor allzu großem Vertrauen auf Menschen warnt, nachdrücklich: „ich bin es gelehrt worden zu meinem eigenen Schaden und, wollte Gott, zu größerer Behutsamkeit und nicht um neue Thorheiten zu begehen".

Mit Ausnahme dieser temporären Stürme, sehen wir in Thomas ein Stillleben von der edelsten Art, ja es ist in seiner ganzen Erscheinung etwas, das unwillkürlich an jene charakteristischen Bil-

der der niederländischen Malerschule aus dem 15. Jahrhundert uns erinnert. Daß er mit den andern Brüdern stets in Frieden lebte, unterliegt wohl kaum einem Zweifel bei einem Manne, der als Lebensregel für den Umgang mit Anderen die Vorschrift gab: „Besser ist es in Hinsicht auf Dinge, die gethan werden müssen, in bittendem als in befehlendem Tone zu sprechen. Sei bereit, jeden zu befriedigen, der etwas von dir verlangt, aber laß auch niemand neben dir müßig stehen. Handle, was die kleinen, weltlichen Dinge angeht, ohne viel davon zu sprechen, und folge in größeren und geistlichen Angelegenheiten dem Willen deiner Vorgesetzten. Mische dich nicht in Dinge, die deiner Sorge nicht befohlen sind. Der Habsüchtige hat immer Mangel, dem gläubig Vertrauenden gehört die ganze Welt mit allen ihren Schätzen." Aber noch gewisser ist es, daß er ein reiches Maß des Friedens für sich selbst genoß und in mancher Hinsicht dem Bilde eines ächten Gottesmannes entsprach, das er irgendwo mit folgenden Worten entworfen hat: „Heiteren Angesichts, ruhig und angenehm im Reden, vorsichtig und ordentlich in allen Thaten, überall Frieden und Segen um sich her verbreitend." Er war eine ganz contemplative Natur und in hohem Maße bekannt mit dem bei Gott verborgenen Leben in Christo, wovon der Apostel, Col. 3, 3 redet. Selten sprach er ohne Noth, und besonders dann nicht, wenn das Gespräch ausschließlich über weltliche Gegenstände handelte; wie ein Strom flossen hingegen seine Worte, wenn man über Gott und über geistliche Dinge sprach. In eifriger und gewissenhafter Benutzung der Zeit konnte er einem Jeden zum Vorbild dienen. Bei der ersten Frühmesse selbst war er immer der erste, und hatte er einmal sein Lager verlassen, so suchte er dies später, selbst wenn er sich etwas unwohl fühlte, nicht wieder auf, sondern er setzte sich alsbald an die Arbeit, schrieb entweder treffliche Bücher ab oder zeichnete die Frucht seiner eigenen Betrachtungen auf. Nur die allerunentbehrlichste Ruhe gönnte er seinem Körper und wenn spät am Abend der Vesper oder des Gloria letzte Töne verklangen, dann war immer wieder Thomas der letzte Bruder, der das Chor der Klosterkapelle verließ. Wo er nur konnte förderte er die Interessen der Bruderschaft, der er sich mit ganzer Seele verbunden fühlte, und auch dann, wenn Fremdlinge, zuweilen aus fernen Ländern kamen, um ihn zu sehen und zu hören, zog er nimmer sich ängstlich zurück. Er predigte selbst von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich

in der Landessprache und meistens aus dem Stegreife, nachdem er nur etwas seine Gedanken gesammelt oder auch wohl vorher einen kurzen Schlaf genossen hatte. Insonderheit widmete er seine Zeit mit großer Freude dem Unterrichte und der Bildung der Neuangekommenen, deren Aufsicht ihm besonders anvertraut war, wiewohl er sich überhaupt nie der Erfüllung irgend einer Pflicht entzog, zu der er sich berufen fühlte. Doch aber blieb das heilige Einsam, mit Gott gemeinsam, die höchste Wonne seiner Seele. „Wenn er betete, war sein Angesicht wie verklärt, dann" — sagt einer seiner Biographen — „stand er gleichsam nur mit den Spitzen der Füße auf der Erde, und es schien, als wolle sein ganzer Körper in den Himmel auffliegen, wo sein Geist und sein Verlangen war." Mitten in friedlichen Gesprächen mit den Brüdern fühlte er oft die Ansprache des Herrn im Innern und bat um Erlaubniß sich entfernen zu dürfen. „Ich muß gehen," pflegte er zu sagen, „denn es ist Einer, mit dem ich in der Zelle mich besprechen muß." Wie die meisten Frommen jener Zeit stellte er von Zeit zu Zeit besondere ascetische Uebungen an. Während er nun in Speise und Trank äußerst mäßig, keuschen Gemüthes und von großer Sittenreinheit war, pflegte er sich an bestimmten Tagen der Woche selbst zu geißeln unter dem regelmäßigen Absingen einer lateinischen Hymne (stetit Jesus etc.). Kein Wunder daher, daß auch sein Aeußeres mit der herrschenden Stimmung seines inneren Wesens ganz im Einklange stand. Er war von mittlerer Gestalt, frischer wiewohl etwas bräunlicher Gesichtsfarbe und seine Sehkraft blieb bis in sein hohes Alter ungeschwächt. Seinem ersten Biographen Franciscus Tolensis, der sich übrigens beklagt, daß keiner seiner Zeitgenossen eine ausführlichere Skizze von seiner Persönlichkeit gegeben habe, wurde noch ein halb verwischtes Bildniß von Thomas vorgezeigt, welches die Unterschrift trug: In allen Dingen habe ich Ruhe gesucht, diese aber nirgends gefunden als in verborgenen Winkeln und Büchern (im Niederdeutsch: in hörkens ende böksken). Auch von seinen letzten Lebenstagen ist nur wenig bekannt. Doch gewißlich, dem, dessen Leben eine beständige Betrachtung des Todes gewesen war, konnte auch das Sterben nicht schwer fallen. Schon viele Jahre vorher (1432) hatte er schon seinem älteren Bruder Johannes in dem Frauenkloster Bethanien bei Arnheim die Augen geschlossen, und von weiteren Banden, die ihn an Verwandte gefesselt hätten, vernehmen wir nichts. Um so leichter

mußte das Scheiden ihm fallen, als er — in beinahe patriarchalischem Alter — einging in die Ruhe seines Herrn. „Im Jahre 1471 — so berichtet uns die Chronik seines Klosters — am Feste des heiligen Jakobus des jüngeren (25. Juli) starb unser vielgeliebter Bruder, Thomas von Kempen in dem 92. Jahre seines Lebens — — — Endlich ward er in seinem hohen Alter mit einer Wassersucht in den Schienbeinen heimgesucht und entschlief selig im Herrn." Bei dem hohen Ruhm der Frömmigkeit, welchen Thomas mit dem höchsten Rechte genossen hat, könnte es befremdend erscheinen, daß die katholische Kirche ihn nie canonisirte, wie so viele andere vor und nach ihm, die dies weit weniger verdient hätten. Die Ursache hiervon liegt wahrscheinlicher Weise nicht allein darin, daß seiner Geschichte jenes wunderhaft Legendenartige fehlt, das nicht selten den ersten Anlaß zu derartigen Heiligsprechungen gab, sondern auch in dem Umstande, daß die Brüder des gemeinsamen Lebens bei der römischen Geistlichkeit in Mißcredit standen, da sie sich keiner der approbirten Mönchsinstitutionen anschlossen und daher noch einigermaßen zu der Welt gerechnet wurden. Er hat indessen etwas Besseres verdient, als einen so zweideutigen Heiligenschein, den Dank der ganzen Christenheit aller Confessionen für die Erbauung, die sie ihm in hohem Maße zu danken hatte.

Wir denken hier an sein Hauptwerk, von welchem u. a. der große Haller nicht im mindesten Anstand nahm zu behaupten: „Der Verfasser müsse ein Lehrer von übermenschlicher Tugend gewesen sein." Somit kann uns nichts leichter fallen als der Uebergang von dem Verfasser zu dem Buche, das seinen Namen verewigt hat, denn Thomas und die Nachfolge Christi sind vollkommen eins in diesem Sinne nämlich, daß das Leben des Verfassers der beste Commentar zu seinem Werke, ja eine in Praxis gebrachte Imitatio Christi genannt werden darf. Es ist hier nicht der Ort, die Literaturgeschichte dieses goldnen Büchleins, das bei weitem den meisten Christen oberflächlich oder doch dem Namen nach bekannt ist, ausführlich zu behandeln, noch viel weniger uns in den wissenschaftlichen Streit zu vertiefen, der über dasselbe geführt wird, ob nämlich Thomas wirklich dessen Verfasser ist, oder ob es, wie Viele wollen von J. Gerson, dem heil. Bernhard oder einem Andern geschrieben worden ist. Es ist ja bekannt genug, daß mehr als zweitausend verschiedene lateinische Ausgaben und ungefähr tausend französische Uebersetzungen davon bestehen, von denen allein auf der pariser

Bibliothek mehr als 700 vorhanden sind, während es außerdem in die meisten bekannten, sowohl lebenden als todten Sprachen übersetzt ist. Zwei Mönchsorden haben um die Ehre gestritten, den Verfasser unter ihre Ordensglieder zählen zu dürfen und sogar das französische Parlament wurde im Jahre 1652 in diesen Streit verwickelt. Dieser achtbare Staatskörper hat allerdings die Frage zum Nachtheil unseres Thomas entschieden, ist aber, wie es uns scheint, etwas übereilt dabei zu Werk gegangen. Uns ist es wenigstens, nach den gelehrten Untersuchungen, welche auch noch in der letzten Zeit darüber geführt wurden, kaum mehr zweifelhaft, daß die Imitatio wirklich aus dem Kopfe und Herzen von Thomas a Kempis hervorgegangen ist, und ist also diese kostbare Frucht auf keinem anderen als niederländischem Boden gezogen.[1])

Von höherem Belange ist die Frage, worin das Eigenthümliche (Charakteristische) dieser Schrift wohl liege, und welchem Umstande es wohl die gute Aufnahme möge zu danken haben, welche ihm nun schon seit beinahe vier Jahrhunderten zu Theil geworden ist. Und dann glauben wir nicht zu irren, wenn wir diesen Ruhm insonderheit der ächt praktischen Richtung des Verfassers zuschreiben, wodurch er, ohne sich in theologische Streitfragen oder in Schulgezänke zu vertiefen, den kürzesten Weg zu dem Herzen und Gewissen der Leser gefunden hat. Aus einem literarischen Gesichtspunkte betrachtet, hat das Büchlein nicht viel Außerordentliches. Das Latein könnte hier und da reiner sein, viele Sprüche haben bei dem ersten Blick etwas ziemlich alltägliches, während die Einförmigkeit der Gedanken wohl dann und wann etwas ermüdend ist. Das Ganze aber durchwehet ein Geist tiefer inniger Frömmigkeit und eine sanfte stille Liebesgluth durchströmt es von Anfang bis zum Ende, so daß man es unmöglich aus der Hand legen kann, ohne innige Liebe für den Verfasser zu fühlen. Oder lieber man vergißt beinahe den Verfasser gänzlich, um allein an den Herrn und an unser Verhältniß zu ihm zu denken. Es liegt etwas Unpersönliches, etwas Objectives in dieser Darstellung der Nachfolge Christi, wobei die Individualität des Verfassers, wiewohl diese

---

[1]) Man vergleiche insonderheit Ullmann, Reform. vor der Reformation II. S. 711. u. ff. — Malou, Recherches historiques sur le véritable auteur du livre de l'Imit. de J. Ch. Louvain 1848. J. Mooren, Nachrichten über Thomas a Kempis, Crefeld 1855. Hirsche, Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi nach dem Autograph. Bd. I. Berlin 1873.

allenthalben durchschimmert, sich nirgends in hinderlicher Weise in den Vordergrund stellt und es somit leicht wird an seiner Hand in das innerste Heiligthum des christlichen Lebens einzutreten. In einem sanften Glanz, wie Perlen, die neben einander auf eine oft verborgene Schnur gereihet sind, blinken seine Sprüche hervor und gerade weil kein überflüssiger Redeschmuck hier angebracht ist, wird auch das Auge um so weniger abgelenkt von der großen Sache, auf welche hier stets die Andacht hingewiesen wird. Hierzu kommt noch, daß mit Ausnahme des vierten Buches, welches der Betrachtung des heiligen Sakramentes gewidmet ist und in welchem die katholische Auffassung vom Abendmahl und von dem Priesterthum nachdrücklich in den Vordergrund tritt, das ganze Werk außerdem nicht hinderlich römisch, sondern vielmehr evangelisch-katholisch ist. Der Verfasser steht nicht, wie die römische Kirche, vorzugsweise auf dem petrinischen, nicht einmal, wie die evangelische Kirche, auf dem paulinischen, sondern vielmehr auf dem johanneischen Standpunkte, dessen volle Verwirklichung der Kirche der Zukunft noch vorbehalten bleibt, ja es ist, als ob wir in ihm etwas von dem Geiste Johannis des Täufers verbunden mit dem Geiste Johannis des Evangelisten hier erblickten. Er achtet christliche Erkenntniß und Wissenschaft keineswegs gering, doch nur als Mittel, keineswegs als höchstes Ziel seines Strebens ist sie ihm werth. Was kann praktischer und allgemein nützlicher sein, als Worte wie diese: „Was nutzt das Wissen ohne Furcht Gottes? Besser ein einfacher Bauer, der Gott dienet, als ein stolzer Philosoph, der sich selbst vernachlässigend, den Lauf des Himmels betrachtet. — Was nutzt es dir, hoch über die Trinität zu disputiren, wenn du der Demuth ermangelst, um der Dreieinigkeit zu gefallen? — Jemehr jeder sich stirbt, desto mehr fängt er an Gott zu leben. — Gieb dich stets in das Niedrigste und es wird dir das Höchste gegeben werden. — Ohne die Liebe Gottes und des Nächsten nützen keine Werke, wenn sie auch von Menschen gelobt werden, sondern sie sind wie leere Gefäße, die kein Oel haben, und wie Lampen, die in der Finsterniß nicht leuchten." Doch wir würden an kein Ende kommen mit solchen Anführungen, auch wenn wir nur oberflächlich hinweisen wollten auf die reichen Schätze christlicher Weisheit und Gottseligkeit, die hier in der anspruchlosesten Form für künftige Geschlechter niedergelegt sind. Und bedenkt man noch bei alle dem, in welcher Zeit dieser Klosterbruder lebte, wie verhältnißmäßig wenig und

mangelhafte Hülfsmittel zu seiner Verstandes- und Geistesbildung ihm, im Vergleich mit den Geschlechtern der folgenden Zeiten, zu Gebote standen, und wie weit das mönchische Element, welches wir hier antreffen, sich über den herrschenden Geist der meisten übrigen Orden erhebt, dann fängt man an das hohe Lob zu verstehen, welches Männer wie Leibnitz, Fontanelle, Gysbertus Voetius u. And. der Imitatio gesprochen haben und man sagt dann gewiß auch mit dem Letzten: „Ich möchte wohl die Behauptung wagen, daß ich, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, nach der heiligen Schrift, nie etwas Einfacheres, Kräftigeres und Göttlicheres gesehen habe."

Ohne Zweifel steht diesem Lichte auch eine Schattenseite gegenüber. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben kommt hier — und wie könnte es auch anders sein — nicht zu ihrem Rechte. Es ist mehr der Christus in uns, als der Christus für uns, auf welchen der liebe Verfasser mit unwiderstehlichem Nachdruck uns hinweist. Der große Gegensatz zwischen Sünde und Gnade ist nicht überall gleich scharf hervorgehoben; auch wäre wohl zu wünschen, daß der Mann, welcher gegen gröbere und feinere Ungerechtigkeit so entschieden eifert, hier und da der Selbstgerechtigkeit weniger Nahrung böte. Und gleichwie er ferner in seiner eigenen Persönlichkeit das menschliche Leben nicht in seiner ganzen Fülle, sondern nur Eine Seite desselben sich angeeignet und wiedergegeben hat, so ist auch sein Buch weit mehr geeignet zu einer Richtschnur des inneren, als des äußeren Lebens. Auf mancher Seite strahlt eine klösterliche Geringschätzung der Angelegenheiten des täglichen Lebens, eine Sucht, so weit wie möglich jeglichem Umgange mit der Welt fern zu bleiben, durch, anstatt daß ein Streben sich offenbare, den Herrn in der Welt zu verherrlichen, ohne darum von der Welt zu sein (vgl. Joh. 17, 15. 16). Es würde in unserem vielbeschäftigten, praktischen, auf das Aeußere hingerichteten Jahrhundert in mancher Hinsicht traurig und sonderbar aussehen, wenn der Typus seiner Frömmigkeit der allgemein herrschende würde. Aber noch weit trauriger würde es in eben demselben vielbeschäftigten, praktischen, auf das Aeußere hingerichteten Jahrhundert mit Vielen aussehen, wenn das Element der christlichen Frömmigkeit, auf welches Thomas in seinem Buche uns hinweist, gänzlich vermißt würde und wenn dem ermatteten Geiste eine Zufluchtsstätte der Einsamkeit müßte verschlossen bleiben, in welcher wir, als nothwendiges Gegengewicht gegen alles Gewühl

um uns her, uns jedesmal wieder zurechtzufinden suchen. Nächst der Schrift, könnten wir in mancher Stunde kaum einen besseren Führer und Freund dahin mitnehmen, als gerade denselben Thomas a Kempis. Der Lebens- und Gesichtskreis des Jüngers Jesu im neunzehnten und im vierzehnten Jahrhundert sind unendlich verschieden, aber das höchste Ideal, welches Thomas sich vorstellte, vollkommene Seelenruhe durch unbedingte Uebergabe an Gott und lebendige Gemeinschaft mit Christo, ist für alle Zeiten dasselbe und wo so Viele in unseren Tagen augenscheinlich zu viel von der Welt erwarten, da kann der geistliche Umgang mit einem Manne, der die Welt vielleicht zu wenig würdigte, ein heilsames Correctif ihrer verfeinerten Weltliebe und Sinnlichkeit sein. Niemand wird wenigstens bezweifeln können, daß, gleichwie wir in Johann Wessel die Blüthe der theologischen Wissenschaft unter den Brüdern des gemeinsamen Lebens bewundern, also auch in Thomas a Kempis die Blüthe der reinsten Ascetik und Mystik in demselben Zeitraum uns dargeboten wird.

Und somit kommen wir schon fast von selbst zur Beantwortung der Frage, in wiefern auch Thomas unter den eigentlichen Wegbereitern der Reformation eine Stelle verdient und auch als solcher in dem evangelischen Kalender verewigt werden darf. Allerdings hat man zuzusehen, daß man seine Bedeutung in dieser Hinsicht nicht überschätze. Sowohl in der Theorie, als in der Praxis hat der Verfasser der Imitatio auf einem rein römisch-katholischen Standpunkte gestanden. In dem Dienste der Maria, der Agnes und anderer Heiligen kennt er kaum Grenzen; er weiß in seiner kindlichen Einfalt dann und wann von Erscheinungen der heil. Jungfrau zu erzählen und hält sich von den pelagianisirenden Tendenzen der mittelalterlichen Theologie keineswegs frei. Er ist ein entschiedener Vertheidiger der kirchlichen Ablaßtheorie und Transsubstantiationslehre und lehrt den unbedingten Gehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit, indem er gegen das Verderbniß der Hierarchie nur sehr im Vorbeigehen aufgetreten ist. Es scheint selbst hier und da, als ob er nie von den Krankheiten seiner Kirche in jenen übelberüchtigten Tagen vernommen habe, und nirgends hören wir ihn, gleich einem Huß, Wiklef od. And. gegen Irrungen und Mißbräuche mit Entrüstung und Nachdruck protestiren. Gleichwie indessen sein Werk über die Nachfolge Christi handelt, so war auch seine ganze Natur weit mehr zur Nachfolge, als zum Voran-

gehen, weit mehr zum Dienen, als zum Herrschen geneigt, und selbst der Umstand, daß er es lebenslang nicht weiter als zu der Würde eines Subprior gebracht hat, ist in dieser Hinsicht ein charakteristischer, symbolischer Zug seiner Lebensgeschichte. Trotzdem aber war unwillkürlich sein Wirken ein reformatorisches, weniger durch das, was er sagt, als vielmehr durch das, was er verschweigt, und vor Allem durch den Geist, der seine ganze Erscheinung und Wirksamkeit durchathmet. Er hat nämlich der Gottesgelehrtheit ungefähr denselben Dienst geleistet, welchen Sokrates einst der Philosophie erwiesen hat, als er diese aus höheren, unzugänglichen Sphären in die tieferen Regionen der menschlichen Gesellschaft und des praktischen Lebens herunter holte. Er ließ das Dogma der römischen Kirche unangefochten stehen, regte aber ein Streben, ein Verlangen nach der inneren, nach der unmittelbaren, persönlichen Gemeinschaft der Seele mit Gott und Christo an, das für die Praxis der katholischen Kirche in der Folge verhängnißvoll werden mußte und dem Geiste der Reformation kräftig in die Hand arbeitete. Der mechanischen Religiosität des Romanismus seiner Tage (opus operatum) stellte er den Werth der subjectiven, individuellen Frömmigkeit mit Nachdruck gegenüber, ohne welche alles Andere auch nicht von der mindesten Bedeutung ist. Von dem Papste spricht er, merkwürdig genug, kaum ein einziges Mal und dann allein um zu erklären, daß er ein sterblicher Mensch und mit seiner bleiernen Bulle, eben so gut als alles Andere nichts ist. Es ist, als habe er durch sein Beispiel zeigen wollen, daß man ein weit geförderter Christ, ja sogar ein weit geförderter katholischer Christ sein könne, ohne etwas von dem ultramontanisch-jesuitischen Sauerteige späterer Tage im Herzen zu tragen. Das Princip der Freiheit, welches man die Wurzel des Reformationswerkes nennen kann, tritt bei ihm beständig in seinem ganzen Werth hervor. Noch mehr, er empfahl das Bibellesen nachdrücklich, brachte die heil. Schrift durch Abschreiben auch in Anderer Hände, predigte allem Anscheine nach in der Volkssprache und beförderte den Unterricht des jüngeren Geschlechts soviel dies nur in seinem Vermögen lag. Daß aber die Entwicklung aller dieser Principien früher oder später auf eine Spaltung in der befleckten Mutterkirche hinauslaufen müsse, hat ohne Zweifel Niemand weniger als der einfältig fromme Thomas vermuthet. Bemerkenswerth bleibt es indessen, wenn wir z. B. die Aeußerung von ihm vernehmen: „mehr solltet ihr auf

Gnade und Barmherzigzeit euch verlassen, als auf eure Gebete und guten Werke. Gehorsam ist besser als Opfer.[1])" So darf auch nicht übersehen werden, daß er sich fast ausschließlich zur Bestätigung und Vertheidigung seiner Worte auf die Bibel und nur selten auf Kirchenväter oder Lehrer, und noch weit weniger auf Concilien und Decrete beruft. Wir könnten zu alledem noch hinzufügen, daß sich unter seinem Einflusse ein Mann entwickelt hat, der noch mit unendlich höherem Rechte zu den Wegbereitern der Reformation gerechnet wird, der berühmte Johann Wessel nämlich; doch wollen wir lieber, als noch ausführlich auf diese und andere reformatorische Züge in dem Bilde des Thomas hinzuweisen, nun zum Schlusse noch bemerken, daß gerade seine Hauptschrift ein treffender Typus evangelischer Katholicität genannt werden darf. Die Nachfolge Christi weist uns ja fast ausschließlich auf dasjenige hin, worin alle ächten Christen der verschiedensten Kirchengemeinschaften übereinstimmen, und schwerlich wird man von dem Büchlein scheiden können, ohne zugleich das Gefühl mitzunehmen, wieviel auch die beiden Hauptabtheilungen der christlichen Kirche, bei aller Verschiedenheit, doch noch mit einander gemein haben. Der gläubige Katholik und der ächte Sohn der Reformation, welche über dieses Buch hin sich die Bruder-Hand geben können und beide den Hauptinhalt desselben unbedingt annehmen, müssen sie nicht am Ende einer höheren Einheit sich bewußt werden?

Die sämmtlichen Werke des Thomas a Kempis sind öfter ausgegeben worden, kein einziges befindet sich jedoch darunter, das so großen Ruhm als seine Nachfolge Christi erworben und das so viele Frucht getragen hätte. Höher noch als sein Werk bleibt indessen stets seine Person bei der Christenheit angeschrieben, nicht allein deshalb, weil er ein hervorragender Vertreter der ächt germanischen Mystik und Ascetik seines Jahrhunderts, sondern vor Allem, weil er ein lebendiger Jünger Christi gewesen ist. Hat er auch die Martyrerkrone für die Sache des Herrn nicht getragen, so war er doch in einem anderen Sinne des Worts lebenslang sein treuer Zeuge (μάρτυρ) und hat es in der stillen freiwilligen Marter der täglichen Selbstverleugnung um Christi willen so weit gebracht als nur sehr wenige vor oder nach ihm. Darum wird er auch jetzt droben im Lichte die Wahrheit seines eigenen Wortes erfahren,

[1]) Siehe seinen Sermo novitiorum, II. 8.

daß der Weg des Kreuzes der königliche Weg des Christen ist, und seine Seligkeit wird nun gewiß nicht mehr dadurch gestört, daß er, der so gerne unbekannt zu bleiben wünschte, jetzt von tausenden gekannt und geachtet wird. Noch aus dem Himmel scheint er mit Paulus uns zuzurufen: „seid meine Nachfolger, gleichwie ich ein Nachfolger Christi bin.“ (1. Cor. 11, 1.) Und wenn Ein Wort desselben Apostels unter seinem Bildniß stehen müßte, dann möchte wohl dies das passendste sein: „Als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet; als die Traurigen aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.“ (2. Cor. 6, 9. 10.)

J. J. van Oosterzee in Rotterdam, jetzt in Utrecht.

---

## 255. Johann von Goch.

28. März.

„Wenn der Eifer für Frömmigkeit, wenn die Liebe zum eigenen Heil, wenn die Ermahnung christlicher Theilnahme etwas bei euch vermag, ihr Freunde der christlichen Religion, so beschwöre ich euch bei Jesus Christus, durch dessen Blut ihr erkauft seid, daß ihr die Schriften leset, welche Christum lehren und zur göttlichen Liebe entflammen, und dagegen verwerfet alle zugespitzten Schultheologen, die aufblähen und nicht erbauen, den Verstand bilden und das Gemüth verdunkeln. Unter jenen ist einer der vorzüglichsten derjenige, den ich unter Gottes Leitung aufgefunden und euch nun darbiete, Johannes Goch, ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, gegen keinen in seiner Zeit zurückstehend, der eifrigste Vorkämpfer der christlichen Freiheit, der fleißigste Ausleger des göttlichen Gesetzes; diesen leset bei Tag und bei Nacht, zumal wenn ihr feiert von der Lesung der heiligen Schrift, welcher freilich immer der Vorrang gebührt.“

So schrieb um die Zeit des Wormser Reichstages ein Mann — er hieß Cornelius Grapheus — der selbst unter die ersten erleuchteten Bekenner des Evangeliums in den Niederlanden gehörte; und was er vor mehr als dreihundert Jahren von Johann Goch bezeugte, als er dessen Tractat von der Freiheit der christlichen Religion zuerst ans Licht zog und in den Druck gab, das müssen auch

heute noch alle die bestätigen, welche mit offenem Sinne die Schriften jenes ebenso innig frommen als freimüthigen Vorgängers der Reformation gelesen haben.

Johann von Goch hieß mit seinem Familiennamen Pupper, scheint aber diesen Namen nicht geführt zu haben, sondern wurde der damaligen Sitte zu Folge gewöhnlich nach seinem Geburtsorte benannt, der kleinen Stadt Goch im Herzogthume Cleve, wo er zu Anfang des 15. Jahrhunderts zur Welt gekommen war. Es mag eine geringe Familie gewesen sein, aus der er stammte; wenigstens ist uns gar nichts von derselben überliefert. Ueberhaupt verhält es sich mit Goch wie mit manchen unter den trefflichsten Männern des Mittelalters, den Schöpfern zum Theil herrlicher und gewaltiger Werke: wir wissen fast nichts von ihren Lebensumständen; die Personen mit ihren Ansprüchen traten damals weit mehr als jetzt in den Hintergrund gegen die Sachen nach ihrem innern Werthe. So kennen wir auch Johann von Goch hauptsächlich nur aus den geistvollen Schriften, die uns von ihm geblieben sind. In diesen erscheint er als ein, auch von gelehrter Seite, wohl ausgestatteter Mann und daraus schließen wir, daß er gute Bildungsanstalten besucht haben müsse. Ueber das Einzelne aber fehlt es an sicherer Kunde. Vermuthen können wir nur, daß es eine Anstalt der Brüder vom gemeinsamen Leben war, wo er den ersten Unterricht empfing, und daß er dann auf den Universitäten Löwen und Paris seine Studien fortsetzte.

Auf eine Verbindung mit der Genossenschaft des gemeinsamen Lebens deutet der Geist hin, der die Schriften Gochs durchdringt. Auch soll er mit einem noch gelehrteren und berühmteren Zögling ihrer Anstalten, mit Johann Wessel, befreundet gewesen sein. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst eine Zeit lang zum Verbande der Brüder gehörte. Als erster Vorsteher des Bruderhauses zu Harderwyk, welches um 1448 seine Entstehung erhielt, wird uns neben Gottfried von Kempen ein Johann von Goch genannt — höchstwahrscheinlich der unsrige — und beiden wird nachgerühmt, daß sie mit dem Schulrector Hermann von Schurrenburgh die Anstalt zu bedeutender Blüte erhoben hätten.

Mit geschichtlicher Bestimmtheit wissen wir, daß Goch um 1451, damals etwa 50 Jahre alt, zu Mecheln in Brabant ein Priorat von Kanonissinnen gründete, welches den Namen Thabor erhielt, weil die ihm angehörigen Frauen zu Ehren des h. Erlösers

auf dem Berge Thabor nach der Regel Augustins ein gottseliges Leben führen sollten. Mecheln, als erzbischöflicher Sitz und schon seit 400 Jahren unter dem Krummstabe stehend, war ganz besonders reichlich mit Klöstern und geistlichen Stiftungen versehen, unter denen die zum Theil der christlichen Mildthätigkeit gewidmeten Frauenvereine eine bedeutende Stelle einnahmen. In diese Richtung griff Goch auf der einen Seite, soweit sie einem wirklichen Bedürfnisse der Zeit entsprach, fördernd ein; auf der andern Seite aber wußte er auch im Geiste einer tieferen, evangelisch freiern Frömmigkeit das Klosterleben seinem wahren Werthe nach zu würdigen und der falschen Schätzung wie den Ausartungen desselben kräftig zu begegnen. So stand Goch, gleich seinem trefflichen Zeitgenossen Thomas von Kempen ein klösterliches Stillleben führend, dem unter seiner beichtväterlichen Leitung blühenden Frauenhause 24 Jahre lang vor. Er starb am 28. März 1475, vier Jahre nach Thomas von Kempen und vierzehn Jahre vor Johann Wessel, zwischen welchen er in seiner Geistesrichtung eine Art von Mittelglied bildet, indem er jenem durch seine Innerlichkeit, diesem durch seinen reformatorischen Sinn verwandt war und beides auf eine Weise verschmolz, wie wir es gerade nur bei ihm finden.

Johann von Goch war ein Mann von eindringendem Tiefsinn und gewandtem Scharfsinn. Er wußte die Erscheinungen des religiösen Lebens in ihrer verborgenen Wurzel zu erfassen, doch fehlte ihm auch nicht der gesunde, klare Blick in die Wirklichkeit. Sein mildes, zartes Gemüth zog ihn mehr zur stillen Betrachtung hin; aber durch die offen und frei ausgesprochenen Ergebnisse seiner Schriftforschung, seines theologischen Nachdenkens und seiner Weltbeobachtung griff er zugleich fruchtbringend und reformatorisch ins Leben ein. So gehört er unter die, welche den Grund zur Reformation im Innern der Gemüther legten, weniger durch That und Kampf, mehr durch das eigene ruhig wirkende Vorbild, durch das lebendige Wort und evangelisch erleuchtete Schriften. Wir haben von ihm noch zwei bedeutende Abhandlungen, beide in lateinischer Sprache: einen Tractat „über die Freiheit der christlichen Religion", vorzugsweise seine positiven Ueberzeugungen enthaltend; und einen andern „über die vier Irrthümer in Betreff des evangelischen Gesetzes", mehr die Streitgedanken Gochs gegen die falschen Zeitrichtungen und das Verderben der Kirche in sich fassend. Daraus können wir Folgendes als das Wesentliche hervorheben.

Nach der positiven Seite stellt sich Goch im entschiedenen Gegensatz gegen die philosophische Schultheologie seiner Zeit ganz auf den Grund der h. Schrift. Der Inbegriff der Heilswahrheit liegt ihm in der Offenbarung Gottes in Christo und davon findet er wiederum den reinen und vollen Ausdruck in der Schrift, welche ihm eben darum die kanonische ist. Jede andere Lehre über höhere Dinge muß auf dieses Maaß zurückgeführt werden und hat nur Geltung, soweit sie damit übereinstimmt. Der Kern der Schrift aber ist nicht eine Summe von Gesetzen und Vorschriften, sondern das rechte Licht über Natur und Gnade, Sünde und Erlösung, der wahre Weg des Glaubens und der Liebe. Alles, was Goch will, läßt sich in die Worte zusammenfassen: aus Gott durch Gott zu Gott. Gott ist die einzige Quelle nicht nur alles Seins, sondern auch alles Gutseins. Auch der Mensch ist ursprünglich aus Gott, seine höchste Bestimmung, Gemeinschaft mit Gott durch freie Liebe; aber diese Bestimmung erreicht er nur durch die Mittel, welche der Geist Gottes, die göttliche Gnade ihm darreicht. Diese Mittel hatte Gott ursprünglich als die edelste Gabe in die Natur des Menschen gelegt; durch die Sünde ist jedoch die Natur des Menschen verdorben worden, und jetzt kann er zu Gott und zum Guten nur gelangen durch Wirkung der wiederherstellenden Gnade. Der Mittler der göttlichen Gnade ist Christus, der einzig vollkommne Gerechte und Sündlose, der Einzige, der wirklich ein Verdienst vor Gott für sich und andre erwerben konnte. Durch diesen Einen werden alle Sünder mit Gott versöhnt, nicht so, daß eine Feindschaft Gottes wider die Menschen aufgehoben, sondern so, daß das Gottwiderstrebende im Menschen, die Sünde, getilgt und an deren Stelle das Gottvereinigende, die Liebe, gepflanzt wird. Indem dieß aus Gnade geschieht, ist sie die Ursache alles Guten, wie der geschaffene Wille die Ursache alles Bösen ist. Durch die Gnade wird die Liebe ausgegossen in die Herzen der Gläubigen, und die Liebe wird die Quelle alles Guten: denn nur, was aus der Liebe kommt, ist frei und nur was aus Freiheit geschieht, ist wahrhaft gut. Nicht daß der Mensch an sich Gutes thue, ist seine Aufgabe, sondern daß er das Gute auf gute Weise thue; und dieß geschieht dadurch, daß sein Wille durch die Liebe auf freie Weise mit dem göttlichen vereinigt wird und gleichsam in den göttlichen aufgeht, daß er in der vollen Abhängigkeit von Gott die höchste Freiheit bewährt.

Von dieser Grundlage aus mußte Goch nothwendig auch Widerspruch erheben gegen äußere Gesetzlichkeit, gegen sogenannte gute Werke und deren Verdienstlichkeit, gegen den Werth der Gelübde und andrer kirchlicher Verpflichtungen und zuletzt gegen die Kirche selbst, insofern sie das alles anordnete und darauf einen besonderen Werth legte. Bei diesem Widerspruch faßte er aber nicht bloß einzelne Gebrechen ins Auge, sondern, wie kein Anderer, ging er auf das Ganze und Innerlichste des kirchlichen Lebens ein und bekämpfte den verdorbenen Gesammtgeist damaliger Kirche und Christenheit. Die Quelle des allgemeinen Verderbens fand er vornehmlich in vier falschen Grundrichtungen: in der unevangelischen Gesetzlichkeit, in der gesetzlosen Freiheit, im falschen Selbstvertrauen und in der selbstgemachten äußerlichen Frömmigkeit; und zwar bleibt er nicht dabei stehen, nur diese Grundverirrungen aufzudecken, sondern er stellt auch jedem Irrthum das Gegengift der Wahrheit gegenüber: der Gesetzlichkeit die evangelische Freiheit; der Freigeisterei die sich selbst beschränkende Gesetzmäßigkeit; dem fleischlichen Selbstvertrauen das unabweisbare Bedürfniß der Gnade; dem gemachten Formenwesen des Christenthums den ursprünglichen, innerlichst freien Geist desselben. Von der Kirche seiner Zeit, die jene falschen Richtungen in sich aufgenommen hatte, sagte er: sie sei keineswegs über jeden Irrthum erhaben und es ergehe ihr, der Mutter der Gläubigen, wie andern Müttern: sie habe oft mehr Liebe als Einsicht. Dagegen fand er die wahre Kirche da, wo Christus ist, das Haupt, welches allen Gliedern Leben und Bewegung mittheilt. Dem Haupte muß auch der Leib entsprechen; den Geist Christi sich anzueignen und fortzupflanzen, das evangelische Leben zu verwirklichen, das ist die Hauptbestimmung der Kirche.

Es ist an Goch zu vermissen, daß er die Lehre von der Versöhnung durch Christum noch nicht in ihrem ganzen Umfang und die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben noch nicht in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erkannt hat. Aber indem er Alles einerseits auf die Schrift, andrerseits auf die Gewißheit der Gnade Gottes in Christo gründete, indem er dem Dienste der Werke stets den Geist der freien Liebe entgegenstellte, und die sittlichen Dinge überall nicht nach der äußeren That, sondern nach dem inneren Grund und der sie erzeugenden Gesinnung würdigte, hat er doch „in das Herz der evangelischen Wahrheit getroffen“ und ist innerhalb der Schranken, die ihm durch seine Eigenthüm-

lichkeit und seine Lebensstellung gesetzt waren, ein treuer und werther Zeuge derselben geworden. Dafür verdient sein Andenken von allen, welche die Erscheinung des Herrn lieb haben, zu aller Zeit im Segen erhalten zu werden.

C. Ullmann in Heidelberg, später in Carlsruhe †.

---

## 256. Johann Wessel.

30. Juli.

Unter den Männern, welche in Deutschland die Reformation der Kirche vorbereitet haben und nicht mit Unrecht Reformatoren vor der Reformation genannt worden sind, nimmt eine hervorragende Stellung Johann Wessel ein, den selbst Bayle kurzweg den Vorläufer Luthers nennt und dessen geistiges Wesen und Leistungen sein berühmtester Biograph jenen ersten Lichtstrahlen vergleicht, welche vor dem wirklichen Hervortreten der Sonne die Wolken und Dünste des Horizonts durchbrechen. Dieser Stellung entspricht auch die in den älteren Nachrichten über sein Leben und seine Schicksale vorhandene Mischung von Wahrheit und Dichtung, welche ebenso von dem mächtigen Eindruck, den der weitgereiste und in ungewöhnlichem Maße lehrhafte Zeuge des Evangeliums auf seine Zeitgenossen machte, Zeugniß giebt, als von dem Streben nach Verherrlichung des berühmten Mannes, den die Einen mit dem Namen „Licht der Welt" beehrten, die Andern durch den Titel „Meister des Widerspruchs" zu kennzeichnen suchten.

Geboren im Jahre 1420 zu Gröningen in einem an dem Familienwappen Wessels, der Gans, noch jetzt erkennbaren Hause in der Herrenstraße, gestorben am 4. Oktober 1489 gleichfalls zu Gröningen in einem Kloster, welches jetzt ein Waisenhaus ist, genannt das Bürger- oder rothe Waisenhaus, hat Wessel den größten Theil seines Lebens an verschiedenen Orten Deutschlands, Frankreichs und Italiens (der Sage nach sogar in Griechenland und Aegypten) zugebracht, lernend, lehrend, disputirend, unermüdlich im Sprechen und Streiten, aber so anregend und fesselnd, daß Tage wie Stunden verschwanden, wenn man ihn hörte, ebenso klar als tief und in jener Mischung von Ernst und Heiterkeit, die auch aus seinem Antlitz auf den noch vorhandenen Abbildungen spricht, welche ein kräftiges, offenes Gesicht zeigen, zwar von derben Zügen,

aber nicht ohne freien geistigen Ausdruck: Ernst auf der Stirne, Verstand in den Augen und eine gewisse Schalkheit um den Mund.

Sein Vater Herrman, ein ehrsamer Bäckermeister, dessen Familie aus dem Dorfe oder Gute Gansfort auf dem linken Emsufer in Westfalen stammte (daher Wessels Beiname Gansfort, holländ. Goesfort), war früh gestorben; desgleichen seine aus der angesehenen Familie der Clanten stammende Mutter. Eine reiche und durch weibliche Tugenden ausgezeichnete Verwandte Oda (Ottilie) Clantes nahm sich des verwaisten Knaben an und ließ ihn mit ihrem einzigen Sohne anfänglich in Gröningen, dann in der berühmten Anstalt der Kleriker vom gemeinsamen Leben in Zwoll erziehen. Hier entwickelte sich in dem Gemüthe des begabten Knaben einerseits seine Richtung auf die Innerlichkeit der religiösen Beziehungen, anderseits aber auch das Gefühl des Widerspruchs, mit welchem die Bezeugungen der Frömmigkeit auch in jenem Kreise tiefer und lebendiger angeregter Männer noch an sich selbst behaftet waren. Dies Gefühl giebt sich deutlich in Aeußerungen kund, welche uns aus dem Umgange Wessels mit dem etwa 40 Jahr älteren Thomas von Kempen aufbewahrt sind. Letzterer lebte als Kanoniker auf dem eine halbe Stunde von Zwoll entfernten Agnesberge und machte durch sein damals verfaßtes Buch „von der Nachfolge Christi" einen solchen Eindruck auch auf Wessel, daß dieser später bezeugte, er habe aus diesem Buche die ersten kräftigen Anregungen zur Frömmigkeit empfangen und dasselbe sei ihm eine Grundlage der wahren Theologie geworden. Ja, der einen mystischen Zug überhaupt in sich tragende Jüngling war nahe daran, in demselben Kloster in welchem Thomas lebte, in das Mönchsleben einzutreten. Aber, wie er nach dem Ausdruck seines ältesten Biographen „von der Knabenzeit an stets etwas Besonderes, allem Aberglauben innerlich Widerstrebendes" hatte, so war seine ganze Anlage nicht auf ein beschauliches Leben gerichtet, sondern seiner warmen und tiefen Frömmigkeit ging stets ein starker Trieb nach Erkenntniß und eine unermüdliche Strebsamkeit und Mittheilungslust zur Seite, welche sich frühe als eine evangelisch-reformatorische entwickelte und ankündigte. Als Thomas einst den jungen Wessel zur besonderen Verehrung der Jungfrau Maria aufforderte, erwiderte dieser: „Vater, warum führst du mich nicht lieber zu Christo, der doch alle Mühseligen und Beladenen so gütig zu sich ruft?" Dieselbe vom wahren und lebendigen Glauben aus-

gehende Opposition spricht sich in seiner Antwort auf eine Aufforderung zum Fasten aus: „Gebe Gott, daß ich stets rein und nüchtern lebe und faste von Sünden und Lastern." Wenn nun erzählt wird, daß Thomas, als er Dieses und Aehnliches hörte, in Verwunderung gerieth und davon Veranlassung nahm, Manches in seinen Schriften zu ändern was jetzt weniger Spuren menschlichen Aberglaubens an sich trage, so spricht diese Nachricht wenigstens für die hohe Meinung, welche man schon von des Jünglings kritischer Begabung, wissenschaftlicher Selbständigkeit und kühnem Freimuth hegte. Diese Eigenschaften haben auch in Verbindung mit dem tiefen Ernst und der lebendigen Innerlichkeit seiner Frömmigkeit ihm jene eigenthümliche Stellung unter den Bahnbrechern der Reformation gegeben, welche durch einen seiner eigenen späteren Aussprüche charakterisirt werden kann: „Jesus will in den Menschen das durch ihn wieder hergestellte göttliche Ebenbild: Wahrheit, Klarheit, Liebe; soweit diese nicht in uns leben, ist es Nacht in unserm Innern."

Eine weitere Förderung seines geistlichen Lebens empfing Wessel noch in der Anstalt zu Zwoll durch seinen Stubennachbar Johann von Köln, dem er dagegen wissenschaftlichen Unterricht ertheilte. Seine Lehr- und Disputirgabe zu entwickeln fand er Gelegenheit darin, daß er aus der Zahl der Scholaren als Unterlehrer ausgewählt und zum Lektor der dritten Klasse bestellt ward. Die in dieser Stellung an ihm gerühmte Demuth darf als ein Kennzeichen des Ernstes seiner Frömmigkeit gelten und als ein Charakterzug, der sich später noch bestimmter ausgeprägt hat, seine frühere Neigung zum Spott in Schranken hielt und an dem ihm eigen gebliebenen trockenen Witze die Herbigkeit sänftigte. Das innig und geistvoll von ihm aufgefaßte biblische Christenthum war nicht blos die Grundlage seiner Theologie, sondern auch die bewegende Kraft und das Vorbild seines Lebens geworden, gemäß seinem Spruche: „Wer bei der Lesung der Bibel nicht täglich geringer denkt, sich nicht immer mehr misfällt und gedemüthigt wird, der liest die heiligen Schriften nicht allein vergeblich, sondern auch nicht ohne Gefahr." In diesem Sinne vertheidigte er sich auch später bei seinem Streit über den Ablaß gegen den Vorwurf, daß er sich hartnäckig zeige und in allen seinen Aussprüchen nach einer gewissen Singularität strebe, in folgender bezeichnenden Weise: „Wenn du mir in die Seele und ins Herz blicken könntest, wahr-

lich du würdest darin nicht Stolz, sondern vielmehr eine niedergeschlagene Stimmung finden, womit ich oft vor Gott im Gebete seine Barmherzigkeit anrufe, daß er mich nicht um meiner Hartnäckigkeit willen, die mir selbst bisweilen verdächtig ist, auf verwerfliche Meinungen verfallen lasse. Glaube mir, wenn ich irre, werde ich nicht sowohl durch Leidenschaft als durch Schwachheit verführt, indem ich mit gutem und heiterem Gemüthe mir bewußt bin, stets mit solchem Eifer die Wahrheit des Glaubens gesucht zu haben und zu suchen, daß ich, auch wenn ich sie gefunden zu haben glaube, stets bereit bin, nicht blos durch deinesgleichen gelehrte und erprobte Männer, sondern durch Jeden auch den Geringsten, ja durch mich selbst, mich belehren zu lassen und es zu bekennen."

In seinem späteren Alter fühlte der ermüdete Kämpfer sich zu der stillen Stätte seiner Jugendbildung zurückgezogen und weilte oft und gern in ihr. In seiner Jugend jedoch befriedigte sie weder seine Lernbegierde noch gewährte sie ausreichenden Raum für das Kundgeben seiner bei dem Herkömmlichen sich nicht beruhigenden Meinungen. Nach Abfassung einer Vertheidigungsschrift verließ er Zwoll und ging zur Universität Köln in die Laurentiusburse, ein von einem aus Gröningen stammenden Professor gestiftetes Collegium. Hier lernte er von Mönchen, die aus Griechenland geflüchtet waren, die griechische, von Juden die hebräische Sprache, was für sein eifriges Bibelstudium von größestem Werthe war, ersetzte durch fleißige Benutzung der Bibliotheken die Mängel des öffentlichen Unterrichts und gewann durch wiederholtes Lesen der Schriften des Rupert von Deuz ebenso eine Kräftigung der mystischen Richtung seiner Natur wie durch ernstes Studium des Plato eine philosophische Bildung, welche ihn zur Kritik der herrschenden auf aristotelischer Grundlage aufgebauten scholastischen Theologie befähigte, zu deren Studium er nach Erwerbung der philosophischen Magisterwürde überging. In Köln fand aber sein Trieb nach reinerer Erkenntniß der Wahrheit keine Befriedigung, nicht einmal Verständniß. Zum Forschen und Fragen, zum Lernen und Erkennen durch das damals gewöhnliche Mittel öffentlicher und privater Disputationen zog es ihn aber mächtig. Er lehnte deshalb einen Ruf als Lehrer nach Heidelberg ab und ging zunächst auf die neugegründete Universität Löwen, dann nach Paris, wo der neuentbrannte Streit zwischen den beiden Hauptschulen der Scholastik, Realismus und Nominalismus genannt, den unterdeß

zum Manne gereiften Forscher sechzehn Jahr lang fesselte und ihn bald in das Lager der Nominalisten, welchem die meisten Männer von reformatorischer Richtung angehörten, hinüberzog. An diesem Sammelplatze der europäischen Gelehrsamkeit, der damals zugleich Mittelpunkt der Bildung und des geistigen Einflusses war, empfing Wessel, in griechischer Umschreibung auch Basilius genannt, sehr einflußreiche Anregungen durch den Kardinal Bessarion und durch den General der Franziskaner Franz von Rovere, den nachmaligen Papst Sixtus IV., und wirkte seinerseits namentlich auf Joh. Reuchlin und Rud. Agrikola, nachdem er inzwischen einige durch Bildung hervorragende französische Städte des wissenschaftlichen Wettkampfes wegen besucht hatte. Wessel war jedoch kein literarischer Klopffechter, sondern ein eifrig die Wahrheit suchender Mann, stets bereit, sich belehren zu lassen und sogleich entschlossen, das bisher von ihm befolgte Schulsystem aufzugeben, sobald er „etwas dem Glauben Widersprechendes in ihm zu finden überzeugt werden" konnte. Seine religiösen Ueberzeugungen, die mit den sittlichen Grundsätzen des Evangeliums unlösbar vereinigt waren, änderten sich nicht; wandelbar war nur die wissenschaftliche Form, in der er sie geltend machte, und auch die Aenderung dieser Form entsprang nicht aus Neuerungssucht, sondern aus offenem Wahrheitssinn. Er bekennt von sich selbst: „Wahrheit habe ich vor allen Dingen von Kindesbeinen an gesucht und jetzt mehr als je, weil durch die Wahrheit allein der Weg zum Leben geht." Und anderwärts bezeugt er: „der Wahrheitskampf ist ein solcher, daß ich sowohl als Sieger wie als Besiegter wachse in der Freiheit der Kinder Gottes. Denn es ist eine Verheißung der Wahrheit, daß sie die, welche in ihr stehen, befreien wird. Und das ist der Kampf, den der Herr Jesus zu bestehen geboten hat, damit wir eingehen in sein Reich." Auch seine Freude am Disputiren scharfsinniger Geister hing zwar mit seiner Lust am Lehren und Lernen überhaupt zusammen; aber diese Lust hatte ihren Ursprung in der Liebe zu Christo als der wesentlichen Wahrheit und in der Ueberzeugung, daß die Liebe im Licht der Wahrheit sich bewähren und verklären müsse, wie die Erkenntniß stets im Leben und in der Liebe wurzeln müsse. „Das Wissen," sagt er, „ist nicht der höchste Zweck; denn wer bloß weiß um zu wissen ist ein Thor, weil er keinen Geschmack hat an der Frucht der Wissenschaft und auch sein Wissen nicht mit Weisheit zu ordnen weiß." Der ganze Kern seiner Gesinnung

wie seiner Theologie ruhte in seiner tiefen Frömmigkeit und diese war ihrem Wesen nach lebendige Gottes- und Menschenliebe. In seinem höheren Alter schreibt er in einem Briefe: „Nur in der Liebe ist Leben und nur in heiliger Liebe ein heiliges Leben. Wir müssen also den erstgebornen Bruder lieben und durch ihn zum Vater der Liebe zurückgeführt werden. Denn wenn wir diesen nicht mit reinem Herzen lieben, so können wir sein Angesicht nicht schauen.“ Und in seinen Meditationen sagt er: „Was soll ich dem wiedergeben, dem ich nichts wiedergeben kann was nicht sein ist, was ich nicht von ihm habe, was er mir nicht geschenkt hat?——— Wie kann ich aber dankbar sein? Ich, der ich unermeßlich verpflichtet und doch arm bin, kann es nur sein durch Anerkenntniß, Bekenntniß, Zurückführung auf Gott, durch Bewunderung, Liebe, Verherrlichung und süßesten Genuß seiner Güte. ——— Und so bin ich denn dein, o Gott, und mehr dein als mein; und Alles, was etwa in mir ist, das ist nur weil du es gewollt hast. — — In allen Lagen sei dies der feste Anker für mein schwankendes Schiff, allein zu wollen weil du willst.“

Bei einer solchen Gesinnung ist es begreiflich, daß Wessel nicht blos den Ablaß, die Todtenmessen und ähnliche Einrichtungen mißbilligte, sondern auch diejenigen bekämpfte, welche viele Gebete, lange Litaneien, zahlreiche Rosenkränze und Psalmen als die beste Ausrüstung zur Frömmigkeit empfahlen. „Zu Jesu,“ sagt er, „kommt Niemand außer durch Jesum und nach der Regel Jesu; der richtige Weg aber ist lebendiger Glaube.“ Ferner: „Unsere guten Werke nähren und stärken den Glauben, aber sie beleben ihn nicht, sondern sie stärken nur das Band des Lebens. Christus allein und der Geist belebt uns und das Opfer Christi heiligt uns.“ Desgleichen: „Keine Pflichtleistung des Liebenden gefällt dem Liebhaber, außer wenn sie aus der Quelle der Liebe entspringt. Die Liebe ist also mehr als alle Pflichtleistungen. Weil aber die Quelle der Liebe der Glaube ist, so ist der Glaube auch wegen seines Erzeugnisses angenehm.“ Diese letztere Aeußerung darf nicht so verstanden werden, als habe Wessel den Glauben doch nur als etwas in sich Verdienstliches betrachtet, das an die Stelle der Werke zu setzen sei. Er hat kurz vorher gesagt: „Wir glauben, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben an Jesus Christus ohne die Werke.“ Aber sein Interesse ist, zu zeigen, daß die Apostel Paulus und Jakobus zwar „verschieden, aber nicht ent-

gegengesetzt“ lehren. Deshalb entwickelt er genauer, daß man aus gewissen Thätigkeiten erkennt, daß ein Mensch lebe der doch nicht durch diese Thätigkeiten lebe, sondern durch die Quelle derselben; und wendet dies dann auf den Glauben an, welchen er sich nur als einen lebendigen denken kann, welcher mit der Liebe ein untrennbares Ganze bildet und so als Band der Gemeinschaft mit Gott und Christo den Menschen von der Sünde reinigt und fortwährend heiligt. Durch die starke und häufige Betonung der Liebe, welche eine wesentliche Bedeutung für seine Lehre von der Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung hat, hängt Wessel nach Ullmanns richtiger Wahrnehmung rückwärts mit der mystischen Theologie und namentlich mit Thomas von Kempen zusammen, während die Hervorhebung der paulinischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vorwärts auf die reformatorische Theologie deutet.

Dieses Herandringen zu der Kernlehre der Reformation, welches sich auch bezeichnend in den Worten ausdrückt „durch den Glauben reinigt er die Herzen der Gläubigen, aber nicht um des Glaubens willen,“ hängt bei Wessel mit seiner Kenntniß der heil. Schrift und dem biblischen Charakter seiner ganzen Theologie eng zusammen. Wie hoch er die Bibel schätzte, ergiebt sich aus folgender zugleich die wahrhaft evangelische Gesinnung Wessels kund gebenden Geschichte. Als Franz von Rovere Papst geworden, forderte er den ihm befreundeten Wessel auf, sich eine Gnade auszubitten. Dieser erwiderte mit bescheidener Freimüthigkeit: „heiliger Vater, Ihr wißt, daß ich nie nach großen Dingen gestrebt habe; aber da Ihr nun die Stelle eines obersten Priesters und Hirten auf Erden bekleidet, so wünsche ich, daß Euer Ruf Eurem Namen entspreche und daß Ihr Euer erhabenes Amt so verwaltet, daß wenn einst jener Erzhirte kommt, dessen höchster Diener Ihr hienieden seid, er dann sage: ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude! und Ihr darauf getrost sagen könnet: Herr, fünf Pfunde hast du mir gegeben, siehe hier fünf andere Pfunde, die ich dazu gewonnen habe.“ Als darauf der Papst bemerkte, dafür habe er zu sorgen, Wessel möge jetzt für sich etwas erbitten, sprach Wessel: „nun so bitte ich, daß Ihr mir aus der vatikanischen Bibliothek eine griechische und hebräische Bibel gebet.“ Das soll geschehen, fuhr Sixtus fort, aber, du Thor, warum hast du dir nicht ein Bisthum oder etwas dergleichen aus-

gebeten? „Weil ich dessen nicht bedarf," schloß Wessel und empfing eine Bibel.

Auch wird erzählt, daß Wessel, als er einst in einem Cisterzienserkloster eine mit abgeschmackten Fabeln ausgestattete Schrift bei Tische vorlesen hörte, in seiner lieblichen Art vor sich hinlächelte, dann aber, als er befragt wurde, sagte: ich lache über die groben Lügen; es wäre besser, den Brüdern die heilige Schrift oder Bernhard's Devotalien vorzulesen. — Sein ächt evangelischer Grundsatz war: „Nur, wenn die Geistlichen und Lehrer mit dem wahren und einzigen Lehrer übereinstimmen und zu ihm hinführen, muß man sie hören." Darum wollte er auch, daß alle Aussprüche der Prälaten und Doctoren, Bischöfe und Concilien mit dem verglichen würden, was zuverlässig aus dem Geiste Gottes hervorgegangen sei, mit den prophetischen und apostolischen Schriften.

Diese wahrhaft protestantische Stellung zeigt sich ferner darin, daß Wessel in bewußten Gegensatz zu des Augustinus berühmter Aeußerung trat: ich würde dem Evangelio nicht glauben, wenn mich nicht die Auctorität der katholischen Kirche dazu bewöge. Wessel bemerkt hiergegen polemisch: „Um Gottes willen glauben wir dem Evangelio, und um des Evangeliums willen der Kirche und dem Papst, nicht aber dem Evangelio um der Kirche willen." In gleichem Sinne lehrt er von der Kirche: „Man muß eine katholische Kirche bekennen, aber diese Einheit setzen in die Einheit des Glaubens und des himmlischen Hauptes, in die Einheit des Ecksteins (Christi), nicht aber in die Einheit Petri als des Lenkers der Kirche oder seines Nachfolgers." Demgemäß wollte er auch mit der Kirche glauben und gemäß der Kirche, aber nicht an die Kirche, weil Glauben ein Akt gottesdienstlicher Verehrung sei und ein Opfer der theologischen Tugend, welches nur Gott dargebracht werden könne.

Auf die Entwickelung seiner Ansichten und auf seine Befestigung in der schon frühe von ihm eingenommenen Stellung hat unzweifelhaft sein Aufenthalt in Italien und namentlich in Rom beigetragen, wohin alle strebenden Männer und Jünglinge damals strömten, aber von wo zu verschiedenen Zeiten immer nicht Wenige mit denselben Eindrücken und Erfahrungen heimkehrten, welche von Luther bekannt sind und auch von Wessel berichtet werden. Seine Abneigung gegen den Eintritt in den geistlichen Stand war noch gewachsen.

Dies zeigte sich besonders als Wessel nach seiner Rückkehr aus Italien und nach vorübergehendem Aufenthalt in Paris und Basel, wo er 1475 abermals mit Reuchlin verkehrte, einen Ruf nach Heidelberg zur Hebung der dortigen Universität zwar annahm, jedoch lieber der Lehrthätigkeit in der theologischen Fakultät entsagte und in die philosophische eintrat, als daß er die vor Erlangung der theologischen Doctorwürde dort erforderte Priesterweihe sich hätte ertheilen lassen. Sein Aufenthalt daselbst war nur kurz, doch reichlich gesegnet; die Spuren seiner Wirksamkeit lassen sich in der Pfalz deutlich bis zur Reformation hin verfolgen.

Zum reformatorischen Handeln war jedoch die Zeit noch nicht gekommen, auch die Eigenthümlichkeit Wessels nicht geeignet. Es war ihm zwar Ernst mit der Versicherung: „Ich fürchte keine Gefahr, der ich für die Reinheit des Glaubens entgegengehen könnte; nur bleibe die Verleumdung fern;" eine Versicherung, die er aussprach, als nach seiner Rückkehr in die Heimath die Nachricht von dem durch die Kölner Inquisitoren gegen Johann von Wesel eingeleiteten Prozeß zu ihm kam und seine Phantasie in der Ferne schon den eigenen Scheiterhaufen lodern sah. Aber der Aufenthalt des schon alternden Mannes an den Stätten seiner Jugendbildung und seine dortige Beschäftigung während des letzten Decenniums seines Lebens zeigt doch, daß der mystische Zug seines Wesens wieder stärker hervorgetreten war und daß die unter dem Schutze des Bischofs David von Burgund ihm gewährte Sicherheit und Muße dem des Disputirens müde gewordenen Greise eine willkommene Gelegenheit bot zur stillen Sammlung und geistlichen Einkehr, zur wissenschaftlichen Verarbeitung seiner Erfahrungen und Gedanken, zu erwecklichem Umgange mit Gesinnungsgenossen in Gröningen, auf dem Agnesberge bei Zwoll und in der nahen, durch ihre Unterrichtsanstalten ausgezeichneten Abtei Adwert, wo damals, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, nicht wenige Vorbilder des reineren Mönchthums lebten. „Der Dürstende", sagt Wessel, „freuet sich nicht so sehr der klaren Quelle, der Hungernde nicht des dargebotenen Brodes und der Liebende nicht über frohe Botschaft aus fernem Lande, wie sich der Weise freuet eines verborgenen, ruhigen, treuen, zuverlässigen, fruchtbaren, heiteren, verständigen Gespräches mit seiner Meisterin, der Weisheit." Mit klarer Einsicht in die Lage der Kirche wies er

seine jüngeren Freunde auf das Nahen der Zeit hin, in welcher die Lehren der Scholastiker von allen wahrhaft christlichen Gottesgelehrten würden verworfen werden, und bildete den Mittelpunkt eines einflußreichen Kreises begabter und frommer Schüler und Freunde. Seine Abneigung gegen allen Formalismus und Methodismus gab er hier wiederholt und entschieden zu erkennen; aber er verwarf nicht eine gewisse Ordnung und Gewohnheit, wenn damit in die Uebungen und Bezeugungen der Frömmigkeit nur nichts Mechanisches und Gemachtes kam. Er selbst pflegte an dem Tage, wo er das Abendmahl genoß, den Brüdern auf dem Agnesberge das Abschiedsgebet Jesu Joh. 17 vorzulesen und darüber einen Vortrag zu halten. Am meisten liebte er das Gebet des Herrn. Von den Brüdern befragt, ob er nie bete, weil er weder Brevier noch Rosenkranz gebrauchte, antwortete er: „Mit Gottes Gnade strebe ich dahin, immer zu beten; nichts destoweniger spreche ich jeden Tag das Gebet des Herrn; aber dieses Gebet ist so rein und erhaben, daß es hinreichend wäre, wenn ich es nur einmal im Jahre läse." Er hat über dasselbe eine besondere Schrift verfaßt, in welcher er sagt: „Es hat dieses Gebet ich weiß nicht welche verborgene Kraft vor allen übrigen Gebeten und verheißt dem, der sich seiner mit Sorgfalt bedient, eine große Fülle der Andacht. Denn ein fruchtbares Land bringt unter der Sonne des Frühlings und des Sommers nicht so viele Früchte als bei einem entflammten Beter das Gebet Christi; aber freilich verlangt es einen aufmerksamen und fleißigen Pfleger."

Es ist eine sehr zu beachtende Erscheinung, daß grade im geistlichen Leben sehr geförderte Christen nicht selten beim Nahen ihres Endes noch die schwersten Anfechtungen zu erdulden haben. Ein solcher innerer Kampf, der selbst bis zu Zweifeln an der Wahrheit der christlichen Religion sich zu steigern drohete, ward auch diesem tapferen Kämpfer und viel erprobten Zeugen nicht erspart. Aber wie er schon früher den Tag selig gepriesen, da er hindurchdringen würde zu einem unendlich vollkommenen Leben der Liebe, so half ihm auch der Herr in seiner letzten Noth und schon im Angesicht des Todes zu dem schließlichen Bekenntniß: „Ich danke Gott; alle jene nichtigen Gedanken sind verschwunden und ich weiß nichts als Jesum den Gekreuzigten." Und so entschlief er sanft und selig im Herrn, dieser Mann, von welchem Luther später sagte: „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Wider-

facher sich dünken, Luther hätte Alles vom Wessel genommen, also stimmet unser Beider Geist zusammen."

C. B. Moll in Königsberg.

---

Deutschland, 15. und 16. Jahrhundert.

## 257. Johann von Staupitz.

9. November.[1])

Bei einer guten Anzahl großer Kirchenlehrer ist der Lebensgrund christlicher Frömmigkeit, aus dem ihr ganzes Denken und Thun sich entfaltete, von frommen Müttern gelegt worden. Nicht wenige aber haben auch neben solcher Mutter oder statt ihrer einen geistlichen Vater gehabt: einen Mann, oft nicht blutsverwandt und nur durch höhere Leitung ihnen zugeführt, welcher der jugendlich ringenden, kämpfenden, vielleicht niedergedrückten und irregehenden Seele Licht und Trost gab und ihr die wahre Bahn für die irdische und himmlische Zukunft wies. Ein geistlicher Vater dieser Art für den Jüngling, der nachmals ein Reformator der Kirche, ein Prophet deutscher Nation werden sollte, für unsern Luther, war Johann von Staupitz. Darum verdient sein Name in der evangelischen Kirche stets in gesegnetem Gedächtniß gehalten zu werden.

Er verdient es aber nicht allein um Luthers, sondern auch um sein selbst willen. Freilich ist er nicht, obwohl der Kampf um Erneuerung des reinen Evangeliums noch zu seinen Lebzeiten entbrannte, auf den Wahlplatz hervorgetreten, vielmehr hat er sich in die beschauliche Stille zurückgezogen: aber darin ist er nur seinem eigenthümlichen Wesen getreu geblieben und hat sich in den Schranken gehalten, die ihm von Gott verordnet waren. Hätte er sich zu dem gedrängt, wozu er nicht gesendet war, so wäre er in sich selber unwahr geworden. Auch im Reiche Gottes hat alles seine Zeit und jeder seine besondere Sendung. Bevor die Reihe der Thaten beginnen konnte, welche, in das ganze Leben unseres

---

[1]) Von diesem Datum s. Evang. Kalender für 1870. S. 59.

deutschen Volkes eingreifend und dasselbe erschütternd, eine neue Gestalt des christlichen Glaubens und Gemeinschaftlebens hervorrufen sollten, mußte tief innen in den Gemüthern, zunächst unbekümmert um die Verderbnisse der Welt und der Kirche draußen, der Grund reiner Gottes- und Christusliebe, der Grund evangelischen Glaubensgeistes wenigstens bei den Empfänglichen gelegt werden: denn nur aus diesem Grunde konnten die rechten Thaten für das Evangelium herauswachsen, und nur so konnte im voraus eine größere Anzahl von Menschen zubereitet werden, welche, von jenen Thaten vollends erweckt und von der später folgenden, noch mächtigeren Verkündigung der Buße und des Glaubens ergriffen, den Kern einer neuen evangelischen Gemeinde bildeten.

Diese vorangehende innere Grundlegung war nicht ein Kämpfen und Streiten, sondern ein stilles Pflanzen und Pflegen, und der Mittelpunkt davon lag in dem Streben, die lautere, auf alles Eigene verzichtende Gottesliebe in den Herzen zu entzünden, durch die Liebe und Nachfolge des Erlösers zur vollkommenen Einigung mit Gott und zum wahren Seelenfrieden zu führen: das allein war der rechte Weg, auf dem inmitten all' des äußerlichen und todten Werkwesens, welches damals die Kirche beherrschte, ein innerlich lebendiges Christenthum zu gewinnen und das zu erreichen war, was ein Liedervers in den treffenden Worten von Gott erfleht: „Gib, daß deiner Liebe Glut unsre kalten Werke tödte!" Die Männer, welche, dieses Weges gehend, auf die Reformatoren und ihr Werk, vornehmlich auf Luther, einen großen Einfluß hatten, und unter denen viele der Besten unserm Volk angehörten, aus deutschem Sinn in deutscher Zunge sprachen und schrieben, nennt man Mystiker. Unter ihnen nimmt Johann von Staupitz durch seinen einfachen, practischen, evangelischen Geist eine vorzügliche Stelle ein, und wie sehr wir Ursache haben, ihn auch ganz für sich betrachtet als Mann christlichen Lebens, christlicher Erfahrung und Lehre zu verehren, werden wir sehen, wenn wir auf dem Grunde einer kurzen Erzählung seines einfachen Lebenslaufes uns das vergegenwärtigen, was er uns als den Gehalt seines innern Daseins in mehreren Schriften hinterlassen hat.[1]

Johann von Staupitz stammte aus einem alten, meißnischen Adelsgeschlecht und war schon dadurch im bürgerlichen Leben günstig gestellt. Aber sein Sinn scheint von früher Zeit an mehr

auf das Innerliche gerichtet gewesen zu sein. Um sich ganz den Studien und frommen Betrachtungen widmen zu können, trat er in den Augustiner-Orden. Auf mehreren Universitäten erwarb er sich die Bildung der damaligen Schulen und wurde auch zu Tübingen mit Ehren Doctor der Theologie; aber es war nicht sowohl Scharfsinn des Denkens oder Reichthum der Gelehrsamkeit, wodurch er hervorragend und wirksam werden sollte, sondern die Kraft seines Wesens lag in der Fülle seiner christlich frommen Innerlichkeit und in der milden, heitern Würde seiner Persönlichkeit. Unbefriedigt von der Philosophie, wendete er sich zur Schrift und die Schrift führte ihn zum Leben. Er erkannte, daß nicht bloß das Wissen den Theologen mache, sondern die ganze Gemüthsverfassung, die Bewährung des Erkannten durch die That. So ward er Erfahrungs- und Lebenstheologe, und machte in seiner Person das wahr, was Luther nachmals in dem berühmt gewordenen Spruche so ausdrückte: „den Theologen bilden Gebet, Nachdenken und Anfechtung.“ Indeß gab sich Staupitz nicht einer bloß beschaulichen Innerlichkeit hin. Er hatte zugleich einen practischen Sinn; sein gesunder Verstand, seine vielseitige Bildung und gewinnende Beredsamkeit befähigten ihn zum Umgang mit Menschen aller Art; seine Abstammung und Erziehung, seine anziehende, würdevolle Erscheinung und seine Geistesgegenwart machten ihn besonders auch zum Umgang mit Großen geschickt. Er genoß das vorzügliche Vertrauen seines Churfürsten, Friedrichs des Weisen, und wurde von demselben vielfach zu Rathe gezogen, auch mit Erfolg zu Gesandtschaften verwendet; er bewegte sich mit Freiheit in den vornehmen Kreisen, so daß er eines Tages, da ihm einer der sächsischen Herzoge bei der Tafel eine verfängliche Frage vorlegte, dergestalt antwortete, daß der Churfürst lachend hinzufügte: „Nun wollt Ihr noch mehr fragen? Staupitz wird sich nicht stumm finden lassen.“ In Summa — um Luthers Worte über „seinen“ Staupitz zu gebrauchen — „das war ein großer Mann und nicht nur in Schulen und Kirchen gelehrt und beredt, sondern auch an Höfen und bei Großen angenehm und hochgeehrt. Er hatte einen hohen Verstand, ein redliches, aufrichtiges, adliges Gemüth, nicht unehrbar und knechtisch.“ Diese Eigenschaften: tiefe, fromme Innerlichkeit einerseits, und andrerseits großer Weltverstand, Fähigkeit zum Verkehr mit Menschen aller Art scheinen weit auseinander zu liegen: aber gerade durch die in-

nigste Vereinigung von beiden auf dem Grunde eines „aufrichtigen, adligen Gemüths" wurde Staupitz am meisten das, was er war, und gewann er die Stellung, in der wir zugleich seine eigenthümliche Sendung anerkennen müssen. Eben dadurch war er, wie kein anderer, geeignet, zuerst in Luthers Seele die Keime tiefen Glaubensgeistes pflanzen und entwickeln zu helfen, aus denen später dessen reformatorisches Thun hervorwuchs, und dann, als die Zeit gekommen war, der Vermittler für ihn zum Wirken in der Welt zu werden, sein Licht unter dem Scheffel der Klostermauern hervorzuziehen und auf den Leuchter einer Universität zu stellen, seine ersten schwierigen Gänge in der Oeffentlichkeit väterlich zu geleiten und einflußreich zu schirmen.

In seinem Orden gelangte Staupitz bald zu bedeutendem Ansehen: im Jahre 1503 wurde er vom Kapitel zu Eschwege zum Generalvicar, im J. 1511 zum Provincial von Thüringen und Sachsen, im J. 1515 zum Generalvicar des Augustinerordens in ganz Deutschland gewählt. Der Erfüllung seiner Pflichten als Ordensvorsteher lag er mit Eifer ob und nahm sich, wie wir an Luther sehen, besonders einzelner Brüder mit Liebe und Einsicht an. Aber im Ganzen erreichte er bei weitem nicht, was er für die Verbesserung seiner Gemeinschaft wünschte, und er sagte dann wohl im Unmuth: „Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat; und wer keine Pferde hat, pflügt mit Ochsen." Ein weit befriedigenderer, erfolgreicherer Wirkungskreis hatte sich ihm indeß schon bei der Gründung der Universität Wittenberg eröffnet. Diese Hochschule, deren Einfluß sich bald über ganz Europa erstrecken sollte, ward im J. 1502 gestiftet. Friedrich der Weise hatte dabei vornehmlich auch unsern Staupitz zu Rathe gezogen, und da Staupitz zugleich der erste Dekan der theologischen Facultät wurde, so lag ihm nun amtlich ob, was ihm zugleich Herzenssache war, für das Aufblühen der theologischen Studien zu sorgen.

Hier tritt uns nun das Verhältniß zwischen Staupitz und Luther zuerst in seiner ganzen äußeren Bedeutung entgegen. Aber dieß veranlaßt uns, auch auf seine entfernteren innerlichen Anfänge zurückzugehen. Staupitz hatte zuerst bei einer Visitationsreise Luther'n als jungen Bruder im Augustinerkloster zu Erfurt kennen gelernt. Durch Gewissensangst ins Kloster getrieben, rang damals der Jüngling Luther durch kirchliche und mönchische Werke in niedrigem Klosterdienst nach Gewißheit der

Seligkeit, ohne zum rechten Frieden hindurchdringen zu können. Staupitz, der den edeln Geist in der düstern Verhüllung erkannte, erleichterte nicht nur seine gedrückte Lage, sondern gab vor allem auch seiner Seele die wahre himmlische Nahrung. Er leitete das Gemüth des Jünglings von selbstquälerischen Gedanken und unfruchtbaren Speculationen auf die versöhnende Liebe Gottes in Christo, zeigte ihm, daß die Anfechtungen ein heilsames Zuchtmittel Gottes seien, um ihn zu größeren Dingen zuzubereiten, verwies ihm aber zugleich, „sich aus jedem Humpelwerk eine Sünde zu machen", und lehrte ihn, sich ganz an den lebendigen Christus, nicht an ein Bild der Phantasie, sondern an den wirklichen, sündenvergebenden Erlöser zu halten. „Ihr wollt", sagte Staupitz einmal zu Luther, „ein erdichteter, ja ein gemalter Sünder sein und deßhalb nur einen erdichteten und gemalten Heiland haben." Und ein andermal, da Luther beim Anblick des Sakraments erschrocken war: „Ei, eure Gedanken sind nicht Christus; denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet." Zugleich erweckte Staupitz in Luther die Einsicht, daß das Gesetzeswerk nicht zum Frieden führen könne, weil es im Menschen „entweder Vermessenheit oder Verzweiflung" wirke; und durch beides, diese Ablenkung von der Gerechtigkeit der Werke und jene Hinlenkung zur Gnade Gottes in Christo, führte er Luther'n in die Bahn, auf welcher Gott ihn wirklich, „zu großen Dingen brauchen wollte." So in seinem Innern emporgehoben, setzte Luther seine Studien in der Schrift und in den fruchtbareren Lehrern der Kirche mit der Freudigkeit und dem Erfolge fort, daß, als es sich im J. 1508 um Ergänzung der Lehrkräfte in Wittenberg handelte, Staupitz seinen jungen, damals 26jährigen Freund als Mitarbeiter zu sich berufen konnte. Von dieser Zeit an traten beide Männer in ein so inniges Freundschaftsverhältniß, als es die Verschiedenheit des Alters und der Lebensstellung irgend gestattete.

Es ist bekannt, wie Luther bald ein mächtig wirkender Lehrer ward; wie ihn Staupitz im J. 1512 väterlich nöthigte, Doctor der Theologie zu werden; wie er endlich im J. 1517 durch die Streitsätze über den Ablaß ein Feuer entzündete, das sich bald über ganz Deutschland verbreitete. Ob Luther zu diesem ersten öffentlich reformatorischen Schritt eine äußere Anregung von Staupitz empfangen, steht sehr dahin; aber eine innere Anregung ist nicht zu bezweifeln, besonders nach einer Seite hin, die hier so

wichtig ist, in Betreff der Lehre von der Buße. Die allererste unter den berühmt gewordenen Thesen Luthers handelt von der Buße, und auch weiterhin geht alles von der wahren Bedeutung der Buße aus. Ohne die Predigt der Buße wäre Luther nicht Luther und sein Werk keine Reformation gewesen. Eben die Erkenntniß über das Wesen der Buße aber war ihm, seinem eigenen Zeugniß zufolge, durch Staupitz aufgegangen. Wie eine Stimme vom Himmel, sagt er, habe Staupitz ihn belehrt, daß nur diejenige Buße die wahre sei, welche von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes beginne, und daß, was die gewöhnlichen Lehrer als Schluß und Vollendung der Buße darstellten, vielmehr ihr Anfang sei. „Dieses dein Wort," fährt er in dem an Staupitz gerichteten Briefe fort, „haftete in mir, wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen; ich fing an, dasselbe mit den Stellen der Schrift über die Buße zu vergleichen, und siehe alles paßte aufs schönste zu dieser Meinung; so daß, während mir vorher in der Schrift nichts bitterer klang, als das Wort Buße, mir jetzt nichts süßer und angenehmer vorkam."

So viel ist gewiß, daß Staupitz die ersten kühnen Schritte seines jüngeren Freundes mit väterlicher Theilnahme begleitete. „Das gefällt mir," schrieb er in dieser Zeit an Luther, „daß du bei der Lehre, die du predigst, Gott allein die Ehre gibst und alles Gott zuschreibst, nicht den Menschen; Gott aber, das ist klar, kann man nicht zu viel Ehre und Güte beilegen." Und in Augsburg, als Luther sich vor dem Cardinal Cajetan verantworten sollte, sprach Staupitz, der ihn begleitet hatte, zu ihm: „Sei eingedenk, mein Bruder, daß du diese Sache im Namen Jesu Christi angefangen hast." Aber dennoch mußte eine Zeit eintreten, wo die Wege beider Männer auseinander gingen. Staupitz konnte den jugendlichen Glaubenshelden Luther mild und belebend anregen und auf den richtigen Weg weisen; aber er selbst war kein Heldengeist. Seine ganze Richtung, wesentlich auf Liebe gegründet, war eine vorherrschend innerliche und er folgte ohne Zweifel nur der sichern Stimme seiner von Gott gerade so bestimmten Natur, wenn er sich Luther'n nicht kämpfend zur Seite stellte, sondern in den Gränzen der Aufgabe beharrte, die ihm als Vorbereiter gesetzt war. Für ihn war das Wort Christi ein Wort des Friedens, für Luther ein Wort des Schwertes. Darum, je kühner Luther hervortrat, desto mehr trat der friedsame Staupitz demüthig zurück;

und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als von dem Kampfplatze hinweg sich in gesicherte Stille zu begeben. Er ging nach Salzburg, wo er an dem Erzbischof Lang einen Gönner hatte, bei dem er als Hofprediger thätig war. Hier trat er zum Benedictiner-Orden über, wurde im J. 1522 Abt des Klosters St. Peter und später auch Vicarius und Suffragan des Erzbischofs. Bis zu seinem Tode, der am 28sten December 1524 erfolgte, wirkte Staupitz in dem Geiste, den wir an ihm kennen gelernt haben. Er konnte nicht mit Luther Schritt halten, aber er stellte sich seinem Werke auch nicht entgegen; er brachte die Schriften Luthers nach Salzburg und legte in dieser Gegend den Grund zu einer Ueberlieferung innerlicheren und freieren christlichen Geistes, aus der ohne Zweifel zum Theil die späteren evangelischen Bewegungen zu erklären sind, welche die Auswanderung der evangelisch-gesinnten Salzburger im J. 1732 zur Folge hatten. Ja selbst das persönliche Verhältniß zwischen Staupitz und Luther wurde nicht gelöst; es trat wohl einige Entfremdung ein und fehlte auch nicht an Vorwürfen, aber sie konnten doch nicht von einander lassen. Staupitz lud den bedrängten Luther ein, zu ihm nach Salzburg zu kommen: sie wollten miteinander leben und sterben. Luther aber schrieb noch kurz vor Staupitzens Hingang an diesen das schöne und große Wort: „Wenn ich aufgehört habe, dir angenehm und lieb zu sein, so geziemt es mir doch nicht, deiner zu vergessen oder undankbar gegen dich zu sein, durch den zuerst das Licht des Evangeliums in meinem Herzen aus der Dunkelheit aufzuleuchten anfing."

Wir haben von Staupitz außer einigem weniger Bedeutenden vornehmlich drei Schriften, aus denen wir seinen Sinn und sein inneres Leben zu erkennen vermögen. Ihre Abfassung fällt in die Zeit des Beginnes unserer Kirchenverbesserung und ihre Titel sind folgende: von der holdseligen Liebe Gottes — vom heiligen christlichen Glauben — und von der Nachfolgung des willigen Sterbens Christi. Der Anfang und Schluß der Tractate Staupitzens sind die kindlich gläubigen Worte: „Jesu, dein bin ich, mach mich selig." Das war seine Losung und in diesem Worte ist auch Anfang, Mittel und Ende seiner Theologie zusammengefaßt. Der lebendige Christus war ihm alles: der Mittelpunkt der Schrift, die Offenbarung der göttlichen Liebe und Heilsgnade, das einzige alles in sich schließende Vorbild, der Grund der Selig-

keit für den Einzelnen und die Kraft der Gemeinschaft für alle Gläubigen, der Ursprung der wahren Einigkeit der Kirche. Hierbei geht Staupitz von dem Puncte aus, der auch für die edelsten deutschen Mystiker vor ihm der erste Lebenspunct gewesen war: von der Liebe, der Liebe Gottes, die durch Christum vermittelt, die wahre menschliche Liebe entzündet. Aber er bleibt nicht bei diesem Puncte stehen, sondern hebt mit aller Kraft auch die Buße und den Glauben und die hieraus entspringende Nachfolge Christi im Gegensatz gegen alles Gesetzes- und Werkwesen hervor, und das ist es, was ihn der Reformation so nahe stellt und zum unmittelbarsten Vorarbeiter derselben macht.

Gott — dieß sind in der Kürze Staupitzens Gedanken — ist die wesentliche, in sich selbst vollkommene Liebe. Diese höchste Liebe muß um ihrer selbst willen und über alles geliebt werden. Aber eben das kann der Mensch, weil es eine Sache der Erfahrung ist, nicht von Andern, er kann es nicht aus seinem natürlichen Verstand, er kann es auch nicht aus dem Buchstaben der Schrift lernen. Der wahre Lehrer der göttlichen Liebe ist der Geist des himmlischen Vaters und Christi, von dem unsre Herzen mit Liebe durchgossen werden. Gott selbst, der die Liebe ist, muß Wohnung in unsrer Seele machen: daraus überkommt sie Kraft, alle Gebote zu vollbringen; daraus, und nicht bloß aus äußerlicher Lernung der Schrift, entspringt das Licht des christlichen Glaubens; daraus fließt auch die wahre Hoffnung und der sichere Trost, die wir nicht auf unsere Werke, auch nicht auf unsere Liebe gegen Gott, sondern nur auf Gottes Liebe gegen uns, auf das, was Gott in uns wirkt, gründen können. Die Liebe Gottes wird uns aber ins Herz gebildet durch Christum, in dem sich die unaussprechliche Liebe des Vaters gegen uns geoffenbart hat: er ist der Fels, in dem das Zündfeuer der Liebe ruht; doch springt dieses nicht heraus, wenn es nicht von dem festen Eisen, dem heil. Geist, herausgetrieben wird. Geschieht aber dieß, dann zünden die Funken in den Herzen der Gläubigen: es entspringt Liebe aus Liebe, aus der Liebe Gottes zu uns unsre Gegenliebe gegen Gott. Diese Liebe stehet nicht immer in gleicher Höhe, und der Mensch muß unterweilen in der Entziehung der Liebe seiner Schwäche inne werden, damit er Gott als den alleinigen Erlöser groß mache; doch ist sie ein sicheres, beständiges Werk; und wo sie vollkommen ist, da gebiert sie Gleichförmigkeit mit Gott und seinem Willen, macht von allem Eigenen

und allen Creaturen ledig und bewirket, daß der Mensch, des eigenen Lebens und Verdienstes vergessend, nur Gottes Ehre und Willen sucht, mit Gott zu einem Geiste vereinigt wird.

Die rechte Gewißheit der göttlichen Liebe haben wir im Glauben an Christum. Glaube, daß er der Sohn Gottes sei und zweifle nicht, oder begehre wenigstens festiglich, an ihn zu glauben, so bist du in ihm gesegnet. Die an Christum glauben, dürfen ihrer Versehung zur Seligkeit gewiß sein; sie werden gerechtfertigt und erneuert und haben Vergebung der Sünden, wozu weder Beichte, noch Reue, noch irgend ein Menschenwerk hilft, sondern nur der Glaube an Christum. Der Glaube an Christum läßt auch keinen Menschen in ihm selber bleiben, sondern zieht ihn über sich und feiert nicht, bis er uns mit Gott vereinige. Er vereiniget alle Gläubigen also, daß sie in Gott ein Herz und eine Seele gewinnen, und daraus entspringt die Einigkeit der Kirche. Er vereiniget aber auch die Gläubigen mit Christo solchergestalt, daß sie mit ihm ein Leib werden, an welchem er das Haupt ist und sie die Glieder sind, und durch diese Einigung geußt Christus alle geistlichen Gaben, ja sich selbst in unser Herz.

Darum folgt auch aus dem Glauben die Nachfolge Christi, zuerst im Leben, dann und vornehmlich im Leiden und Sterben. Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen und hat sich mit der Sünde über alle Menschen verbreitet. Christus hat die Sünde und den Tod überwunden, und ist uns ein Vorbild des rechten Leidens und Sterbens geworden, das Sünde und Tod bezwingt. „Stirb, wie Christus, so stirbst du ohne Zweifel selig und wohl. Wer da will, der lerne von St. Peter sterben oder von andern Heiligen, oder sehe, wie die Frommen ihr Leben schließen. Ich will's von Christo lernen und niemand anders: Er ist mir von Gott ein Vorbild, nach dem soll ich wirken, leiden und sterben; er ist allein der, dem alle Menschen folgen können, in dem alles gute Leben, Leiden und Sterben aller und jeglicher vorgebildet ist, also daß niemand recht thun, leiden und sterben kann, es geschehe denn gleichförmig mit Christo, in welches Tode aller anderer Tod verschlungen ist."

Das sind die Grundgedanken unseres Staupitz, die wir zumeist mit seinen eigenen Worten wiedergegeben haben. Wer nun zugleich weiß, was das eigentliche Fundament unserer deutschen Kirchenverbesserung ausmacht: daß Christus als der alleinige Heils-

grund und Vermittler der göttlichen Liebesgnade lebendig in die Mitte gestellt, die Rechtfertigung und Erneuerung des Sünders allein aus dem Glauben an ihn abgeleitet, die wahre Gemeinschaft der Kirche auf ihn gegründet, und überall im Gegensatz gegen alles Menschliche nur Gott und Christo die Ehre gegeben wird, — der wird keinen Augenblick anstehen zu bekennen: die verborgenen Keime von allem dem lagen schon in Staupitzens Seele, und er vornehmlich war auch der nächste lebendige Vermittler, um sie in Luthers Seele einzusenken und zu entwickeln. Luther führte aus, was Staupitz vorbereitet hatte und in diesem war schon vorgebildet, was jener in aller Fülle und Macht im Leben entfaltete.

Aber, wie aufrichtig wir auch den Pflanzenden und den Begießenden verehren mögen, wir können sie doch nur verehren als Werkzeuge in der Hand dessen, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind; und müssen mit dem großen Apostel, der sich rühmen durfte mehr gethan zu haben als alle übrigen, sprechen: „So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“

C. Ullmann in Heidelberg, später in Carlsruhe †.

# Fünfte Periode.

## Vom Anfang des sechzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

### Erster Abschnitt. Bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

### Das Reformationszeitalter.

### I. Deutschland.

#### 1. Die Wittenberger Reformation. a. Der Anfang und das Wahrzeichen.

## 258. Luther's fünf und neunzig Thesen 1517.

31. October.

Als der Apostel Paulus auf seiner Reise nach Jerusalem die Aeltesten der Gemeinde von Ephesus zu sich beschieden hatte nach Milet, und dort jene innige und herzbewegende, aber auch von bangen Ahnungen durchzogene Abschiedsrede an sie hielt, welche uns im Kap. 20 der Apostelgeschichte aufbehalten ist: da faßte er die Erinnerung an sein Wirken unter ihnen in den Worten zusammen: „Und habe bezeuget, beides den Juden und Griechen, die Buße zu Gott, und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum." Und so erscheinen nicht nur nach diesen und andern Worten des großen Apostels, sondern auch überall in der Schrift Buße und Glauben im engsten Zusammenhang. Niemand kann aufrichtig an den Herrn glauben, er habe denn zuvor ernstlich sich zur Buße gekehrt, und umgekehrt: wo der ächte Bußgeist gewichen ist, da ist es zu allen Zeiten auch geschehn gewesen um die Aechtheit und Reinheit des Glaubens. So haben auch die schweren Irrthümer, durch welche der christliche Glaube unter der Herrschaft des Papstthums über die Kirche verdunkelt wurde, in genauer Wechselbeziehung gestanden mit dem Aufhören des rechten Bußgeistes in der Christenheit, namentlich mit der Ver-

kehrung der inwendigen Buße und der daraus mit Nothwendigkeit sich ergebenden Ertödtung des Fleisches in die bloß auswendige Büßung, und es haben sich an diese erste Verkehrung eine ganze Reihe weiterer Verkehrungen geknüpft von unermeßlicher Tragweite. Ein Irrthum hat hier den andern erzeugt, in wachsender Progression stets einer verderblicher als der andere. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts mit ihrer Erneuerung des ächten evangelischen Glaubens hatte daher eine Neuerweckung des der Kirche abhanden gekommenen ächten Bußgeistes zur unerläßlichen Voraussetzung, wie zur steten Begleitung. Ja, der erste Wächterruf, welcher in Deutschland den neuen Tag verkündete, die fünf und neunzig Thesen, welche Luther am 31. October in Wittenberg öffentlich anschlug, war seinem Inhalt nach nichts anderes als ein lauter Zuruf an die schlafende Christenheit: zurückzukehren von der falschen zu der wahren Buße, von den Büßungen und allem demjenigen, was sich im Lauf der Jahrhunderte an sie angehängt hatte, zum wirklichen Bußethun, eine Wegbahnung von dem todten Satzungsglauben zum lebendigen Bußglauben.

Das Verständniß der Bedeutung jener Thesen sowohl im Ganzen wie im Einzelnen setzt aber voraus eine genauere Kenntniß der Verirrungen, in welche die Bußpraxis der Kirche seit langen Jahrhunderten gerathen war. Daher muß eine übersichtliche Schilderung der letztern der Erzählung jener großen Thatsache vorausgehn.

Je weiter sich die christliche Gemeinschaft ausbreitete, desto schwieriger wurde es auffallende Auswüchse weltlichen Sinnes und Rückfälle in heidnisches Wesen bei einzelnen ihrer Glieder zu beseitigen. Und doch forderte dazu nicht bloß das eigene Interesse für die würdige Beschaffenheit der Gemeinde auf, sondern auch die Rücksicht auf Ehre und guten Namen derselben in Mitten einer theils argwöhnischen, theils haßerfüllten heidnischen Umgebung. 1 Petri 2, 12. Von der älteren christlichen Kirche wurde daher die Ausübung der Zucht über fehlbare Glieder der Gemeinde als eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten betrachtet und mit großem Ernst gehandhabt. Allmälig stellten sich gewisse Regeln des Verfahrens fest. Diejenigen, welche zur Strafe für ein der Gemeinde gegebenes Aergerniß, wie zu Weckung einer heilsamen Buße aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen waren, wurden als eine be-

sondere Abtheilung der Gemeinde behandelt, hatten einen eigenen, von den Uebrigen getrennten Platz in den gottesdienstlichen Versammlungen, und hießen die Büßenden. So abgesondert von den Uebrigen, sollten sie sich für die Wiederaufnahme befähigen. Man unterschied leichtere und schwerere Vergehungen, oder nach 1 Joh. 5, 16 Schwachheits- oder Erlaßsünden und Todsünden. Zu den letztern wurden gerechnet: Diebstahl, Ehebruch, Mord und besonders die Verleugnung Christi in Zeiten der Verfolgung. Von allen Büßenden aber verlangte man nicht bloß innerliche Buße und sichtliche Besserung des Wandels, sondern auch äußerliche Büßungen, d. h. gewisse in die Augen fallende Kundgebungen von Reue und Demuth, wie Trauertracht, Fasten, Sündenbekenntniß vor der Gemeinde u. dgl. Die willige Uebernahme dieser Beschwerden und Demüthigungen wurde als Bürgschaft für die Aufrichtigkeit der Bußgesinnung angesehn. So lange nun die Kirche vom Staat getrennt existirte, vermochte sie auch ihre Zucht- und Bußordnungen aufrecht zu erhalten und soweit durch dieselben möglich, jenes Ideal sittlichen Lebens zu verwirklichen, welches sich ihr ergab aus dem Begriff der Heiligkeit der Kirche. Aber als seit Kaiser Constantin die Kirche diese freie, unabhängige Stellung verlor, ferner: die Geistlichkeit die Gewalt über die Gemeinde immer ausschließlicher an sich riß, so gingen auch die alten strengen Bußordnungen bald ihrem Ende entgegen. Da nemlich von nun an jeder Staatsbürger auch Christ sein mußte, war die kirchliche Gesellschaft nicht mehr ein freiwilliger Verein gläubiger und nach Heiligung strebender Menschen, in welchem sich jeder selbstverständlich wie den Gesellschaftsordnungen überhaupt, so auch dem strengen Sittengericht der Gemeinde unterwarf, sondern die Gemeinden bildeten Mengen von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit, über welche die Geistlichkeit die Herrschaft führte. Aber obwohl die Geistlichkeit der Gemeinde nach und nach allen Antheil auch an der Uebung der Kirchenzucht entzog, so vermochte sie doch diese Herrschaft nicht nach allen Richtungen hin auf gleiche Weise zur Geltung zu bringen. Namentlich wollte sich die zunehmende Anzahl der bloßen Namenchristen im Laienstand die harten Zuchtmittel der frühern Zeit nicht mehr gefallen lassen, suchte sich vielmehr durch Verbergung ihrer Vergehungen oder auf andere Art der eifrigen Strafgewalt der Bischöfe zu entziehn. Außerdem aber gehörten von nun an auch viele vornehme, mächtige und reiche Personen

zur Kirche, zu denen nur in sehr seltenen Fällen die Kirchenzucht hinanreichte, während letztere doch nur dann bestehen kann, wenn sie ohne Ansehn der Person geübt wird, auch gegen die Mächtigsten und Reichsten und wenn die Ausschließung und Wiederaufnahme fehlbarer Glieder nicht bloß Sache der Geistlichkeit ist, sondern auch die Gemeinde dabei mitzureden hat. Um nun jenen Uebelständen abzuhelfen führte man eine bedeutende Milderung der Kirchenzucht ein. Zunächst machte man einen Unterschied zwischen den öffentlich bekanntgewordenen und den freiwillig gebeichteten Vergehungen. Rücksichtlich der erstern sollte es bei der frühern Oeffentlichkeit der Büßung bleiben; bei den andern aber die Buße in der Stille auferlegt und ebenso auch die Absolution oder Lossprechung im Geheimen ertheilt werden. Damit fiel das Beschämende der öffentlichen Kirchenbuße hinweg; aber es kam dafür eine neue Pflicht für die Christenheit auf, nemlich die Beichtpflicht, und diese wurde nicht nur immer mehr eingeschärft, sondern auch der Umfang der in geheimer Beichte zu bekennenden und zu büßenden Sünden außerordentlich erweitert. Der vorangestellte Zweck der Beichte war im Anfang freilich nur der, daß das Bekenntniß der Sünden an den Priester selbst eine demüthigende Bußübung und ein Mittel sein solle von dem letztern Anweisung zur Genugthuung nebst zweckmäßigen Ermahnungen zu erhalten, so wie denselben zur Fürbitte für den Sünder bei Gott zu veranlassen. Man legte also dem Priester noch nicht eigene Lossprechungsgewalt oder die Macht Sünden zu vergeben bei, und da in diesem allen nichts lag, was zu leisten die priesterliche Würde unumgänglich nothwendig gewesen wäre, so nahm man keinen Anstand in Fällen, wo ein Priester nicht zur Hand war, auch Laien zu beichten. Aber schon in diesen unschuldig scheinenden Anfängen lagen die Keime der nachfolgenden Ausartung des Beichtwesens. Denn zunächst wurde die Beichte, welche an sich für viele beschwerte und angefochtene Seelen ein Bedürfniß und in den rechten Grenzen gehalten eine Wohlthat ist, durch die Aufhebung der Freiwilligkeit zu einem unleidlichen Gebote. Ferner: die zum Gesetz und zur Gewissenspflicht erhobene Aufzählung aller einzelnen Sünden in derselben diente der Natur der Sache nach immer weniger der ächten geistlichen Seelenpflege, sondern begründete in überwiegendem Maße nur eine peinliche Gewissenstortur und drückende Herrschaft der Priester über die Gewissen. Als nun in der Folgezeit unter

den Päpsten die Kirche überhaupt immer mehr die Gestalt einer geistlichen Zwangsherrschaft annahm, so war der Reiz unwiderstehlich für die Zwecke dieser Herrschaft auch die Beichtanstalt zu mißbrauchen, welche die willkommene Gelegenheit darbot die geheimsten Gedanken und Vorgänge in Erfahrung zu bringen, die Gewissen nach dem Interesse der Priesterschaft zu lenken und dadurch der letztern das wirksamste Eingreifen in alle Lebensverhältnisse zu sichern. Befördert wurde dieser Mißbrauch um dieselbe Zeit durch maßlos gesteigerte Vorstellungen theils von der Beichte an sich, theils im besondern von der priesterlichen Absolutions- oder Lossprechungsgewalt. Seit dem zwölften Jahrhundert wurde die Beichte und was dazu gehört zu den Sacramenten gerechnet und für das einzige Mittel erklärt von Todsünden gereinigt zu werden, indem durch die Beichte Todsünden in läßliche Sünden verwandelt würden. Da durch jede Todsünde eigentlich der ewige Tod, die Verdammniß bewirkt werde, werde durch die Beichte und Lossprechung des Priesters diese ewige Strafe in eine zeitliche verwandelt, welche nun entweder durch „gute Werke" abgebüßt werden könne, oder, wenn dieß versäumt werde, nach dem Tod im Fegefeuer abgebüßt werden müsse. In Betreff der Priester aber wurde gelehrt, daß sie nicht etwa bloß Fürbitter bei Gott seien und ihr Amt darin bestehe zu erklären, daß gewissen Menschen bei Gott die Sünde behalten oder vergeben sei, sondern daß ihnen als Richtern an Gottes Statt eine sogenannte Schlüsselgewalt, d. h. die wirkliche Machtvollkommenheit zu lösen und zu binden, Sünden zu vergeben oder nicht zu vergeben von Gott verliehen sei, mit einem Wort: daß Gott denen vergebe, denen der Priester vergebe und umgekehrt. Zunächst bezog man diese Lossprechungsgewalt allerdings nur auf die Strafe, seit dem dreizehnten Jahrhundert aber sogar auf die Schuld der Sünde. Wer hätte da noch länger der Beichte bei einem Laien vertrauen sollen?

Die zusammenhängende Reihe dieser Wahnbegriffe vollendete sich nun in der Lehre vom Ablaß. Schon im dritten Jahrhundert kommen nicht selten Fälle vor, daß gefallenen Christen, wenn sie Zeichen einer aufrichtigen Reue gaben, etwas von ihrer Bußzeit nachgelassen wurde. Dieser Gebrauch wurde seitdem immer häufiger. Seit dem neunten Jahrhundert aber fing die Kirche an zuzulassen, daß manche der herkömmlichen Büßungen mit weniger beschwerlichen Leistungen vertauscht würden. So wurden für eine



bestimmte Anzahl von Buß- und Fasttagen gewisse Gebete aufgelegt, oder eine gewisse Summe Geldes, die den Armen oder der Kirche zu entrichten war, als Aequivalent für die Büßungen angenommen. Hin und wieder wurde für das Geld sogar ein Stellvertreter erkauft, der an der Stelle des Sünders die Ableistung der Büßungen übernahm. So arg diese Art von Bußverwandlungen auch schon an sich war, so wurden doch die Erlassungen immer nur Einzelnen mit Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse verliehen. Seit dem eilften Jahrhundert dagegen hörte diese Begrenzung auf und der sogenannte Ablaß (Indulgenz) wurde allen ohne Unterschied verliehen, welche ein sogenanntes „gutes Werk" verrichten würden, wie Almosengeben an die Kirche und die Armen, Wallfahrt u. dgl. Namentlich wurden bei Einweihung von Kirchen solche Ablässe denen gewährt, die dabei zugegen waren und einen Beitrag zu den Kosten gaben. Eine ganz neue Art von Ablässen kam aber seit dem Anfang der Kreuzzüge in Uebung. Die Päpste verhießen nemlich denjenigen, welche das Kreuz nehmen würden, mit dürren Worten: volle Vergebung der Sünden. Mögen die Päpste diese Verheißung eines sogenannten Plenarablasses nur auf die Kirchenstrafen bezogen haben: genug, das Volk nahm sie buchstäblich und von den kirchlichen Autoritäten wurde ihm nicht widersprochen. Es erzeugte daher der Irrthum, der damit gepflanzt wurde, schon damals die furchtbarsten Folgen für die Sittlichkeit. Denn bekanntlich benahm sich eine sehr große Zahl unter den Kreuzfahrern im Vertrauen auf den zugesicherten vollen Ablaß im Morgenlande nichts weniger als wie es Christen nach 1 Petr. 2, 12. geziemt hätte. Seitdem war nun zweihundert Jahre hindurch die Gewinnung eines Ablasses für das ganze Leben ein Hauptmotiv zur Belebung und Erneuerung der Kreuzzüge. Damit war nicht nur der Anfang gemacht, Ablässe, die man bisher nur für bereits begangene Sünden nachgesucht hatte, auch für Sünden, welche erst noch begangen werden würden, zu gewinnen, sondern die Gelegenheiten gegen größere und kleinere Leistungen ähnliche Ablässe zu erlangen, fingen seitdem an sich bis in's Unglaubliche zu vervielfältigen. Namentlich aber ward die Ertheilung von Ablässen gegen eine Geldleistung von nun an so häufig, daß sie eine höchst ergiebige Quelle von Einnahmen für Päpste und Bischöfe zu bilden anfing. Endlich wurde dieser seelengefährliche Ablaßwahn noch nach zweien Seiten hin gestützt und weiter

entwickelt, nemlich durch die Lehre von dem Schatz der guten Werke und die Wirkungen des Ablasses auch in's jenseitige Leben hinüber. Man lehrte seit dem dreizehnten Jahrhundert folgendermaßen: Christus hat unendlich mehr geleistet, als zur Genugthuung für die Sünden der Menschen erforderlich war. Ebenso haben die zahlreichen Heiligen viel mehr gute Werke verrichtet, als sie zur Erwerbung der Seligkeit für ihre Person nöthig gehabt hätten. Durch die überschüssigen Verdienste beider ist daher ein Schatz von guten Werken entstanden, der im Besitz der Kirche sich befindet und über welchen deren Oberhaupt zu verfügen hat. Nach seinem freien Ermessen kann daher der Papst aus diesem unerschöpflichen Schatze jedem, der sich auf irgend eine Weise einen Anspruch darauf erworben hat, so viel zutheilen, als er will und bedarf, und an die Stelle der eigenen guten Werke, welche der Sünder zur Abbüßung seiner Strafe und Schuld zu verrichten haben würde, treten die aus dem Schatz ihm zugetheilten. Diese Gewalt der Kirche erstreckt sich aber nicht bloß auf die Lebenden, sondern der Ablaß kann auch den Seelen im Fegefeuer ertheilt werden. Die zeitlichen Strafen, die sie noch im Fegefeuer abzubüßen hätten, können ihnen durch Ablaßerwerbung von Seiten ihrer lebenden Angehörigen abgekürzt oder ganz erspart und sie somit vom Fegefeuer befreit werden. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erließen daher die Päpste in ihren Ablaßbullen stets auch Bestimmungen für die Seelen im Fegefeuer, benahmen sich als völlige Gebieter desselben, als Pförtner des Himmels und Spender der ewigen Seligkeit.

So ergaben sich, seitdem man neben der Herzensbuße ein übertriebenes Gewicht auf die äußerliche Abbüßung zu legen angefangen hatte, von da aus Ohrenbeichte, Ablaß, Schatz der guten Werke, tyrannische Herrschaft der Priester über Seelen und Seligkeit als zusammenhängende Glieder einer und derselben Kette.

Der päpstliche Ablaßverkauf aber war, besonders seitdem Bonifacius VIII. die Feier des römischen Jubeljahrs angeordnet und damit eine große Ablaßgewinnung verknüpft hatte, allmälig in eine bloße Geldspekulation ausgeartet, und wurde schon seit dem vierzehnten Jahrhundert von allen einsichtigern Männern auch so angesehn. Daher die Folge, daß derselbe, welcher sich als Spendung der höchsten geistlichen Gnaden ankündigte, von vielen Seiten mißtrauisch überwacht wurde und als Gelderpressung zu

den lebhaftesten Beschwerden Anlaß gab. Manche Fürsten und Obrigkeiten, um ihre Unterthanen vor einer gewissenlosen Brandschatzung, ja vor gemeinen Betrügereien zu sichern, ließen ihn in ihren Gebieten gar nicht zu. Denn theils wurden erdichtete Ablässe, welche an Abgeschmacktheit die ächten noch überboten, von dem Volke meistens gläubig angenommen, theils überschritten die päpstlichen Ablaßprediger selbst ihre Befugnisse und schämten sich keines Mittels, um ihren Ablaß gleich gemeiner Waare möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen. Fast noch nie war dieß in so schreiender Weise der Fall gewesen, als bei demjenigen Ablaßverkauf, welcher Anlaß wurde zu Luthers Auftreten wider den ganzen schmählichen Unfug.

In den Jahren 1514—16 hatte Papst Leo X., dessen große Einkünfte bei seinem Hang zur Pracht und Verschwendung, so wie bei der reichen Unterstützung, welche er den Künsten zuwendete, gleichwohl nie ausreichen wollten, nach längst gewohnter Weise Ablaß predigen lassen, namentlich 1516 in Deutschland. Der Ertrag war angeblich bestimmt zur Bestreitung der Kosten eines Türkenkrieges, in Wahrheit aber zum Bau der neuen Peterskirche, die von Leo's Vorgänger Julius II. begonnen worden war. Mag von den Ablaßgeldern auch nicht weniges als Geschenk des Papstes in die Kasse seiner Schwester, welche an einen Prinzen Cibo vermählt war, geflossen sein: auf jeden Fall war die hauptsächliche Veranlassung der dießmaligen Ablaßverkündigung der Bau der Peterskirche. An diesen Riesendom, an dieses größte Werk priesterlicher Prachtliebe, knüpft sich daher äußerlich der Ausbruch der deutschen Reformation. Der Ablaßhandel war dießmal von Leo trefflich organisirt worden, so gut wie nur irgend heut zu Tage eine Finanzspekulation es sein kann. Wie in spätern Zeiten der Staat es bisweilen vortheilhaft gefunden hat seine Einkünfte an Unternehmer zu verpachten, so war auch der Ablaß förmlich verpachtet. Generalpächter in Deutschland unter dem Titel eines Obercommissarius war der Kurfürst Albrecht von Mainz, ein geborner Prinz von Brandenburg und in guten, wie schlimmen Eigenschaften, namentlich an Prachtliebe und Verschwendungssucht dem Papst sehr ähnlich. Die Hälfte des Ertrages, welche ihm zugesichert war, sollte dazu dienen ihm seine Schulden bezahlen zu helfen. Als päpstlicher Controleur stand ihm der Guardian der Franciscaner in Mainz zur Seite; zum Werkzeug der eigentlichen Ab-

laßverkündigung aber hatte Albrecht einen Mann erkoren, von dem er gewiß sein durfte, daß er alles thun würde, um den Ertrag so hoch als möglich zu steigern. Johann Tezel, gebürtig aus Leipzig, Dominicaner im Kloster Pirna, der noch vor Kurzem dem deutschen Orden durch Ablaßpredigen große Summen eingebracht hatte, übernahm das Geschäft, und vollzog es auf eine Weise, welche die ohnehin verderbliche Ablaßpraxis zur plumpsten Marktschreierei und Beutelschneiderei erniedrigte. Er scheute sich nicht sogar die in den Ablaßbullen stets beigefügte Clausel: daß die Wirkung des Ablasses nur dem zu Gute komme, der seine Sünden gebeichtet und herzlich bereut habe, hinwegzulassen, pries vielmehr dem bethörten Volke die unbedingte und für alle Fälle wirksame Kraft des allerheiligsten Ablasses in den ausschweifendsten Ausdrücken. Der Bericht eines Augenzeugen (Friedrich Mecum, damals Franciscaner zu Annaberg im Erzgebirg) meldet wörtlich Folgendes: „Er erpredigt unzehlich viel Gelds, das er alles gen Rom schickt, in Teutschland. Unglaublich ist, was dieser ungelert und unverschämt Mönch durfft fürgeben. Er sagt, wenn einer Christo bey seiner lieben Mutter geschlaffen hätte, und legte nur Geld in Papst's Ablaßkasten, so hätte doch der Papst diese Gewalt im Himmel und auf Erden, daß ers vergeben kunt, und wenn ers vergebe, so müste es Gott auch vergeben. Item, wenn sie flugs einlegten, so würden alle Berge um S. Annaberg eitel gediegen Silber werden. Item sobald nur der Groschen im Becken klüng, führe die Seel, für die man einlegt, von Mund auf gen Himmel." Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man sich diesen Ablaßverkäufer als einen gemeinen Krämer dächte, als einen zu Fuß umherziehenden Mönch, der gelegentlich bei gemeinen Leuten seine Waare angebracht habe. Keineswegs; Tezel trat auf seinen Handelsreisen auf mit dem Glanz und Nimbus eines vornehmen Prälaten. Prachtvoll fuhr er unter Glockengeläute in den Städten ein. Die päpstliche Ablaßbulle wurde auf einem Sammetkissen vor ihm hergetragen. Feierliche Prozessionen zogen ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche. Da wurde alsdann ein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet, von welchem Tezel behauptete, es wäre so kräftig, als das Kreuz Christi selber. Ja einer seiner Begleiter wollte sogar die Menge weißmachen, „wie er mit seinen Augen sehe das Blut Christi daran mildiglich herabfließen, und daß solche große Gnade von der Zeit

des Leidens Christi nicht gewesen," — eine Gesichtstäuschung, in welche Leichtgläubige, welche etwa das rothe Kreuz unverwandt anblickten, bald eingewiegt werden konnten. Unter jeder Bedingung wurde endlich der Ablaß angeboten, selbst für erst künftig zu begehende Sünden.

Im Jahr 1517 kam Tezel von Berlin her nach Jüterbogk in die Gegend von Wittenberg, wo Luther Doctor der Theologie und Pfarrer war. Nicht lange dauerte es, so konnte Luther die traurigen Wirkungen des Unfugs im Beichtstuhl wahrnehmen. Theils fingen die Beichtstühle an leer gelassen zu werden, indem sich das Volk an die leichtere Absolution der Ablaßkrämer hielt, theils beriefen sich solche, welche sich noch an die kirchliche Ordnung hielten, auf die schon von Tezel erkaufte Absolution und wollten sich keiner weitern beichtväterlichen Weisung unterwerfen. Dieß schmerzte Luther'n tief. Denn er war gewohnt alle seine priesterlichen Verrichtungen in gewissenhaftem Aufblick zu Gott zu versehen, und so auch die Beichte. Daher hielt er es für seine priesterliche Amtspflicht das Volk vor den schädlichen Irrthümern zu warnen und fing deßhalb an, wie er sich ausdrückt, „fein säuberlich zu predigen, man könne wohl besseres thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen." In seinem ersten Sermon von Ablaß suchte Luther nur die groben Irrthümer über denselben zu berichtigen, indem er zeigte: der Ablaß beziehe sich nicht auf die von Gott verhängten Sündenstrafen, sondern bloß auf die kirchlichen Büßungen und guten Werke; diese solle man aber zur Besserung lieber übernehmen, als sich davon loskaufen. „Ein gutes Werk, den Dürftigen erzeugt, sei besser als Ablaß. Ob die Seelen aus dem Fegefeuer gezogen werden durch den Ablaß," sagt er, „weiß ich nicht, auch glaube ich es nicht, auch hat es die Kirche nicht beschlossen; viel besser ist es, daß du für sie selbst bittest und wirkest, denn das ist bewährter und gewiß." Eine dieser Predigten schloß er mit den Worten: „Ob etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so achte ich doch solch' Geplerre nicht groß, sintemal das nicht thun, denn etliche finstere Gehirne, die die Bibeln nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigenen Lehrer nie verstanden, sondern in ihren löcherichten, zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen; denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemand sollten lästern unverhört und unüberwunden; doch Gott gebe uns und ihnen rechten Sinn! Amen."

Allein Luther war nicht bloß ein treuer Seelsorger, sondern auch ein emsig in der heiligen Schrift forschender und muthiger Lehrer der Theologie, oder wie er sich selbst nennt „ein junger Doctor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift.“ Da es nun auf Universitäten Sitte war wichtige Lehrsätze und auch wohl gefährlich scheinende Irrthümer in öffentlichen Disputationen vor den Gelehrten zur Sprache zu bringen, um auch auf diese Weise die Wahrheit zu vertheidigen und an's Licht zu stellen, den Irrthum aber niederzuschlagen, so entschloß sich Luther auch auf diesem Wege gegen dieß unverschämte Werk der Finsterniß aufzutreten. Er bewerkstelligte dieß folgendermaßen. Die Wittenberger Schloßkirche, bei welcher Luther angestellt war, genoß selbst das Recht eines Ablasses für diejenigen, welche sie zu gewissen Zeiten besuchen würden. Da nun die genannte Kirche, welche viele Reliquien von Heiligen bewahrte, besonders am Fest Allerheiligen von zahlreichen Wallfahrern besucht zu werden pflegte, so benutzte Luther diesen Zeitpunkt und schlug am Vorabend des Allerheiligenfestes am 31. October 1517 Nachmittags um zwei Uhr an der Thür der Schloßkirche fünf und neunzig Thesen oder Streitsätze in lateinischer Sprache verfaßt an, welche Veranlassung zur Ermittelung richtigerer Grundsätze über den Ablaß geben sollten. Die wichtigsten dieser Thesen sind folgende:

1. Da unser Meister und Herr spricht: thut Buße u. s. w. will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sei. 2. Und kann noch mag solch' Wort nicht vom Sacrament der Buße d. i. von der Beicht und Genugthuung, so durch der Priester Amt verübet wird verstanden werden. 3. Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße; ja die innerliche Buße ist nichtig und keine Buße, wo sie nicht allerlei Tödung des Fleisches wirket. 5. Der Papst will noch kann nicht einige andre Pein (= Pön, Strafe) erlassen, außer derer die er seines Gefallens oder laut der kirchlichen Satzungen auferlegt hat. 6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei oder aber, daß er's thue in den Fällen, die er ihm vorbehalten hat. 11. Das Unkraut, daß man die Buße oder Genugthuung, so durch die Canones oder Satzungen aufgelegt ist, in des Fegfeuers Buße oder Pein sollte verwandeln, ist gesäet worden, da die Bischöfe geschlafen haben. 21. Die Ablaßprediger irren, die da

sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und ledig werde. 22. Ja der Papst erlässet keine Pein den Seelen im Fegefeuer, die sie hätten in diesem Leben, laut der Canonum, sollen büßen und bezahlen. 24. Darum muß der größere Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtige Verheißung ohne alle Unterschiede dem gemeinem Mann eingebildet von bezahlter Pein. 25. Gleiche Gewalt, wie der Papst hat über das Fegfeuer durchaus und insgemein, so haben auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bisthum und Pfarre insonderheit oder bei den Seinen. 26. Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt des Schlüssels, den er nicht hat, sondern durch Hülfe oder Fürbittweise den Seelen Vergebung schenket. 27. Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden: die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen stehet allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. 37. Ein jeder wahrhaftiger Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen, aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbrief. 38. Doch ist des Papstes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten: denn, wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine Erklärung göttlicher Vergebung. 41. Fürsichtiglich soll man von dem päpstlichen Ablaß predigen, daß der gemeine Mann nicht dafür halte, daß er den andern Werken der Liebe werde fürgezogen oder besser geachtet. 47. Man soll die Christen lehren, daß Ablaß lösen ein frei Ding sei. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrennet würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schaafe erbauet werden. 52. Durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding, obgleich der Commissarius oder Ablaßvogt, ja der Papst selbst, seine Seele dafür zum Pfande setzen wollte. 56. Die Schätze der Kirchen, davon der Papst des Ablaß austheilet, sind weder genugsam genannt noch bekannt bei der Gemeinde Christi. 62. Der rechte wahre Schatz der Kirchen ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. 63. Dieser Schatz ist

billig der allerfeindseligste und verhaßteste, denn er macht, daß die ersten die letzten werden. 64. Aber der Ablaßschatz ist billig der allerangenehmste, denn er macht aus den letzten die ersten. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung. 80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da gestatten, daß man solche Worte vor dem gemeinen Mann reden darf, werden Rechenschaft dafür geben müssen. 81. Solche freche und unverschämte Predigt und Ruhm vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehr und Würde zu vertheidigen vor derselben Verläumdung oder ja vor den schiefen, listigen, des gemeinen Mannes Fragen. 82. Als nämlich: warum entlediget der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegefeuer um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Noth der Seelen. 86. Item: warum bauet jetzt der Papst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eigenen Geld, denn von der armen Christen Geld? 90. Diese der Layen sehr spitzige Argumente allein mit Gewalt wollen dämpfen und nicht durch angezeigten Grund und Ursach auflösen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum verlachen darstellen und die Christen unselig machen.

Dieß sind die hauptsächlichsten unter den fünf und neunzig Thesen Luther's, welche dadurch eine so große Wichtigkeit und Berühmtheit erlangt haben, daß sie das Signal wurden zu dem großen Reformationswerk in Deutschland.

Luther hatte mit der Aufstellung seiner Thesen die Aufforderung verbunden, daß jeder, der da wollte oder könnte, mündlich oder schriftlich seine Einwürfe dawider vorbringen solle. Er hatte also eine Wirkung von denselben in der Oeffentlichkeit gewünscht und erwartet. Aber daß die Thesen einen so starken Eindruck machen, einen so wahrhaft gewaltigen Wiederhall finden würden, als der Fall war, und zwar schon in der nächsten Zeit nach ihrem Erscheinen, — das hatte Luther nicht vorausgesehn und auch nicht entfernt voraussehn können. Denn mit unglaublicher Schnelligkeit verbreiteten die Thesen sich nach allen Richtungen. Noch ehe vierzehn Tage verflossen waren, durchliefen sie fast ganz Deutschland, in vier Wochen einen großen Theil der europäischen Christenheit. Ueberall wurden sie begierig verschlungen und durch wiederholte Abdrücke vervielfältigt. Das Letztere war eigentlich nicht ganz Luthers Absicht gemäß. Denn er war damals selbst, wie der

Inhalt der Thesen deutlich erkennen läßt, über Vieles noch zweifelhaft und noch voll Ergebenheit gegen die römische Kirche und den Papst. Daher hätte er erst gerne noch mit einsichtsvollen Männern in seiner nähern Umgebung darüber verhandelt, und dann entweder wenn ihr Urtheil entschieden ungünstig ausgefallen wäre, die Thesen der Vergessenheit übergeben, oder im entgegengesetzten Falle sie verbessert an's Licht treten lassen. In dieser Absicht hatte er sie noch am 31. October mit einem demüthigen, aber doch auch kraftvollen Schreiben an den Churfürsten Albrecht gesendet, worin er denselben bat dem Unwesen der Ablaßkrämer, das er wohl gar nicht kenne, zu steuern. Aehnliche Briefe schrieb er auch an die Bischöfe der Nachbardiöcesen Brandenburg, Meißen, Merseburg und Zeitz. Allein die Gemüther waren im Allgemeinen damals schon zu gespannt und durch den Ablaßunfug im Besondern zu heftig gereizt, als daß eine solche ruhige Verhandlung hätte stattfinden können. Es gab schon in Deutschland und andern Ländern eine zu zahlreiche Partei, welche nur auf das Signal wartete, um die Fesseln des Papstthums abzuschütteln. Diese Partei freute sich von dem unerschrockenen Manne das laut sagen zu hören, was jeder im Stillen dachte, und begrüßte daher Luther sogleich als ihren Wortführer und Helden. Auch die Gegner Luther's trugen jetzt, wie später, wesentlich dazu bei die Sache, welche er verfocht, im ausgedehntesten Maaße an die Oeffentlichkeit zu bringen und ihn zu Annahme einer entschiedenen Haltung zu bestimmen. Es dauerte nicht lange, so gab Tezel nicht nur eine Schrift zu Widerlegung des Lutherschen Sermons vom Ablaß, sondern auch Gegensätze wider dessen Thesen heraus. Unter anderem war in diesen Tezelschen Auslassungen Luther, ohne mit Namen genannt zu sein, als gefährlicher Ketzer bezeichnet und selbst sein Gönner und Beschützer Churfürst Friedrich von Sachsen der Ketzerei angeklagt. In demselben Ton schrieb gegen Luther Sylvester Prierias, einer der vornehmsten Prälaten in Rom; ferner der berüchtigte Ketzermeister Hoogstraten, Dominicaner und Professor der Theologie in Kölln; endlich Dr. Joh. Eck, Professor der Theologie in Ingolstadt. Luther blieb die Antwort auf diese Angriffe nicht schuldig, so daß dadurch der einmal entzündete Streit immer von Neuem aufflammte, die Erregung der Gemüther neue Nahrung und Ausbreitung gewann, die öffentliche Meinung immer bestimmter sich gestaltete und in einem Parteiwesen Für und Wider auseinander-

trat, aus allen diesen Gründen aber die bald nachher in Deutschland, wie in Rom eingeleiteten Versuche den Thesenstreit wieder zu ersticken vergeblich blieben, vielmehr dieser Streit Schritt für Schritt sich zu dem großen Reformationsdrama erweiterte.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Stellung, welche Luther zu der Zeit, als er die Thesen anschlug, zur römischen Kirche und deren Glaubenssystem einnahm, so drückt sie sich besonders in der vorhin hervorgehobenen Wahrnehmung aus, daß er seine Behauptungen noch nicht als unanfechtbare Wahrheiten, sondern lediglich als Streitsätze aufzustellen wagt. Auch ist in den Thesen offenbar noch nicht der Ablaß selber verworfen, sondern es werden nur die groben Mißbräuche desselben bekämpft; es wird ein Versuch gemacht den Ablaß auf seine ursprüngliche Bestimmung, wonach er sich bloß auf Kirchenstrafen beziehn sollte, zurückzuführen und das Recht denselben zu ertheilen, das sich die Päpste allein angemaaßt hatten, auch wieder für die andern Bischöfe und Geistlichen zurückzufordern. Luther legt sogar ausdrücklich Verwahrung ein, daß er nichts sagen und halten wolle, „es sei denn aus und in der heiligen Schrift erstlich, darnach in den heiligen Vätern der Kirche begründet, von dem römischen Stuhl angenommen und bisher gehalten, und was in den päpstlichen Rechten und Decretalen ist und mit der Zeit sein kann." Luther erklärte daher schon bald nachher die Thesen für ein höchst unvollkommnes Werk. Indeß trotz dieser Schranken, in denen er sich damals noch hielt, spricht sich in vielen Stücken schon in den Thesen der ganze nachmalige Luther aus. Die Offenheit und Geradheit seiner Seele, der redliche Ernst und Eifer für praktisches Christenthum, die innige Anhänglichkeit an die Wahrheiten der Schrift, der offene Sinn für die religiösen Bedürfnisse des Volks, der gesunde Blick in die Mißbräuche und Verderbnisse des damaligen Kirchenthums, die tiefgefühlte, aber auch durchaus freisinnige Frömmigkeit, — alles dieß was Luther zu dem Mann machte, der er nachmals war, finden wir schon in den Thesen. Mit reiner und voller Freude mag daher unsere Kirche zu allen Zeiten auf diese ersten Regungen des neuerwachten evangelischen Geistes zurückschauen und ihre Diener und Glieder den Träger derselben sich zum erwecklichen Vorbild dienen lassen. Aber noch mehr kommt es darauf an, daß sie nie und besonders in unsern Tagen, wo sie sich neu aufbauen will und so Manche ihr helfen wollen mit allerlei menschlicher

Kunst, Witz und Gewalt, nicht vergesse, sondern immer und immer wieder durch die fünf und neunzig Thesen sich daran erinnern lasse, daß sie aus der lautern Bußpredigt ihren Ursprung genommen hat, ja daß der erste Laut, durch welchen sich ihr Dasein kenntlich gemacht hat, die Mahnung war an das Wort des Herrn, wonach das Leben seiner Gläubigen nicht eine nach Zeitterminen abgemessene Büßung für unsere Sünden, sondern eine fortgesetzte Buße wegen unserer Sünde sein soll, daß es also zu keiner Zeit eine wirkliche Gläubigkeit geben kann ohne solche Buße, ein Evangelium ohne Gesetz, eine ächte religiöse Lebensthätigkeit ohne solch' tiefere sittliche Lebensregungen, wie sie die Buße in sich schließt; daß endlich derselbe Apostel, von welchem das untrennbare Zusammengehören von Buße und Glauben vor den Ephesiern bezeugt wurde, die Unlust zur Buße, die Verstocktheit des Herzens den Juden in Rom kenntlich macht als die Ursache, warum er ihnen nicht helfen könne, mit den Worten des Propheten Jesaias: Gehe hin zu diesem Volke und sprich: Mit den Ohren werdet ihr es hören, und nicht verstehen, und mit den Augen werdet ihr es sehen, und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt, und sie hören schwerlich mit Ohren, und schlummern mit ihren Augen, auf daß sie nicht dermaleins sehen mit den Augen, und hören mit den Ohren, und verständig werden im Herzen, und sich bekehren, daß ich ihnen hülfe. Apostelg. 28, 26. 27.

C. B. Hundeshagen in Heidelberg, später in Bonn †.

b. Die Reformatoren und Genossen.

In Wittenberg.

## 259. Martin Luther.

10. November.

Martin Luther geboren den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, von Eltern, die geringern Standes, aber rechtschaffen und fromm waren. Sein Name bedeutsam Martin an seinem Tauftag den 11. Nov. vom Bischof Martin benannt, bezeichnete ihn im voraus, als einen Kriegsmann, einen Streiter Gottes: Luther, der Leute Herr oder Herrscher, weist hin auf den Geister beherrschenden Einfluß. Nach alter Sage, die Luther kannte, hat Johann Huß geweissagt: Ihr bratet jetzt eine Gans (Huß heißt Gans), nach hundert Jahren aber wird Gott einen Schwan erwecken, den werdet ihr nicht brennen noch braten; den werden sie singen hören, den sollen sie leiden, da soll's auch bei bleiben, ob Gott will. Unter strenger, oft fast harter Zucht, wuchs er auf, und es bewährte sich von hier an und später an ihm die Wahrheit des Ausspruchs (Klagl. Jeremiä 3, 27.): es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Das hat er erfahren, als er zu den Nullbrüdern oder Franziskanern in Magdeburg, und darauf auf die Schule nach Eisenach kam, wo sein andächtiges Singen als Currendaner das Herz der frommen Wittwe Cotta ihn zu unterstützen erweckte. Tüchtig vorbereitet bezog er 1501 die Universität Erfurt, anfangs um die Rechte zu studiren, ging aber nach Einem Jahre, durch schwere Schläge von außen und innere Anfechtungen aus Angst für seine Seligkeit erregt, zum Studium der Theologie über, und trat 1505 in den Augustiner Eremiten-Orden, und in dessen Kloster zu Erfurt, wohin ihn nicht Armuth, sondern der Eifer der Gottseligkeit trieb; wiewohl zum Mißfallen seines Vaters. Aber eben das Joch der klösterlichen Zucht, und die fortgehende innere Unruhe zogen ihn in den Ernst des innern Lebens, und ließen ihn den Weg zur Vergebung der Sünden als die wichtigste Aufgabe erkennen. Gott sandte ihm auch in einem

alten erfahrenen Klosterbruder und in dem Provinzial Staupitz treuen Rath, und ließ ihn im Kloster eine lateinische Bibel finden, die er begierig las. Unverkennbare Leitungen Gottes, wodurch er ihn zu dem großen Berufe vorbereitete, der ihm bestimmt war. So ward er im J. 1508 auf die Universität Wittenberg berufen, wo er vornehmlich Vorlesungen über die Bibel hielt, auch 1512 die theologische Doctorwürde erhielt. Da „schwor er seiner allerliebsten heiligen Schrift, und gelobte ihr, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren.“ Da schon ging ihm das Licht auf über den Hauptartikel der christlichen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke. Als ihm der Sinn der Worte Röm. 1, 17. „im Evangelio wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart“ klar ward, daß hier nicht von der Gerechtigkeit Gottes selbst, sondern von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott die Rede sei: „da (so schreibt er) fühlte ich alsbald, daß ich ganz und neu geboren wäre, und nun gleich eine weite aufgesperrte Thür, in das Paradies selbst zu gehen, gefunden hätte: sehe mich auch die liebe heilige Schrift nunmals viel anders an, denn zuvor geschehen war; die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst war mir geöffnet.“ Hier fing nun sein scharfer Geist unter den täglichen Vorlesungen und Predigten an, noch mehr hervorzuleuchten, und er hatte schon vor d. J. 1517 klare Erkenntniß über Buße, Glauben und Rechtfertigung; eine Predigt im Jahre 1516 in Dresden ward dem Herzog Georg höchst anstößig.

Wie konnte es anders sein als daß Luther, bei solchem Glauben, an dem Ablaßkram des Tezel den höchsten Anstoß nehmen und in seinem Gewissen beunruhigt werden mußte? Zwar hatte er schon in der Schloßkirche dawider gepredigt, und bei Herzog Friedrich damit schlechte Gnade verdient. Aber die wachsende Frechheit und die verderblichen Folgen der Ablaßverbreitung drangen ihn, am 31. Oct. 1517 zum Behuf einer Disputation auf den 1. Nov., den Tag aller Heiligen, wo große Wallfahrten nach der Schloßkirche, der Kirche aller Heiligen, mit Ablaßertheilung geschahen, 95 Sätze anzuschlagen, und darin den evangelischen Weg der Vergebung der Sünden zu vertheidigen. Ohne daß Luther es ahndete, wurden diese Sätze Blitze, die in der Kirche ein Feuer anzündeten, und schnell sich verbreiteten, als wären die Engel selbst Botenläufer. Weder die ungestümen Drohungen des Cardinal Thomas Cajetanus, dem er auf die Frage: wo er denn blei-

ben wollte? (wenn er nirgends geduldet würde) antwortete: „unter dem weiten Himmel;“ noch die höfische Feinheit und Schlauheit des Carl von Miltiz konnten ihn zu einem Widerruf bewegen. Er legte vielmehr den 28. Nov. 1518 in der Frohnleichnamskapelle zu Wittenberg eine förmliche Appellation von dem Verfahren des Papst Leo X. gegen ihn an ein allgemeines Concilium nieder; ja am 10. December 1520 begab er sich, begleitet von den Studirenden, vor das Elsterthor und verbrannte das päpstliche Gesetzbuch und die wider ihn erlassene Bulle mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Nicht Rachsucht war es, sondern ein heiliger Trieb, der Luther zu dieser kühnen That begeisterte; ein Signal gab er der Christenheit, den Papst nicht mehr zu fürchten, sondern seine Macht zu verachten, sein Joch abzuwerfen; er that's zur Befestigung der Wahrheit und des gemeinen Haufens.

Ein gleicher Muth führte ihn 1521 nach Worms. Davor gewarnt mit Huß's Schicksal, erwiederte er: Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, weil er aber gefordert wäre, so wollte er im Namen des Herrn erscheinen, und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen, und denselben walten lassen. Und wiederum, da ihm nicht weit mehr von Worms selbst Spalatin warnen ließ, hineinzukommen, antwortete er: „Wenn soviel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt ich hinein.“ Wie bewegt sein Herz, aber auch wie getrost zu Gott in dieser Zeit war, sieht man aus seinem Gebete in Worms: „Ach Gott, ach Gott; o du mein Gott! Du mein Gott stehe du mir bei, wider aller Welt Vernunft und Weisheit. Thue du es; du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Habe ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herrn der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren seyn. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, du treuer ewiger Gott! ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist, und nach Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! Hörst du nicht, mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählt? ich frage dich; wäre ich es denn gewiß; ey so walt es Gott! denn ich

mein Lebelang nie gedacht, wider solche große Herrn zu seyn, hab mir es auch nicht vorgenommen. Ey Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohns Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm seyn soll, ja meine veste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibest du? Du mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein; so will ich mir von dir nicht absondern ewiglich. Das sey beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen; und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen; dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Und ist auch nur um den Leib zu thun: die Seele ist dein und gehört dir zu, und bleibt auch bei dir ewig, Amen. Gott helfe mir, Amen."

Und dieser Gott war mit ihm, und gab ihm Muth, der Wahrheit getreu zu bleiben, und vor Kaiser und Reich ein Bekenntniß abzulegen, das Heldenthaten aufwiegt, „es sey denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift überführt, oder auf eine einleuchtende Weise durch die von mir angeführten Schriftstellen überwunden bin, und mein Gewissen im Worte Gottes gefangen ist; so will ich weder noch kann ich etwas widerrufen. Hier stehe ich, ich kann nichts andres; Gott helfe mir! Amen!" Dennoch war er offen genug, in einem Schreiben an Hartmuth von Cronberg, Febr. 1522, zu bekennen: „Das feine Spiel, das der Satan zu Wittenberg angericht (die Bilderstürmer), ist auch mir zur Strafe geschehen, darum, daß ich zu Worms, guten Freunden zu Dienst, auf daß ich nicht zu steifsinnig gesehen würde, meinen Geist dämpfte, und nicht härter und strenger meine Bekenntniß vor den Tyrannen thät; weßhalben ich nach der Zeit öfters von den Treu- und Gottlosen böse Nachreden habe erdulden müssen. Mich hat meine, dieselbe Demuth und Ehrerbietung vielmal gereuet." Doch fühlte er mit Schmerz, wie das deutsche Volk sich herabwürdigte, indem es dem Papst zu gefallen, die evangelische Wahrheit und Freiheit von sich stieß. Luther selbst, darauf in die Acht erklärt, ward von dem Churfürsten Friedrich dem Weisen, welcher ihn in Worms zum ersten und einzigen Male gesehen hatte, nach der Wartburg in ein sicheres Asyl gebracht. Hier, in seinem Pathmos, begann

er das Werk der Bibelübersetzung, das mit Gott angefangen, mit treuem unermüdlichem Fleiße fortgesetzt im J. 1534 vollendet wurde. Diese deutsche Bibel ist durchweht von göttlichem Geiste, weil Luther selbst den Bibelgeist ganz in sich aufgenommen hatte, und hat eine Kraft gleich dem Original selbst. Doch fühlte sich Luther im März 1522 gedrungen, zur Rettung der Gemeinde vor fanatischen Störungen nach Wittenberg zurückzueilen, wenn auch ohne, ja wider den Willen des Churfürsten. Er theilte dessen Besorgnisse nicht und schrieb kühn an ihn: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürsten. Ich habe auch nicht im Sinne, von Ew. Churf. Gn. Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wolle Ew. 2c. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. 2c. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Diesen Sachen soll noch kann kein Schwerdt rathen oder helfen; Gott muß sie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten gläubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. 2c. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Ew. 2c. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte." Mit Ernst und Liebe wußte Luther bald die unruhigen Bewegungen in Wittenberg zu dämpfen. Mit gleicher Kraft legte er zur Stillung des Bauernaufruhrs Zeugniß ab von der Pflicht des Christen, der Obrigkeit unterthan zu sein, und gegen den Frevel der Empörung: drang auf Stiftung von Schulen, förderte die Kirchenvisitation, und gab Lehrern und dem Volke den Katechismus, dieses Kleinod, das den lautern evangelischen Glauben in ebenso frischer Glaubenszuversicht als kindlicher Herzinnigkeit ausspricht. Warum er sich 1525 in den Ehestand begab, bezeugte er selbst: „Ich habe nicht darum ein Weib genommen, als gedächte ich lange zu leben, sondern daß ich meine Lehre mit meinem eignen Exempel bestätigt, den schwachen Gewissen zum Trost hinter mir ließe: und nichts von meinem vorigen papistischen Leben an mir behielte." Er thats auch auf Begehren seines Vaters, und erkannte klar die Heiligkeit des Ehestandes; auch kam ihm die Katharina von Bora mit ihrer Liebe entgegen. Während des Reichstags in Augsburg 1530 war er in Coburg, und half durch Rath und Trost, besonders dem verzagten Melanchthon, und durch eine kräftige Fürbitte, wie einst Moses durch seine ausgebreiteten Arme. Die spätern Jahre seines Lebens

gingen unter Arbeiten und Kämpfen, auch unter Kümmernissen, wie er deshalb 1545 Wittenberg verließ, und an seine zurückgelassene Ehegattin schrieb: „Ich wollt es gern so machen, daß ich nicht dürfte wieder nach Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollt auch, daß du verkaufest Garten und Huf, Haus und Hof. Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden, darum wäre es besser bei meinem Leben gethan, was denn zu thun seyn will." Jedoch ward er bewogen, wieder zurückzukehren. Aber sein Lebensziel nahte. Im J. 1546 reiste er, auf Verlangen der Grafen von Mansfeld, nachdem er noch den 17. Jan. am zweiten Sonntag nach Epiphanias in Wittenberg gepredigt, und die Gemeinde mit Vorahnungen seines Endes zur Treue im Glauben ermahnt und vor Abfall gewarnt, am 23. Jan. nach Eisleben ab. „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen zu Mansfeld vertragen habe, hie zu Eisleben, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben." Er predigte in Eisleben noch viermal, den 31. Jan. 4. Epiph., den 2. Febr. Mariä Reinigung, den 7. Febr. 5. Epiph. und den 12. Febr. am Tage Matthiä. Er hatte oft erfleht, und bestimmt gehofft: „ich habe mit großem Ernst Gott gebeten und bitte noch täglich, er wolle der Feinde Rath steuern und keinen Krieg in Deutschland kommen lassen bei meinem Leben; und bin gewiß, daß Gott solch mein Gebet fürwahr erhört; und weiß, daß, weil ich lebe, kein Krieg in Deutschland seyn wird." Es wurde ihm gewährt, und ging an ihm in Erfüllung: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück," Jes. 57, 1. Am 17. Febr. erkrankte er, und fühlte seine nahe Auflösung. Er betete: „O mein Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn, Jesum Christum offenbart hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen seyn. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib verlassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben, und aus deiner Hand mich Niemand reißen kann." Weiter fuhr er fort: Also hat Gott die Welt geliebt &c. wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn

Herrn, der vom Tode errettet, Ps. 68, 21. — Darauf setzte er dreimal hinzu: In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr du treuer Gott, Ps. 31, 6. Und als ihm Justus Jonas zurief: Reverende Pater, wollt ihr auf Christum und die Lehre, die ihr beständig gepredigt, beständig sterben? antwortete er deutlich Ja: bald darauf entschlief er, am Morgen des 18. Febr. Meine Seele müsse sterben des Todes dieses Gerechten, und mein Ende werde wie dieses Ende!

---

Wagen wir einen Blick in das Innere dieses Gottesmannes zu thun. Der Grundzug seines Charakters war Wahrheit, Treue, Glaube. Er war eine Nathanaelsseele, frei von Falschheit, von Heuchelei und Zweizüngelei; sein Herz lag offen vor Allen da, seine Sprache ist der volle Ausdruck seiner Seele: wer nur einigen Sinn hat für Einfalt und Treue, muß aus allen seinen Reden diesen Eindruck bekommen. Wenn Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ein Zug im Charakter des deutschen Volkes seyn soll: welcher deutsche Mann hat darin Luther übertroffen? Es war aber sein deutsches Wesen ganz verschmolzen mit seinem christlichen: er war treu und herzinnig in seinem Glauben. Seinem wahren Gemüthe drang sich die Wahrheit des Wortes Gottes, vor allem die Wahrheit Jesu Christi, die heilige Klarheit in dessen Bilde mit unwiderstehlicher Kraft auf. Dieß Glauben war ihm zur Natur geworden: es war die Quelle seines ganzen Denkens und Lebens. In der Schrift, in Christo irgend eine Unwahrheit, eine Täuschung zu finden, wäre ihm der entsetzlichste Greuel gewesen, gegen den sich seine ganze Natur empört hätte. Daher sein festes unbewegliches Stehen auf dem Worte Gottes, als auf dem ewigen Felsen. Und in diesem Worte war ihm der Mittelpunkt die Versöhnung des Sünders durch Christum, die Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben ohne Verdienst der Werke. Dieser Glaube war ihm ein kräftiges lebendiges Ding, ja die Quelle alles Lebens und aller Kraft; und die Verdächtigung dieses Glaubens nimmt sich seltsam aus, wenn man dagegen hält, was dieser Glaube in Luthern und durch ihn wirkte. Nie hat er die guten Werke bestritten, sondern nur den Stolz, den Dünkel, die Selbstbespiegelung dabei. Dieser Glaube ging hervor aus tiefer gründlicher Erkenntniß der Sündigkeit und Ohnmacht des Menschen. „Gottes Natur ist, daß er aus nichts etwas macht. Da-

rum wer noch nicht nichts ist, aus dem kann Gott auch nichts machen. Die Menschen aber machen aus was etwas: das ist aber lauter unnütz Werk. Darum nimmt Gott nicht auf, denn die Verlassenen; macht nicht gesund, denn die Kranken; macht nicht sehend, denn die Blinden; macht nicht lebendig, denn die Todten; macht nicht fromm, denn die Sünder; macht nicht weise, denn die Unweisen." Darum war es der Glaube, der ihm seine Kraft und Haltung gab. Aus dem Glauben ging sein ganzes Werk und das Bewußtsein seines göttlichen Berufs hervor. „Zu einem guten Werk gehört ein gewisser göttlicher Beruf, und nicht eigne Andacht, welches man heißt eigne Anschläge." Nichts ist gewisser, als daß er die Reformation nicht aus eignem Einfall unternahm. „Ich bin unversehens und ohne all mein Gedanken und Willen in diesen Zank und Hader kommen, daß ich Gott selbst zum Zeugen anrufe." Und wenn man von der Lauterkeit irgend eines Werkes Gewißheit haben kann, so hat man sie bei Luther. Wer so wenig aus seinem Namen gemacht wissen, so wenig „als Oberhaupt" gelten will; wer da erklärt: „meine Person taste an, wer da will und wie er will, ich gebe mich für keinen Engel aus; aber meine Lehre, dieweil ich weiß, daß sie nicht mein, sondern Gottes ist, will ich Niemanden unverantwortet lassen antasten;" ja wer frei bezeugt: „ich kenne selbst nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen, ich predige auch nicht von ihm, sondern von Christo; der Teufel mag ihn hohlen, wenn er kann, er lasse aber Christum mit Frieden;" wer so seine Persönlichkeit, sein Ich vergißt, für dessen Lauterkeit und Redlichkeit haben wir die vollste Bürgschaft.

Aus diesem Glauben und der Zuversicht seines göttlichen Berufs ging aber auch der Heldenmuth Luthers hervor. Sein Werk führte ihn in die schwersten Kämpfe. Er redet seine Feinde an: „Wohlan alle zusammen, wie ihr zusammen seyd und zusammengehört, Teufel, Papisten und Schwärmer auf Einem Haufen, nur frisch an den Luther, ihr Papisten von vorne her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran. Hetzt, jagt, treibet getrost, ihr habt das rechte Wild vor euch. Wenn der Luther liegt, so seyd ihr genesen und gewonnen. Ich sehe doch wohl, daß alles verloren ist, es hilft kein Schelten, kein Lehren, kein Vermahnen, kein Dräuen, kein Verheißen, kein Bitten, kein Flehen, keine Geduld, keine Demuth, kein Heucheln, kein Locken, wie ichs versuche, wende und kehre, so gilts nicht." Das war ihm

eben ein gutes Zeichen: „Wenn sich die Welt nicht an mir ärgerte, so müßte ich mich an ihr ärgern, und in Sorgen stehen, daß was ich vorhabe, nicht aus Gott wäre. Nun sie sich an mir ärgert, werde ich dadurch gestärkt, getröstet und gewiß gemacht, daß mein Vornehmen recht und göttlich ist." Ja er hatte auch mit innern Anfechtungen zu kämpfen, und ahndete als erleuchteter Christ, dem die Macht des Fürsten der Finsterniß keine Dichtung ist, daß dieser sich seiner Werkzeuge wider ihn bediente, und feurige Pfeile des Bösewichts in seine Seele schleuderte. Er bekennt: „O wollte Gott! und aber wollte Gott, daß meine Feinde nur Eine Viertelstunde meines Herzens Jammer erfahren könnten, wie sicher wollte ich von ihnen sagen, daß sie wohl bekehrt und geheilet würden. Doch genug hiervon, daß ich nicht wider Gottes Ruthe ungeduldig werde, welche schläget und heilet, tödtet und lebendig macht. Gelobet sey er in seinem heiligen Wohlgefallen und vollkommnen Willen. Es kann nicht fehlen, daß wen die Welt und ihr Fürst so hasset, derselbe Christo gefallen müsse. Wären wir von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb." — Aber er schmeckte auch ebenso reichlich den Trost des heiligen Geistes. „Was liegt mir daran, wenn mich die Welt einen Teufel heißt, wenn ich weiß, daß Gott mich seinen Engel heißt? Die Welt heiße mich einen Verführer, wie lange sie will, indeß heißt mich Gott seinen treuen Diener und Hausknecht, die Engel heißen mich ihren Gesellen, die Heiligen heißen mich ihren Bruder, die Gläubigen heißen mich ihren Vater, die elenden Seelen heißen mich ihren Heiland, die Unwissenden heißen mich ihr Licht, und Gott spricht Ja dazu, es sey also, die Engel auch sammt allen Creaturen; ey, was hat die Welt an mir gewonnen? wie großen Schaden hat sie mir gethan?" Das waren heitere Sonnenblicke in dem innern Leben Luthers, die den tiefen Grund seines Herzens, die Gewißheit seines Gnadenstandes aufdecken. Daher der kühne Muth, der ihn sagen ließ: „Ich will in Gottes Namen und Beruf auf den Löwen und Ottern gehen und die jungen Löwen und Drachen mit Füßen treten, und das soll bei meinem Leben angefangen und nach meinem Tode ausgerichtet seyn," der Muth, dessen ganze Fülle sich in sein Heldenlied ergossen hat: Eine feste Burg ist unser Gott.

Wäre es ein Wunder gewesen, wenn dieser Muth zum Uebermuth verleitet hätte? Luther ist noch größer in seiner kindlichen Einfalt und Demuth. Zwar hatte er nicht die falsche Demuth,

die die Gaben, die ihm verliehen waren, verleugnen wollte. Aber die wahre Demuth und Einfalt leuchtet klar aus ihm hervor. Nie hat er sich göttlicher Eingebungen gerühmt, aus dem Worte schöpfte er allein: er hielt sich nicht für befugt, an andern Orten zu predigen, wo er nicht ausdrücklich dazu gerufen wurde. Er war fast wider seinen Willen genöthigt worden, viel zu schreiben; und welch ein Schatz von christlicher Wahrheit ist in seinen Schriften niedergelegt, und doch wünschte er, daß alle seine Bücher möchten untergehen, wenn sie irgend etwa dem Lesen der heil. Schrift Abbruch thun sollten, er urtheilt, es sei nicht neutestamentisch, viel Bücher schreiben, wie denn auch die Apostel wenig geschrieben, und ehe sie schrieben, die Leute zuvor mit leiblicher Stimme bepredigет und bekehrt hätten: ja „er wollte, wenn er Einem Laien sein Lebenlang mit all seinem Vermögen zu der Besserung gedient, sich gnügen lassen, Gott danken und gar willig darnach lassen alle seine Bücher umkommen." Wie leutselig und freundlich er gegen Jedermann gewesen, bezeugen Alle, die ihn kannten. Ja er thut das merkwürdige Bekenntniß: „ich werde täglich nicht allein von meinen Beiwohnern, sondern auch aus vielen Landen schriftlich verwarnt; ich soll mich nicht so gemein jedermann machen, und schelten meinen allzu niedergelassenen Geist: ich habe mir auch oft vorgenommen, ich wollte der Welt zu Dienst mich etwas ernstlicher und heiliger, (weiß nicht, wie ichs nennen soll) stellen, aber Gott hat mir, solches zu thun, nicht gegeben." Das Wort des Herrn: es sey denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, war bei ihm Wahrheit geworden: er war und blieb eine kindliche Seele; er ermahnte einst die Gemeine: „Schäme sich Keiner des Vater Unsers, der zehn Gebote und des Glaubens. Lasset uns bei den Kindern bleiben, so werden wir gewiß nicht verloren. Da helfe uns Gott zu! Amen."

Konnte einer solchen Seele die Liebe fehlen? Er hat sie bewiesen in seinem Leben. Die Reformation war nicht bloß ein Werk des Glaubens, sie war auch ein Werk der Liebe. Aus Liebe zu dem armen irregeführten Christenvolke unterzog er sich seinem schweren Berufe: er fühlte etwas von dem Jammer, den Christus über die verschmachtete und zerstreute Heerde empfand. Er diente gern Allen, theilte mit, obgleich selbst nicht reich, er liebte seine Freunde, er liebte sein Weib und seine Kinder. Zeuge ist der liebliche Brief, den er von Coburg an seinen kleinen Johannes

schrieb. Diejenigen, die ihm die zarten Tugenden der Liebe abgesprochen haben, möchten nur hören, was er schreibt über das Wort Liebe, „wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind; und ich weiß nicht, ob man das Wort „Liebe" auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andrer Sprache reden möchte, daß es also dränge und klänge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unsrer Sprache." — Wer so fühlt, der weiß, was Liebe ist.

Aber die Heftigkeit seiner Sprache gegen seine Feinde? die Unnachgiebigkeit gegen Andersdenkende? was hätte denn eine Milde, eine Glimpflichkeit, eine Aengstlichkeit, wie die des Melanchthon, gegen den Feind ausgerichtet? Das Papstthier konnte nur mit einer Keule, wie Luther sie führte, geschlagen werden. Erasmus selbst gesteht: „Gott habe der Welt zu dieser letzten Zeit, darinnen große und schwere Seuchen und Gebrechen überhand genommen, auch einen harten und scharfen Arzt gegeben." Seinen Glauben hielt er fest, weil es ihm Gewissenssache war. Er schrieb an Capito: „Meine Liebe ist bereit für euch zu sterben: wer aber den Glauben rühret, der tastet unsern Augapfel an. Zu unsrer Liebe versehet euch alles, was ihr wollet: unsern Glauben aber fürchtet in allen Dingen," und an Bucer: „Ihr werdet es nicht meiner Hartnäckigkeit, sondern meinem wahrhaften Gewissen und der Nothwendigkeit meines Glaubens zuschreiben, wo ihr anders rechtschaffen handeln wollt, daß ich diese Eintracht verweigre." Und 1538 schrieb er: „So sehr unsre Gegner auf die Einigkeit des Lebens dringen, so sehr dringen wir auf die Einigkeit der Lehre und des Glaubens. Wenn sie uns dieselbe unverletzt bleiben lassen, wollen wir dann die Einigkeit der Liebe ja so hoch preisen als sie: doch allezeit ohne Schaden der Einigkeit des Glaubens und Geistes. Denn wenn du die verlierst, so hast du Christum verloren. Wenn aber der dahin ist, so wird dir freilich der Liebe Einigkeit nichts nütze seyn. Dagegen wenn du die Einigkeit des Geistes und Christum erhältst, schadet dir's nicht, ob du gleich mit denen nicht Eins bist, so das Wort verkehren und verfälschen, und dadurch die Einigkeit des Geistes zertrennen. Darum will ich lieber, daß nicht allein sie, sondern auch die ganze Welt von mir abfalle, und meine Feinde werden, denn daß ich von Christo abfallen, und ihn zum Feinde haben sollte; welches aber dann geschähe,

wenn ich sein klar öffentlich Wort fahren ließe, und hienge ihren losen Träumen an, dadurch sie die Worte Christi auf ihre Meinung zwingen wollen. Mir ist der einige Christus viel größer und mehr, denn unzählig viel Einigkeiten der Liebe."

So ist Luther ein auserkorenes Werkzeug Gottes geworden dergleichen seit der Apostel Zeit die christliche Kirche keines gesehen; ein andrer Paulus. Er war der Hauptstreiter und Vorkämpfer gegen die Macht, die die Christenheit gefangen hielt, auf den sie daher auch ihren ganzen Haß warf. Er war der Wiederhersteller der reinevangelischen Lehre, deren Quelle er allem Volke in der Bibel eröffnete, und seine deutsche Bibel wurde auch für die katholische Kirche nicht bloß Anlaß, sondern auch Quelle der Uebersetzung. Er wurde der Apostel des deutschen Volkes. Er rühmt dasselbe: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt, und wie ich glaube bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue wahrhafte und beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja ja, Nein nein lassen seyn. Wir haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nehmlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gern Lügner heißen, obwol die Welsche und Griechische Unart einreißt." Er nennt darum die Deutschen fast aller Nationen Affen; sagt: „Wir Deutsche sind solche Gesellen: was neu ist, da fallen wir drauf und hangen dran, wie die Narren, und wer uns wehret, der macht uns nur noch toller darauf." Hatte doch schon 500 Jahre vor Luther der Abt Siegfried von Görz in einem Schreiben an den Klosterreformator Poppo über die deutsche Nachäfferei der Franzosen Klage geführt. Aber welcher Mann sollte das deutsche Volk so von dieser Thorheit zurückbringen, als Luther, in dem sich die reine deutsche Natur ausgeprägt? Dem deutschen Volke hat Luther die Quelle des Wortes aufgeschlossen und dem deutschen Volke das Evangelium in gewaltiger Predigt verkündigt: in die deutschen Herzen hat er die himmlische Wahrheit in Liedern hineingesungen; die Musik war ihm eine heilige Kunst, die andre Theologie; und wie er einmal die Saite angeschlagen, da klang es nach in tausend Liedern. Welche Kirche hat einen solchen Schatz von heiligen Gesängen, wie die von Luther gestiftete? sie ist die gesangreiche geworden. O wenn auf Luthers Wort wieder gehört würde, wenn deutscher Sinn und christlicher Geist so in unserm Volke verschmolzen würde, wie es in Luther

war, es würde eine Wiedergeburt Deutschlands werden: wenn aber sein Wort verhallte, dann würde auch Deutschlands Ruhm dahin sinken. O daß das deutsche Volk wieder lernte, was Gott in Luther ihm gegeben hat! L. Heubner in Wittenberg †.

---

## 260. Philipp Melanchthon.

19. April.

Luther sagt einmal: es sei kein großer Umschwung in der Entwicklung des Reiches Gottes erfolgt, ohne daß den Weg dazu gebahnt hätte das Wiederaufleben der Wissenschaften und Sprachen, gleichwie Johannes der Täufer Christo vorangehen mußte. Dieses gilt von den Vorbereitungen für das göttliche Werk der deutschen Reformation. Zweierlei mußte zusammen kommen, um derselben Bahn zu machen: das religiöse Leben, das aus den Tiefen des andächtigen Gemüthes hervordrang in jenen frommen und erleuchteten Männern, welche man Mystiker nannte, von denen einer, Johannes von Staupitz auf Luther selbst unmittelbar einwirkte, — und die neue wissenschaftliche Bewegung, die von einem Erasmus von Rotterdam ausging, wodurch die Kenntniß der griechischen Sprache wiederhergestellt wurde, um die Schriften des Neuen Bundes in der Ursprache lesen zu können. Und wie diese beiden Ursachen zusammenwirkten zur Vorbereitung der Reformation, so mußte dieses sich auch wiederholen in der Entwicklung des Reformationswerkes selbst. Es mußte die unmittelbare religiöse Begeisterung in Luther zusammenkommen mit der besonnenen, klaren und gründlichen Wissenschaft in Melanthon, in welchem wir den Erasmus von Rotterdam verklärt und geläutert, noch mehr erfüllt von dem heiligen Feuer des Evangeliums wieder erscheinen sehen. Wo Christus große Entwicklungen, neue Schöpfungen hervorgerufen hat, bediente er sich immer wenigstens zweier verschiedener großer Eigenthümlichkeiten, die einander zu ergänzen bestimmt waren. Wo ein göttliches Werk vorhanden ist, giebt es sich dadurch zu erkennen, daß der, welcher den Zweck will, durch seine mannichfaltige Weisheit auch alle zur Verwirklichung des Zweckes erforderlichen Mittel zusammenzufügen wußte. So beweist sich die deutsche Reformation dadurch, daß dem älteren Luther der jüngere Melanthon zur Seite gehen mußte, daß, als durch die schöpferische

religiöse Begeisterung Luthers die erste Bewegung angeregt worden, die Sprache der Wissenschaft durch Melanthon ihr gegeben wurde, als ein von Gott vorbereitetes Werk Gottes.

Philipp Schwarzerd war der ursprünglich deutsche Name des großen Mannes, dessen Andenken zu feiern diese Zeilen bestimmt sind. Der deutsche Name wurde nach der Gewohnheit jener Zeit in den griechischen: Melanchthon übertragen, der des Wohlklangs wegen von ihm „Melanthon" geschrieben wurde. Er wurde geboren zu Bretten im Badischen am 16. Februar des J. 1497. Einer der großen Männer, welche viel dazu thaten, der Reformation vorzuarbeiten, war Johann Reuchlin, der dazu besonders wirkte durch seine Verdienste um die Wiederherstellung des hebräischen Sprachstudiums, des Studiums der Bücher des Alten Bundes in der Ursprache, und durch seine siegreichen Kämpfe mit den Dominikanern und der Inquisition. Er hatte großen Einfluß auf die erste Bildung Melanthons, der einer ihm verwandten Familie angehörte. Derselbe gehört zu den großen Männern, die früh reif wurden, und in denen schon früh die eigenthümliche Geistesrichtung, welche ihr ganzes Leben auszeichnete, entwickelt hervortrat, und die doch nicht früh alt wurden, sondern in frischer Jugendkraft immer schöpferisch bis an's Ende ihres Lebens arbeiteten. Der große Erasmus erkannte schon, daß Melanthon ihn einst verdunkeln würde. Wie es das ursprünglich Ausgezeichnete der deutschen Nation ist, daß die Religion Seele und Mittelpunkt aller Bildung sein sollte, alle großen Schöpfungen des Geistes aus den Tiefen des von Christus ergriffenen Gemüthes hervorgehen sollten, so war es die hohe Bestimmung der deutschen Hochschulen, Werkstätten des heiligen Geistes zu sein, der die jugendlichen Gemüther ergreifen und alle wissenschaftliche Bildung, zu seinem Organ sie verklärend, sich aneignen sollte. Diesen Beruf erfüllte Wittenberg als der ursprüngliche Sitz der deutschen Reformation. Und hier sollte Melanthon von früher Jugend an seinen Wirkungskreis finden, um, was dem großen, apostolischen Mann Luther der Geist offenbarte, in die Sprache der Wissenschaft zu übertragen, wissenschaftlich zu verarbeiten und zu begründen, eine von dem heiligen Geist beseelte Wissenschaft zu erzeugen, welche es als ihre höchste Aufgabe erkannte, die Tiefen des göttlichen Wortes in demüthiger Hingebung zu erforschen und die unerschöpflichen Schätze der Weisheit, die in Christo verborgen sind, immer tiefer zu ergründen.

Melanthon war erst 21 Jahre alt, als er auf Empfehlung Reuchlins nach Wittenberg berufen wurde. Da der Jüngling Bedenken trug, sein Vaterland zu verlassen, um einem so großen und schwierigen Beruf in der Fremde sich zu widmen, rief ihm sein Verwandter Reuchlin die Worte Gottes an Abraham zu: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde (1 Mos. 12, 1.). Es war von Anfang an ein schönes Verhältniß, das sich zwischen dem älteren und jüngeren Freunde, Luther und Melanthon bildete, die väterliche Liebe und Fürsorge Luthers und die kindliche begeisterte Hingebung Melanthons. Als Luther auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1518 in großer Gefahr schwebte, schrieb er an Melanthon: „Mache Du den Mann, wie Du es ja auch thust und lehre die Jünglinge was recht ist; ich gehe hin, für sie und für Euch mich zu opfern, wenn es Gott gefällt." Melanthon fühlte sich durch das heilige Feuer von dem Herzen Luthers aus mit erwärmt und erglüht. Er schrieb über sein Verhältniß zu Luther am 11. August 1519: „Ich liebe Luthers Studien, die heilige Wissenschaft und den Martinus, wenn irgend etwas auf Erden auf das Innigste, und ich umfasse ihn mit meinem ganzen Herzen." Als nach der Leipziger Disputation der Sturm von Rom über Luther auszubrechen drohte, schrieb Melanthon am 17. April 1520: „Ich möchte lieber sterben, als von diesem Manne mich trennen zu müssen." Und als der Bann über Luther bereits ausgesprochen worden und die größte Gefahr ihm drohte, schrieb er am 4. Nov. 1520: „Martinus scheint mir von einem göttlichen Geiste getrieben zu werden; daß derselbe in seinem Werk glücklichen Fortgang habe, dazu werden wir vielmehr durch Gebet, als durch unseren Rath beitragen können. Mir ist die Erhaltung Luthers etwas Theureres als mein Leben selbst, so daß mir nichts traurigeres begegnen könnte, als den Martinus entbehren zu müssen." Er bezeichnet Luther als den „einzigen" Mann, den er wahrhaft wagen möchte den großen Männern nicht allein dieser Zeit, sondern auch aller früheren Jahrhunderte, allen Augustinus und Hieronymus vorzuziehen.

So erkannte der Jüngling Melanthon damals in Luther das überlegene Maaß, den höheren Geist, den er nicht zu meistern wagte, vor dem er sich nur beugen mußte. Aber auch Luther wußte, was Melanthon vor ihm voraus hatte in den Gaben der

Wissenschaft, anzuerkennen. Da Melanthon zuerst im J. 1519 auf Veranlassung der berühmten, für den Fortgang des Reformationswerkes so entscheidenden Disputation zu Leipzig öffentlich an den Kämpfen Theil genommen hatte durch einen Brief, den er darüber schrieb, fühlte sich der dünkelhafte Eck beleidigt in seiner Eitelkeit durch die Art, wie Melanthon die Fechterkünste und die unfruchtbaren Disputationen getadelt hatte und sprach sich in dem Ton hochfahrender Verachtung darüber aus, daß ein junger Mann zu Wittenberg, der allerdings etwas Griechisch wisse, gewagt habe, nicht seine Sache, sondern die Sache des Glaubens anzugreifen. Luther aber sagt: „Obgleich ich auch Magister und Doktor bin, und fast keiner von Ecks Titeln mir fehlt, so schäme ich mich doch nicht, wenn der Geist dieses Grammatikers von mir abweicht, von meiner Meinung abzustehen.“ Das, was bei Luther die Seele der Reformation war, das hatte auch das Gemüth Melanthons mit Macht ergriffen, die Grundwahrheit von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Jesus als seinen Heiland allein. Dieses war ihm, wie sich aus seinen Schriften und Briefen deutlich erkennen läßt, Herzenssache. Die inneren Kämpfe, welche auch bei einer so milden und vorherrschend der Wissenschaft zugewandten Natur, wie Melanthon, nicht fehlen konnten bei aufrichtigem Streben nach der vor Gott geltenden Heiligkeit und bei strenger Selbstprüfung, hatten auch Melanthon dazu geführt, die große Bedeutung dieser Wahrheit für die Ruhe und Freudigkeit des Gewissens zu erkennen. Deßhalb ergriff er das Werk der Reformation mit so heiliger Liebe und so starkem Muth. Im J. 1524 schrieb er dem Landgrafen Philipp von Hessen: „Seht, welchen Trost die elenden Gewissen in dieser Predigt finden, wenn sie zu dem Bewußtsein gelangen, daß das die Gerechtigkeit selbst ist, zu glauben, daß uns durch Christus die Sünden vergeben werden ohne eine Genugthuung von unserer Seite, ohne unser Verdienst. Ich kenne Solche, welche vor der Erkenntniß dieser Lehre, da ihr Gewissen durch Genugthuungen von ihrer Seite und durch willkührlich ersonnene gute Werke nicht aufgerichtet werden konnte, alle Hoffnung ihres Heils durchaus verloren hatten, welche aber als das Evangelium heller der Welt zu leuchten anfing, wiederum herzhaft die Hoffnung des Heils zu gewinnen begannen; und nicht allein solche Hoffnung empfingen sie, sondern auch Kraft und Stärke zum Kampf mit der Sünde. So viel kommt darauf an, daß man das Evangelium

recht erkennt." Und an den Würtembergischen Theologen Johann Brenz schrieb er auf Veranlassung einiger ihm vorgelegten Bedenken im Mai des J. 1531: „Wende deinen Blick ganz hinweg von der Erneuerung in uns und der Erfüllung des Gesetzes zu den Verheißungen und zu Christus hin, und denke so, daß wir um Christi willen gerecht, d. h. Gott wohlgefällig sind und den Frieden des Gewissens finden und nicht um jener Erneuerung willen. Denn dieses neue Leben in uns ist noch nicht genug. Deßhalb sind wir durch den Glauben allein gerecht, nicht weil er die Wurzel ist, wie du schreibst, sondern weil er den Christus ergreift, um dessen willen wir Gott wohlgefällig sind, wie dieses neue Leben in uns auch beschaffen sein möge; obgleich es nothwendig folgen muß, so kann es aber doch dem Gewissen keinen Frieden geben. Also nicht die Liebe, welche Erfüllung des Gesetzes ist, rechtfertigt den Menschen, sondern der Glaube allein; nicht weil er eine Vollkommenheit in uns selbst wäre, sondern nur weil er Christus ergreift, sind wir gerecht, nicht wegen der Liebe, nicht wegen der Erfüllung des Gesetzes, nicht wegen unseres neuen Lebens, obgleich das Gaben des heiligen Geistes sind, sondern um Christi willen; und wir thun weiter nichts, als diesen durch den Glauben zu ergreifen." Er schließt die Entwicklung mit diesen Worten: „Diese Lehre ist die wahre, und sie verherrlicht den Ruhm Christi, richtet auf wunderbare Weise das Gewissen auf." Von Christus aus als dem alleinigen, von einem Jeden durch den Glauben anzueignenden Grunde des Heiles wurde er zu der Selbstoffenbarung Christi in seinem Worte, dem Worte der h. Schrift, als der alleinigen Erkenntnißquelle des Heiles hingeführt, gleichwie Luther; und er war es, der zuerst die Grundwahrheit, auf welcher das Wesen der Reformation ruht, von dieser zweiten Seite aus mit wissenschaftlicher Schärfe und Klarheit entwickelte, wo er zum ersten Mal an den Streitigkeiten öffentlich Antheil nahm. In jener Schrift, die er zu seiner Vertheidigung gegen die Vorwürfe Ecks herausgab im August des J. 1519 sagt er: „Es ist Ein einfacher Sinn der h. Schrift, wie die himmlische Wahrheit das Einfachste ist, welchen wir durch Vergleichung der heiligen Schrift mit sich selbst nach dem Zusammenhang finden können. Denn deßhalb sollen wir in der h. Schrift forschen, um nach derselben alle Lehren und Satzungen der Menschen, wie nach dem Prüfstein zu beurtheilen." Er hat der deutschen Reformation das erste Lehrbuch für Glaubens- und Sittenlehre

gegeben, in welchem er für die Gelehrten auseinandersetzte, was Luther in der Sprache des Lebens dem Volk vorgetragen hatte. Und es ist charakteristisch für das Wesen der deutschen Reformation, daß dieses Lehrbuch hervorging aus den Vorlesungen Melanthons über die Schriften des Apostels, welchem sich dieselbe besonders angeschlossen hatte, und den Brief desselben, welcher den Grundpfeiler der Reformation bildet, den Brief des Paulus an die Römer. Die Grundrichtung der deutschen Reformation giebt sich auch besonders zu erkennen in der ersten Ausgabe dieses Buches vom J. 1521. Die Demuth des Wissens leuchtet darin hervor, wie Melanthon erkennt, daß durch alle früheren Versuche, die Dreieinigkeit, die Schöpfung, die Verbindung beider Naturen in Christo erklären zu wollen doch nichts sei ausgerichtet worden. Aber die Erkenntniß von Sünde und Gnade bezeichnet er als den Angelpunkt des Evangeliums. Er läßt sich nur auf das ein, was mit diesen Grundwahrheiten in unmittelbarer Verbindung steht. So trat zuerst die praktische Richtung der Reformation im Gegensatz zu früheren Richtungen, welche in den göttlichen Dingen zu viel erklären und bestimmen wollten, die Grenze und Schranke der menschlichen Erkenntniß nicht anzuerkennen, das Wesentliche und Unwesentliche nicht aus einander zu halten wußten, auf eine bedeutungsvolle, wenn auch aus eben jenem Gegensatz leicht erklärbare und dadurch gerechtfertigte einseitige Weise hervor. Später hat Melanthon, dieser praktischen Grundrichtung immer treu bleibend, doch diese Einseitigkeit überwunden und das Lehrbuch viel erweitert. Die vielen Ausgaben desselben bis zu seinem Tode geben ein Bild von der fortschreitenden Entwicklung seiner Gotteswissenschaft; und wir lernen in diesen mannichfachen Veränderungen den unbefangen und frei in dem göttlichen Wort forschenden Mann kennen, der von sich sagen konnte, daß er täglich vieles verlernen müsse, und daß er sich bewußt sei, die Theologie nie in einem anderen Sinne getrieben zu haben, als zur Heiligung des Lebens.

Es sind in Melanthons Verhältniß zu Luther verschiedene Entwicklungsstufen zu unterscheiden. Zuerst wurde er als Jüngling durch die Macht der Begeisterung Luthers ganz fortgerissen und durch seinen starken Geist mitbestimmt, obgleich schon immer seine scharf ausgeprägte, von dem Geist des Christenthums durchdrungene Eigenthümlichkeit dem Werk der Reformation dient. Immer mehr aber trat seit dem J. 1521 seine eigenthümliche

Auffassung, obgleich in völligem Einklang mit Luthers Geist und der von ihm entwickelten Lehre, hervor. Der Mann der Wissenschaft, der Mann, dessen eigenthümliche Gabe der milde Geist, die Besonnenheit und Klarheit vornehmlich war, gab sich darin zu erkennen, wie er, was Luther zuerst mit dem Feuer seines Geistes im Gegensatze des Streites schroffer ausgesprochen hatte, in der Form des Ausdruckes zu mildern und gegen Mißverstand zu verwahren suchte. Bei dem Verhältniß zur römischen Kirche konnte man auf zweierlei das Augenmerk besonders richten: entweder den Gegensatz hervorzuheben, wie es dazu gehörte, um das eigenthümliche Wesen der Reformation und der evangelischen Kirche rein zu erhalten, — oder bei der eigenthümlichen Verschiedenheit beider Kirchen- und Lehrformen auch die höhere Einheit zum Bewußtsein zu bringen, den zuerst zu stark hervorgetretenen Gegensatz zu mäßigen und zu mildern. Beides gehörte zusammen zur gesunden Entwicklung der Reformation. Von beiden Seiten konnte gefehlt werden, wenn das Eine nicht dem anderen zur Seite ging. Repräsentant der ersten Richtung ist Luther, Repräsentant der zweiten Melanthon. Dieses letzte zeigte sich in der Schrift, welche er auf Veranlassung der ersten sächsischen Kirchenvisitation verfaßte: die Anweisung zum rechten Vortrag der evangelischen Lehre für die Pfarrer, seine Visitationsartikel im J. 1527. Während die Einen, welche nur an dem Buchstaben der von Luther vorgetragenen Lehre in derselben Form, wie er sie im Streit ausgesprochen hatte, festhielten, ihn eines Verrathes der evangelischen Wahrheit beschuldigten, wurden ihm von den Anhängern der papistischen Lehre glänzende Anträge gemacht in der Voraussetzung, daß sich eine Umkehr zur alten Kirchenlehre in ihm vorbereite. Luther aber wußte wohl, denselben Geist und dieselbe Lehre auch in veränderter Form zu erkennen, und sagte in Beziehung auf die Verunglimpfung seines Freundes: „wer etwas Gutes vorhabe, müsse dem Teufel sein Maul lassen, dawider zu plaudern." Seit dieser Zeit hatte Melanthon viel zu kämpfen mit einer Parthei, welche sich um große Männer gewöhnlich zu bilden pflegt, die Parthei der blinden Nachahmer, der beschränkten Eiferer, welche den großen Männern mehr in ihren Fehlern, als in ihren Tugenden nachfolgen, was immer das leichteste ist, die Schaale ohne den Kern festhalten, den Buchstaben ohne den Geist, solche, welche in jeder Abweichung von dem Buchstaben, in dem Luther etwas ausgespro-

chen hatte, gleich einen Abfall von der reinen Lehre selbst sahen, welche Alles, was Luther in einer schrofferen Form vorgetragen hatte, noch mehr auf die Spitze stellten und darin ihren Eifer für die Rechtgläubigkeit zeigen wollten. Es waren solche, von denen Melanthon sagt, daß Luther ihr Treiben noch mehr als das Papstthum selbst hasse, welche, wie er sagt, statt das Feuer des Streites zu mildern und fremdartige Leidenschaften abzuwehren, vielmehr durch ihre Predigten immer neues Oel in's Feuer gossen. Diese nun waren von Anfang an, wie der besonnene, milde Geist Melanthons ihrem wilden Treiben voll fleischlichen Eifers am meisten entgegenstand, seine heftigsten Feinde. Sie nannten ihn kälter als Eis, beschuldigten ihn der Unentschiedenheit. Es bereiteten sich hier schon jene inneren Spaltungen vor, welche der evangelischen Kirche nachher so verderblich wurden.

Als die Abendmahlsstreitigkeiten zwischen Zwingli und Luther ausbrachen, erklärte sich Melanthon von Anfang an gegen die Zwingli'sche Auffassung, nach welcher das h. Abendmahl nur eine Erinnerungsfeier an das erlösende Leiden Christi sein sollte, und die Sakramente überhaupt nur als Bekenntnißzeichen betrachtet werden sollten. Es war ihm von Anfang an wichtig, das Göttliche der Sache hervorzuheben, den gegenwärtigen Christus, der sich im Sakramente mittheile, erkennen zu lassen. Er hatte gegen die Zwingli'sche Lehre dieses, daß sie den abwesenden Christus nur wie in einer Tragödie darstelle. „Die Berufung auf Vernunftgründe," schrieb er an den Schweizer Reformator Oekolampadius, „können den nicht überzeugen, welcher deß eingedenk ist, daß man über die himmlischen Dinge nach dem göttlichen Wort, nicht nach einer geometrischen Demonstration urtheilen muß, und der aus seinen eignen Versuchungen gelernt hat, daß es keine Gründe giebt, welche das Gewissen genug belehren können, wenn es von dem Worte Gottes abgeht." Und er sprach die prophetischen Worte aus: „wenn man einmal eine Lehre deßhalb verwerfe, weil sie etwas Uebervernünftiges enthalte, man bald auch werde weiter getrieben werden, die Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, ja selbst von der Vorsehung und der persönlichen Unsterblichkeit zu leugnen, weil Alles, was Gegenstand des Glaubens sei, auch etwas Uebervernünftiges sei." Die Geschichte hat, was Melanthon hier aussprach in prophetischem Geist, immer mehr in Erfüllung gebracht, bis zur letzten Consequenz in der Verneinung alles Uebernatürlichen und

Uebervernünftigen, was die Krankheit der Gegenwart ist und die Quelle der meisten und größten Uebel in derselben, von denen auch nur die Rückkehr zu den Grundwahrheiten des ächten Christenthums, welche ein Melanthon verkündete, Heilung bringen kann. Immer mehr tritt einem Jeden als die höchste Lebensfrage dieses entgegen: das Evangelium mit seinem über Vernunft und Natur erhabenen Inhalt, wie er nur aus Offenbarung erkannt werden kann, — oder die trostlose Betrachtungsweise aller Dinge, in welcher der Mensch Gott und sich selbst zugleich verliert und ihm nichts übrig bleibt, als entweder sich zu versenken in den bloßen Sinnengenuß und zu sagen, wie der Apostel das Losungswort einer solchen Denkungsart anführt: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt (1 Cor. 15, 33), oder die Resignation der Verzweiflung. Wenngleich aber dem Melanthon jener Streitpunkt im Gegensatz gegen die Zwingli'sche Lehre ein wichtiger war, so bedauerte er doch mit tiefem Schmerz von Anfang an, daß, was Christus als Unterpfand der höchsten Liebe eingesetzt, darüber diese die Gemüther trennenden, in Leidenschaften und Haß verwickelnden Streitigkeiten entstanden seien. Schon frühzeitig sprach er es aus in einem Brief an seinen vertrauten Freund Camerar: er sehe keine andere Frucht dieser Streitigkeiten, als daß die Menschen in profane Untersuchungen und Disputationen hineingeworfen würden und vom Wesentlichen der Heilslehre ihre Aufmerksamkeit abgezogen werde. Schon mußte er darüber klagen, daß alle Messen mit Büchern, welche nur von diesem einen Streit handelten, überschwemmt würden, als wenn darin das ganze Wesen des Christenthums bestehe. Oft vernehmen wir von ihm die wehmüthige Aeußerung, daß, wenn er so viel Thränen vergießen könnte, als Wasser die Elbe habe, er immer nicht genug diese Streitigkeiten beweinen könne. Von Anfang an wünschte er eine Verständigung über den streitigen Gegenstand durch eine ruhige leidenschaftlose Untersuchung nach dem göttlichen Wort.

Wir kommen zu dem für die Geschichte der evangelischen Kirche so wichtigen Reichstag von Augsburg im J. 1530. Melanthon, welcher der bedeutendste Theolog unter den Evangelischen auf dem Reichstag war, nahm mit sich zwei Schriften, welche von ihm in Gemeinschaft mit Luther und den übrigen Theologen entworfen worden, von denen die eine ein Bekenntniß der wesentlichen Wahrheiten des Glaubens enthielt, die andere ein Verzeichniß von

dem, was man in der römischen Kirche besonders verwerfen zu müssen glaubte. Diese beiden Aufsätze sollte Melanthon zu einem Ganzen verschmelzen; und daraus entstand die sogenannte Augsburgische Confession, oder wie man sie zuerst nannte: Apologie, als Vertheidigung der protestantischen Lehre. Es kam hier darauf an, die evangelischen Kirchen gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen, ihre Lehre als die wahrhaft katholische darzustellen, und das, was man an dem anderen Theil verwerfen zu müssen glaubte, möglichst mild auszudrücken. Dazu war Melanthon vermöge seines eigenthümlichen Geistes, wie wir ihn vorhin bezeichnet haben, besonders geeignet. Luther bezeugte, als ihm jenes Bekenntniß zugeschickt wurde, seine gänzliche Zufriedenheit mit demselben, und äußerte, es zieme sich für ihn nicht, daß er etwas daran verändern sollte, da er so leise nicht auftreten könne. Er nannte die Augsburgische Confession: die Leisetreterin. Es wurde dieses Bekenntniß zugleich in lateinischer und in deutscher Sprache abgefaßt. Der 25. Juni war der in der Geschichte der evangelischen Kirche und unseres deutschen Vaterlandes glorreiche Tag, da dieses Bekenntniß im Namen Aller, die sich zu demselben hielten, in Gegenwart des Kaisers und aller Reichsstände öffentlich vorgetragen werden sollte. Der Kaiser wollte anfangs, daß es in lateinischer Sprache verlesen werden sollte; und so wäre es von den Meisten nicht verstanden worden. Aber der Churfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, erklärte: da wir auf deutschem Grund und Boden sind, werden wir doch wohl deutsch reden können! Und es war eine Verherrlichung der deutschen Zunge, daß ein so einfaches und kräftiges Zeugniß von Christo dem Heiland in derselben öffentlich ausgesprochen wurde. Luther schrieb damals: das herrlichste, was auf diesem Reichstag geschehen, ist dieses, daß Christus in einem so klaren Bekenntniß verkündigt und gepriesen worden. Und er pflegte in seinen nach Augsburg geschriebenen Briefen den Melanthon daher mit dem Ehrentitel des Confessor, des Bekenners zu bezeichnen. Es geschah nun nicht, wie man nach dem Ausschreiben des Reichstages erwartet hatte, daß auf Grundlage des übergebenen Bekenntnisses Unterhandlungen zur Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten angestellt wurden, sondern es wurde dasselbe mehren Theologen der anderen Parthei, die zu den heftigen Eiferern gehörten, zur Widerlegung übergeben. Es ging daraus die Confutationsschrift derselben hervor. Nachdem diese öffentlich vorge-

lesen worden, verlangten die Protestanten, daß ihnen ein Exemplar derselben mitgetheilt werde. Dieß wurde ihnen aber nur unter einer Bedingung, die sie nicht annehmen konnten, bewilligt, der Bedingung, daß sie jene Schrift geheim halten und auf ihre Widerlegung sich nicht einlassen wollten. Unterdessen hatte man doch bei dem Vorlesen jener Confutationsschrift manches aufzeichnen gekonnt, was von Melanthon benutzt wurde für den ersten Entwurf einer Vertheidigungsschrift. Und da man später ein vollständiges Exemplar der Confutationsschrift erhielt, konnte Melanthon eine ausführlichere Vertheidigungsschrift jenes ersten Bekenntnisses danach entwerfen. So entstand dann jene treffliche Schrift Melanthons, welche als Vertheidigungsschrift für jenes erste Bekenntniß den Namen der „apologia“ erhielt, zum Unterschied von jener confessio Augustana.

Nun kam aber für Melanthon das Schwerste und Mißlichste. Um dem Ausbruch eines Religionskrieges vorzubeugen, sollte endlich ein Versuch gemacht werden, durch Verhandlungen über die streitigen Punkte in der Religion von beiden Seiten eine Ausgleichung herbeizuführen. Es ist aber immer schlimm, wenn die religiösen Gegenstände in eine solche Diplomatik, wie sie bei den Unterhandlungen über Krieg und Frieden, die Grenzen der Ländergebiete zwischen Fürsten stattfindet, hineingezogen werden. Solche Versuche gehören zu dem Krankhaften jener Zeit. Es handelte sich hier von zweien entgegengesetzten Richtungen in der Auffassung des Christenthums und der Gestaltung der Kirche. Die Einen wollten den alten Standpunkt der kirchlichen Entwicklung festhalten, wenn auch von manchen fremdartigen Auswüchsen und Mißbräuchen ihn reinigen, die Anderen von Christus als der unwandelbaren Grundlage des Heiles und der Kirche aus und von seinem Worte aus Alles reinigen und erneuen, unabhängig von allen Menschensatzungen. Man konnte sich nun wohl bei dem Bestehen dieses Gegensatzes doch zum Bewußtsein gemeinsam anerkannter Heilswahrheiten erheben, aber über diesen Gegensatz selbst konnte man, nachdem er einmal hervorgetreten war, nicht hinweg. Er konnte durch keine Unterhandlungen gemildert oder beseitigt werden, wenn nicht die eine oder die andere der streitenden Partheien ihren Standpunkt und ihre Grundsätze verleugnen wollte. Luther hatte daher ganz Recht, wenn er sagte, daß zwischen ihm und dem Papstthum kein Vergleich möglich sei, wenn nicht der Papst sein ganzes

Papstthum abthun wolle. Aber Melanthon verfuhr bei solchen Verhandlungen immer nach jener seiner eigenthümlichen Richtung und jenen Grundsätzen, die wir vorhin bezeichnet haben. In dem Grundwesen der Lehre wollte er nichts nachgeben; die Rechtfertigung durch den Glauben allein hielt er immer fest. Schon unter jenen Verhandlungen zu Augsburg trat, wie wir aus dem Munde Melanthons vernehmen, Einer auf, welcher sich eine solche verwässernde Ausdeutung jener Lehre erlaubte, wie sie nachher in der neusten Zeit in der evangelischen Kirche selbst bei solchen, die von ihrem Wesen abfielen, wieder hervorgetreten ist: Es solle dadurch nichts Anderes bezeichnet werden, als daß die Gerechtigkeit des Menschen von der Gesinnung ausgehen müsse, Gott mit reinem Herzen müsse verehrt werden. Und wenn man auf solche sophistische Weise diese Lehre zu verdrehen sich erlaubte, dann konnte man freilich leicht schon in den alten vorchristlichen Autoren Spuren jener Wahrheit finden und sich wundern, daß darüber soviel gestritten werde. Melanthon aber war, wie wir gesehen haben, von dem wahren Sinn jener Lehre tief durchdrungen; und es war ihm das Wichtigste, dieses Kleinod der evangelischen Kirche rein zu erhalten. Doch in dem Aeußerlichen, in der Kirchenverfassung glaubte er desto mehr nachgeben zu müssen und erklärte sich immer bereit dazu, das ganze alte Kirchengebäude mit dem Papstthum an der Spitze auch für die evangelischen Gemeinden anzunehmen, wenngleich unter solchen Bedingungen, wodurch die Reinerhaltung der evangelischen Wahrheit in der Lehre gesichert wurde. Hätte ein solcher Vergleich wirklich zu Stande kommen können, so hätte es zum großen Nachtheil der evangelischen Kirche gerathen müssen. Diese würde ihr wahres Wesen immer mehr eingebüßt haben. Wir sehen hier, wie jeder eigenthümlichen großen Gabe auch ihre Einseitigkeit sich beigesellt, wenn sie nicht durch andere Gaben ergänzt wird. Es war wichtig, daß ein Luther, ohne den von Anfang an die Reformation als neue Schöpfung nicht zu Stande gekommen wäre, auch in den Kämpfen für die Erhaltung der aus dieser Schöpfung hervorgegangenen evangelischen Kirche dem vermittelnden und versöhnlichen Geist eines Melanthon zur Seite stehen mußte. Bei allem dem, da Melanthon diesen Standpunkt einmal einnahm, gehörte zu dem, was den Eiferern als Zaghaftigkeit erschien, mehr Selbstständigkeit des Geistes und Muth, als wenn er sich ihnen in der Behauptung des schroffen Gegensatzes gegen die

römische Kirche zugesellt hätte. Denn den Vertretern des römischen Kirchensystems, dem Kaiser selbst konnte er es doch nicht recht machen. Da er einmal nachgab, sollte er weit mehr nachgeben; sein Festhalten dessen, was ihm das Wichtigste war, wurde von denen, welche nur von dem diplomatischen Gesichtspunkt aus die Sache betrachteten, als Eigensinn gedeutet; und sie gaben es ihm oft Schuld, wenn aus den Vergleichsverhandlungen doch nichts wurde. Mit den Eiferern der evangelischen Kirche mußte es aber Melanthon auf diese Weise ganz verderben, und setzte sich immer mehr ihrem Argwohn aus. Nach jenen Grundsätzen handelte er auch, als er, ohne auf das Geschrei, das er dadurch über sich herbeizog, zu achten, bei der von Luther aufgesetzten Bekenntnißschrift der Schmalkaldischen Artikel im J. 1536, wo Luther im vierten Artikel vom Standpunkte der evangelischen Kirche mit Recht jedes sichtbare Haupt als etwas der wahren Einheit der Kirche nicht Förderliches, sondern nur Nachtheiliges verwarf, den Zusatz machte, wodurch er sich von seiner Seite bereit erklärte, die Oberhoheit des Papstes auch für die evangelischen Kirchen als menschliche Ordnung gelten zu lassen, insofern der Papst das Evangelium, d. h. die reine, wiederhergestellte evangelische Lehre nur gelten lassen wolle. Ebenso verfuhr er auf dem Reichstag zu Regensburg im J. 1541. Da war nämlich der erste Versuch gemacht worden zu einem sogenannten Interim, d. h. einer einstweiligen Ausgleichung der Religionsdifferenz, die bis zu einer letzten Entscheidung eines allgemeinen Concils gelten sollte. Der Domherr Johann Gropper von Cöln und der gewandte Diplomat in der Umgebung des kaiserlichen Ministers Cardinals Granvella, Gerhard Volkröck, vielleicht mit der Zuziehung mancher Anderen hatten einen solchen Vergleich entworfen. Durch gegenseitiges Accordiren sollten die Partheien einander näher gebracht werden. Es hieß dieß, wie der Churfürst Johann Friedrich mit Recht sagte, den neuen Wein in alte Schläuche gießen, ein Stück neues Tuch auf ein altes Kleid flicken; es konnte daraus nichts werden. Melanthon, der tiefe Kenner der Geschichte, welchem eben sein tiefer geschichtlicher Blick etwas Prophetisches gab, erkannte von Anfang an, indem er solche Vereinigungsversuche mit ähnlichen in der früheren Geschichte verglich, daß dadurch nichts gewonnen, sondern das Uebel nur ärger gemacht werden konnte. Da er aber einmal an jenen Verhandlungen Theil nehmen mußte, glaubte er von den bezeichneten Grundsätzen nicht ab-

weichen zu können, so viel Verdruß ihm auch daraus erwachsen mußte. Er selbst bedauerte es oft sehr, daß er an diesen diplomatischen Unterhandlungen Theil nehmen mußte. Es gehörte von seiner Seite viel Selbstverleugnung dazu; seine einfachen Sitten und sein offenes Wesen paßten nicht für solche Diplomatik und für den Verkehr mit den Großen des geistlichen und weltlichen Standes. Viel lieber wäre er bei seinen Büchern, bei der Wissenschaft und dem Unterricht der Jugend allein geblieben, wie er diesen für etwas weit höheres und wichtigeres hielt, als alle jene öffentlichen Unterhandlungen. Sein Leben wurde ihm dadurch verbittert.

Wir müssen hier noch etwas nachholen, das wir, um den geschichtlichen Zusammenhang nicht zu unterbrechen, bis hierher verspart haben und was zur Charakteristik des großen Mannes wichtig ist. Das Jahr 1540 war für ihn ein schweres Jahr. Tiefen Schmerz machte es den Theologen, daß sie den Landgrafen Philipp von Hessen, der seiner Sinnlichkeit unterliegend tief fiel, nachdem er so Großes für die Sache der Reformation gethan hatte, von seiner unchristlichen Doppelehe mit der Margarethe von Sala nicht hatten zurückhalten können. Melanthon konnte es zumal nicht verschmerzen, daß er gegen seinen Willen der Schließung der Hochzeit zu Rotenburg hatte beiwohnen müssen. Der Kummer lastete schwer auf seinem Herzen. Mit bedrücktem Gemüth und voll Todesahnung verließ er nachher Wittenberg, um einer Erneuerung jener traurigen Vergleichsverhandlungen zu Hagenau beizuwohnen. Aus den Thoren fahrend sprach er die Worte: Auf den Synoden haben wir gelebt, so wollen wir in den Synoden auch sterben. Auf der Reise in Weimar im Monat Juni unterlag sein zarter Körperbau dem innern Seelenkampf. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes führte, und er war des Lebens satt. Seine zarte Gewissenhaftigkeit ließ ihm keine Freudigkeit länger zu leben. Schnell wurde in der großen Noth Luther von Wittenberg herbeigeholt. Derselbe erschrack bei dem Anblick seines Freundes, der dem Tode ganz nahe zu sein schien, und der keine ermunternde Vorstellungen hören wollte, nicht dazu gebracht werden konnte, etwas zu sich zu nehmen. Luther trat an's Fenster, betend mit der ihm eignen Inbrunst und jener Zuversicht des Glaubens, der Berge versetzen kann. Dann trat er durch das Gebet gestärkt, mit göttlicher Kraft erfüllt von Neuem an das Bett Melanthons und drang in ihn, daß er essen sollte. Da Melanthon

sich immer weigerte, gebot ihm endlich Luther im Namen Christi, etwas zu sich zu nehmen, indem er sprach: „Du mußt essen, oder ich thue dich in den Bann." Der Macht seiner Worte und seiner Erscheinung mußte Melanthon nachgeben. Es war dieß der Anfang seiner Genesung, wie er selbst dieß Luther verdankte und in einem Brief an Camerar schreibt: „Luther hat seinen Schmerz unterdrückt, um den meinen nicht zu vermehren und mit der höchsten Seelengröße aufzurichten gesucht, nicht allein, indem er mich tröstete, sondern oft auch, indem er hart mir zusetzte. Wenn er nicht zu mir gekommen wäre, würde ich gestorben sein."

Wir haben gesehen, wie Melanthon in selbstständiger eigenthümlicher Entwicklung neben Luther herging, beide einander gegenseitig anerkannten in ihrer Verschiedenheit, durch die Einheit des Geistes mit einander verbunden. Das Lutherische und Melanthon'sche Element hätte immer verbunden bleiben und sich gegenseitig ergänzen müssen zur gedeihlichen Entwicklung der evangelischen Kirche und ihrer Theologie insbesondere. Der Zwiespalt zwischen diesen beiden Richtungen des reformatorischen Geistes, ein Kampf, vermöge dessen die eine oder andere unterdrückt werden sollte, mußte den nachtheiligsten Einfluß auf den Entwicklungsgang der evangelischen Kirche ausüben. Es ist dieses der Keim der nachfolgenden Uebel. Jene Parthei der beschränkten Eiferer für den Buchstaben der lutherischen Lehrform, von der wir vorhin gesprochen haben, hatte immer mehr um sich gegriffen. Männer dieser Parthei in Luthers Umgebung wußten die Schwäche des der Last seiner Arbeiten unterliegenden und früh alternden, durch die Trübungen, die das göttliche Werk erfahren mußte, und durch seine Kränklichkeit oft finster gestimmten Mannes zu benutzen, um Argwohn gegen seinen alten Freund und Mitkämpfer in ihm zu erregen und den Saamen des Zwiespalts auszustreuen. Es wurde ihm ja gesagt, daß er eine Schlange in seinem Busen hege. Melanthon hatte viel zu leiden und zu tragen, und nur durch seine Vorsicht und Besonnenheit, zarte Schonung, Mäßigung und Geduld konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes verhindert werden. Schon fürchtete Melanthon, daß er Wittenberg werde verlassen müssen. Doch Luthers große Seele wußte sich aus diesen Zerwürfnissen immer wieder zu ermannen. So lange er lebte, wurde jene Parthei der beschränkten, leidenschaftlichen Eiferer doch durch sein Ansehn einigermaaßen gezügelt. Alles änderte sich mit seinem

Tode; und dazu kamen noch in dieser Zeit manche andere traurige Umstände, durch welche das längst glimmende Feuer zum Ausbruch gebracht wurde. Es begannen die heftigen Kämpfe in der evangelischen Kirche selbst, welche bis zum Tode Melanthons fortdauerten, welche ein Leben voller Bitterkeit ihm bereiteten, seine segensreiche Wirksamkeit vielfach störten, unter denen er aber auch mannichfach Gelegenheit erhielt, seine Sanftmuth, Milde, Geduld und Mäßigung zu erproben.

Es erfolgte der Schmalkaldische Krieg, der Sieg des Kaisers Karls V., die Uebertragung der Churwürde von dem hochherzigen Johann Friedrich, der in die Gefangenschaft des Kaisers gerathen war, auf den jungen Herzog Moriz von Sachsen, der von der Sache des evangelischen Bundes sich losgesagt hatte, das neue Interim zu Augsburg im J. 1548, welches ein noch schlimmeres Flickwerk war und der Sache der Protestanten noch nachtheiliger. Melanthon sprach sich zuerst auf das Offenste und Nachdrücklichste dagegen aus, zeigte, welche Unruhen für die Gewissen daraus hervorgehen würden, wie die Anrufung Gottes die zarteste Sache sei, und man hier besonders alle Veränderungen meiden müsse, die Anstoß geben und die Gemüther irre machen könnten. Er zog sich durch seine Erklärung, die dem Kaiser hinterbracht wurde, dessen Ungnade zu. Derselbe war schon gegen ihn sehr erzürnt durch ein Gerücht, das ihn als Verfasser einer Schmähschrift gegen den Kaiser bezeichnete. Schon hatte er die Auslieferung Melanthons als Störers der Ruhe verlangt; nur mit Mühe konnte der Churfürst Moriz ihn besänftigen. Doch glaubte Melanthon nachher bei den weiteren Verhandlungen, aus denen in der Anwendung auf die kirchlichen Verhältnisse in Sachsen das sogenannte Leipziger Interim hervorging, nach denselben Grundsätzen, wie bisher handeln zu müssen und zog sich dadurch dieselben Vorwürfe zu. Alles dieses veränderte sich zwar, da Churfürst Moriz von Sachsen als Kämpfer für die religiöse und politische Freiheit erschien und durch ihn der Passauer Religionsfriede herbeigeführt wurde; aber die einmal angeregten Streitigkeiten dauerten fort. Die Melanthon'sche Schule wurde das Ziel der leidenschaftlichsten Angriffe von den Theologen der anderen Parthei. Die beiden theologischen Schulen: die eine auf der wiederhergestellten Universität zu Wittenberg, an deren Spitze Melanthon stand, und die zu Jena traten einander im heftigen Kampf entgegen. Es war dem Melanthon besonders

wichtig, die harten Ausdrücke über eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung, über eine unwiderstehliche, mit zwingender Gewalt wirkende Gnade, die Leugnung aller Mitwirkung des freien Willens bei dem Werke der Bekehrung zu verbannen, eine der Gesammtlehre des N. T. von Gottes Eigenschaften, seinen Heilsrathschlüssen und der Heilsordnung angemessenere, den religiösen Bedürfnissen mehr entsprechende Entwicklung der Lehre zu begründen. Wir erkennen hier bei Melanthon den Zusammenhang seiner Theologie mit dem Leben. Oft wenn er sich oder seine Freunde über den Tod theurer Kinder tröstete, pflegte er zu sagen: „Diese Liebe zu unseren Kindern, die Gott in unser Herz gepflanzt hat, ist uns ein Unterpfand von der Liebe Gottes gegen seinen eingeborenen Sohn und von seiner Liebe gegen uns; ein Gott, der solche Liebe in unser Herz gepflanzt hat, ist kein stoischer Gott, kein Gott der eisernen Nothwendigkeit.“ [1])

Ferner gerieth Melanthon mit jenen beschränkten Eiferern besonders in Kampf über die Lehre vom h. Abendmahl. Jener Richtung, welche Melanthon, wie wir gesehen haben, im Gegensatz gegen die Zwingli'sche Auffassung verfolgt hatte, war er immer treu geblieben; aber als das Wesentliche erschien ihm nur die wahrhafte Gegenwart Christi bei der h. Handlung als einer Vermittlung der wahrhaften übernatürlichen Gemeinschaft mit ihm festzuhalten. Von dieser Grundlage aus suchte er eine Ausgleichung des Streites, der die beiden Erscheinungsformen der evangelischen Kirche von einander getrennt hatte, herbeizuführen. Es war dieses durch die Wittenbergische Concordie im J. 1536, obgleich nicht auf die Weise, wie Melanthon, der vielmehr klare Verständigung über die Streitpunkte, als Verdeckung des Gegensatzes wünschte, es gewollt hatte. Da Calvins Auffassung der Melanthon'schen sich näherte, konnte dadurch eine Ausgleichung desto mehr befördert werden. Aber durch jene Eiferer wurde der Streit schon in den letzten Jahren von Luther's Leben von Neuem hervorgerufen, und dieses wurde nachher ein Hauptgegenstand des Streites. Melan-

[1]) Dasselbe, was Melanthon gesagt haben würde, gegen diejenigen zu unserer Zeit, welche an die Stelle des Glaubens an eine persönliche Liebe, an den lebendigen Gott, den Vater im Himmel, die Anerkennung einer unbewußt in dem Weltall wirkenden, unpersönlichen, sogenannten Vernunft setzen, und durch ihre lügenhafte Falschmünzerei eine solche dem Wesen des Evangeliums widerstreitende Vorstellung in christlich klingenden Worten verhüllen wollen.

thon trug den Gedanken einer wahrhaften Union in sich, welcher damals noch keinen fruchtbaren Boden finden konnte. So sprach er sich aus in einem einige Monate vor seinem Tode geschriebenen Gutachten für den Churfürsten von der Pfalz auf Veranlassung der in Heidelberg ausgebrochenen Streitigkeiten: „Der Sohn Gottes ist gegenwärtig im Dienst des Evangeliums, und hier gewiß wirksam in den Gläubigen, und er ist gegenwärtig nicht um des Brodes, sondern um des Menschen willen;“ und er beruft sich auf die Aussprüche in den letzten Reden des Johanneischen Evangeliums über seine Gemeinschaft mit den Gläubigen. „Und in solchen Worten wahrhaften Trostes,“ sagt er dann, „bezeugt Christus, daß wir seine Glieder sind, und daß er unsere Leiber auferwecken wird.“ So sprach sich Melanthon aus, da er schon dem Ausbruch heftiger Stürme entgegen sah, durch welche die letzten Tage seines Lebens voll Mühe und Arbeit würden beunruhigt werden. Er war entschlossen, so sehr er auch den Streit zu vermeiden und die christliche Eintracht zu erhalten suchte, doch, was er als wahr erkannt hatte, nicht zu verleugnen, es koste was es wolle. Er sah schon der Verbannung entgegen. Seine wüthenden Feinde hatten gedroht, es solle kein Fuß breit Landes zur Ruhe ihm übrig bleiben.

Unter diesen für Melanthon's Gemüth so schmerzlichen und drückenden Streitigkeiten, unter so vielem Undank und so vieler Verkennung, die er zu erfahren hatte, erfüllte ihn in dem letzten Jahre vor seinem Tode ein besonderes Heimweh. Er sehnte sich mitten aus dem Streit in das Land des Friedens, aus dem Dunkel des irdischen Lebens, wo so viel gestritten wurde über das Verhüllte und nicht Verstandene in das Licht der unmittelbaren Anschauung. Eine tiefe Ahnung verkündigte ihm zum Trost, daß er bald dahin gelangen werde, erlöst aus den Zerwürfnissen des irdischen Lebens. So schreibt er im Mai des J. 1559: „Nicht ungern werde ich, wenn Gott es will, aus diesem Leben scheiden, und wie der Wanderer, der bei Nacht seinen Weg macht, begierig der Morgenröthe entgegensieht, so erwarte auch ich begierig das Licht der zukünftigen himmlischen Academie.“ „In jener himmlischen Gemeinschaft,“ schreibt er seinem Freund, „werde ich Dich wieder umarmen und erfreut werden wir dann über die Quellen der himmlischen Weisheit mit einander reden.“ Und im August desselben Jahres: „Ich denke täglich an jene letzte Reise und begierig erwarte ich jenes Licht, in welchem Gott sein wird Alles in

Allem und fern sein werden die Sophistereien und die Verleumdungen." Die in diesem Brief enthaltenen Gedanken sprechen sich auch aus in den Worten, die Melanthon wenige Tage vor seinem Tode aufgeschrieben hatte und die man auf seinem Pulte fand, worin er die Trostgründe bei dem ihm bevorstehenden Abschied aus dem irdischen Leben sich vorführt, und darunter rechnete er, wie daß er befreit werde von der Wuth der Theologen, so daß er gelangen werde zur Anschauung Gottes und Christi und klar erkennen, was ihm hienieden verhüllt und verborgen war, warum wir gerade so erschaffen worden, wie die Verbindung der beiden Naturen in Christo beschaffen sei.

Aus der Zeit der letzten Krankheit Melanthon's wollen wir etwas für den Mann und die Zeit Charakteristisches anführen. Der Herzog Albrecht von Preußen, der großmüthige Gönner aller derer, welche für Kirche oder Wissenschaft thätig waren, der mit Melanthon einen lebendigen Briefwechsel über Kirchen- und Staatsangelegenheiten unterhielt, er wünschte ihn damals durch ein Ehrengeschenk zu erfreuen, war aber ungewiß, ob er ihm lieber eine Summe Geldes oder etwas Anderes schenken sollte. Er trug Justus Jonas dem Jüngeren zu Wittenberg auf, ihm sein Gutachten darüber mitzutheilen. Dieser wandte sich an Melanthon's Schwiegersohn, den churfürstlichen Leibarzt, Professor der Medicin und Geschichte, Kaspar Peucer. Derselbe sagte zu ihm, wie er in einem Brief an den Herzog anführt: „Ich wollte, daß Keiner meinem Schwiegervater Geld schenken möchte; denn wenn ihm Geld geschenkt wird, so hilft das weder ihm, noch seinen Kindern, denn er verschenkt es wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt: da giebt er davon hinweg, so lange ein Heller da ist. Was dann in dem Haushalt fehlt, muß ich hinzuthun. Darüber werden wir alle beide nicht zu reich." Er rieth daher vielmehr, daß dem Melanthon ein Becher geschenkt werde. Und ein solcher hundert Thaler an Werth wurde darauf angeschafft; er traf aber ein, als Melanthon schon gestorben war. Vor seinem Tode am 19. April des J. 1560 ließ er sich mehrere seiner Lieblingsstücke aus der h. Schrift vorlesen, dieß waren der 24, 25 und 26ste Psalm, das 53ste Kapitel des Jesaias, das hohepriesterliche Gebet Christi und das 5te Kapitel des Briefes an die Römer. Es waren die letzten Worte, die er vernehmlich reden konnte: „Der Spruch Johannis ist mir immer vor Augen und im Herzen: Wie

viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an ihn glauben."

A. Neander in Berlin †.

---

## 261. Johann Bugenhagen.

20. April.

Als es dem Herrn gefiel, seine Kirche im sechszehnten Jahrhundert aus den ertödtenden Banden, mit welchen man sie vermeintlich zu ihrer Zierde und Stütze umwunden hatte, zu lösen, und zu neuem Leben aufzurichten, da offenbarte er sich auch als den, der in den Himmel erhöhet ist (nach Eph. 4, 11) um den Menschen Gaben zu geben. Er erweckte sich aus allerlei Volke Diener und rüstete sie aus als Propheten, Hirten, Lehrer, durch seines Geistes Gaben, nicht durch Menschen-Klügelei und Einbildung dazu berufen, die Gemeinde, welche Er sich mit seinem Blute erworben hat, zu erbauen. So wurden in der Stadt, von welcher die Reformation der deutschen Kirche ausgehen sollte, aus der Mitte, dem Süden und dem Norden Deutschlands drei Männer zusammengeführt, der Eine begabt als Prophet, der Andere als Lehrer, der dritte als Hirt; Luther aus Sachsen, Melanthon aus Schwaben, Bugenhagen aus Pommern. Kommt der Letztere auch den beiden Ersteren an Geistes-Fülle und Tiefe nicht gleich, so ist er dennoch vor Anderen ihnen zur Seite zu stellen wegen der Eigenthümlichkeit der ihm gewordenen Gabe und Sendung, durch welche er ihr Wirken ergänzen und fördern sollte. Steht Luther einzig da als Prophet in der Kirche der Reformation, dem es gegeben ist mit ursprünglicher innerlicher Geisteskraft die göttlichen Heilsgedanken, von denen das neue Leben ausströmt, zu erfassen, und sie zu verkündigen mit der Gewalt des nach allen Seiten hin leuchtenden und zündenden Worts, deren die Herzen sich nicht erwehren können; ist es Melanthon dem Lehrer (als solchen hat ihn ja die deutsche Christenheit seiner und der folgenden Zeit vorzugsweise geehrt) verliehen die evangelische Heilswahrheit mit wissenschaftlicher Schärfe und Vollständigkeit und mit umfassender Gelehrsamkeit darzulegen und zu rechtfertigen und so die Erkenntniß derselben zu vermitteln und fester zu begründen; so ist dagegen Bugenhagen vorzugsweise der Hirt, der Pastor in

der Kirche der Reformation. Er ist nicht nur der erste Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Wittenberg und hat als solcher ein Vorbild gegeben, wie im Geiste der evangelischen Lehre ein Hirt seine Heerde zu weiden habe und ist deshalb von Luther und Melanthon und dem ganzen Kreise der dort vereinten Männer als ihr „Herr Pfarrherr" hochgeehrt worden; er war auch berufen, an vielen andern Orten Deutschlands und außerhalb Deutschlands in weiterem Umfange das Hirtenamt an evangelischen Gemeinden auszurichten. Jene einfache und tiefe Weisheit, welche auch das Geringste dem Höchsten dienstbar macht, um den höchsten Gütern und Gedanken ihre zeitliche Wirksamkeit zu sichern, große Menschenkenntniß, Lebenserfahrung und Gewandheit mit Hohen und Niedern umzugehen, umsichtige Liebe, die auch die kleinsten Bedürfnisse und Hülfsmittel nicht unbeachtet läßt, das Alles machte ihn vornemlich geschickt, die kirchlichen Ordnungen auszubilden und einzuführen, welche dienten die evangelischen Gemeinden zusammenzufassen, ihnen rechte Pflege und Leitung zu sichern und den Segen des evangelischen Lichts und Heils nachkommenden Geschlechtern zu erhalten. So lebt Bugenhagen zwar weniger in Schriften fort, aus denen jetzt noch die Gelehrten schöpfen und das Volk sich erbaut, wohl aber in den Ordnungen des kirchlichen Lebens, welche seine Zeit überdauert haben, aus deren Früchten noch jetzt ein gutes Theil evangelischer Gemeinden Segen empfängt und noch mehr empfangen würde, wenn sie immer mit derselben Weisheit und Treue gepflegt und fortgebildet worden wären, mit welcher sie von ihm und denen, die seinem Rathe folgten, gepflanzt worden sind.

Johann Bugenhagen (gewöhnlicher noch zu seiner Zeit nach seinem Vaterlande Dr. Pommer genannt) war am 24. Juni 1485 zu Wollin geboren, wo sein Vater Rathsherr war. Nachdem er die erste Bildung in der Schule seiner Vaterstadt und vielleicht zu Stettin empfangen, studirte er vom Jahre 1502 an in Greifswald. Hier war er wahrscheinlich ein Zuhörer des berühmten Philologen und Kämpfers gegen die Mönchs-Barbarei, Hermann Busch. Gewiß ist es, daß er eine gründliche Bildung in classischen Sprachen von da mitgenommen, wie er denn auch später von Melanthon als „Grammatikus" besonders anerkannt wird. Durch solche Studien hatte er sich das Rüstzeug zu seinem späteren Dienst am Evangelium bereitet. Schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre ward

er von dem Abte des Klosters Belbuck als Rector an der Schule zu Treptow an der Rega angestellt. Diese ward unter seiner Leitung, namentlich wegen des guten Unterrichts im Lateinischen so berühmt, daß sie weither von jungen Leuten aus Liefland und Westphalen besucht wurde. Der große Ruf von Bugenhagens Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit bewog auch Herzog Bugslaff X., demselben die Ausarbeitung einer Pommerschen Geschichte aufzutragen und die nöthigen Mittel dazu zur Verfügung zu stellen; so entstand seine noch erhaltene Pomerania. Vornemlich ließ B. sich angelegen sein, hier Liebe zur h. Schrift und Verständniß derselben zu verbreiten. Er hielt Vorträge über Bücher des A. u. N. T. nicht nur für seine Schüler, sondern auch für die Priester und Mönche im Kloster Belbuck, wo er Lector ward: denn der Abt Johann Boldewan, ein gelehrter Mann, „hielt wider gemeine Gewohnheit zu dieser Zeit seine Mönche zum Studium der h. Schrift und guten Künste an"; auch erhielt B. die Priesterweihe um predigen zu können.

Wohl ward B. unter solchen Arbeiten immer mehr von Erkenntniß der Schäden der Kirche und von Verlangen nach Besserung durchdrungen; allein den eigentlich entscheidenden Punkt, auf welchem das rechte Verständniß des Grundes derselben aufgehen und die Quelle zu ihrer Heilung sich öffnen mußte, hatte er noch nicht gefunden. Ueber den Unterschied gesetzlicher und evangelischer Frömmigkeit, über den Vorgang des innern Lebens, durch welchen die Seele allein ihre rechte Stellung zu Gott und der Welt erhält, über die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christum war ihm das helle Licht noch nicht gekommen. „Ich hatte", so sagt er selbst, „die h. S. lieb von Kindes Jugend auf, wiewohl ich unter „der antichristischen Finsterniß nicht wußte, wie ich der Schrift ge„brauchen sollte, bis daß das liebe Evangelium so klar von Gottes „Gnaden wieder an den Tag kam." „Wir sind in des Pabsts „Lehre solche Grobianne gewest, daß wir es nicht haben gewußt, „dazu auch solche gottlose Menschen, daß wir es nicht haben wissen „wollen". Inzwischen hatte Luther schon seine Stimme erhoben; sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft kam im J. 1520 nach Treptow, mit ihm der zündende Funke, dessen dort grade die Gemüther bedurften. Als B. zuerst von dem Pfarrer Otto Slutow, dessen Tischgenosse er mit den andern Schul-Collegen war, die Schrift erhielt und flüchtig während der Mahlzeit durchblätterte,

sagte er in der Eile: „Es seien zwar viele Ketzer seithero nach Christi Tode gewesen, aber kein schädlicherer Ketzer sei niemals entstanden als eben der dies Buch gemacht." Nach etlichen Tagen aber, als er das Buch zu Hause gelesen und wieder gelesen, wird er anderes Sinnes und da er mit seinen Tischgenossen wieder zusammenkommt, spricht er zu ihnen: „was soll ich euch wohl sagen; „die ganze Welt liegt in äußerster Blindheit, aber dieser Mann „allein siehet die Wahrheit!" Indem er die Hauptstücke der Schrift mit seinen Freunden durchdisputirte, führte er auch sie, namentlich auch Christian Ketelhut und den Abt Boldevan selbst zu der gleichen Ueberzeugung, daß sie sich von den falschen Kirchen-Satzungen abwendeten und zu dem einigen seligmachenden Worte Gottes bekehrten.

Bugenhagen aber zog es nun nach dem Orte und zu dem Manne, von welchem ihm das Licht gekommen war, welches Frieden in sein Leben, Klarheit in sein Streben gebracht hatte. Dazu lud ihn sein Freund und Landsmann Peter Suaven, der schon längere Zeit in Wittenberg verweilte, dringend ein und versprach ihm von Luther das Beste. Im Jahre 1521, ehe Luther noch zum Reichstage nach Worms reis'te, war B. schon in Wittenberg. Durch die Reife des Urtheils und der Lebenserfahrung, welche in ihm mit Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verbunden war, gewann er hier bald Ansehn und Vertrauen bei Luther und Melanthon. An des letzteren Seite wirkte er, während Luther zu Worms und dann auf der Wartburg war, durch seine Festigkeit und Ruhe zur Abwendung des Unheils und Erhaltung des Friedens in der Gemeinde, die Carlstadts und anderer Schwärmer Ungestüm zu zerrütten drohte. In der Abwehr der Schwarmgeisterei und eines neuen Gesetzeswesens, welche sich zugleich eindrängen wollten, bewährte hier B. die Tiefe und Klarheit, mit welcher er das Wesen evangelischen Glaubens schon erfaßt hatte. Obwohl er, wie er bezeugt, nicht in der Absicht zu lehren sondern nur zu hören nach Wittenberg gekommen war und darin seine Lust fand, so ward er doch ohne seine Absicht von dem Hüter Israels bald in das Lehramt hineingeführt. Mit einigen seiner Pommern hatte er auf seiner Stube den Psalter zu treiben angefangen. Andere wünschten daran Theil zu nehmen; ehe er bis zum sechszehnten Psalm gekommen war, hatte die Zahl der Zuhörer so zugenommen, daß das Zimmer sie nicht mehr faßte. Deshalb wurde er, insonder-

heit auch von Melanthon, aufgefordert, seine Vorträge öffentlich zu halten. Er begann daher aufs neue vor zahlreichen Zuhörern, die sich auch angelegen sein ließen, durch Ehrengeschenke seinen Unterhalt zu sichern. Oft kam selbst Melanthon in sein Auditorium, wie B. dies bescheiden deutete, Ehren halber, um zu sehen was er treibe und ihn und die Zuhörer durch seine Gegenwart in pflichtmäßigem Eifer zu erhalten. Die Frucht dieser Vorlesungen war die Erklärung der Psalmen, welche im J. 1524 erschien. Die erste evangelische Schrift eines Pommern, die Wahrheit Gottes zu bestätigen, wie der Pommersche Kirchen-Chronist bemerkt. Luther begrüßte dieselbe mit Dank gegen Gott, „als ein Zeichen der geistlichen Segnungen und himmlischen Güter — mit welchen er jetzt die Seinen durch die Sendung seines Worts sättige und Eis, Reif und Nebel, bei denen vordem Niemand habe bestehen können, vertreibe. Dieser Pommer, sagt er, sei der Erste in der Welt, der ein Ausleger der Psalmen Davids dürfe genannt werden. Er selbst habe die Psalmen auslegen wollen, aber der Kampf mit der Papisten Tyrannei habe ihn genöthigt seine Harfe an die Weiden zu hängen; nun habe Christus sein Loos herrlich gerächt; statt des einzigen, dessen Tröpflein der Satan nicht habe dulden wollen, sei er nun gezwungen weit mehrere und größere Donnerschläge und Wasserfälle auszuhalten“.

Noch ehe diese Schrift erschien, war Bugenhagen als ordentlicher Lehrer an der Universität und im Jahre 1523, auf Antrag der Universität und Bürgerschaft, als Pfarrer zu Wittenberg angestellt. Zwar hatte er Bedenken, hier mit seiner Niedersächsischen Sprache als Prediger aufzutreten, allein die Liebe und das Vertrauen der Rufenden beseitigte dieselben. In diesen Aemtern, zu welchen später noch (seit 1536) das eines General-Superintendenten des Chur-Kreises kam, ist er bis an sein Ende, 36 Jahre hindurch geblieben und weder Gefahr und Noth, noch die anziehendsten Berufungen zu glänzenden kirchlichen Aemtern (nach Danzig, Hamburg, zum Bischof von Schleswig oder in Dänemark, endlich die für ihn besonders reizende zum Bischofe seines Vaterlandes Pommern) haben ihn seinem Wittenberg untreu zu machen vermocht. „Er wollte, wie Melanthon erzählt, dies ärmliche Nestlein nicht verlassen und äußerte oft, er fühle zwar, daß die Akademie ihre große Bürde habe, weil hier Beurtheilung und Entscheidung der wichtigsten Streitfragen gesucht werde und jeder frei seine

Meinung sagen könne, auch wenn sie dem Andern nicht angenehm sei; dennoch ziehe er sie anderen glänzenderen Stellungen, in welchen er mehr Ruhe und weniger Widerspruch zu erwarten haben würde, vor, denn er halte diesen Beruf, der nur den Mühen und Gefahren des Dienstes am Evangelium geweiht sei, für göttlich und liebe überhaupt weniger die Alleinherrschaft, als eine billige Aristokratie, in welcher eine Vergleichung der Urtheile guter und gelehrter Männer Statt finden könne". In diesem Kreise guter und gelehrter Männer hat er auch mit Rath und That an allen den wichtigsten Arbeiten für die Reformation Theil genommen; an der Kirchen-Visitation in Sachsen 1528; an den Vorbereitungen zur Augsburgischen Confession, an der Wittenberger Concordie 1536, an den Conventen zu Schmalkalden 1537 und 1540, an der Ausarbeitung der Reformations-Formel 1545. Vorzüglich lieb und werth war es ihm aber mit Melanthon und Cruziger jenem „Sanhedrin" anzugehören, welchen Luther regelmäßig um sich versammelte, um die Revision seiner Bibelübersetzung zu berathen. Die Vollendung dieses Werks (1541) war ihm so wichtig, daß er jährlich (am 21. September) mit seinen Kindern und Freunden ein Fest zum Danke für diesen theuren seligen Schatz der verdeutschten Bibel in seinem Hause feierte. Ueberdies hat er durch seine Bemühungen um die Sassische Bibel auch dafür gesorgt, daß dieser Schatz lauter und rein auch den Niedersächsisch Redenden zugeeignet würde. Als Pfarrherr hat er seine Wittenberger Gemeinde mit rechter Hirtentreue wahrgenommen. Als im J. 1527 daselbst die Pest wüthete und die Universität deshalb verlegt wurde, blieb er mit Luther zurück und versorgte die Kranken und Sterbenden, und setzte sein Lehramt für die wenigen Studenten, welche nicht geflohen waren, fort. Luther, dessen Ehe er auch eingesegnet hat, stand er während seines ganzen Lebens als Beichtvater besonders in den Zeiten seiner schweren Anfechtung mit Trost zur Seite. Unablässig trug er im Gebet seine Gemeinde auf dem Herzen und suchte ihr Bestes; so daß es ihm wohl einmal begegnete, daß er, im Gebete vertieft, die rechte Zeit zum Anfange der Predigt versäumte, und als er zur Kanzel gerufen worden war, der Gemeinde sein Ausbleiben damit erklärte, daß er über Stadt und Gemeinde, Universität und Kirche so viel mit Gott zu reden gehabt. Obgleich sein Wesen vom Eifer für sein Amt und von pfarrherrlicher Würde durchdrungen war, so war er doch übrigens, um die Worte

des schon erwähnten Chronisten zu gebrauchen, „im gemeinen Wandel eines liberalischen, fröhlichen und fertigen Gemüths“, dem auch ein Scherz und treffendes Witzwort wohl anstand. Als die Herren von Lübeck, nachdem er die Kirchenvisitation daselbst vollbracht, ihn in verdecktem Wagen und unter Begleitung ehrenvoll nach Hause führen ließen, kam einem seiner Begleiter die Lust an, an Doctor Pommer zum Ritter zu werden; er sagte mit bescheidener Miene: „Herr Doctor ich hätte wohl eine Frage: pflog auch der h. Apostel Petrus wohl auf solchen behangenen Wagen mit Vorreutern einher zu fahren in seinem Apostelamt?“ Der Doctor erwiederte dem Schalk: „Mein Sohn laß dir sagen, wann der Apostel Petrus zu solchen frommen, gütigen Leuten kam, wie deine Herren von Lübeck sind, so ließen ihn dieselben auch dergestalt wieder gen Hause führen, wie jetzo deine Herren an mir thun: wann er aber bei böse Buben kam, wie du bist, so mußte er wohl zu Fuße wiederum nach Hause gehen.“

Obgleich er also das Band, welches ihn an die Universität und Gemeinde zu Wittenberg knüpfte, nie gelöst hat, so hinderte ihn dies doch nicht, auch anderen Städten und Ländern mit seinen Gaben zu dienen. Wo es galt, die ersten Triebe und Regungen des erwachten evangelischen Lebens in eine feste und klare Richtung zu leiten, sie in eine bestimmte der ewigen Wahrheit und dem zeitlichen Bedürfnisse entsprechende Verfassung zu bringen, die gährenden und streitenden Elemente zu beruhigen und zu versöhnen, die unvereinbaren schonend auszuscheiden, da begehrte man vornemlich des Dr. Pommer Hülfe, da sandte man von Wittenberg aus am liebsten Ihn. Er befestigte dann durch seine Predigt die Erkenntniß des reinen evangelischen Glaubens, wehrte Irrlehren und Schwärmerei ab, sorgte für Bestellung geschickter Superintendenten und Pfarrer, für Einrichtung hoher und niederer Schulen, verhandelte mit Fürsten, Patronen, Rathsherrn, Alterleuten u. s. w. über die Ermittelung, Sicherung, Verwaltung des Kirchen-Vermögens, arbeitete die Kirchen-Ordnung, welche alle diese Einrichtungen „zum Dienste dem h. Evangelium, christlicher Liebe, Zucht, Friede und Einigkeit“ feststellte, aus. Diese seine Kirchenordnungen sind herrliche Zeugnisse nicht nur von Bugenhagens Geist und Gesinnung, sondern von dem Geist und Wesen der Reformation überhaupt. In diesen Anordnungen über Universitäten, Gymnasien, Knaben- und Mädchenschulen, über Taufe und Ehe, Ge-

meinde-Kasten, Versorgung der Armen und Kranken u. s. w., die überall aus evangelischen Grundsätzen abgeleitet und auf Pflege christlichen Lebens angelegt sind, da bewährt sich fürwahr das Evangelium, welches die Reformation den Völkern brachte, in aller Einfalt und Ungezwungenheit, als eine Kraft zur Erneuerung und Veredelung des Volkslebens in allen seinen Verhältnissen, als eine Quelle, aus welcher Licht und Segen über alle Alter und Stände kommen soll, durch welche nicht nur Geistliche und Patrone, sondern Hohe und Niedere, Obrigkeiten, Bürger, Wittwen, Hebammen Anregung und Beruf empfangen recht als ein geistliches Priesterthum zum Bau des Reichs Gottes in der kirchlichen Gemeinde mitzuwirken. — In den Jahren 1528 bis 1544 war Bugenhagens Thätigkeit getheilt zwischen solchen Arbeiten zur Einführung und Befestigung der Reformation im Norden von Deutschland und seinem Berufe in Wittenberg. Hier pflegte ihn, wenn er abwesend war, Luther, „als Dr. Pommers Lückenbüßer und Unterpfarrer" wie er sich scherzhaft nannte, im Predigen zu vertreten. Im J. 1528 wurde B. nach Braunschweig gerufen, wo die ev. K. O. im September eingeführt wurde; im Herbste desselben Jahres nach Hamburg, wo die K. O. im Frühling des J. 1529 zu Stande kam; 1530 nach Lübeck, wo es jedoch wiederholter Anstrengungen bedurfte, ehe das neu erwachte evangelische Leben zu festem und ruhigem Bestande gelangte. In Pommern hatte unter manchem Widerstand, namentlich des Bischofs Erasmus Manteuffel, der ein kluger Mann war, nur nicht klug genug, um sich in Gottes Gedanken zu schicken, das Licht des evangelischen Glaubens, welches zuerst in Bugenhagens Kreise zu Treptow aufgegangen, und dann durch regen Verkehr der Pommern mit Wittenberg genährt worden war, allmählig so viel Macht gewonnen, daß die Herzöge Philipp I. und Barnim IX. den Beschluß faßten, im J. 1534, den 13. Dezember auf einem Landtage zu Treptow an der Rega die Städte mit ihren Predigern, die Aebte und die vornehmsten Stände zu versammeln, um die Reformation der Pommerschen Kirche nach dem Vorbilde der Sächsischen zu Stande zu bringen. Bugenhagen kam auf ihre Einladung auch zum Landtage. Er arbeitete die Pommersche K. O. aus, und führte dieselbe mittels einer allgemeinen Kirchenvisitation (1535) in den Pommerschen Gemeinden, mit Ausnahme Stralsunds und einiger andern, ein. Im J. 1537 wurde er nach Dänemark gerufen, welches, obwohl

die evangelische Lehre dort schon 1536 angenommen war, doch vorzugsweise Bugenhagen als seinen Reformator immer in hohen Ehren gehalten hat. Er verweilte hier, mit einiger Unterbrechung, fast fünf Jahre; neben der Einrichtung der neuen kirchlichen Ordnung beschäftigte ihn besonders die Wiederaufrichtung der Universität, an welcher er auch selbst lehrte und eine Zeit lang Rector war. Nach seiner Rückkehr aus Dänemark befestigte er noch das evangelische Kirchenwesen in den braunschweig'schen Landen durch eine allgemeine Kirchenvisitation 1542 und führte die Reformation in Hildesheim 1543 ein. Ueberdies sind noch an manchen anderen Orten, wo B. nicht persönlich wirkte, Kirchenordnungen nach den Grundsätzen der seinigen und mit seinem Rathe und Beistand eingeführt worden.

In den letzten zwölf Jahren seines Lebens war es Bugenhagen beschieden, seinem Herrn unter vielem Leiden zu dienen und das echte Gold seines evangelischen Glaubens im Feuer der Trübsal zu bewähren. Zuerst ward er durch den Tod Luthers schwer betroffen. Es war dies ein Verlust, der freilich bei allen seinen Mitarbeitern und in der ganzen evangelischen Christenheit großes Leid verursachte, von Niemand aber wohl schmerzlicher empfunden wurde, als von B. bei der innigen Gemeinschaft, welche sich zwischen Luther und ihm wie durch ihren Glauben, so vermöge der Eigenthümlichkeit ihrer Charactere und Gaben gebildet hatte. Als D. Jonas über Luthers Ende nach Hofe berichtete, bat er den Churfürsten, derselbe möge geruhen, an Herrn Pomeranum einen Trostbrief zu schreiben, weil dem der Tod Luthers am Meisten zu Herzen gehen werde. „Ich soll jetzt und will gern, so hebt B. seine Leichenpredigt an, bei dem Begräbniß unseres herzlieben Vaters, D. Martini seligen, eine Predigt thun. Was aber oder wie soll ich reden, so ich vor Weinen nicht kann ein Wort machen." Er sucht sich und die Gemeinde dann zu trösten mit dem Gedanken: wenn auch die Person in Christo verschieden sei, so lebe doch die gewaltige, selige, göttliche Lehre des theuren Mannes noch aufs stärkste fort, denn er sei ohne Zweifel der Engel mit dem ewigen Evangelium, von dem Apocal. 14 geschrieben steht; sodann erinnert er, daß Luther nun erlangt habe, was er oft begehrt, und „sollte er jetzt wieder zu uns kommen, so würde er unsere Trauer und Zagen strafen mit den Worten Christi: „so ihr mich lieb hättet, so würdet ihr euch freuen, denn ich gehe zum Vater, und

würdet mir gönnen die ewige Ruhe und Frieden."" Nach dem Tode Luthers brach dann der Schmalkaldische Krieg aus. Johann Friedrich der „großmüthige" Bekenner und Schützer des Evangeliums gerieth in des Kaisers Gefangenschaft, verlor seine Churwürde, sein Land wurde verwüstet, die Universität zerstreut, die Stadt Wittenberg gerieth in große Angst und Gefahr. Bugenhagen ward vielfach versucht, die Stadt zu verlassen; durch böse Briefe, in welchen angekündigt wurde, daß man die Stadt werde schleifen und Dr. Pommern zerhacken; dann wieder durch die Vorstellung, daß er der Kirche wohl besser dienen könne, wenn er sich eine Zeit lang entferne. Er wies dies aber zurück als eine Verlockung des Teufels, ein Aergerniß anzurichten, damit die Widersacher über die evangelischen Prediger schreien könnten: sie verlassen in der Noth ihre Kirchen. In der ganzen Zeit des Kriegs war er in der Angst vor Gott mit seinem Anrufen und konnte auch in der Nacht oft nicht aufhören zu beten, nie aber war es ihm besser, als wenn er predigte, zum Gebete ermahnte und mit der Gemeinde das h. Nachtmahl feierte; in solchem Gebete mit der Gemeinde ward er des Trostes der Gnade gewiß. Am Himmelfahrtstage 1547 ließ der gefangene Churfürst die Bürger von Wittenberg auffordern, die Stadt dem Kaiser zu übergeben; dieser selbst versprach, er wolle sie schützen und bei ihrer Religion wie bisher lassen. Es entstand Zweifel, was zu thun sei, ob man dem kaiserlichen Versprechen trauen dürfe. Die Bürger wandten sich an B. Dieser erklärte, daß er nicht rathen könne; er ließ aber durch Glockenläuten das Volk zur Kirche rufen und sprach: „Weil wir in dieser unserer Noth nicht wissen, was wir thun sollen, so haben wir allein das noch übrig, lieber himmlischer Vater, daß wir unsere Augen aufschlagen zu Dir. Alles, darauf sich Menschen verlassen, haben wir reichlich gehabt, wir sind aber dadurch verdorben, und daß wir gar keinen Trost in keiner Creatur oder Menschenwerk sollten haben, so hast du uns auch genommen unseren lieben Herrn und Churfürsten. So danken wir nun, lieber Vater, deiner Gnade, daß du uns mit dieser väterlichen Strafe dahin gedrungen hast, daß wir uns allein verlassen auf deine Barmherzigkeit in Christo Jesu, wie du von uns forderst im ersten Gebote. Da hast du nun was du von uns haben willst; halte nun mit Gnaden Haus gegen deine armen Kinder und sei mit deinem heiligen Geiste bei unserem Churfürsten und bei uns, daß du guten

Rath gebest, damit wir errettet werden." Alles Volk, alt und jung fiel auf die Kniee und betete mit ihm. Da fühlte man im Geiste, daß Gott solches Gebet annehme; und etliche, auch gelehrte Leute, da sie aus der Kirche gingen, sprachen: nun kann unsre Sache nicht böse werden, denn wir haben es Gott allein gar in die Hände gegeben. Auf wiederholten Rath des Churfürsten übergab man die Stadt dem Kaiser und dieser hielt was er versprochen. Da das kaiserliche Kriegsvolk in der Stadt lag und Soldaten und Diener des Kaisers den Gottesdienst besuchten, so predigte Bugenhagen in dieser Zeit täglich über den Unterschied zwischen dem protestantischen und päpstischen Glauben, damit sie recht erfahren und treulich nachsagen möchten, was die Lehre der Evangelischen sei. Der Herzog Moriz, welcher die Churwürde erhielt, ehrte die Wittenberger wegen ihrer Tapferkeit und Treue, die sie gegen ihren alten Churfürsten bewiesen; er richtete die Universität wieder auf und erwies den Lehrern, namentlich Bugenhagen und Melanthon viele Güte.

Als aber die Kriegsnoth aufgehört hatte, mußte Bugenhagen, sowie Melanthon durch die Streitlust und Verläumdungssucht theologischer Eiferer Vieles leiden. Eine Parthei von Männern, welche ausschließlich als die Erben des echten lutherischen Geistes und als die Treuen in der evangelischen Kirche gelten wollten, Flacius, Amsdorf u. A. beschuldigten Bugenhagen, er sei undankbar gegen seinen alten Churfürsten und habe mit den anderen Wittenberger Theologen die Wahrheit verrathen durch das Interim. Was das Erstere betrifft, so antwortete B. kurz: „das leugst du, Teufel, Gott weiß es, daß du leugst; übrigens will ich mich halten nach Psalm 39 V. 2." Mit dem anderen aber verhielt es sich so: der Kaiser hatte einen neuen Religions-Vergleich zwischen Protestanten und Papisten aufsetzen lassen, nach welchem beide Theile bis zur Entscheidung des Allgemeinen Concils sich halten sollten, das Augsburger Interim; dies beeinträchtigte wesentlich den evangelischen Glauben und die Wittenberger Theologen wiesen es entschieden zurück. Churfürst Moriz forderte sie nun auf: damit der Kaiser ihnen nicht den Vorwurf machen könne, daß sie sich muthwillig und halsstarrig jedem Vergleich widersetzten, möchten sie doch die Punkte bezeichnen, in welchen man sich vergleichen könne. Hierauf kam es nun nach manchen Verhandlungen zu dem Beschlusse, daß in den Glaubens-Artikeln von der Rechtfertigung, Gnade, den

Sakramenten u. s. w. keine Veränderung zulässig sei, daß aber in Cäremonien, Kleidung, Festen wohl dem Kaiser etwas nachgegeben werden könne, um zu zeigen, daß man nicht aus Eigensinn, sondern um des göttlichen Wortes und Gewissens willen bei dem, worin man nicht nachgebe, bleibe. Demzufolge war nun das sogenannte Leipziger Interim beim churfürstlichen Hofe aufgesetzt und herausgegeben worden, welches jedoch die Theologen nicht als ihr Werk anerkannten. Gegen dieses erhoben nun wohl viele, weil mehr als recht nachgegeben schien, Bedenken, Flacius aber und seine Freunde die leidenschaftlichsten Beschuldigungen. Das Interim wurde ohne daß es durchgeführt worden wäre durch den Passauer Vertrag beseitigt. Bugenhagen hatte weder seine Lehre noch die kirchlichen Gebräuche in Wittenberg je geändert; obwohl das Land einen anderen Herrn erhalten, so hielt er doch darauf, daß die Kirche dieselbe bleibe und wies deshalb oft auf den Spruch hin: Gebt Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist; nur die Chorröcke hatten die Wittenberger Theologen und Prediger auf churfürstlichen Befehl wieder angelegt; darüber erhob nun Flacius und sein Anhang Geschrei: wer den Chorrock anlege, nehme die ganze papistische Religion wieder an. Bugenhagen war in seinem Herzen betrübt darüber, daß die Kirche durch solchen Hader zerrissen werde, während es der Vereinigung gegen die gemeinsamen Feinde am Meisten bedürfe, ließ sich jedoch in dem Gange seiner Thätigkeit durch alle jene Anfeindungen nicht hindern, und tröstete sich oft mit seinem Lieblingsspruche: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen, des Streitens aber war er satt. Hatte er doch schon früher erklärt: „Verschone man doch den alten Mann und müden Bischof Christi, der schon ausgedient hat und nach der Entlassung und ewigen Ruhe sich sehnet.“ Er begnügte sich allen diesen Verläumdungen gegenüber, sich auf das Zeugniß seines Gewissens und auf seinen Wandel, wie er vor der Welt offenkundig sei, zu berufen, und ließ sich auf diese Kämpfe nicht weiter ein. —

Gegen das Ende seines Lebens ward er mit Krankheit und großer Entkräftung heimgesucht, so daß seine Gestalt kaum noch ein Schatten des sonst so rüstigen Dr. Pommer war. Als er nicht mehr predigen konnte ging er dennoch täglich zum Gotteshause und betete für seine wie für die allgemeine Kirche; als er auch dies aufgeben und das Bett hüten mußte, brachte er seine letzten

Tage doch noch in ungestörter Geisteskraft, in freundlichen Gesprächen über das ewige Leben und über die Zukunft zu, vornemlich aber im Gebet. Aus seinem Danke für die Wohlthaten Gottes, die ihm in Christo widerfahren, leuchtete schon das Vorgefühl der ewigen Freude auf; oft hielt er sich besonders den Spruch vor: das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast Jesum Christum erkennen. So entschlief er sanft, umgeben von seinen Amtsbrüdern, den 20. April 1558 um 12 Uhr Nachts. Seine Leiche ist in dem Chor der Kirche, deren Pfarrer er 35 Jahre gewesen, beigesetzt.

K. Vogt in Greifswald †.

---

## 262. Justus Jonas.

10. October.

Justus Jonas, Einer der vertrautesten Freunde Luthers, wird mit Recht unter den ersten Vorkämpfern der deutschen Reformation genannt. Ohne die schöpferische Tiefe seines Freundes war er ihm doch an geistiger Frische und Entschlossenheit verwandt, mit natürlicher Redefertigkeit reich begabt, in allen Geschäften zugleich rasch und besonnen, unter Schmach und Anfechtungen aller Art erprobt, fest und treu im Glauben, unerschütterlich in der reinen Lehre verharrend, ein tüchtiges Werkzeug des Herrn zum Durchkämpfen und zur Verbreitung des neuen evangelischen Lebens. Einer seiner Wahlsprüche, den er auch öfters in Gedenkbücher eingezeichnet hat, war: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ (Galat. 1, 10.)

Jonas ist am 5. Juni 1493 in Nordhausen am Harz geboren, wo sein Vater, Jonas Koch, durch Rechtskunde, Redegabe und Energie ausgezeichnet, mehrmals zum Bürgermeister erwählt worden war. Der Sohn, der ursprünglich Jodocus hieß, latinisirte und veredelte später nach der Sitte vieler damaligen Gelehrten seinen Namen, indem er den Vornamen Jodocus (abgekürzt in Jobst oder Jost) in Justus verwandelte und des Vaters Vornamen Jonas sich zum Familiennamen erwählte. Nach einer sagenhaften Erzählung soll der Knabe, etwa in seinem siebenten Jahre, von einer gerösteten Zwiebel, die man seinem Vater von einer Pestbeule abgenommen und auf eine Bank gelegt, genossen

haben, ohne doch, wie man erwartete, von der Pest angesteckt zu werden, was als ein Zeichen angesehen wurde, daß dies Kind, so wunderbar behütet, von der Vorsehung zu wichtigen Dingen aufbehalten sei. Dreizehn Jahre alt, im Frühjahr 1506, wurde Jonas nach Erfurt auf die hohe Schule geschickt, wo er durch seine glücklichen Gaben schnell im Erlernen der classischen Sprachen und der lateinischen Dichtkunst die damals neue Zeitbildung sich aneignete und dann nach seines Vaters Willen dem Studium der Rechte sich widmen sollte. Bald erwarb er sich den akademischen Grad eines Magisters (1510), einige Jahre später den eines Licentiaten der Rechte (1515). Die Zwischenzeit von 1511 bis 1515 brachte er auf der jungen Universität Wittenberg zu, wohin ihn zunächst wohl die Absicht führte, den Unterricht der ausgezeichneten dortigen Rechtsgelehrten zu genießen, wo aber gewiß auch schon der mächtige Einfluß Luthers ihn berührte, der damals mit der Bibel in der Hand und im Herzen, die geisttödtende scholastische Theologie seiner Zeit niederkämpfte. Nach Erfurt zurückgekehrt erhielt der ausgezeichnete Jüngling eine Professur an der Universität und ein Canonicat an der Severus-Kirche, und lebte in inniger Gemeinschaft mit Johannes Crotus, der die hebräische Sprache nach Reuchlins lebendiger Weise lehrte, und besonders mit Eobanus Heß, der für Erasmus begeistert war und es veranlaßte, daß im Frühjahr 1519 Jonas mit einigen Freunden nach den Niederlanden pilgerte, um in Antwerpen und Löwen den gelehrten witzigen, leutseligen Greis zu sehen, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte und ihn mit viel Liebe empfing, auch bald darauf am 1. Juni 1519 ihn brieflich ermahnte, von dem Rechtsstudium sich zur Theologie zu wenden, in welcher er seine trefflichen Gaben besser verwerthen könnte. Er ging lebhaft darauf ein und schon im folgenden Jahre trug er einem Kreise von Studierenden in Erfurt eine Einleitung in die Briefe an die Corinther vor, die bald darauf (1520) auch im Druck erschien. Mit Luther blieb er besonders durch den Augustiner-Prior Johann Lange in Verbindung, durch den ihn Luther im April 1519 als einen lieben Freund grüßen ließ. Am 21. Juni 1520 schrieb der Reformator selbst an ihn, um ihm zu dem neu ergriffenen Studium der Theologie Glück zu wünschen. Nachdem aber der berühmte Rechtsgelehrte Henning Göden, der als Professor des canonischen Rechts Propst des Collegiatstifts an der Schloßkirche in Wittenberg gewesen, am 21. Januar 1521 ge-

storben war, wünschte Luther seinen jungen Freund Jonas, den schon früher dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen Erasmus als einen vortrefflichen jungen Mann empfohlen hatte, — der Kurfürst berief zuerst den Doctor des canonischen Rechts und Canonicus in Gotha, Conrad Mucianus, einen feinen ältern Mann von berühmtem Namen, befragte diesen aber für den Fall, daß er selbst ablehnen sollte, um sein Urtheil über Jonas. Mucianus antwortete (am 1. März 1521) und schrieb: „Wir haben ja den Jonas. Ein solcher Nachfolger für Henning wäre überall in Deutschland zu suchen, auch durch lockende Anerbietungen zu gewinnen gewesen, ein solcher Theolog, ein solcher Rechtsgelehrter, wie er ist, so sittenrein, daß man ihn nie genug nach Verdienst loben kann. Bei seinen Predigten hat er immer volle Kirchen, bei seinen Vorlesungen immer volle Hörsäle. Dem hochwürdigen Vater Staupitz ist er gar wohlbekannt, dem Herrn Martinus (Luther) sehr werth. Und er hat Wittenberg lieb und zieht gern von Erfurt nach Wittenberg, so wie er nur den Ruf erhält. Eine solche Zierde für Kirche und Schule werden Chorherrn und Professoren mit Freuden aufnehmen. Alles Volk, das weiß ich gewiß, wird ihm zulaufen, um diesen Prediger Christi als einen andern Luther zu hören. Ich danke Gott, daß er uns oder vielmehr Deiner Hoheit einen solchen Mann gegeben hat, der jedes Bischofsstuhls würdig wäre. Ich dachte an Erasmus: aber Erasmus kann nur schreiben: dieser unser Jonas kommt mit seiner lebendigen Stimme Allen zu Gute. Nach meiner treuen Ergebenheit gegen Dich empfehle ich Dir ihn als den rechten Mann für die Propststelle." Nun entschied sich der Kurfürst für Jonas, wollte ihn aber erst einmal, jedoch nur wie zufällig, sehn. Dazu fand sich ungesucht die Gelegenheit, als am 7. April (1521) Luther auf der Reise zum Reichstage nach Worms durch Erfurt kam. Jonas schloß sich ihm an, ward Zeuge des großen Tages in Worms und stellte sich dort dem Kurfürsten vor. So ward seine Berufung nach Wittenberg, sein enger Freundschaftsbund mit Luther und seine thätige Theilnahme an den wichtigsten Werken der Reformation begründet im 28sten Jahre seines Alters. Von dieser Zeit erst an wandelte er auch seinen Taufnamen Jodocus in den Namen Justus um, unter welchem allein ihn die Reformationsgeschichte kennt.

Damals brach Jonas mit der Welt und mit dem weltklugen Erasmus, der noch am 10. Mai 1521 in einem schmeichelnden

Briefe einen Versuch machte ihn von Luther loszureißen und durch ihn auch auf Melanchthon wirken wollte. Er achtete nicht auf die Empfehlung einer „heiligen List", nicht auf den Rath, „Christum nur irgendwie zu predigen, wenn diese Zeit den ganzen Christus nicht tragen könne", und wurde am 6. Juni als Propst in Wittenberg eingeführt, als der erste Stiftspropst daselbst, der nicht Jurist, sondern Prediger war. Zwar sollte er in den Genuß dieser Pfründe, wie sein Vorgänger, nur eingesetzt werden, um canonisches Recht zu lehren: aber er ruhte nicht, bis ihm gestattet wurde, gegen Abgabe von 10 Gulden jährlich dieß einem andern akademischen Lehrer zu übertragen, der sich um diesen Preis dazu willig finden ließ. Dagegen predigte er fleißig und hielt biblische Vorlesungen für die Studenten, die mehr lebendig und praktisch als gelehrt waren, wobei er sich auch mitunter erlaubte, den lateinischen Vortrag durch deutsche Zwischenreden zu unterbrechen. Es war aber eine verhängnißvolle Zeit, in welcher Jonas Wittenberg betrat: Luther auf der Wartburg, Melanchthon noch jung und schwankend, Bugenhagen neu und noch ohne Ansehn, ebenso Amsdorf, Karlstadt aber, der älteste und angesehenste Theolog der Universität, Archidiaconus an der Schloßkirche und erbittert, daß bei Besetzung der Propststelle der junge Fremdling ihm vorgezogen war, dabei zur Schwärmerei geneigt und begierig, die erste Rolle in der Kirchen-Reformation zu übernehmen. Der Winter von 1521 zu 1522 brachte die schwierigsten Verwickelungen: Bürger und Studenten in höchster Aufregung, welche durch die Prediger genährt wurde, begannen arge Excesse und um Weihnachten kamen die Schwärmer aus Zwickau, an welche Karlstadt sich anschloß. Am 14. October war Jonas Doctor der Theologie geworden und er gehörte der Parthei der Bewegung an, welche die Worte zu Thaten machte, die Bilder aus den Kirchen weggeräumt, die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht sehen wollte: aber mit den Schwärmern hielt er keine Gemeinschaft und auf die Ermahnung des kurfürstlichen Hofes versprach er auch die aufregenden Predigten zu mäßigen. Am 9. Februar 1522 trat er in die Ehe und führte Katharina von Falk, eine treffliche Jungfrau, heim, die späterhin auch mit Luthers Katharina sich eng befreundete und bei ihrem Tode, der am 22. December 1542 zu Halle erfolgte, von Luther selbst tief betrauert und hoch gepriesen wurde.

Volle 20 Jahre lang war Jonas als Propst in Wittenberg Theilnehmer an den wichtigsten öffentlichen Handlungen der jungen evangelischen Kirche: im Jahre 1528 war er mit Luther und Bugenhagen bei der ersten sächsischen Kirchenvisitation, im October 1529 bei dem Marburger Gespräch, das zwischen Zwingli und Luther auf Veranstaltung des Landgrafen Philipp von Hessen gehalten wurde, 1530 war er bei dem Augsburger Reichstag zugegen, und so noch oft bei ähnlichen Anlässen. Die deutsche Uebersetzung von Melanchthons Apologie der Augsb. Confession ist sein Werk und sonst noch öfter wurde er von Luther und Melanchthon gebraucht, um ihre lateinischen Schriften ins Deutsche oder auch deutsche Schriften ins Lateinische zu übertragen. Daneben schrieb er mehrere eigene theils exegetische, theils polemische Werke, griff aber am liebsten mit mündlichem Worte handelnd und wirkend in das Leben ein.

Und dafür eröffnete sich ihm im Jahre 1541 in Halle eine neue Thüre. Diese Stadt war dem Churfürsten Albrecht von Mainz unterthan, insofern derselbe zugleich, wiewohl den Kirchengesetzen zuwider, Erzbischof von Magdeburg war: derselbe besaß in Halle ein befestigtes erzbischöfliches Schloß, die Moritzburg. Die große Mehrzahl der Bürgerschaft wünschte längst die freie Predigt des Evangeliums, aber der Magistrat fürchtete den Zorn des Erzbischofs. Um Geldbewilligungen, deren er bedurfte, zu erlangen, zeigte sich dieser jetzt nachsichtiger: aber man erwartete mit Recht, daß diese augenblickliche Nachsicht keinen Bestand haben würde, und es schien, als würde kein evangelischer Prediger es wagen, sich in dieses Wespennest zu begeben. Jonas entschloß sich mit Genehmigung des Churfürsten von Sachsen unter vorläufiger Beibehaltung seiner Propststelle in Wittenberg mit einem jungen Geistlichen den Wünschen der Halleschen Bürger zu folgen: am Gründonnerstag 1541 erschien er plötzlich in Halle und hielt am folgenden Tage, dem Charfreitage (15. April), Nachmittags 3 Uhr, in der Kirche zu Unsrer Lieben Frauen die erste evangelische Predigt. Unter heftigen, aber siegreichen Kämpfen mit den Gegnern, besonders mit den Mönchen, ordnete Jonas das evangelische Kirchenwesen, und hielt sich in Halle aufrecht, auch nachdem der Erzbischof Albrecht (am 24. Septbr. 1545) in Aschaffenburg gestorben und sein bisheriger Coadjutor Johann Albert aus der anspachischen Linie der Markgrafen von Brandenburg ihm im

Erzstift Magdeburg nachgefolgt war. In einem Schreiben vom 7. Mai 1545 hatte Luther den Rath und die Bürgerschaft zu Halle zur Standhaftigkeit im evangelischen Glauben ermahnt und insbesondere seines Freundes Jonas gedacht, mit den Worten: „Befehle euch hiermit die Prediger, Kirchendiener und Schulen in eure christliche Liebe, sonderlich Dr. Jonas, welchen ihr wisset, daß wir ihn ungern von uns ließen, und ich vor mich noch selbst gerne ihn um mich wissen wollte. Sie sind theuer, solche treue, reine, freie Prediger, das erfahren wir täglich.“ Als Luther auf seinem letzten Friedenswege zur Beilegung der Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld über Halle nach Eisleben reiste, kehrte er im Hause seines Freundes (im goldnen Schlosse Nr. 480) ein und blieb daselbst vom Morgen des 25. Januars 1546 bis zum 28. Januar, wo endlich die angeschwollene Saale die Weiterreise erlaubte, auf welcher Jonas ihn begleitete. Damals mag es auch geschehen sein, daß Luther seinem Freunde in Halle unter der Mahlzeit ein Trinkglas schenkte, mit dem berühmt gewordenen lateinischen Zuspruch:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut fragili vitro similem se noscat uterque.[1])

Jonas war in der Nacht vom 17. zum 18. Februar in Eisleben bei Luthers seligem Abschied zugegen und Er war es, der noch zuletzt mit M. Cölius dem Sterbenden ins Ohr rief: „Allerliebster Vater! Ihr bekennet ja Christum den Sohn Gottes unsern Heiland und Erlöser?“ worauf Luther sein letztes Wort, ein vernehmliches Ja, sprach. Am Morgen des 18. Februar berichtete Jonas in einem noch vorhandenen Schreiben umständlich an den Churfürsten von Sachsen Johann Friedrich Luthers Tod und als dessen Leiche am 19. Februar, einem Freitage, in die Andreaskirche zu Eisleben gebracht worden, hielt er daselbst über 1 Thessal. 4, 13—18. eine Predigt von Luthers Person und Gaben, von der Auferstehung und ewigem Leben, und Warnung der Widersacher, daß dieser Tod werde Kraft hinter sich haben wider des Satans Reich.

---

[1]) Zu deutsch: Glas schenkt der Luther Herrn Jonas,
Glas giebt das Glas dem Glas,
Daß Jedweder nun merke baß,
Er sei zerbrechlich Glas.

Beim Beginn des schmalkaldischen Kriegs, als Herzog Moritz von Sachsen sich Halle näherte, mußte Jonas als das gefürchtete Haupt der evangelischen Parthei eiligst nach Eisleben und von da nach Mansfeld fliehen und der Rath wurde in einer am 25. November 1546 geschlossenen Convention gezwungen ihn abzusetzen und zu verbannen. Der Wechsel der Kriegsereignisse gestattete ihm zwar seit Anfang des Jahres 1547 wieder in Halle zu leben und sein Amt zu verwalten: aber die unglückliche Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) machte seiner Amtsführung daselbst für immer ein Ende. Er floh zunächst nach Nordhausen, wo er sich jedoch auch versteckt halten mußte, und folgte um die Mitte Juli einem Rufe nach Hildesheim, um daselbst Streitigkeiten zu schlichten und das Kirchenwesen zu ordnen, was ihm auch gelang. Er predigte häufig in den dortigen Kirchen und hielt Bibelstunden über die Briefe Pauli an die Epheser und Galater, über einige Psalmen und den Propheten Jeremias. Vor Ostern 1548 hatte er sein Geschäft beendigt, kehrte nach Nordhausen und mit einem Geleitsbriefe des Herzogs und nunmehrigen Churfürsten Moritz von Sachsen nach Halle zurück, wo er bei dem schüchternen Rathe vergeblich die Wiedereinsetzung in sein Predigtamt zu erlangen suchte. Im Sommer des Jahres 1551 finden wir ihn als Hofprediger des Bruders von Johann Friedrich dem Großmüthigen, Herzog Johann Ernst in Coburg, wo er zugleich Superintendent war, und in dieser Stellung verblieb er bis nach dem Tode dieses Fürsten, welcher am 7. Februar 1553 erfolgte. Im Jahre 1552 wurde Jonas inzwischen nach Regensburg erbeten, um die heftigen Streitigkeiten, die in Folge des kaiserlichen Interim in dieser Stadt ausgebrochen waren, beizulegen und dieß gelang ihm während eines Aufenthalts von ohngefähr 10 Wochen. In demselben Jahre hatte er die Freude, den Passauer Vertrag und die Befreiung des gefangenen Churfürsten Johann Friedrich zu erleben. Zu ihm und seinen Söhnen wandte er sich nach dem Tode des Herzogs Johann Ernst und hielt sich eine Zeitlang theils in Weimar, theils in Jena auf, woselbst er mit Rath und That die Gründung der Universität vorbereitete, welche bald als die theologische Nebenbuhlerin und Gegnerin von Wittenberg sich einen Namen erwerben sollte. Während Wittenberg einige Jahrzehnde der Heerd der vermittelnden melanchthonschen Schule war, wurde Jena die Burg des Lutherthums, der persönlichen Treue und Anhänglichkeit an

den Reformator, wie an das alte Fürstenhaus der ernestinischen Linie. Jonas trug diesen Geist in sich und wirkte mit, denselben der neuen Stiftung einzuhauchen. Sein letzter Aufenthaltsort, wo er seine Pilgrimschaft auf Erden beschloß, war Eisfeld an der Werra, wohin er als Pastor und als Superintendent der in Franken gelegenen Ortschaften des sächsisch-coburgischen Landestheils im August 1553 mit schon gebrochener Körperkraft versetzt wurde. Noch in seinen letzten Tagen hatte dieser alte Streiter Christi viel mit Todesfurcht, mit den Schrecken des göttlichen Gerichts und anderen geistlichen Anfechtungen zu kämpfen: alle Tröstungen seiner Amtsbrüder ließen ihn kalt; aber die Bibelsprüche, die ihm in aller Einfalt sein Famulus zurief, erquickten sein Herz, und besonders hielt er sich fest an das Wort des Herrn (Joh. 14, 2): „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." So schlief er am 9. October 1555 Abends um 9 Uhr sanft ein, 62 Jahre, 4 Monate, 4 Tage alt: wie Luther und Melanchthon, ist auch er im 63sten Jahre seines Lebens verschieden: wie Luther, so hatte auch er bei einem frischen freudigen Geiste ein oft schweres Gemüth und große Anfechtungen durch körperliche Leiden, häusliche Sorgen und tiefinnerliche Herzensnoth, worüber nur sein felsenfester Glaube an Christum siegen konnte.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

## 263. Caspar Creuziger.

16. November.

Es ist in dem menschlichen Herzen eine gefährliche Neigung, den größten Männern Gottes gleichen zu wollen, und zwar nicht in den Dingen, worin sie wirklich vorbildlich und nachahmungswerth, sondern in denjenigen, worin sie einzig und unerreichbar sind. Eine Versuchung zu diesem eiteln Bestreben liegt auch in Luthers großer Persönlichkeit, und Mancher mag sich schon eingebildet haben, er müsse ein anderer Luther seyn. Das Gegentheil dieser thörichten Anmaaßung sehen wir an Caspar Creuziger, den ein Zeitgenosse, Hieronymus Weller, wirklich den andern Luther nennt und von dem Luther selbst hoffte, er würde nach seinem Tode die Stütze der evangelischen Kirche werden. Er schloß sich in demüthiger dienender Liebe an Luther an und verdiente sich

ein so ehrenvolles Zeugniß, indem er eben nichts Anderes und nicht mehr seyn wollte, als er war, ein treuer arbeitsamer Schüler und Gehülfe: so reiht er sich würdig als der dritte an Melanchthon und Bugenhagen an.

Sein Familienname Creuziger wurde auch Creutzinger gesprochen und geschrieben: aber er mag wohl ursprünglich lateinisch gewesen seyn und Cruciger (Kreuzträger) gelautet haben. So pflegte er sich auch in seinen Schriften zu nennen, und seine Geschichte lehrt, daß er ein rechter Kreuzträger war.

Sein Geschlecht stammte aus Böhmen und seine Voraltern waren in Folge des Hussitenkrieges von dort nach Leipzig ausgewandert: daselbst lebte sein Vater, Georg, als geachteter Bürger, und daselbst ist Caspar am 1. Januar 1504 gegen ein Uhr Morgens geboren. Der Knabe war schwächlich, schweigsam und in sich gekehrt, und, da man Kinder gewöhnlich nach ihrer äußeren Lebhaftigkeit beurtheilt, so meinten seine Aeltern, es mangle ihm an Geist und Gaben. Doch wollten sie nichts an seiner Erziehung fehlen lassen: denn sie waren gottesfürchtig und gewissenhaft und der Hoffnung einer neuen bessern Zeit zugekehrt. Als er sieben Jahre alt war, übergaben sie ihn dem Unterricht des trefflichen Georg Held aus Forchheim in Baiern (gewöhnlich Forchhemius genannt), den auch der fromme Fürst Georg von Anhalt als seinen Lehrer rühmt. Da machte er in Grammatik, Dialektik und Arithmetik so überraschende Fortschritte, daß sein Lehrer, als er nur zwölf Jahr alt war, die Aeltern bewog, ihn zum Studium der neu erwachten classischen Literatur der Römer durch den ausgezeichneten Gelehrten Caspar Börner anleiten zu lassen. Im Griechischen genoß er auf kurze Zeit den Unterricht des Engländers Richard Crok und nach dessen Rückkehr in sein Vaterland seit 1517 des berühmten Petrus Mosellanus, der damals die Professur der griechischen Sprache als junger Mann von 24 Jahren antrat. Sein Mitschüler Joachim Camerarius sagt von ihm, er sei damals scheinbar weit weniger geweckt gewesen als seine Mitschüler, habe aber mehr gelernt, als sie Alle. Petrus Mosellanus erkannte ganz den edlen sinnigen Jüngling, führte ihn rasch in der Kenntniß des Alterthums vorwärts und liebte ihn wie einen Sohn. Im Jahre 1519 war der junge Creuziger Zeuge der Leipziger Disputation zwischen Luther und Eck, und nach der Geistesrichtung, die ihm durch den Sinn seiner Aeltern und durch seine Lehrer eingepflanzt

war, mußte sein Herz sich ganz dem hellen Lichte, das von Wittenberg aus der Kirche aufging, zuwenden.

Schon in einem Alter von zwölf Jahren war er nach damaliger Sitte unter die akademischen Bürger der Universität Leipzig aufgenommen worden: aber die Männer, die hier in den Facultäten herrschten, hingen, wie ihr Landesherr, Herzog Georg von Sachsen, dem Alten an und suchten den aufstrebenden Geist des neuen Geschlechts zu unterdrücken. Die Hoffenden sehnten sich aus dieser Stickluft heraus und Creuzigers Aeltern benutzten im Sommer des Jahres 1521 die Pest, die damals in Leipzig viele Opfer forderte, als einen Vorwand, um ohne Aufsehn sich in die auch für den Geist gesundere Luft von Wittenberg zu übersiedeln. Wer hätte damals geahnet, daß der siebzehnjährige schweigsame Bürgerssohn nach achtzehn Jahren als Reformator der Stadt und Universität Leipzig zurückkehren würde!

Luther war eben auf der Wartburg und übersetzte dort das Neue Testament: er traf erst in der Passionszeit des folgenden Jahres überraschend ein, um in achttägigen Predigten die Unordnungen, die Schwärmer und Bilderstürmer in seiner Abwesenheit angerichtet hatten, zu bekämpfen. Aber unter Melanchthons Leitung ergab sich Creuziger sogleich mit vollem Eifer dem Studium der lebendigen biblischen Theologie und der hebräischen Sprache als ein gläubiger Jünger des Evangeliums. Doch sah er auch in der Natur ein Buch Gottes und beschäftigte sich nebenbei viel mit Pflanzenkunde und Mathematik: er hat in Wittenberg zwei botanische Gärten angelegt: noch in späteren Jahren bereitete er selbst Arzneien, und trieb mit großem Ernst astronomische Studien, in welchen er es zu einer bedeutenden Höhe brachte. Es ist staunenswerth, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sein gesammelter eindringender Geist sich jede Art des Wissens aneignete.

Nachdem die Stadt Magdeburg unter lebhaftem Widerstande des Erzbischofs und des Clerus im J. 1522 die evangelische Lehre angenommen hatte, suchte der Magistrat einen tüchtigen Rector für die dortige Schule zu St. Johann und berief im Jahre 1524 den zwanzigjährigen Creuziger mit großen Erwartungen, die aber von seinen Leistungen noch übertroffen wurden. Erwachsene, selbst Geistliche, nahmen an seinem Unterrichte Theil; die Zahl der Schüler wuchs so, daß der Hörsaal zu enge wurde, und man die weiteren Räume des Augustinerklosters benutzen mußte. Dabei pre-

digte Creuziger fast jeden Sonntag zweimal in der St. Stephanskirche, und die Klarheit und sanfte Wärme seines Vortrags zog so viele Zuhörer an, daß die Kirche sie kaum fassen konnte. Aber schon am 13. April 1528 kehrte er, auf Luthers Anlaß, nach Wittenberg zurück, um die Predigten in der Schloßkirche und Vorlesungen über die heilige Schrift alten und neuen Testaments zu übernehmen. In einem Alter von 26 Jahren wurde er Decan der philosophischen Facultät, drei Jahre später Doctor der Theologie und zum ersten Male Rector der Universität, welches Amt er überhaupt viermal, zuletzt zwei Jahre hinter einander, in Luthers Todesjahr (1546) und während des unglücklichen schmalkaldischen Krieges (1547), verwaltet hat.

Creuziger war aber auch der Stenograph der sächsischen Reformatoren und hat durch seine Gewandtheit im Abkürzen und Schnellschreiben oft bei Religionsgesprächen die besten Dienste geleistet. Als Doctor und Professor der Theologie, als Prediger der Schloßkirche und gewesener Rector der Universität hielt er sich nicht für zu gut, die Predigten, die Luther in der Schloßkirche vor fürstlichen Personen hielt, wörtlich nachzuschreiben und dann für den Druck zu ordnen. So sind Luthers Auslegung des 65sten Psalmen, vor dem Fürsten von Anhalt gehalten (1534), seine drei Predigten von der heiligen Taufe gegen die Wiedertäufer (1535) und seine Predigt über den 118ten Psalmen durch Creuzigers Dienst auf die Nachwelt gekommen. Bei dem Religionsgespräch, das vom 14. bis 17. Januar 1541 in Worms zwischen Melanchthon und Eck gehalten wurde, führte er auch das bescheidene Amt eines Nachschreibers, folgte aber dem Gespräch so aufmerksam, erinnerte Melanchthon so klug an die Einwürfe, die zu widerlegen waren, und unterstützte ihn so mit seinem Rath, daß der dabei anwesende Cardinal Granvella die Aeußerung nicht zurückhalten konnte: „die Lutheraner haben einen Schreiber, der mehr versteht, als alle Päpstlichen zusammen."

Bei den Verhandlungen, die vom 2. bis 4. October 1529 mit Zwingli und Oecolampadius in Marburg gepflogen wurden, so wie bei der Vereinigung, die um das Himmelfahrtsfest 1536 mit Martin Bucer und anderen oberdeutschen Theologen zur Beilegung des Abendmahlsstreites in Wittenberg zu Stande kam, war Creuziger unter Luthers Freunden und Rathgebern. Während der Reichstage von Speier (1529) und Augsburg (1530) blieb er aber

daheim, um durch seine Vorlesungen die Lücke auszufüllen, die durch Melanchthons Abwesenheit entstand. Als Luther eine neue Ausgabe seiner Bibelübersetzung für das Jahr 1541 besorgte, war er Einer von den sechs Theologen, mit denen sich der theure Gottesmann berieth, um die richtigste Auslegung und das treffendste Wort überall zu finden. Nebst ihm versammelten sich zu diesem heiligen Werke bei Luther die drei Häupter der Wittenbergischen Theologen, Philipp Melanchthon, Johann Bugenhagen, Justus Jonas, und die beiden Orientalisten Matthäus Aurogallus (Goldhahn) und Johann Förster. Bei den erneuerten Abendmahls-Streitigkeiten gegen die Schweizer und oberdeutschen Reformatoren stand aber Creuziger auf Melanchthons Seite und Beide merkten es Luthern wohl an, daß er im Stillen Etwas gegen sie habe: sie fürchteten auch, daß er einmal öffentlich gegen sie auftreten würde. Aber Luther beherrschte sich doch, wozu ihn theils die Sorge für den Kirchenfrieden bewegen mochte, theils wohl auch die Ueberzeugung, daß es nicht wohl gethan sey, bei dem Lehrbegriff über dieses heilige Geheimniß unter Glaubensbrüdern, die übrigens eins sind, zu fein auch das Haar spalten zu wollen.

Der Herzog Georg von Sachsen, der in seinen Landen die Evangelischen unnachsichtlich verfolgt hatte, war am 17. April 1539 durch Gottes Verhängniß kinderlos gestorben und sein Bruder Heinrich, der der evangelischen Lehre ergeben war, hatte nach Erbrecht seine Lande in Besitz genommen. Jetzt galt es, die Reformation in diesem Gebiete, wo die Bevölkerung längst der großen Mehrzahl nach die Befreiung vom päpstlichen Joche verlangte, besonders auch in Leipzig einzuführen. Luther selbst und Justus Jonas brachen zuerst mit ihren Predigten am Pfingstfeste das Eis: aber das Schwierigste, die Durchführung des Werks und die Umbildung der Universität, wo viel alter Sauerteig auszufegen war, blieb Andern überlassen und auf Ansuchen des Herzogs Heinrich sandte der Kurfürst Johann Friedrich dazu Caspar Creuziger und Friedrich Myconius, Pfarrer und General-Superintendent zu Gotha, nach Leipzig. So wurde Creuziger der Reformator seiner Vaterstadt und gewann das Vertrauen von Rath und Bürgerschaft in solchem Maaße, daß sie wünschten ihn als das Haupt der städtischen Geistlichkeit auf immer zu behalten. Er wies die Bittenden an seinen Kurfürsten; dieser aber verweigerte es auf Luthers Rath, der am 4. November (1539) schrieb: „Es wäre Schade, daß Er

hier sollte viel versäumen und dort wenig (?) ausrichten; es kann's wohl zu Leipzig ein geringer Hölzlein thun, denn eine solche Stange. Damit auch diese Schule (die Universität Wittenberg) nicht gar entblößet werde, sondern weil D. Caspar in der Theologie zu lesen ein Fürbund ist, auf den ich es nach meinem Tode gesetzt habe: so ist meine unterthänige Bitte, weil es allein an E. Ch. F. G. Bewilligung liegt, E. Ch. F. G. wollten D. Casparn nicht lassen von Wittenberg reisen. Wer weiß, was Gott in kurzer Zeit machen will.“ Aus den letzten Worten möchte man schließen, daß Luther auf Creuziger seine Hoffnung auch für die Ordnung des evangelischen Kirchenregiments setzte, wofür damals durch Errichtung eines Consistoriums in Wittenberg eben die ersten, freilich noch sehr unzureichenden, Schritte gethan wurden. Sieht man aber auf das, was Gott wirklich in kurzer Zeit, ein Jahr nach Luthers Tode, gethan hat, so möchte man menschlicher Weise vermuthen, daß es weise gewesen wäre, die besten Kräfte nach Leipzig zu sammeln und dort einen zweiten Hauptheerd für die evangelische Kirche zu gründen, gleichwie die Apostel vor der Zerstörung Jerusalems einen solchen in Antiochien und später einen dritten in Ephesus gegründet haben. Creuziger kehrte vor Ende des Jahres 1539 nach Wittenberg zurück, um seine Vorlesungen fortzusetzen. Doch mußte er im Anfang des folgenden Jahres wieder zu schwierigen Verhandlungen in Leipzig sich brauchen lassen und an den Religionsgesprächen mit der päpstlichen Parthei, die in Schmalkalden, Hagenau und Worms zur Herstellung des Kirchenfriedens fruchtlos geführt wurden, Theil nehmen, gleichwie er früher (1537) bei der Abfassung der Schmalkaldischen Artikel mitgewirkt und dieselben mit unterschrieben hat, wobei es jedoch merkwürdig ist, daß bei dem von Melanchthon verfaßten Anhang, dem Tractat über die Gewalt des Papstes und der Bischöfe seine Unterschrift fehlt, ohne daß man weiß, ob dieß zufällig oder wegen abweichender Ueberzeugung geschehen ist.

Auf dem Reichstag zu Regensburg 1541, wo die päpstliche Parthei wieder eine Vereinigungsformel über die wichtigsten Lehrsätze zu Stande zu bringen suchte, während doch der Geist der Kirchen, der sich darin aussprechen sollte, eine ganz verschiedne Richtung hatte, stand Creuziger wieder an Melanchthons Seite. Wichtiger ist es, daß er in demselben Jahre mit Melanchthon im Gegensatz gegen die Meinung seines Kurfürsten und auch Luthers

richtig erkannte und aussprach, daß das Recht zur Wahl eines Bischofs in Naumburg nicht dem Kurfürsten, sondern dem Domcapitel zustehe.

Nach Luthers Tode stand Creuziger nebst Melanchthon und Bugenhagen an der Spitze der evangelischen Kirche Sachsens und hatte zugleich als Rector der Universität und als Decan der theologischen Facultät die größte Last der Verwaltungs-Geschäfte zu tragen. In dem traurigen Jahre 1547, wo nach der Schlacht bei Mühlberg der Kurfürst Johann Friedrich gefangen, Wittenberg in die Hand der kaiserlichen Truppen übergeben, die Universität aufgelöst war, stand er mit Bugenhagen fast allein und im folgenden Jahre 1548 mußte er mit Melanchthon auf dem Reichstage in Augsburg alle treuen Bemühungen fruchtlos verschwenden, um das unheilvolle vom Kaiser Karl V. im Siegesstolze anbefohlene Interim zu verhindern. Viel Schweres und Trauriges hätte ihm noch bevorgestanden, viel Gutes aber hätte er auch noch im Dienste der Kirche leisten können, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihn in der Blüthe des männlichen Alters kurz vor beendigtem 45sten Jahre seines Lebens heimzurufen.

Creuziger hatte von Natur ein schweres Gemüth, wie solches Hieronymus Weller mit folgenden Worten andeutet: „Mit Recht hieß er Cruciger, Kreuzträger: denn er trug sein großes und schweres Kreuz. Nicht nur war er stets kränklich, sondern er hatte auch viel häusliche Noth. Er hatte auch seinen Satan, der ihn mit Fäusten schlug. So sagte Luther einmal zu mir über Tische: Hieronymus, du hast deinen Quälgeist, so gut wie ich und D. Creuziger und M. Philipp." Und doch war er allezeit gelassen. Sein Emblem war die Taube mit dem Oelblatt, die der Arche Noah's zufliegt, mit dem Sinnspruch aus Homer: „Alles, was Gott schickt, ist das Beste!" (*ἀμείνω δὲ αἴσιμα πάντα.*) In diesem Sinne lebte Er und mit ihm seine Ehefrau Elisabeth geborne von Meseritz, die Verfasserin des glaubens- und schwungvollen Kirchenliedes: „Herr Christ, der Einige Gottes, Vaters in Ewigkeit, Aus seinem Herzen entsprossen, gleichwie geschrieben steht" ꝛc. Sie gebar ihm zwei Töchter und einen Sohn und ist im J. 1558 als Wittwe gestorben. Eine der Töchter, Namens Elisabeth, hat sich mit Luthers ältestem Sohne Johannes verheirathet, welcher als gothaischer Hofrath und preußischer Geheimer Rath in Königsberg am 29. October 1575 gestorben ist. Creuzigers Sohn, im J.

1528 zu Wittenberg geboren, und wie sein Vater Caspar genannt, wurde Doctor und Professor der Theologie und bestieg 1561 Melanchthons Lehrstuhl, wurde aber später wegen Hinneigung zum Calvinismus verbannt, trat zur reformirten Kirche über und ist im J. 1597 in Cassel als Pastor und Präses des Consistoriums gestorben. Er hatte also ein ähnliches Schicksal, wie Melanchthons Schwiegersohn, der Arzt Caspar Peucer. Weil die lutherische Confession die melanchthonsche vermittelnde Richtung in ihrem Schooße nicht duldete, so mußte sich dieselbe nach kurzer Herrschaft in den Calvinismus flüchten, da eine dazwischen liegende Confession, wie sie später der Kurfürst von Brandenburg Sigismund zu stiften versuchte, nicht vorhanden war. Was Luther in Melanchthon und Creuziger nicht gern gesehn, aber geduldet hatte, das wurde an ihren Nachkommen von Luthers Nachfolgern nicht geduldet. So kam, was kommen mußte.

Creuziger lag vor seinem Ende drei Monate hoffnungslos darnieder; aber da er in der Geduld der Heiligen ausharrte, so war sein Krankenlager höchst erbaulich, ja nicht ohne stille Freuden. An jedem Morgen ließ er seine beiden Töchter an sein Bett kommen, betete mit ihnen und ließ sie einige Hauptstücke des Katechismus hersagen. Dann stand er ein wenig auf, übersetzte Luthers Auslegung der letzten Worte Davids, las astronomische Schriften, und ging auch wohl auf kurze Zeit in's Freie, um anbetend die Werke des allmächtigen Schöpfers zu betrachten. Mit den Vertrauten, die ihn besuchten, sprach er über allerlei Gegenstände der christlichen Heilslehre, über die wunderbare göttliche Leitung der Kirche, über die Hoffnung des ewigen Lebens und über die Gemeinschaft der Heiligen im Himmel. Endlich am 16. November 1548 erlöste ihn der Herr von allen seinen Leiden. Am 19. November wurde er in der Pfarrkirche unter allgemeiner Trauer beigesetzt und Bugenhagen hielt ihm die Gedächtnißrede über die Worte Pauli (2 Timoth. 4, 7—8.): „ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet.“ — — Das Gedächtniß des reichbegabten, unverdrossenen, bescheidenen Gehülfen der Reformatoren, des geduldigen Kreuzträgers, der sein Leben dem Dienste des Herrn geopfert hat, bleibe im Segen!

H. E. Schmieder in Wittenberg.

## 264. Paul Eber.

10. December.

Paul Eber, ein berühmter Schüler Luthers und Melanchthons, war dem Leibe nach ein gar schwaches Männchen, wenig Körper, aber viel Geist. Er war auch von Hause aus sehr arm und aus geringem Stande. Sein Vater war ein Schneider zu Kitzingen in Franken, ein ehrsamer Bürgersmann. Am 8. November 1511 um 1 Uhr nach Mitternacht wurde ihm dieser Sohn geboren, sechs Jahre vor dem Anfang der Reformation. Er bemerkte bald an dem Knaben gute Fähigkeiten und Trieb zum Lernen: deshalb schickte er ihn in seinem zwölften Jahre nach Ansbach, wo eine gute Schule war, und gab ihn einem dortigen Bürger, Namens Paulus Rothala, in die Pflege. In der Schule ging es gut: aber nach Jahr und Tag wurde der kleine Paul kränklich und der Hauswirth bat den Vater ihn heimzuholen: die Mutter war ihm inzwischen gestorben. Der Vater schickte seinen ältesten Sohn Johannes ab, befahl ihm in Ansbach ein Fuhrwerk zu miethen und den schwächlichen Bruder nach Hause zu bringen. Johannes sah, daß der Kleine leidlich munter war und mochte das Geld sparen wollen: er machte sich mit ihm zu Fuße auf den Weg. Paul wird müde und sein Bruder freut sich, als er auf der Straße einen Fleischer findet, der ihm erlaubt, den kleinen Wandrer auf sein Pferd zu setzen: der Fleischer und Johannes gehen sachte nach. Plötzlich wird das Pferd scheu, sucht das Weite über Stock und Stein und schleift den schwachen Reiter fast eine Viertelmeile weit. Doch war außer einer leichten Kopfwunde an ihm keine äußerliche Verletzung zu bemerken und Paul ließ sich von seinem Bruder, der des Vaters Zorn fürchtete, überreden, den ganzen Unfall zu verschweigen und die Kopfwunde fälschlich dadurch zu erklären, daß er in der Nachtherberge über die Schwelle gestolpert und gefallen sei. Das war so eine beliebte Nothlüge, dergleichen leider seit Adams Fall täglich vorkommen. So wurde der Schaden, den Paul innerlich erlitten, verheimlicht, bis er unheilbar war, und die Folge ist gewesen, daß sein Wachsthum gehemmt wurde und er für sein ganzes Leben eine kleine, höckerige und gebrechliche Gestalt behielt. Nun mußte der kranke Knabe ein ganzes Jahr im väterlichen Hause bleiben, um wieder zu einigen Kräften zu kommen, und das war gerade die unglückliche Zeit des Bauernkriegs. Unterdessen war

in Nürnberg seit 1522 das Evangelium gepredigt und die Reformation begonnen worden: und bei Gelegenheit einer Hochzeit, an der Pauls Vater dort Theil nahm, hörte er auch die daselbst neu eingerichtete Schule rühmen und beschloß seinen Sohn derselben anzuvertrauen; an welcher Melanchthons Freund, Joachim Camerarius, damals ein junger Mann von 27 Jahren, Rector war. Paul wurde Einer seiner liebsten und tüchtigsten Schüler und ging im Jahre 1532 nach Wittenberg, wo er Melanchthons und Luthers Unterricht genießen sollte. Er wurde mit allen trefflichen Jünglingen, die sich um diese beiden Helden vereinigten, befreundet, war aber nicht eine lutherische, sondern eine melanchthonsche Natur, sinnig, friedsam, fein und sehr wißbegierig: aber der Kampf und Streit betrübte ihn und es war ihm auch nicht gegeben, so leicht zu einer felsenfesten Gewißheit der Ueberzeugung in Glaubenssachen zu kommen, weil er jede Sache gern von allen Seiten ansah und es ihm Ueberwindung kostete, den Verstand gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Er war zum Lehrer und Erzieher geschaffen, zum Helden und Reformator nicht. Als er im J. 1536 seine Studien vollendet hatte, und Magister worden war, zog ihn Melanchthon ganz in sein Vertrauen, theilte ihm alle seine Geheimnisse mit und brauchte ihn wegen seiner zierlichen Handschrift als seinen Schreiber, zu welchem Dienst der bescheidene Paul Eber seinem theuren Lehrer und Freund sehr willig sich hingab.

Er bestimmte sich zum Lehrer an der Universität Wittenberg, der er bis an seinen Tod treu geblieben ist. Im J. 1541 verheirathete er sich auf Melanchthons Betrieb mit einer frommen Jungfrau aus Leipzig, Helena Küffner, mit der er in sehr glücklicher Ehe Vater von dreizehn Kindern wurde, von denen jedoch nur vier ihn überlebten. Als im Schmalkaldischen Kriege nach Luthers Tode Wittenberg bedroht wurde und die Lehrer und Studenten fast alle die Stadt verlassen hatten, blieb Paul Eber zurück und beschützte, so gut es ging, Melanchthons Haus gegen die Räubereien der kaiserlichen Kriegsknechte. Ein ganzes Jahr lang vom November 1546 bis zum November 1547 war des Krieges wegen der akademische Unterricht ausgesetzt.

Im Jahre 1557 erhielt er eine theologische Professur und wurde zugleich Prediger an der Schloßkirche: nach Bugenhagens Tode trat er an dessen Stelle und wurde also der zweite evan-

gelische Stadtpfarrer und General-Superintendent des Kurfürstenthums Sachsen. Universität und Rath hatten ihn einstimmig gewählt und am 15. August 1558 den Kurfürst August um seine Bestätigung gebeten, wobei sie unter Anderm sagen: „Und sind unser aller Stimmen ohne alles Practiciren einträchtig gewesen, daß keine andere Person von Jemand nominirt ist: denn wir alle wissen, daß er gottesfürchtig ist und einen rechten Verstand hat christlicher Lehre, und ist allezeit in gemeiner Confession der Kirchen dieser Lande geblieben, ist verständig und friedliebend. Wiewohl nun gedachter M. Paulus Eberus sich entschuldigt und viel Ursachen fürgewandt von der großen Last dieses Amts, hat darüber seines Leibes Schwachheit angezogen, die wir alle wissen, und wir gern sein verschont hätten: so haben wir doch keine andere Person nach Gelegenheit dieser Zeit ihm vorzuziehen bedenken können, haben also guter christlicher Meinung aus keinem Privataffect angehalten und gebeten, daß er bewilligen wollte.“ Mit großer Bescheidenheit nahm er endlich am 7. December 1559 auch die theologische Doctorwürde an und, nachdem Melanchthon am 19. April 1560 das Irdische gesegnet, mußte er, obwohl mit Zittern und Zagen, an die Spitze der Wittenberger Theologen treten und von nun an alle die Streiche leiden, die von den streitbaren Gegnern früher auf des milden Melanchthons Haupt geführt worden waren. Denn er gehörte selbst zu denjenigen Gottesgelehrten, in welchen bei frommem Sinn die Glaubenserkenntniß nur nach und nach zur höchsten Fülle und Gewißheit aufwächst und die es daher auch nur für verderblich halten können, wenn Anderen die schärfsten Spitzen der evangelischen Lehre aufgezwungen und aufgeschreckt werden sollen, statt die Frucht der Erkenntniß unter der Zucht des heiligen Geistes still reifen zu lassen. Luther hatte vor seinem Tode wohl geahnet, welcher hohe Beruf einst auf Ebers Schultern ruhen würde, vielleicht aber auch gefürchtet, daß er ihm nicht ganz gewachsen sein möchte. Er hatte um die Zeit seines letzten Geburtstages, den er erlebte, die Freunde Bugenhagen, Melanchthon, Cruciger, Major und Paul Eber um sich versammelt und nach gehaltener Mahlzeit, ehe sie weggingen, ernste Worte an sie gerichtet. „So lange ich lebe — hatte er gesagt — hat es, so Gott will, keine Gefahr, und wird in Deutschland Friede bleiben: aber wenn ich todt bin, dann betet: ja dann wirds noth thun zu beten und unsre Kinder werden zum Speer greifen müssen: es

wird schlimm mit Deutschland stehen. Das tridentinische Concil zürnt uns sehr und meint es böse mit uns: darum bittet, bittet fleißig nach meinem Tode." Dann wandte er sich an Eber und sprach: „Du heißest Paulus; nun so werde ein Paulus und suche standhaft die Lehre zu erhalten und zu schützen, die Paulus gelehrt hat."

Unser Paulus suchte unter viel Arbeiten, Leiden und Kämpfen treulich dieser Mahnung nachzuleben bis an seinen Tod, der den 10. December 1569 erfolgte. Vorher hatte er viel Hauskreuz gehabt, nach einander mehrere Glieder seiner Familie und zuletzt am 22. Juni desselben Jahres seine treue Lebensgefährtin verloren. Ihr Andenken wird noch durch Ebers schönes Neujahrslied erhalten, das anhebt: „Helft mir Gott's Güte preisen, ihr lieben Kindelein." Denn die ersten Buchstaben jedes der sechs Verse bilden zusammen den Namen Helena, den seine Gattin und Eine seiner Töchter geführt hat. Er hat sieben geistliche Lieder gedichtet, unter denen das herrliche Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn" noch gesungen wird und der leidenden Kirche immer erhalten zu werden verdient. Unter seinen Schriften ist auch ein historischer Kalender, den er zuerst 1550 lateinisch herausgegeben hat und der so großen Beifall fand, daß noch im Jahre 1582 auch eine deutsche Uebersetzung desselben von seinen Söhnen Johannes und Martin besorgt worden ist. Man erkennt an diesem Unternehmen den Mann, der wohl wußte, welches die Bedürfnisse des evangelischen Volkes sind: aber die unseligen Streitigkeiten, die kein Ende nehmen wollten, haben die weitere Fortbildung solcher Anfänge verhindert und nun erst nach dreihundert Jahren ist dieser Gedanke endlich wieder aufgenommen worden, aber im Wesentlichen ganz so, wie er ihn schon gefaßt hatte.

Paul Eber bildet mit mehreren anderen trefflichen Gottesmännern den Uebergang von den Reformatoren zu der zweiten Generation evangelischer Gottesgelehrten, welche berufen waren, die neu empfangenen Segnungen des apostolischen Geistes zu erhalten, auszubilden, und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Ein nicht so kühnes und glänzendes, aber ein sehr mühevolles und verdienstliches Geschäft! Denn alles Unkraut, das Satan heimlich unter den Waizen gestreut oder dessen Same von alter Zeit her im Lande geblieben war, das ging nun auf und drohte den Waizen zu ersticken. War es doch der christlichen Kirche nach der

Apostel Zeiten nicht besser ergangen und sie hat ein Jahrhundert gebraucht, um die feindlichen Elemente zu überwinden.

Ebers hinterlassene vier Kinder haben ihrem Vater in der Stadtkirche zu Wittenberg, wo er eilf Jahre das Wort Gottes verkündigt hat, ein Denkmal gesetzt, das jetzt zwar von seiner Stelle entfernt worden, aber doch noch erhalten ist und um so mehr erhalten werden muß, weil es zugleich ein sinniges Denkmal der Reformation ist. Es stellt den Weinberg Christi dar, aber in zwei Abtheilungen: auf der Seite, die dem Beschauer zur Linken ist, sind die Papisten dargestellt, die den Weinberg jämmerlich verwüsten, die Weinstöcke ausreißen, den Zaun zerbrechen, den Brunnen verschütten: auf der andern Seite sieht man die Reformatoren mit ihren Gehülfen, wie sie im Schweiße ihres Angesichts den Weinberg treulich anbauen und man erkennt zum Theil ihre wohlgetroffenen Bildnisse. Da ist Luther, der mit Karst und Hacke das Wüste umreutet, Melanchthon, der mit Johann Förster Wasser aus dem Brunnen fördert, Bugenhagen und Cruciger, die Pfähle einschlagen, Paul Eber, der Reben anbindet. Aus der weit geöffneten Pforte links kommt der Pabst mit Cardinälen, Bischöfen, Aebten in stolzem Zuge einhergeschritten, um den verdienten Lohn zu empfangen und der Herr Christus als Schaffner (Matth. 20, 8.) drückt ihm seinen Groschen in die Hand. Rechts kniet Paul Eber mit seinen Kindern, der Gnade des Herrn sich befehlend. Die Stätte, wo Ebers Gebeine ruhen, hat ehemals ein Stein mit einer ausführlichen Aufschrift in lateinischer Sprache bedeckt, wozu auch ein Distichon gehörte, dem als Uebersetzung folgender deutscher Reim beigefügt war:

Pauli Eberi Körperlein Ruhet sanfft unter diesem Stein:
Bei Leben war die Arbeit sein, Jedermann guts thun, lehren rein.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

Im übrigen Reich.

## 265. Albrecht Dürer.

6. April.

Zum Lobe unserer Zeit darf es gesagt werden, daß sie das Vergangne, Große aus dem Staube gehoben. Sie hat Händel und Bach aus der Vergessenheit gezogen, sie ist auch Albrecht Dürer gerecht geworden. Durch die neuere Geschichtsforschung lernen wir den Menschen im Künstler verstehen, ebenso sehr Kind als Bildner seiner Zeit; seine Werke nicht losgerissen, sondern im Zusammenhang mit seiner Person, nicht als Bruchstücke, sondern als Zeugnisse seines eigensten Lebens. Bei wenigen läßt sich dieser Zusammenhang so schlagend nachweisen als bei Albrecht Dürer. Seine Werke sind Bekenntnisse, die er als Christ und Mensch und Künstler ablegt. Darum soll ihm auch nicht der Ehrenplatz unter den Zeugen Christi fehlen. Wir schauen denn in sein Leben zunächst.

Im Jahre 1455 ist zu Nürnberg Hochzeitfeier. Philipp Pirkheimer, ein Patrizier, hält Hochzeit und Bankett im Hofe der alten Kaisersburg. Derweilen wandert zu den Thoren Nürnbergs ein schlichter Goldschmied aus Ungarn ein, nicht ahnend, daß sein und Pirkheimers Name einst eng verbunden, und der seine zu Nürnbergs besten zählen werde. Es ist der Vater Dürers „der von männiglich ein gut Lob gehabt, denn er hielt ein ehrbar christlich Leben, war ein geduldig Mann und sanftmüthig, gegen Jedermann friedlich und dankbar gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel weltl. Freud gebraucht, war weniger Wort, hat nicht viel Gesellschaft und war ein gottesfürchtiger Mann." Bei Hieronymus Heller dem Goldschmied findet der zugewanderte Fremdling Arbeit und bald auch seine Heimath. Denn nachdem er zwölf Jahr dem Meister gedient, erhält er dessen 15jähriges Töchterlein Barbara zur Ehe. Achtzehn Kinder werden dem Paare im Hinterhause der Pirkheimerschen Pätrizierwohnung geboren. Von den achtzehn aber bleiben nur drei übrig: Albrecht geb. 22. April 1471, Andreas

und Hans. Im Vorderhause aber ward auch kurz vor Albrechts Geburt ein Sohn geboren. — Die Kinder spielen zusammen, die Knaben verkehren, und als Männer bleiben sie die innigsten Freunde: Albrecht Dürer und Willibald Pirkheimer.

Nachdem Albrecht vier Jahre lang die Schule besucht und mäßig schreiben und lesen gelernt nahm ihn der Vater in die Lehre, dessen „höchst Begehren war, daß er seine Kinder mit der Zucht wohl aufbrächt, daß sie Gott und Menschen angenehm würden." Goldschmiedskunst und Malerei, wie Handwerk und Kunst überhaupt lagen in jener Zeit nicht weit auseinander. Man war Beides: Künstler und Handwerker. So übte Albrecht sich schon im Modelliren, im richtigen Zeichnen — und bald schlug die tiefliegende Gabe zur Malerei durch. Als neunjähriger Knabe malt er sich selbst und schrieb darunter: „dz hab ich aws ein spigell nach mir selbs kunterfeit, da ich noch ein kint war". So kindlich die Auffassung, so gelungen doch schon, was ihn durch seine ganze Kunst begleiten sollte: der Ausdruck des Innern. — Noch arbeitet er als Goldschmiedsgeselle ein Prachtstück: die sieben Fälle aus dem Leiden Christi — im Gehorsam gegen den Vater, der endlich dem Drängen des Knaben nachgibt und ihn zu dem Maler Michael Wohlgemut in die Lehre bringt. Drei Jahre sollt er da lernen. „In dieser Zeit gab mir Gott Fleiß, daz ich wohl lernte, aber Vill muste ich von Wohlgemuts Knechten leiden". Waren eben dort nicht blos Kunstjünger, sondern auch Anstreicher und Farbenreibegesellen. Die Lehrzeit ging um, Wohlgemut entließ den jungen Dürer mit dem Zeugniß, daß der Schüler den Meister überwunden. Dann that ihn der Vater „vier Jahr aussen" bis er ihn wieder „forderte". Im Jahr 1494 um Pfingsten war's daß Dürer heimkehrte, das Bild eines jungen Mannes von ausnehmender Kraft und Schönheit, wie ihn ein Gemälde aus jener Zeit darstellt. Das ist mit goetheschen Farben beschrieben „ein ernstes Jünglingsangesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig harmonisch in seinen Theilen, vollkommen Dürers würdig."

Dürer legt das Probestück seiner Wanderjahre ab und dem dreiundzwanzigjährigen werden Sitz und Stimme in der Zunftstube gegeben. „Da ich anheims kommen war, handelt Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter, Agnes und gab mir zu ihr 200 Gulden und hielt Hochzeit am Montag vor Margaretha

1494.“ — Ohne Zuneigung geschlossen, war die Ehe, wenn auch nicht eine unglückliche, da Dürer niemals klagte, so doch keine die Dürer gehoben und getragen. — Der Stolz der ungebildeten, schönen Frau, die einen Mann wie Dürer nicht begriff, ihr Drängen nach Erwerb, womit sie ihn plagte, hat ihn wohl dann und wann erbittert, aber nicht gebrochen. Was er in der Ehe nicht fand, fand er im Verkehr mit seinem Gott, seinem Wort, gleichgesinnten Freunden und in seiner Kunst. —

Nach dem Tode seines Vaters, den er in herzbewegender Weise beschreibt, nahm er seine Mutter zu sich, die der Vater „allweg groszlich lobett, wy sy so ein frum Fraw wär, deszhalb ich mir fürnahm sy nymmermehr zu lassen“. — Nach langer Arbeit in Zeichnung und Kupferstich trat Dürer durch Pirkheimer unterstützt eine Reise nach Italien an. Das waren sonnige Tage für Dürer, seine Briefe von daher athmen nichts denn Ruhe und Friede und Freude. Der glänzende Empfang, die Bewunderung seiner Vielseitigkeit, die blinkenden Dukaten die man ihm zahlte — deß Alles freut er sich wie ein Kind, ebenso kindlich geht er vorüber an italienischem Neid und Eifersucht.

Die deutschen Kaufleute in Venedig bestellen ihm ein Bild für ihre Kirche. Da Kaiser Rudolf II. davon hört, kauft er es der Kirche ab und läßt es durch vier starke Männer über die Alpen tragen. Man bietet ihm ein Jahrgehalt von 200 Dukaten um ihn festzuhalten, aber Dürer der nur hundert Gulden von seiner Vaterstadt hatte, und diese nur mit Noth, lehnt die verführerische Gabe ab, wohl wissend was zu Hause seiner warte. Von Venedig reist er nach Bologna „um Kunst willen in heimliche Perspectiva“. Rom und Florenz hat er nicht gesehen, wohl aber schriftlich Raphael gegrüßt und ihm sein Portrait gesandt. Raphael tauschte mit ihm das seinige und ein Heft herrlicher Zeichnungen „ihm sein Hand zu weisen.“ Raphael erkannte den ebenbürtigen Geist. „Dieser Deutsche würde uns alle übertreffen, wenn er die Vorbilder des Alterthums vor Augen gehabt“ sagte er. Verlieren Andere auf Reisen ihr Selbst, Dürer bringt sich zurück, obwohl er weiß was ihm Italien geboten, und was er zu Hause missen muß. „O wie wird mich nach der Sonnen frieren“, schreibt er, „hier bin ich Herr, daheim ein Schmarotzer“. — Was er in Italien gelernt, zeigt sein herrliches Gemälde „Adam und Eva“ von dem der kaiserliche Hofpoet Velius also begeistert war, daß er sich zu dem Verse verstieg:

Als sie der Engel erblicket: „Aus Eden“, rief er verwundert,
„Hätt' ich so schön Euch gesehn, wäret ihr nimmer verbannt.“

1520 zieht Dürer mit Frau und Magd nach den Niederlanden, die dortigen Meister kennen zu lernen. Das Tagebuch dieser Reise, wo Heller und Pfennig berechnet ist, zeigt den Meister in der ganzen Treuherzigkeit seines Wesens. Seine Reise ist ein Triumphzug von Stadt zu Stadt. „Da laden mich die Maler auf ihre Stuben und haben allerding mit Silbergeschirr köstlichem Gezier und überköstlich Essen. Da ich zu Tisch geführt ward, stand das Volk auf beiden Seiten, als führt man einen grossen Herren mit Reigen.“ Auch Erasmus von Rotterdam sucht Dürern auf und wird von ihm gemalt. Man bietet ihm auch hier in Antwerpen 300 Philippsgulden, so er bleiben wolle. Die bedeutendsten Maler werden seine Freunde und an ihrer Freundschaft ist ihm genug. Die Krönung Carl V. in Aachen feiert er mit, erhält vom Kaiser die Bestätigung seiner 100 Gulden und die Abgabenfreiheit, die beide der Rath der Stadt Nürnberg ihm geben soll. Der Rath aber prozessirt über der letzten so lange, bis Dürer von selbst verzichtet; wie denn der Rath der Stadt Nürnberg ihm nie eine Bestellung gemacht, sondern nur verspricht, „sein Ersparniß mit 1000 Gulden zu Fünf Prozent verzinsen zu wollen.“ Mit 100 Gulden Schulden, die er auf der Reise gemacht, kehrt Dürer heim.

Dem Rathe zu Nürnberg, der es wahrlich nicht um ihn verdient hatte, schenkt Dürer im Jahre 1526 gleichsam als sein letztes Vermächtniß, zwei überlebensgroße Bilder — die sog. „Kirchenstützen“. Aber auch dies Geschenk weiß der Rath nicht zu schätzen, es fällt dies größte protestantische Kunstwerk in die Hände des erbittertsten Feindes der evangelischen Kirche, des Kurfürsten von Baiern.

Bald nach der Vollendung dieses größten Werkes brach die Krankheit, deren leichte Anfänge schon in die niederländische Reise fallen, als Zehrfieber hervor. Ohne Ruhe, und gequält, wenn wir Willibald Pirkheimer Glauben schenken, von „seinem Rechenmeister“ — seinem auf Erwerb erpichten Weibe — sinkt seine Kraft von Tag zu Tage; am Osterfeste des Jahres 1528 — erst 57 Jahre alt — stirbt der herrliche Mann, und wird auf dem St. Johanniskirchhof begraben.

Er wurde in das Grab seiner Schwiegereltern gelegt. Ein Stein bezeichnete seine Ruhestätte mit der Inschrift:

## Dem Andenken Albrecht Dürers.

### Was sterblich an Dürer war, liegt unter diesem Hügel.

**Er wanderte aus am 6. April 1528.**

---

So steht sein Leben vor uns; außer den beiden Reisen, ein Stillleben, ohne große Zwischenfälle, und doch was für ein Leben! Sein Reichthum liegt in der Fülle, in der Tiefe, nicht in der Länge und Breite. Ein sprudelnder segensreicher Quell ist mehr werth, als eine weite Fläche stehenden oder wildtobenden Wassers. In Dürer rauscht diese Quelle, sie will empor „ob sie in ein Marmorbecken fällt, oder in einen Viehtrog geleitet werden soll" wie ein geistvoller Kritiker sagt. — Das ist das erste, das was ihn zum wahren Künstler macht. Für Dürer sind keine reichen Medicäer da, nur ein armer Kaiser, der „selbst auf dürrem Ast, wie ein Adler sitzend, um tägliche Atzung besorgt", Dürern höchstens eine Anweisung auf den Geldbeutel der Stadt geben kann. Dürer schafft nicht unter solchen Sonnen — will man eine nennen, ist's Pirkheimer — aber inwendig flammt's; hat Niemand Freude an seinen Schöpfungen, hat er sie doch selbst im Herzen. Weder Venedig noch Antwerpen können ihn halten, er bedarf sie nicht; in seiner Heimath ist er zu Hause. Diesem innern Schaffenstrieb, dieser süßen Lust an der Arbeit verdanken wir die reiche Fülle seiner Werke. So war er ein Künstler von Gottes Gnaden, ohne nur entfernt deßhalb von sich zu denken, daß er Einer sein wolle, oder sich gar so nannte. Er ist „Bürger und Meister". In seiner Kunst liegt sein Herz, und mit dem Herzen der ganze Mensch. Wir sehen in seinen Vorstellungen, Porträten nicht die und jene „wohlgetroffenen" Leute, sondern ihn selbst herausleuchten, mit seinem großen verständnißvollen Auge und reichem Herzen. Malen blos um zu malen ist ihm nie eingekommen. „Gewöhnliche Gemälde will ich in einem Jahr einen Haufen zu Stande bringen, daß Niemand für möglich hielte, daß ein Mann so viel thun möchte" — aber das ist seine Sache nicht. Die geistige Individualität der Dinge und Personen zu fassen, liebend ihr nachzugehen, nicht ruhen bis er ihr in Strich und Pinsel gerecht geworden, das bezeichnet alle seine Bilder, vor Allem seine Bildnisse. Sie sind Geschichten; im einzelnen Menschen sind ganze Klassen gekennzeichnet. Man nehme einen Kopf wie den des Rathsherren Holzschuher, oder Willibald Pirkheimers, oder der schönen Fürlegerin, dort die Bildnisse

von ihm selbst, wie er in rührender Kindlichkeit jedes Härlein an sich mit Freuden malt — welch' eine Treue der Charakteristik. Und wenn er einen Menschen malt, den er nie gesehen — wie Carl den Großen — ja, das ist der Carl wie ihn das Volk liebt und wie er im Volke lebt, der Inbegriff seines besten Lebens, seiner herrlichsten Tugend, kühn und stark und milde zugleich, der heilige Carl, deß Auge nicht dunkel geworden, da er hinab stieg in die Gruft zu Aachen.

Diese selbstlose Hingebung an den Gegenstand, das in seinen Bildern pulsirende Herz und die daraus entgegenwehende Liebe, sie ergreifen unwillkürlich den Beschauer und lehren im Künstler den Menschen lieben.

Aber höher noch steigt uns Dürer. Seiner Zeit ist's eigen durch vollendete Form, durch Sinnenreiz und Farbenpracht gefangen zu nehmen. Dürer weiß was Schönheit ist; hat sie ihn auch nicht angeweht von Kindheit auf wie Raphael, fehlt ihm das Studium der Alten — er weiß Schönheit zu schätzen und zu bewundern, und geltend zu machen. Wer seinen Meister Wohlgemut und Dürer vergleicht, wird den ungeheuren Abstand merken; da ist keine Verzerrung, kein Zustutzen der Natur, wenn auch nicht die raphaelische Freiheit der Bewegung. Aber für Dürer liegt die Schönheit weit mehr in der Wahrheit, als in der Form und der Farbe. Darum ist ihm Kupferstichel und Kohle lieber, als der Pinsel, wie wohl er zu malen versteht wie wenige und seine Farben heute noch leuchten als wären sie gestern gemalt. Aber er bedarf der Farbe nicht um das zu sagen, was er sagen will. Dafür genügt ihm die Linie, in der Zeichnung ist er der unübertroffene Meister. Hier geht uns die Welt Dürers auf. Wie das Leben ihm entgegen kommt, so greift er es auf, belauscht es in seinen geheimsten Lauten und gibt's wieder so frei und freudig, so ohne Prätension als hätte er in guter Stunde nur einmal nach dem Stifte verlangt etwas zu entwerfen. Aber jeder Strich hat seine Aufgabe, keiner ist bedeutungslos, keiner zu viel. Dürer hört auf, wenn er fertig ist. Da ist keine Nachrede mehr. Diese Wahrheit, die manchmal in's Kleinliche geht, und der er die Schönheit opfert, gibt Dürern die sittliche Größe, die Würde die durch alle Werke zieht. Tief bezeichnend ist es, wenn er Melanchthon gesteht, daß er in der Jugend auffallende Gestalten geliebt und ein Bewunderer seiner eignen Werke gewesen sei, daß er im Alter angefangen

habe die Natur und ihr angebornes Aussehen zu betrachten und zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß ihre Einfachheit der höchste Schmuck der Kunst sei.

So entfaltet sich denn in Dürers Stichen und Zeichnungen die Mannichfaltigkeit, der Reichthum, die Innigkeit und Herzigkeit deutschen — und wir sagen auch — nürnbergischen Lebens. Was Luther schreibt und singt, das zeichnet Dürer. Dürers Zeichnungen sind großartige Tischreden, wie im Vorübergehen gesprochen, aber bleibenden Werthes. Wir schauen in die Nürnberger Häuser mit den getäfelten Wänden, dem Hausrathe, aller sonntäglichen Stimmung (man erinnere sich nur an das Bild des heil. Hieronymus). — So ziehen an uns vorüber Kaiser und Bettler, Bürger und Landsknecht, Städte, Burgen und Dörfer. Die graue Vergangenheit ist in die lebendigste Gegenwart verpflanzt, Nürnberg. Aber das Herz geht einem auf, sieht man des kinderlosen Mannes Kinder spielen. Seine Engel sind Kinder mit Häschen liebkosend; Himmel und Erde sind im Kinde und Engel verbunden — nur ein Meister hat die Kinder wieder nach ihm so verstanden: Ludwig Richter. Aber es pulsirt in Dürer noch ein anderes Leben.

Es läßt sich in Dürers Werken der Fortschritt des innern Lebens ungezwungen verfolgen; der treue Sohn der Kirche wird je heller das Licht ihm einstrahlt, ein treuer Verkündiger des Wortes und Reiches Gottes. Die damals beliebte „antikische Art“ die heidnische Götterwelt und Göttersage darzustellen, mißglückt ihm; es ist als ob der Geist ihm gewehrt und die Feder aus der Hand genommen. — Schon in seinem 27ten Jahre hält er mit seinen Bildern aus der Offenbarung eine erschütternde Predigt über das wahre Haupt der Kirche, über den Weltenrichter, über den Sieg über das Antichristenthum in sechszehn großartigen Compositionen. Das war im Jahre 1498, wo Luther noch zu Eisenach vor den Thüren sang, als dieser Reformator vor der Reformation an das ewige himmlische Haupt appellirte. — Predigen hörte das Volk nicht, aber Bilder sah es, und als stille vorbereitende Prediger gingen seine Bilder von Hand zu Hand.

Es war eine Zeit da man, wie bei Frühlingsschauern, Tod und Ewigkeit ahnte, aber blos im Schrecken des geängsteten Gewissens. Daher stammen jene beliebten Todtentänze, — auch Dürer greift die Idee seiner Zeit auf, aber bald tritt sie in anderer Gestalt auf. Nicht mehr wehrlos als Einer, den der Tod als herbes

unvermeidliches Schicksal erreicht, sondern als tapferer Kriegsmann, steht der Christ, den der Tod nicht blos, sondern auch der, der des Todes Gewalt hat, der Teufel, mit der Hölle umgibt, der aber ruhig und eisenfest seinen Gang auf strammem Pferde reitet, die Wehr bereit jeden niederzuschlagen, der ihm zu nahe kömmt. So in dem berühmten Bilde: Ritter, Tod und Teufel. Hier liegt eine evangelische Siegerkraft über den Tod. — Aber auch die Todesgedanken erblassen vor den aufgehenden Lebensgedanken. Seit 1512, kurz vor der Reformation, wendet er sich mit steigender Klarheit den neutestamentlichen Gedanken zu. Das kostbare Bild Hieronymus, der Uebersetzer der Bibel, der Verkündiger der reinen Lehre Christi, nicht der Pabst und sein Conzil, ist eine lebendige Predigt über das Wort „Suchet in der Schrift, denn Ihr meint, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's die von mir zeuget." Seine Passionen, mit denen er bereits als Knabe begonnen in den sieben Fällen Christi, die in ergreifender Weise den HErrn schildern; sein Leben der Maria (weit mehr das Leben der heiligen Mutter des Herrn, denn der „allerseligsten Jungfrau", keine Heilige im römischen Sinn, sondern die Magd des Herrn, das treuste deutsche Weib und die liebendste Mutter) auch sie schwinden vor der Größe und Herrlichkeit des Auferstandenen und Ewiglebenden und seiner Zeugen. Sein Christophorusbild, der durch den Strom der Zeiten getragene lebendige Christus, die Aufnahme der Maria Magdalena, der reuigen bußfertigen auf Gnade hoffenden Sünderin in den Himmel, sein großer Christuskopf sind persönliche Bekenntnisse zu Christo und Zeugnisse an die Welt. Merkwürdig, daß sein zu seiner Zeit berühmtestes Bild „die Himmelfahrt Mariä" bei dem Brande des kurfürstlichen Schlosses untergegangen ist, als sollte sein evangelischer Charakter uns nur bewahrt bleiben.

Die Funken von der wittenberger Esse schlugen auch hinein in das Maleratelier Dürers. Ein Mann wie Dürer, allem dem aufgethan was seine Zeit bewegte, mußte der Reformation zufallen. Dürer hatte in Luther den Text zu seinen Zeichnungen gefunden. Was er von Luthern hielt, das zeigen die Worte, die er bei der Botschaft vom Verschwinden Luthers schreibt. Vor ihnen steht ein Gebet Dürers, ein Kirchengebet sonder Gleichen, würdig eines Bischofs, darin er der Kirchen Noth dem HErrn in rührenden Worten vorträgt. — Dann wendet er sich zu Luthers Tode (denn

er meint ihn todt): „O Gott ist Luther todt, wer wird uns hinfürt das Evangelium so klar vortragen. Ach Gott was hätt' er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen. O ihr frommen Christenmenschen helfft mir fleißig beweinen diesen Gott Geistigen Menschen und ihn bitten, daß Er uns einen andern erlauchten Man send. O Erasme Rotterdame, wo willst du bleiben, hörst du, reith hervor neben den Herrn XSE, beschütz die Wahrheit, erlang die Märtyrkron, du bist doch schon ein alt Männiken!" — Darauf ermahnt er ihn noch des mehreren und schließt mit dem Aufrufe doch zu beten, daß die Zahl derer, die unter dem Alter sind, der unschuldig Getödteten voll werde, damit der HErr komme. — Als Melanchthon nach Nürnberg kommt, schließt er mit ihm Freundschaft, malt sein Bildniß. Als Luther von Dürers Tode hört, sieht er denselben als ein Heimholen vor dem Elend an, als sonderliche Gnade Gottes gegen einen seiner Lieblinge. So steht Dürer lebendigen Geistes inmitten des Frühlings jener Tage, und stirbt ehe er ihn verblühen sieht. Aber als Zeugnisse dieses Geistes ist nicht blos jener „Reformationsritter", der unbeirrt um Tod und Teufel der festen Burg zureitet — ein Bild das man auf Franz von Sickingen auszudeuten dachte — sondern vornemlich seine „Dreifaltigkeit" und seine „Kirchenstützen". Das sind die Zeugen im Himmel und die Zeugen auf Erden. Der Raum dieser Zeilen erlaubt nur auf die letzteren einzugehn. Wie oben berichtet, ein Geschenk an seine Vaterstadt, die es nicht zu würdigen wußte und an den Kurfürsten gab. Es sind die vier Zeugen: Johannes, Petrus, Paulus und Marcus auf zwei Tafeln gemalt. Johannes und Paulus stehen im Vordergrunde, Petrus und Marcus im Hintergrunde. Nicht ohne Absicht steht Johannes vor Petrus, der nur eben wie lernend neben Johannes verschwindet und in der Ferne nur seine Schlüssel zeigt. Aber Johannes hoheitlich lesend in der Schrift, als liege er an des HErrn Herz und Lippe, als sauge er die Worte ein, die Sanct Peter mühsam nur versteht — und in der andern Tafel Paulus, welch' ein reisiger Kriegsheld, mit dem Schwerte des Märtyrerthums, ein Ritter trotz Tod und Teufel, nicht in die Welt schauend wie Marcus, aber sinnenden Geistes, voll Entschlossenheit, der Lehrer der Heiden, der ganze volle Mann. — Dies Bild ist das edelste protestantische Bekenntniß; abgelegt kurz ehe vor Kaiser und Reich das gute Bekenntniß zu Augsburg erscholl. Die früheren Unterschriften unter diesen Bildern

mahnten zum Halten ob Gottes Wort, warnten vor Abfall und vor falschen Propheten. Die Unterschriften sind getilgt. Diese Männer reden ohne Wort. Aber durch sie und in ihnen wie in allen seinen Werken, redet Albrecht Dürer heute noch zum evangelischen Christenvolke. Dieselbe Hand die so herrliches schuf, faltete sich zum kindlichen Gebet am Sterbebette der Mutter und schrieb sich selbst die Sterbebitte: „Gott der HErr verleihe mir, daß ich auch ein selig Ende nehme und Gott der HErr zu meinem Ende woll kommen und das ewig Leben geben." Gott lasse es seiner Kirche an solchen Zeugen nicht fehlen.

Frommel in Berlin.

---

## 266. Lazarus Spengler.

7. September.

Lazarus Spengler, geboren am 13. März 1479, stammte aus einem ehrbaren, schon von Kaiser Friedrich Barbarossa für wappenmäßig erklärten Geschlechte. Sein Vater war der Nürnberger Stadtschreiber Georg Spengler, seine Mutter Agnes, eine geborne Ulmerin, er selbst das 9te Kind, unter 21 leiblichen Geschwistern. Ein frühreifer Jüngling, konnte er, nachdem er seine Vorbildung in der Vaterstadt erhalten hatte, schon im 16ten Jahre die Universität Leipzig beziehen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Ungefähr um dieselbe Zeit starb sein Vater und ließ der verwittweten Mutter eine Anzahl von unmündigen Kindern zurück. Was Lazarus als ein frommer Sohn und Bruder für diese seine Geschwister gethan, lassen die Worte seines Testaments vermuthen, „daß er viel großen Kostens, auch über seine jährliche Besoldung und Einkommen an dieselben gewendet habe."

Von der Hochschule zurückgekehrt, trat er, um sich für die Geschäfte auszubilden, in die Rathskanzlei und ward, nachdem er die gewöhnlichen Vorstufen durchlaufen hatte, im J. 1507 zum wirklichen Rathsschreiber ernannt. Schon früher hatte er sich mit Ursula, Hans Sulmeisters hinterlassenen einzigen Tochter, ehelich verbunden und als würdiger Schwiegersohn gleichzeitig die an langjährigem Siechthum leidende Mutter derselben zu sich genommen.

Es war ein mühevolles Amt, welches er überkommen hatte. Als er am Abend seines Lebens auf seine lange beschwerliche Dienst-

zeit zurücksah, brach er in die Worte aus: „Ich habe für und für so übermäßig Arbeit gehabt, daß mich selbst verwundert, wie es möglich sei." Er war aber auch ein Rathsschreiber, der seines Gleichen suchte. Kaiser Maximilian, wird uns berichtet, habe ihn eines Tages zum „Geheimsecretarius" verlangt, und in der That, er wäre für größere Verhältnisse wie geschaffen gewesen. Es kam unter Anderm vor, daß er zu gleicher Zeit sechs Schreibern in die Feder dictirte, ohne daß die Verschiedenheit der Gegenstände ihn im mindesten beirrt hätte. Und mit dieser Tüchtigkeit in den Geschäften verband er zugleich ein so scharfes Urtheil und einen so zuverlässigen Charakter, daß er bald zu einem Einflusse gelangt war, welcher weit über die engen Gränzen seiner Stellung hinausreichte. Eine um so größere Ehre für ihn, da unter den damaligen Vätern der Stadt Namen wie die eines Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel, Christoph Scheurl und Hieronymus Baumgärtner geglänzt haben. Im J. 1516 wurde er unter die Genannten des größeren Raths aufgenommen; wirklicher Rathsherr war er, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach ohnehin schon gewesen. Mit Recht hat deßhalb ein alter Theolog das Wort Richter 5, 14: „Von Sebulon sind Regierer geworden durch die Schreibfeder", auf ihn angewendet.

„Ein rechter Ausbund unter den weltlichen frommen Schreibern", wie dieselbe Stimme ihn nennt, ist er aber erst von der Zeit an geworden, wo er den lebendigsten persönlichen Antheil an der kirchlichen Wiedergeburt seiner Vaterstadt und an dem Reformationswerke überhaupt zu nehmen anfing. Spengler gehört zu jenen Männern der ersten Liebe, welchen Luther bei Zeiten das Herz abgewonnen hatte; denn er ist der guten Sache des Evangeliums nicht nur schon im J. 1519 zugefallen, sondern er hat sich auch sofort in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, dieselbe öffentlich zu vertheidigen. „Warum Dr. M. Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern vielmehr für christlich gehalten werden soll?" so lautete der Titel einer Schutzschrift, welche er in demselben Jahre erscheinen ließ, und die in ganz kurzer Zeit fünfmal aufgelegt wurde. Er bekennt in derselben, „daß ihm sein Leben lang keine Lehre oder Predigt so stark in seine Vernunft eingegangen sei, als Luthers und seiner Nachfolger Lehre und Unterweisung." Sein Herz ist fröhlich, „daß es den rechten ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unsres Heils" gefunden, und er

wünscht nur, daß ihm auch gegeben werden möge, „alles sein Leben darnach zu reguliren.“ Noch sind zwar seine evangelischen Vorstellungen nicht ganz geklärt; er nennt noch immer St. Hieronymus „seinen heiligen Patron“; die Werke scheinen ihm noch neben dem Glauben zu stehen; auch läßt es ihn nicht unbewegt, daß Dr. Eck in einem unterm 15. October 1520 an den Rath gerichteten Requisitionsschreiben die gegen Luther und seine Anhänger erlassene päpstliche Bannbulle auch auf ihn und Wilibald Pirkheimer ausgedehnt wissen will, wofern sie nicht in aller Form widerrufen würden. Aber es hat eben auch bei ihm geheißen: „aus Glauben in Glauben“, und die Zeit sollte erst noch kommen, wo man das Bekenntniß aus seinem Munde vernahm: „Ein Christ ist schuldig, bei dem Wort seines Seligmachers also zu stehen und zu verharren, daß er darüber alle Verfolgung leiden und selbst Vergießung seines Bluts nicht scheuen soll.“

Zwei Thatsachen haben ohne Zweifel seine Glaubensreife beschleunigt: der Reichstag zu Worms (1521), welchem er als Gesandter der Reichsstadt beiwohnte, und die engere Verbindung, in welche er mit Wittenberg trat, als er ein Jahr später seinen ältesten Sohn in Begleitung Veit Dietrichs auf die dortige Universität sandte. Was er in Worms gesehen und gehört, das hat er in einem eigenhändigen, sehr eingehenden Rechenschaftsberichte niedergelegt. Dr. Martinus' Glaubensmuth hat mächtige Eindrücke in seinem Gemüthe zurückgelassen. „Luther“, sagt er, „hat sich in diesem Handel so tapfer, christlich und ehrbar gehalten, daß ich mein, die Romanisten und ihre Anhänger sollten viel tausend Gulden darum geben, daß sie ihn deß Orts nie erfordert, gesehen oder gehört hätten.“ Spengler hofft jetzt nichts mehr von „diesen päpstischen Heuchlern und Ohrenkrauern“, aber alles von „den Propheten, den heiligen Evangelien und dem heiligen Paulus, uns durch Luthern gepredigt.“ So kehrt er zurück. Er ist jetzt selbst im Glauben erstarkt: darum kann er auch seine Brüder stärken. Und unberechenbar ist fürwahr der Einfluß gewesen, welchen er zunächst auf den Rath und die Bürgerschaft seiner Vaterstadt ausgeübt hat.

Schnell ist es zwar auch damit nicht gegangen; denn nachdem Osiander am 23. Februar 1522 die erste evangelische Predigt gehalten hatte, verstrich noch geraume Zeit, bis der Rath selbst sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung stellte. Es ist nun

einmal in Teutschland nicht Brauch, sich zu übereilen; erst nach gründlichen Vorbereitungen gelangt man an das Ziel. Auch mochte man wohl glauben, eine Reichsstadt könne sich nicht so leicht über manche Rücksichten, welche sie zu nehmen habe, hinwegsetzen. Daher der nothgedrungene Vollzug des Wormser Edicts, das Verbot evangelischer Predigt und die Fesseln, welche man der Presse anlegte. Aber während dies alles nach außen hin geschah, reifte im Stillen die Saat des Evangeliums, welche Spengler als der Ersten einer mit ausgestreut hatte, dem Tage der Ernte entgegen. Halbheit ist in die Länge unerträglich; zuletzt fühlte auch der Rath sich mit fortgerissen, und im J. 1525 hatte sich der Sieg vollständig auf die Seite des Evangeliums geneigt. Nach sechstägiger öffentlicher Disputation war man über 12 von dem Rath aufgestellte Artikel einig geworden; die Verhandlungen hatten Christoph Scheurl und Spengler geleitet. Letzterer befand sich jetzt auf dem Höhepunkte seines inneren Lebens; ein Jahr zuvor hatte er sein schönes Kirchenlied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen", gedichtet. Von Alters her hoch gehalten, ist dasselbe mit großer Andacht in Leid und Freud gesungen, von einer unsrer Bekenntnißschriften als die Summa der Heilslehre bezeichnet und mit der Zeit in sieben Sprachen übersetzt worden.

Von nun an sehen wir Spengler bei Allem, was in kirchlichen Angelegenheiten geschieht, das Beste thun. Er reist nach Wittenberg, correspondirt mit den Reformatoren und mit seinem vertrauten Freunde V. Dietrich, fragt wegen Abschaffung der Messe bei Luther an, stellt selbst Bedenken auf, übernimmt die Vermittelung, wenn man eines Predigers bedarf; kurz, alle Fäden laufen in seiner Hand zusammen. In der ersten Zeit waren es aber vornehmlich zwei Rathschläge, welche er seinen Herren gegenüber auf das nachdrücklichste vertrat: die Stiftung der Schule zu St. Aegidien, damit man einen tüchtigen evangelischen Nachwuchs erhalte, und die Einrichtung einer Visitation, damit das Kirchenwesen der Stadt und ihres Gebiets vollends möge geordnet werden. Beides ist mit dem segensreichsten Erfolg ausgeführt worden. Die Gründung einer mit ausgezeichneten Lehrern besetzten Schule hatte Spengler in erster Linie betrieben, weil er wohl wußte, „wie viel zur Hoffnung alles glücklichen Fortgangs in geistlichen und weltlichen Handlungen an der Unterweisung der Jugend gelegen sei." Es war ein Ereigniß, daß die Stadt Nürnberg in dieser Beziehung

mit gutem Beispiele voranging. So faßte schon Luther die Sache auf, als er im Hinblick auf „die feine herrliche Schule an seinen besondern lieben Herrn und Freund," wie er Spengler nennt, schrieb: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Teutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich andere Städte beweget, was daselbst im Schwange geht. Denn ich kenne Nürnberg so fern wohl, daß Gott Lob! viel feiner christlicher Bürger hat, die von Herzen gerne thun, was sie thun sollen, wo sie es allein wissen, oder ihnen gesagt wird. Welchen Ruhm sie nicht allein bei mir, sondern auch allenthalben haben." — Bekanntlich ist Spengler auch derjenige gewesen, welchem Luther seinen Sermon: „daß man Kinder zur Schule halten soll", gewidmet hat, „daß", schreibt er an ihn, „derselbe möchte desto mehr Ansehens haben."

Der im J. 1527 von dem Nürnberger Rathe eingeleiteten und in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Georg zu Anspach veranstalteten Kirchenvisitation hat Spengler persönlich beigewohnt. Ihm vornehmlich hatte man es auch zu verdanken, daß die im J. 1533 veröffentlichte treffliche Kirchenordnung zu Stande kam. Der ihm sehr befreundete Osiander, ein Mann von bedeutenden Gaben und großer Energie des Charakters, aber „seines Geistes nicht alleweg mächtig" und deßhalb schwer zu behandeln, wollte das Werk allein in Händen haben, und es bedurfte der ganzen Weisheit und Autorität Spenglers, um die Sache wieder in das rechte Geleise zu bringen. Ein abgesagter Feind aller Gehässigkeit, dringt er mit den beweglichen Worten auf ihn ein: „Nit diese unfreundliche Wege wandern, kein solch Grollen und Unlust wider eure Mitbrüder, die Prediger, die neben euch ein gleich Ministerium, Befehl und Bürde tragen!" Vor Allem aber erinnert er ihn, daß es ganz gefährlich wäre, in einer so wichtigen Sache Einem allein zu vertrauen, und daß ihm billig an Förderung vieler tausend Menschen Heil und Seligkeit mehr müsse gelegen sein, denn an seiner Ehre und Reputation. Niemand hat diesen Mann richtiger beurtheilt, als Spengler. Er sagt es vorher, derselbe werde einmal noch einen großen Lärmen anrichten; nichsdestoweniger hat er ihn bis an seinen Tod geliebt und noch in seinem Testament mit einer vergoldeten Lampe bedacht.

Es ist überhaupt ein hervorstechender Zug in dem Charakter Spenglers, daß er auch einem irrenden und zürnenden Bruder gegenüber die Pflichten eines treuen Freundes und aufrichtigen

Bekenners der Wahrheit auf die würdigste Weise mit einander zu vereinigen gewußt hat. „Ob ich auch", schreibt er als guter Lutheraner an den wankenden Billican, „Theobaldus' Irrsalen widerwärtig bin, so weist mich brüderliche Liebe, daß ich doch seine Person mit nichten hassen, feind seyn oder verfolgen, vielmehr Gott für ihn bitten soll, ihm seine Gnade nicht zu entziehen, sondern den Glanz seiner göttlichen Wahrheit mitzutheilen und ihn darinnen bis an das Ende zu erhalten. Das will ich, ob Gott will, getreulich thun." Mitunter ersucht ihn wohl auch Einer, wie der ehrliche Stadtschreiber Mauer von Memmingen, „wo er nicht recht daran sei, ihn weidlich zu strafen und über die Hauben zu fahren; er wolle ihn dabei als seinen treuen Vater erkennen." Mit der eben genannten Stadt ist überhaupt Spengler zu Zeiten in lebhaftem Verkehr gestanden, besonders im J. 1529, wo er zwei inhaltreiche Sendschreiben an den dortigen Rath richtete, um denselben im Glauben zu stärken. „Man muß", sagt er hier im Hinblick auf die Macht des Kaisers und die Drohungen der Bischöfe, „neben fürsichtiger und bedachtsamer Führung der Sache vor dergleichen Wasserblasen nicht erschrecken, weil wider Gottes heiliges Wort keine menschliche Gewalt, ja die Pforten der Hölle nichts vermögen. Wohl ist es unmöglich, das Osterlämmlein ohne die sauern Latuken zu essen, das gelobte Land einzunehmen und nicht zuvor durch das rothe Meer zu gehen; aber wir haben Einen, der die Welt überwunden hat, der auch viel stärker ist, denn der Fürst dieser Welt und alles sein Geschwürm." Nichts vermochte diese Zuversicht in seinem Gemüthe zu erschüttern, wenn auch, wie er einmal sagt, es sich anließ, als wollte Alles zu Trümmern gehen. Als er nach der Austreibung der Evangelischen aus Leipzig erfuhr, daß Herzog Georg geäußert habe: „er wolle die Ketzerei ausreuten, und sollte Leipzig gar zu einem See werden", ließ Spengler sich vernehmen: „Ich will gern sehen, ob Gott stärker sei denn er, und ist wohl möglich, daß er eher stirbt, denn er Gottes Wort um ein Haar niederdrückt. Er will je gar tobend werden; Gott helf dem armen verblendeten Mann!" —

Ueber die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche hat Spengler vornehmlich in zwei Fällen mit gesprochen, — als es sich um die Frage handelte, ob man dem Kaiser mit gewaffneter Hand entgegentreten solle? und als die Verhandlungen des Augsburger Reichstags in Folge des von dem Gegentheil angebotenen Vergleichs

Manchen eine bedenkliche Wendung nehmen zu wollen schienen. In zwei mit juristischer Schärfe und Besonnenheit verabfaßten Gutachten hat er jede von den beiden Angelegenheiten beleuchtet und die Bedenken, welche in ihm aufgestiegen waren, ohne Rückhalt ausgesprochen. Die Frage, ob man zu einem Trutzbündniß schreiten dürfe? war verwickelter Natur; Spengler hat dieselbe verneint, aber nicht aus Furcht vor den Feinden des Evangeliums, sondern aus Ehrfurcht vor der höchsten obrigkeitlichen Gewalt. Die über die Augsburger Unterhandlungen von ihm verfaßte Denkschrift war durch die Mittheilungen, welche Baumgärtner ihm gemacht hatte, veranlaßt worden. Er schrieb sofort an Luther und drückte ihm die Befürchtung aus, „daß man sich etwas zu weit begeben haben möchte." Letzterer antwortete beruhigend, unterließ aber doch nicht, sehr ernste Worte an die Freunde in Augsburg zu richten. In seinem Gutachten hatte Spengler namentlich die Competenz des Reichstags bestritten und sein Befremden darüber geäußert, daß man in einer so wichtigen Sache weder die Mitverwandten befragt, noch Dr. Martinus, welcher doch von Anfang an der rechte Prinzipal und Fahnenführer dieses tapfern Handels gewesen sei, gehört habe. Den christlichen, ehrbaren und gelehrten Philippus hält er für zu fromm, als daß er mit Wissen etwas bewilligen sollte, das dem Evangelio zuwider wäre. Aber er meint, derselbe sei noch nicht durch die Spieße gejagt worden wie Luther. Während des Reichstags hat Spengler auch an den Markgrafen Georg, der ihm nicht minder gewogen war, als Herzog Albrecht und Churfürst Friedrich, ein Sendschreiben gerichtet, welches voll gewaltiger Trostsprüche ist und von jedem evangelischen Christen gelesen zu werden verdient. „Wir haben", heißt es hier u. A., „steten Streit wider Amalek; aber weil wir beten, so hat es keine Noth." —

Spengler hat in seinem Leben viel Schmerzliches erfahren. Seine treue Hausfrau war ihm vor der Zeit wieder entrissen worden; auch von seinen 9 Kindern haben höchstens 3 ihn überlebt; die übrigen hatte er, wie er sich einmal ausdrückt, „gen Himmel geschickt." Er selbst aber litt schon seit Jahren an Steinbeschwerden, welche mehr und mehr seine körperlichen Kräfte erschöpften und ihn zuletzt aufrieben. Im J. 1529, wo er sein erstes Testament vollzog, war er in Folge eines heftigen Krankheitsanfalles so schwach geworden, daß der Rath sich bewogen fand, ihn nach dem Rath-

hause fahren und, wenn er daselbst blieb, durch den Hausvogt speisen zu lassen. Zwei Jahre später war er wieder so leidend, daß er nicht anders dachte als der alte schartige Krug werde gar zu Trümmern gehen. Wie oft mag er in dieser letzten Zeit sich das Wort vergegenwärtigt haben, welches Luther einmal an ihn geschrieben: „Christus unser Herr stärke und halte euch auf jenen Tag, da wir uns, ob Gott will, fröhlich sehen werden in einer andern Gestalt!" Als er dennoch wieder genesen war, — „ohne Zweifel aus stattlicher Fürbitte vieler frommer Christen", — schrieb er: „er sei in des Herrn Zuchtschule gewesen und habe da gelernt, wie süß, wie gütig und voller Barmherzigkeit der Herr sei gegen Alle, die ihn vertraulich anrufen; auch was Gemeinschaft der Heiligen sei, habe er in seiner tödtlichen Krankheit wohl empfunden." In den letzten Tagen des J. 1533 vollzog er sein letztes Testament, und am Abend des 7. September 1534 wurde er durch die Gnade seines Gottes von allem Uebel erlöst. Die Kunde von seinem Hingang erregte in den weitesten Kreisen Theilnahme und Betrübniß. „Wenige", schreibt Camerarius, „vermögen jetzt schon zu ermessen, wie viel wir mit diesem einen Manne verloren haben."

Albrecht Dürers, seines Vertrauten, Meisterhand verdanken wir Spenglers Bild; den ähnlichsten Abdruck seines inwendigen Menschen hat er selbst uns in dem Glaubensbekenntniß zurückgelassen, welches seinem zweiten Testamente beigegeben ist. Luther hat dasselbe mit einem Vorworte veröffentlicht, in welchem er „dem feinen werthen Manne" das Zeugniß giebt: „Er hat als ein rechter Christ bei seinem Leben Gottes Wort mit Ernst angenommen, herzlich geglaubt, mit der That groß und viel dabei gethan und nu itzt in seinem Abschied und Sterben solchen Glauben seliglich bekennet und bestätigt, zu Trost und Stärke allen schwachen Christen, die itzt viel Aergerniß und allerlei Verfolgung leiden um solches Lasari Glaubens willen." Die letzten Worte dieses geistlichen Testaments mögen den Schluß des vorstehenden Lebensabrisses bilden:

„Das ist", sagt er, „der Grund meines Glaubens, den ich durch diese meine Handschrift vor Gott meinem Herrn und der ganzen Welt bekenne, dabei ich auch mit Hülfe meines getreuen frommen Gottes, der mich zu dem Licht desselben Glaubens gnädiglich berufen und aus der Finsterniß viel großer Irrsalen, darin ich

vor Andern zum tiefsten gelegen bin, wunderbarlich erledigt hat, bis in meinen Tod und Gruben beständiglich gedenke zu bleiben, auch mit und in solchem Glauben zu sterben und vor dem gerechten Richter, meinem einigen Heiland Jesu Christo, in seiner letzten Zukunft zu erscheinen, weiß auch, daß ich aus Gottes Wort dieses meines Glaubens gewiß bin. Rufe darauf zu Gott meinem Herrn, der getreu und wahrhaftig ist, von Grund meines Herzens, mir seine göttliche Gnade barmherziglich mitzutheilen, daß ich in diesem Glauben beständiglich verharre und also von hinnen abscheide, daß ich der Zukunft meines Heilands Jesu Christi mit einem fröhlichen unerschrockenen Gewissen warten möge. Amen."

Spenglers Lebensende ist das eines Bekenners gewesen. — Evangelische Nachwelt, wenn du der Wahrheitszeugen gedenkest, welche der Herr in den Tagen der Reformation seiner Kirche geschenkt hat, so vergiß auch des glaubenstreuen Rathsschreibers von Nürnberg nicht!

Ch. H. Sixt in Nürnberg, später in Anspach †.

---

## 267. Hans Sachs.

31. Januar.

Einen Schuster hat Gott zum Sänger und großen Poeten,
Uns zu belehren, gemacht: „Wunder vollbringe der Herr."
Ohn' Ansehn der Person wählt Gott aus den Völkern die Seinen;
Auch ein Schuster hat oft Worte der Gnade erlangt;

so lesen wir in lateinischen Versen unter einem Kupferstich von Lucas Kilian in Augsburg aus dem Jahre 1617, der Hans Sachsens Brustbild im höheren Alter darstellt, mit freudiger Beistimmung. Hans Sachs, ein Zeitgenosse Luthers, hat sich der Grundgedanken der Reformation mit seltener Klarheit bemächtigt, sie mit Ueberzeugungstreue festgehalten und unter dem deutschen Volke in das Leben zu rufen erfolgreich gestrebt.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneidermeisters, wurde am 5. November 1494 in Nürnberg geboren, und wieder zum Handwerk bestimmt, welches daselbst in hoher Blüthe stand, Niemand von allgemeiner Wirksamkeit für die Vaterstadt ausschloß, und den nothwendigen Unterhalt für eine Familie in ausreichendem Maße darbot. Er ward ein Schuster und schämte sich dieses Berufs nie,

zu dessen Führung er im Vaterhause „auf gut Sitten, auf Zucht und Ehr“ erzogen und in einer der lateinischen Schulen seiner Vaterstadt mit den Anfängen der Ausbildung versehen worden war, welche die Zeit forderte. Der Sitte gemäß ward er nach vollendetem 15. Lebensjahre Lehrling, und trat 17 Jahr alt 1511 die übliche Wanderschaft an, auf welcher er einen großen Theil Deutschlands kennen lernte und dessen vornehmste Städte zu längerem Aufenthalte nahm, kehrte aber im 22. Lebensjahre 1516 in die Heimath zurück, der er dann bis an seinen Tod mit Liebe und Hingebung angehörte. Schon 1519 begründete er durch seine Heirath mit Kunigunde Creutzer aus dem Nürnberg benachbarten Wendelstein ein eigenes Hauswesen mit so gutem Erfolg, daß er im J. 1540 aus der Vorstadt in die Stadt zog, wo noch heute im Mehlgäßlein nahe dem Spittelplatze Nr. 969 eine Denktafel die Einheimischen und Fremden zum Besuche des durch ihn interessanten Hauses einladet. Da hat er sein Handwerk bis in das höchste Alter fortgesetzt, und es erst ruhen lassen, als die Abnahme des Gesichts und Gehörs es aufzugeben zwang. Nach dem Tode seiner ersten Gattin hatte er sich zum zweiten Male mit Barbara Harscher 1567 vermählt, die ihm bis an sein Ende zur Seite blieb. Erst im 82. Lebensjahre in der Nacht vom 19. zum 20. Januar starb er und wurde am 28. desselben Monats auf dem Johanniskirchhofe begraben. Mit beiden Frauen hatte er in Liebe und Vertrauen gelebt und allen Ansprüchen, die an sein bürgerliches Leben gemacht werden konnten, in vollem Maße genügt. Kinder hinterließ er nicht: zwei Söhne und fünf Töchter waren vor ihm gestorben.

Aber Gottes Gnade hatte ihm seine eigentliche Lebensaufgabe auf einem andern, idealen Gebiete angewiesen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, (möchte sie sich in unsern Tagen erneuern lassen!) daß viele Handwerker jener Tage mit der kräftigen Ausübung ihres Geschäfts höhere Zwecke zu verbinden wußten, deren Verfolgung allein sonst das ganze geistige Leben zu fordern pflegt. Seine wahre, von Gott gewollte Aufgabe erkannte Hans Sachs in der Poesie, in dem damals blühenden Meistergesang, und wie er, so dachten viele andere Handwerker, durch Singen und Dichten sich des Lorbeers würdig zu machen. Zwölf Häupter der Meistersänger zählt Hans Sachs auf, welche nach einander die Singschule zu Nürnberg geleitet hatten, von Conrad Nachtigall bis

auf seinen Lehrer, den Leinweber Lienhard Nunnenbeck, nach welchem er die Leitung der gemeinsamen Arbeiten des Meistergesangs auf sich nahm, der zu seiner Zeit etwa 250 Meister in dieser einen Stadt umfaßte.

Es ist die einfache Betrachtung seines Lebenslaufs, die zur Ueberzeugung führt, daß Hans Sachsens dichterische Thätigkeit von Gott geordnet war. Schon seine Erziehung im Vaterhaus stimmte mit der Idee des Meistergesangs, die tüchtige bürgerliche Gesinnung und sittlich religiöses Leben erwecken wollte, genau überein. Die Schule, welche er besuchte, war zwar, wie er sagt, „nach schlechtem Brauch derselben Zeit" eingerichtet und verschaffte ihm nur eine unvollkommene, und bald wieder verschwundene Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache; doch lernte er daselbst nicht nur „artlich wol, war und rein" reden, und die Anfänge „der Kunst des Gesanges und manchen süß lieblichen Saitenspiels" lieben und üben, sondern erfüllte sich auch mit lebendigem Interesse für alles Wissenswerthe, das ihn fortan durch das ganze Leben begleitete. Als Schusterlehrling fand er in Nunnenbeck einen wackern Führer zur Kunst und durchdrang sich mit begeisterter Liebe zu derselben, und zu ihren höheren Zwecken. Auf der Wanderschaft gelangte er nach und nach zu den Hauptsitzen der Kunst in Deutschland und fing nicht nur selbst an zu dichten, sondern in Frankfurt am Main und anderwärts auch Schule zu halten. Es war in Wels, wo er zum vollen Bewußtsein seiner Bestimmung gelangte: abgeschreckt von der rohen Weise unedlerer Gefährten entschlug er sich ihrer Thorheit und wendete sein Herz der löblichen Kunst zu, wie er im „Gesprech der neun Gab der Muse" in Hesiods Weise berichtet. Auf dem Wege zum kaiserlichen Thiergarten überraschten ihn die Kunstgöttinnen, als er am Felsenbrunnen unter Blumen im Gras eingeschlafen war: von einer derselben erzählt er:

> Die Göttin sah mich freundlich an
> und sprach: o Jüngling, dein Dienst sei,
> daß du dich auf teutsche Poeterei
> ergebest durchaus dein Lebenlang,
> nämlich auf Meistergesang,
> darin man fördert Gottes Glori
> an Tag bringt gut schriftlich Histori u. s. w.

Als aber Hans Sachs zweifelte und seine Unerfahrenheit noch im zwanzigsten Jahre dagegen vorführte, begabten ihn die Musen „mit beständigem Willen, Lust und Liebe, hohem Fleiß, der Künste

Grund zu erfahren und mit allen Gaben, deren er bedurfte. So für seinen Beruf geweiht, sang er 1514 sein erstes Meistergedicht, „Geheimnis der Gotheit" und bezeichnete damit gleich Anfangs die Gesinnung, in welcher er fortan seine ganze Kunst ausüben wollte. Auf derselben Reise aber traf er 1518 mit Martin Luther in Augsburg zusammen und durch ihn erst fand er die letzte Weihe zum Dichterberuf und die eigentliche Entscheidung über den Weg, den er zur unsterblichen Ehrenkrone einschlagen sollte. So kehrte er 1519 mit festem Entschluß und völlig klarer geistiger Richtung in die Vaterstadt zurück, um seinem irdischen und himmlischen Rufe mit der ganzen Fülle seiner Begabung zu dienen.

Welches Interesse er an Luther gewonnen, zeigte zunächst der Eifer, mit welchem er dessen Schriften sammelte. Schon im Jahr 1522 besaß er eine Zahl von 40 Lutherischen Schriften und betrachtete sie als den schönsten Schatz seiner Büchersammlung, die er sich mit Sorgfalt anlegte. „Diese puechlein", sagt er, „habe ich Hans Sachs alle gesamlet, um Gott in seinem wort zu eren und den nechsten zu gut einpünden lassen, als man zelt Christi Geburt 1522 Jar. Die warheit bleibt ewiglich". Und schon im nächsten Jahre 1523 begrüßte er seinen Meister als „die wittenbergisch nachtigal, die man iez höret überal"

„Wacht auf, es nahent gen dem tag!
ich hör singen im grünen hag
ein wunnikliche nachtigal;
ir stimm durchklinget berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag get auf von orient.
Die rotbrünstige morgenret
her durch die trüben wolken get,
daraus die liechte sunn tut blicken
des mondes schein tut sich verdricken
der ist jez worden bleich und finster."

Er entwickelt im Fortgang sein ganzes Verständniß des von Luther gepredigten Glaubens und spricht diesen selbst einfach und verständlich als seine eigene innerste Ueberzeugung aus. Man sieht, Hans Sachs besitzt Luthers Bücher nicht etwa nur äußerlich, sondern ist von Luthers Geist angeregt und durchdrungen; er ist in Wahrheit ein evangelischer Christ geworden.

Auch hat er den ganzen, herrlichen Gewinn in sich aufgenommen, den die Reformation Luthers allmählich ins Leben rief. Hans

Sachsens Bibliothek umfaßte bald Luthers Bibelübersetzung: hatte er bis dahin mit den früheren Uebertragungen sich behelfen müssen, jetzt gab ihm Luther Arbeit für Inhalt und Form, was seine Seele begehrte. Sofort empfing der von ihm geleitete Meistergesang die Grundregel für seine weiteren Schöpfungen: jede Abweichung von Luthers Ausdruck sollte vermieden und als Fehler angesehen werden. Eine Vergleichung seiner früherer Gedichte mit den späteren läßt den Unterschied sofort deutlich erkennen: er verdankte Luther Befreiung von mittelalterlicher Sprachmengerei, und von scholastischen, dem Leben entfremdeten Stoffen, eben dadurch aber erst den Uebergang zu vollkommner Verständlichkeit und Popularität. Als die ganze Bibel von Luther gedruckt war, ist er nicht müde geworden, den Reichthum der biblischen geschichtlichen Darstellungen wiederzugeben und ganze Bücher in seiner poetischen Weise dem Volke darzustellen. Nur die Nothwendigkeit des Reims zwingt zu kleinen Veränderungen und Zusätzen.

Im Jahre 1523 wendete Luther seine Aufmerksamkeit dem Kirchenliede zu. Auch Sachsens Dichtungen nahmen sofort einen neuen Charakter an: schon 1525 erschienen ganz in Luthers Weise Etliche geystliche, in der Schrift gegründete lieder für die layen zu singen, z. B. „Eine schone Tagweyß von dem wort Gottes; ein christlich lied wider das grausame droen des Sathanas" u. a. Seine alten Lieder arbeitete er um: an die Stelle von „Maria zart" trat jetzt „o Jesu zart"; er redete nicht mehr „die Frau vom Himmel" an, sondern „Christus vom Himmel," nicht anders, wie in derselben Zeit Heyden der Rector zu Sebald statt „Sei gegrüßt, Königin, Mutter der Barmherzigkeit", jetzt singen ließ „Sei gegrüßt, Jesu Christ, König der Barmherzigkeit".

Auch die damaligen, prosaischen Schriften Luthers trieben ihn zur Mitarbeit in gleicher Form 1524. In vier Dialogen, welche er zusammen herausgab, griff er die Gegner mit reichem, treffendem Witz, überzeugender Beweisführung, echt evangelischer Gesinnung an. Die Hauptperson, welche die gute Sache vertritt, ist der Schuhmacher Hans, also offen er selbst. Der erste Dialog, „Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird", geht tief und gründlich auf die Hauptfrage ein, ob auch Laien ein Recht haben, im Streit der Gelehrten mitzureden und in der Schrift selbständig nach der Wahrheit zu forschen, ob der geistliche Stand

mit dem Papst an der Spitze in der Schrift gegründet, ob der äußerliche Gottesdienst mit seiner Anrufung der Maria und der Heiligen zulässig sei und löst Alles nach Luthers Sinn und nach dessen Büchlein „von der christlichen Freiheit". Der zweite Dialog verwirft nach Luthers Schrift „von den geistlichen und Klostergelübden, 1521" alle diese kirchlichen Einrichtungen, und verweist die Mönche aus dem Kloster zum Leben und zur Arbeit, „dazu sie, wie der Vogel zum Flug geboren sind." Sein Werk ist um so weitergreifend, weil er nicht blos die Männer des alten Systems widerlegt, sondern in den folgenden Dialogen auch den Freunden der neuen Lehre vortreffliche Warnungen und Mahnungen zugehen läßt. Sie sollen nach gewonnener Einsicht auch jeder Unsittlichkeit entsagen und von unnützen Streitigkeiten ablassen, vielmehr jene duldende Liebe üben, die um Aergerniß und Anstoß zu vermeiden, lieber in gleichgültigen Dingen nachgiebt, als vorzeitig und leichtsinnig sich in Zerwürfnisse stürzt.

Auch die gleichzeitige Verbreitung der classischen Literatur in Deutschland war ein Verdienst der Reformation, welches Hans Sachs mehr als einer seiner dichterischen Zeitgenossen für seine poetischen Zwecke benutzte. Es erschienen jetzt Uebersetzungen alter Schriftsteller in großer Zahl und wurden schnell in Sachsens Bibliothek aufgenommen und in seinen Dichtungen benutzt. Dazu kommt, was Mittelalter und neuere Zeit geschaffen haben, die Chroniken aller Länder und Städte, die Erzählungen der Volksbücher, Petrarca und Boccaccio, Reuchlin und Erasmus, Luther und Melanchthon herzu und bieten ihm ihre Schätze dar. Hans Sachs erscheint als der umfangreichste Dichter, den Deutschland besessen hat.

Im Jahr 1529 erschien Luthers Katechismus, und schon 1530 bearbeitete er klar und sorgsam die zehn Gebote und das zweite Hauptstück, ganz nach Luthers Geist und Auffassung. Obgleich er aber so innig mit Luthers Werken vertraut und so fest mit ihm verbunden war: verzagte er doch nicht, als der große Reformator 1546 starb. Da tröstet er in seinem herrlichen Klaggesang die Theologie „ein Weib in schneeweißem Gewand, die stunt hin zu der Totenbar, sie want ir Hent und rauft ir Har," mit folgenden, ergreifendem Wort:

> Got hat dich selbs in seiner hut,
> der dir hat überflüßig geben
> vil trefflich menner, so noch leben;

die werden dich hanthaben fein
samt der ganz christlichen gemein. —
Dich sollen die pforten der hellen
nicht überweltigen noch fellen;
darumb so laß dein trauren sein,
das doctor Martinus allein
als ein überwinder und sieger,
ein recht apostolischer krieger
der seinen kampf hie hat verbracht
und brochen deiner feinde macht.

Und augenscheinlich gehörte er selbst zu den Männern, welche des großen Reformators Tagesarbeit durchzuführen und den reinsten Glauben zu erhalten sich mannhaft und ritterlich bemühten.

Daß Nürnberg in Hans Sachsens Epoche eine der wichtigsten Städte Deutschlands, im gewissen Sinne die Hauptstadt des Reichs war, ist nicht zu leugnen: eben so wenig, daß Hans Sachs eine der vornehmsten Zierden Nürnbergs, als Stimmführer und Rathgeber der Stadt von hoher Bedeutung für dieselbe wurde. Gewiß ging die Neigung Nürnbergs, sich mit der größten Kraft der Reformation zuzuwenden, aus der Gesinnung der Gesammtbürgerschaft hervor; indem aber Hans Sachs damit übereinstimmte, gewann seine Stimme eine hohe Wichtigkeit und hat die allgemeine Anerkennung der lutherischen Meinung ungemein gefördert, der Stadt aber großen, wesentlichen Nutzen gebracht. Die Beziehungen zwischen der politischen Richtung der Stadt und der Thätigkeit H. Sachsens liegen klar vor Augen. Wollen sie doch Beide die Kirchenreform und die Wiedergeburt der deutschen Nation durch dieselbe. Als im Jahre 1532 die Türken Ungarn eroberten und Deutschland und Wien bedrohten, ließ H. Sachs auf zwei Bogen ein längeres Gedicht ausgehn „wider den blutdürstigen Türken", in welchem er die ganze Nation in allen ihren Gliedern mächtig aufforderte, mit Kraft und Einigkeit den Erbfeind des Christenthums zu bekämpfen. Mit Carl V. beginnt er und mahnt ihn, sein Adlersgefieder zu schwingen, dann wendet er sich nach einander an das heilige Reich, an alle Stände mit den feurigsten und eindringlichsten Worten, rasch in den Kampf zu ziehen. Dafür waren auch die Nürnberger die ersten, welche im Felde erschienen, und leisteten viel mehr, als ihre Pflicht war. Ein allgemeiner Wetteifer der Städte folgte.

Ueberall, auch in streitigen Fällen, hielt er, wie Nürnberg selbst, am Kaiser fest, nicht nur als er 1536 nach Frankreich zog,

sondern auch beim Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs. Nur einmal im Jahr 1527, als Carls Truppen als Sieger in Rom einzogen, hatte sich H. Sachs mit Andreas Osiander, Prediger an der Lorenzkirche, welcher die Weissagungen des Abts Joachim aus dem 13. Jahrhundert in Bildern herausgab, vereinigt, einen directen, heftigen Angriff auf das Papstthum zu machen. Die Bürger selbst nahmen an der Schrift keinen Anstoß, der Rath aber fürchtete, sich die Ungnade des siegreichen Kaisers zuzuziehen, als dessen Unterthan er sich anzusehen liebte, und sprach herben Tadel über den Dichter aus. Deß ungeachtet fuhr die Reichsstadt fort, an der Reformation mit Treue festzuhalten und betheiligte sich 1529 nicht nur an der Protestation in Speier, sondern auch an der Verwerfung der Zwingli'schen Meinung, und vollzog auch 1530 die Augsburger Confession, indem sie nunmehr „des Kaisers Gnade nicht höher anschlagen wollten, als die Güte Gottes". Gerade in diesem Jahre gab H. Sachs eine Reihe werthvoller Gedichte heraus, Luthers Werk dadurch zu unterstützen.

In den Jahren 1541 und 1544 ermahnte Sachs auf das ernstlichste, die Zwietracht im Reiche aufzuheben, zuerst während des Nürnberger Reichstages im „Gefängnis der göttlichen Warheit", wo er dem Worte Gottes gegenüber vor aller Eigensucht warnt, sodann 1544 in einem Gedicht, in welchem er mit großem Ernste mahnt „Respublica, den gemein nutz" wieder einzuführen und Friede und Einigkeit wieder herzustellen. In diesem Sinne bekämpfte er auch den Feind seiner Vaterstadt, den Markgrafen Albrecht, auf das kräftigste, als dieser die Stadt 1552 belagerte.

So hat er sich stets als guter Bürger bewährt, und zu Gunsten seiner Vaterstadt bis an das Ende seines Lebens eifrig fortgeschrieben. Als er 60 Jahre alt war, kam es ihm vor, als müsse er fortan sein Leben in stiller Ruhe weiter führen, „frei und müßig von aller Poeterei"; die Muse aber ließ ihn nicht los und veranlaßte ihn, wenn auch mit matteren Kräften, zur Ehre Gottes fortzuarbeiten. Als das Leben dem Ende zueilte, sah man ihn mit seinem langen Bart an seinem Tisch sitzen und schweigend die Blicke auf seine Bücher und die geöffnete Bibel richten, welche ihm bis zuletzt als das Kleinod seiner Büchersammlung erschien.

Schönes und seltenes Beispiel eines Mannes, der in würdigster Weise durch Gottes Gnade sein Leben und Streben ganz durchführt, und einem doppelten Berufe trefflich genügt.

Dem Zwecke seiner Lebensarbeit entsprach sein Charakter als Mensch: er hatte von Jugend auf allen verderblichen Einfluß auf sein Herz abgewehrt, auch im Scherz und Humor, dem er sich zuneigte, sich niemals etwas entschlüpfen lassen, was zur Sünde reizen könnte. Wo er doch an solche Gebiete anstreift, und er hatte nach seinen weltlichen Quellen nur zu oft Veranlassung dazu, pflegt er wohl irgend ein entschuldigendes Wort hinzuzufügen, wie „verargt mir's nit, ich bitt, Hans Sachs". Aber zuweilen ist der Patriarch der Meistersänger ein Kind seiner Zeit und redet in seiner volksmäßigen Weise mit zu derbem, dem roheren Scherze sich zuwendenden Witze. Seine evangelische Gesinnung und seine ganze sittliche Richtung schützt ihn meist dagegen. Im Urtheil über seine eigene Moralität ist er sehr bescheiden geblieben. Dafür spricht auch der Tadel, den er gegen Ende seines Lebens in seinem Gedichte „die werke Gottes sind alle gut, wer sie im Geist erkennen thut" über sich selbst ausspricht (s. Dichtungen von Hans Sachs von Goedeke und Tittmann, II, 253 ff.).

So wird er immer zu den evangelischen Männern gerechnet werden, welche Christenthum und Vaterland im Herzen getragen und beiden in ihrer Zeit mit größtem Segen gedient haben; immer ist er treuherzig, unschuldig, heiter und anmuthig. Durch ihn wurde die Reichsstadt Nürnberg eine der Metropolen populärer, literarischer Thätigkeit, welche auf die Bibel gestützt, eben so viel Gottesfurcht und Frömmigkeit, wie Geist und Schwung verrieth, und in Epochen neuer Anregung des national-deutschen Geistes immer kräftig wieder auflebt, und für die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, die Befreiung desselben von Fremdländerei, die Rückkehr zu wahrhaft idealem Streben und zum echt evangelischen Christenthum wirksam hervortritt. F. Ranke in Berlin.

---

## 268. Georg Spalatin.

16. Januar.

Georg Burckhard, nach seinem Geburtsort Spalatinus genannt, der einflußreiche Rathgeber dreier Churfürsten, der vertraute Freund Luther's und thätige Förderer der deutschen Reformation, war der Sohn eines Rothgerbers in Spalt, einer Landstadt des Bisthums Eichstätt, und wurde geboren am 17. Januar 1484.

Nachdem er seine Vorbildung auf der Sebalder Schule in Nürnberg erhalten hatte, bezog er 1499 die Universität Erfurt, wo er nach Jahresfrist bereits die Ehren des Baccalaureats davon trug. Ob er mit Luther, welcher 1501 an demselben Musensitze sich einfand, damals schon in nähere Berührung gekommen ist, läßt sich nicht ermitteln; aber früher oder später mußten beide sich finden, denn sie waren für einander bestimmt. Als die Universität Wittenberg eröffnet wurde, sah man ihn als der Ersten einen dahin eilen und 1502 zum Magister promoviren; später kehrte er aber nach Erfurt zurück, um sich nun vor Allem auf das Studium der Rechte zu werfen und dann erst zu seinem Hauptfach, „der heiligen Theologie", überzugehen. Durch seine treffliche Begabung und seinen eisernen Fleiß hatte er schon damals die Augen der angesehensten Männer auf sich gelenkt, wie er denn namentlich bei dem Humanisten Mutianus für einen ebenso „unterrichteten" als „durch und durch rechtschaffenen" jungen Gesellen galt: ein Urtheil, welches ihm zu nicht geringer Empfehlung gereichte.

Die ersten öffentlichen Aemter, welche Spalatin bekleidet hat, sind nur Vorstufen seines höheren Berufs gewesen; es war, als könnte er nicht frühzeitig genug zu der Stellung gelangen, in welcher er bei Anbruch der Reformation bereits festen Fuß gefaßt haben mußte. Im Jahre 1507 zum Priester geweiht, dann als Pfarrer nach Hohenkirchen am Fuße des Thüringer Waldes berufen und 1508 zum Präceptor der Novizen in dem nahe gelegenen Kloster Georgenthal ernannt, befand er sich, als abermals ein Jahr um war, bereits in Wittenberg als Lehrer des sechsjährigen Churprinzen Johann Friedrich. Hier fängt nun sein Lebensgang an sich dem entscheidenden Wendepunkte zu nähern. Vom Jahre 1511 an beauftragte ihn Churfürst Friedrich, welcher jetzt Gelegenheit gehabt hatte, ihn näher kennen zu lernen, die Studien seiner beiden Neffen Otto und Ernst von Braunschweig-Lüneburg zu leiten, und bald darauf verlieh er ihm nicht nur ein Kanonikat an dem Georgenstifte in Altenburg, sondern er ernannte ihn auch zu seinem Hofkapellan, Geheimschreiber und Bibliothekar. Ein großes Feld vielseitiger Thätigkeit, welches dadurch eine noch weitere Ausdehnung erhielt, daß der Churfürst ihn zugleich veranlaßte, die Geschichte seines Regentenhauses zu schreiben, hatte sich jetzt vor ihm eröffnet.

Die Wahl derjenigen, welche in Zeiten großer welthistorischer

Bewegungen einflußreiche Stellungen einzunehmen bestimmt sind, vollzieht sich nicht ohne Gottes wunderbare Fügung. Spalatin gehörte nicht zu den Persönlichkeiten, welche schon bei ihrem ersten Auftreten imponiren; er war mehr klein als groß, mehr mager als schmächtig; nur sein großes, leuchtendes Auge, seine hohe, gewölbte Stirn und sein offenes, einnehmendes Angesicht konnten jene Erwartungen von ihm erregen, welche er fortan unter den schwierigsten Verhältnissen gerechtfertigt hat. Denn er war ein Hofprediger, welcher ohne Menschenfurcht seines Amtes wartete, und ein Geheimschreiber, dem man Alles anvertrauen konnte. Vielseitig gebildet und der alten Sprachen, wie des Deutschen mächtig, ein scharfer Beobachter und immer sogleich bei der Sache, eine poetische Natur und doch zugleich äußerst gewandt in Geschäften, vorsichtig bis zur Aengstlichkeit, aber, wenn er sich einmal entschieden hatte, eben so unerschütterlich in seiner Ueberzeugung und in seinem Thun, vereinigte er Eigenschaften in sich, welche für seine Stellung von unschätzbarem Werthe waren. Was aber schwerer als Alles wog, das war sein durchaus lauterer und zuverlässiger Charakter! Nie ist dasselbe Maß von Klugheit mit einem höheren Grade von Redlichkeit verbunden gewesen.

Daß der Churfürst wußte, was er an ihm hatte, bewies das Wohlwollen, dessen er ihn würdigte. Wenn er sich öffentlich zeigte, sah man fast immer Spalatin an seiner Seite; im Cabinet aber ließ er Alles durch seine Hände gehen und legte großes Gewicht auf seinen Rath: ein Vertrauen, welches der treue Diener durch eine auf persönliche Verehrung gegründete Ergebenheit vergalt. „Friedriche," hat er einmal gesagt, „kann man viele finden, aber schwerlich einen, welcher mit dem unsrigen zu vergleichen wäre."

Um dieselbe Zeit hatte sich aber auch bereits zwischen ihm und Luther ein auf den tiefsten Motiven ruhendes festes Verhältniß gebildet. Im Jahre 1508 war letzterer als Professor nach Wittenberg berufen worden, und bald darauf begann jener lebendige geistige Verkehr zwischen den beiden Männern, welcher ohne Unterbrechung bis zum Tode des ersteren fortgedauert hat. Schon in Erfurt hatte Spalatin „um sein theures Geld" sich eine Bibel gekauft; jetzt war es Luther, welcher ihm auf seine Anfrage, wie er Theologie studiren solle? rieth, allezeit mit Gebet zu beginnen, die heil. Schrift vom Anfang bis zum Ende durchzuarbeiten, von andern Schriften aber vorzugsweise Augustin, Hieronymus und

Ambrosius, Cyprian, Hilarius und Tauler zu lesen. Von diesem Augenblick an gehörten sie einander. „Unser Spalatin", pflegte man zu sagen, „verehrt und befragt Luther wie ein Orakel;" dieser aber gab sich jenem mit aller Liebe, deren seine starke Seele fähig war, hin. Nie haben zwei Männer häufigere und eingehendere Briefe gewechselt, als diese beiden; denn sie waren einander unentbehrlich geworden. Welchen Werth schon diese Correspondenz, so weit wir dieselbe noch besitzen, für das Verständniß der Reformation hat, sei nur im Vorübergehen angedeutet.

So waren denn nach jeder Seite hin die Fäden angeknüpft, welche einen so wichtigen Einschlag in dem Gewebe der nachfolgenden Ereignisse bilden sollten. Welche Stellung der Churfürst zu Luther einnahm, ob diese beiden so ungleichen Charaktere einander verstanden, und ob der erstere den letzteren gewähren ließ, oder nicht? wie viel hing davon ab! Friedrich war aber eine bedächtige, zurückhaltende Natur, welche mit feinem Tact behandelt sein wollte, und Luther stand ihm in mehr als einer Hinsicht fern: es bedurften deshalb beide eines Vermittlers, welcher in gleichem Maße das Vertrauen des Einen wie des Andern besaß und sie auf die edelste Weise einander anzunähern vermochte. Dazu war Spalatin durch Gottes augenscheinliche Fügung berufen worden, und was er in dieser Hinsicht geleistet wie er überhaupt als Rathgeber des Hofs in Kirchen-, Schul-, Universitäts-, literarischen und öffentlichen Angelegenheiten bald durch eingelegte Fürsprache, bald durch ausgestellte Gutachten, bald durch seine persönliche Anwesenheit bei den bedeutendsten Reichstagen und Conventen, deren Verhandlungen er mit der Genauigkeit eines Historikers und mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Dieners aufzeichnete, nach allen Seiten hin fördernd in den Gang der Reformation eingegriffen hat, das wird um des Herrn willen, dessen auserwähltes Werkzeug er gewesen ist, nimmermehr vergessen werden dürfen.

Wir begleiten nun Spalatin zu den öffentlichen Versammlungen, welche ihm Gelegenheit gegeben haben, die Sache Luther's mit der Wärme eines gleichgesinnten Freundes zu vertreten.

Während des Augsburger Reichstages von 1518 gelang es Friedrich dem Weisen, Luther's Citation nach Rom rückgängig zu machen; Spalatin war es gewesen, welcher ihn zu diesem ersten entscheidenden Schritte bewogen hatte. Daß man auch in Rom das Ansehen, in welchem er bei seinem Fürsten stand, bereits

kannte, beweist das an ihn gerichtete Breve, in welchem bald darauf der Papst ihn aufforderte, „des Teufelskindes übermäßigen Frevel mit dämpfen zu helfen." Luther hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, nach Frankreich flüchten zu müssen; Spalatin hielt ihn zurück. Im Hause des letzteren zu Altenburg und unter seiner persönlichen Vermittelung fand sodann am 3. Januar 1519 die Verhandlung zwischen Luther und Miltitz statt, welche mit einem augenblicklichen Waffenstillstand endigte. Noch in demselben Jahre begleitete Spalatin den Churfürsten zur Kaiserwahl nach Frankfurt, 1520 zur Krönung Carl's V., 1521 zum Reichstag nach Worms, 1523 und 1524 nach Nürnberg; schon die bloße Aufzählung dieser Staatsactionen läßt ersehen, in wie Vieles er eingeweiht war. Als es in Worms sich darum handelte, ob Luther kommen sollte, oder nicht, glaubte zuletzt auch er ihn abmahnen zu sollen; nachdem aber jener, entschlossen, „allen Pforten der Hölle und allen Mächten, die in der Luft herrschen, zu trotzen," sich dennoch gestellt hatte, wich Spalatin Tag und Nacht nicht von seiner Seite, wie denn auch er es war, durch welchen ihm eröffnet wurde, daß man den Plan gefaßt habe, ihn zu verbergen. Auf der Wartburg sah sich Luther fast von allen seinen Freunden abgeschnitten, nur von demjenigen nicht, welcher jetzt bereits im vollsten Sinne des Worts sein Vertrauter war. Durch ihn erhielt er die Arzneimittel, deren er auf seinem Patmos bedurfte; durch seine Hände gingen die Schriften, welche Luther zum Druck befördert wissen wollte. Dabei kam es denn wohl auch zu Zeiten vor, daß beide in ihren Ansichten von dem, was räthlich sei, weit aus einander gingen. Daß der Churfürst und Spalatin noch eine Zeitlang fortfuhren, Reliquien zu sammeln, mag außer Betracht bleiben; denn 1522 hatte es auch damit ein Ende. Von desto größerem Belang war aber der Umstand, daß man bei Hofe erst lernen mußte, wie Glaubenssachen zu behandeln seien. Es waren besonders zwei Punkte, um derentwillen Luther und der letztere mehr als einmal scharf an einander geriethen. Die „menschlichen Gedanken", mit welchen dieser „sich das Herz abfraß", und die Fesseln, welche man ihm von oben her anlegen wollte, während er im Sturmschritt vorzugehen gedachte, fand er unerträglich. Der vorsichtige Fürst und sein rücksichtsvoller Rathgeber fürchteten für ihn und seine Sache; er aber wollte von dem Arm, welcher Fleisch ist, eben so wenig geschützt als gehindert sein. „Wenn das Evangelium," schreibt er an den letz-

teren, „der Art wäre, daß es durch die Potentaten der Welt fortgepflanzt würde, hätte Gott dasselbe nicht Fischern befohlen.“ Spalatin sucht ihn, da er anfängt, einen „Kehr ab“ und „Hefenstürzer“ nach dem andern gegen „den Antichrist“ und seinen Anhang ausgehen zu lassen, im Auftrag des Fürsten zur Mäßigung zu stimmen; Luther antwortet: „Du wirst aus einem Schwert keine Feder, noch aus dem Kriege Frieden machen. Das Wort Gottes ist Schwert, Krieg, Untergang, Aergerniß, Verderben, Gift und (wie Amos sagt) wie der Bär auf dem Wege und die Löwin im Walde, so begegnet es den Kindern Ephraim.“ Er klagt seinen besten Freund des Unglaubens und der Weltklugheit an; er will, ehe er weicht, lieber ihn und den Fürsten selbst und alle Creatur verlieren, und Spalatin läßt sich nicht nur Alles von ihm sagen, sondern er beugt sich auch vor Luther's gewaltigem Glauben. Je heftiger er von ihm getadelt worden ist, desto eifriger spricht er bei dem Churfürsten für ihn.

Von der Wartburg zurückgekehrt, unterließ Luther nicht, auch den Rath des sprach- und sachkundigen Spalatin bei Uebersetzung der h. Schrift in Anspruch zu nehmen. Bald darauf — im Winter 1524 — begleitete letzterer den Churfürsten noch zum Reichstag nach Nürnberg; fast hätte aber schon um diese Zeit sein Verhältniß zum Hofe sich gelöst. „Ich werde,“ klagt er, „mit Gottes Wort zu handeln, je länger je blöder, und laß mich je länger je mehr bedünken, daß viel mehr Stärke, Lehre, Kunst und Frömmigkeit dazu gehöre, denn ich armer Schweiß bei mir befinde.“ Luther wußte aber dem zur Schwermuth geneigten Manne durch das Glaubenswort: „Christus hat Dich berufen; diesem weiche!“ und durch andere gewichtige Gründe so gewaltig zu imponiren, daß er in seiner Stellung verblieb. Als nach kurzer Zwischenzeit (5. Mai 1525) sein „gnädigster, liebster Herr,“ der ihm noch auf dem Todtenbette einen Jahrgehalt von 160 Goldgulden aussetzte, starb, mußte es ihm zu großer Beruhigung gereichen, bis an's Ende bei ihm ausgeharrt zu haben.

Der jetzt erbetene Abschied wurde ihm von dem Nachfolger, Johann dem Beständigen, gewährt, und bald darauf sah er sich mit Zustimmung desselben von dem Rathe zu Altenburg als erster evangelischer Oberpfarrer der Stadt berufen. Bei diesem Anlaß war es, wo Luther ihm vor dem Churfürsten das Zeugniß gab: „Die Person ist wohl gelehrt, wohl beredt, dazu sittig und züchtig

und, das am höchsten mich bewegt, hat ein gutes rechtschaffenes Herz, denn er das Wort Gottes und die Seelen mit Treuen meint." Das Amt war beschwerlich, Altenburg „schier ganz gefressen von Bettlern," und er ein von Herzen demüthiger Mann, — „wie sehr hätte ich gewünscht," sagt er, „daß man weit Tüchtigere als mich ausgesucht hätte!" — nur die Zusprache der Freunde und der Trost, welchen er in dem Worte fand: „Wisse, daß ich dich berufen habe!" konnte ihn ermuthigen, anzunehmen. Am 13. August 1525 hielt er seine Antrittspredigt; am 19. November trat er „nach dem Vorbild der frömmsten Menschen früherer und jetziger Zeit" mit Katharina, einer gebornen Heidenreich oder Streibel von Altenburg, einem armen, aber ehrbaren einzigen Töchterlein, in den Ehestand. Luther und Melanchthon beglückwünschten ihn; die päpstlich gesinnten Domherren aber, welche ihm überhaupt bis zum Jahre 1533 durch „ihr elendes ceremonisches Unwesen" vielen Verdruß verursachten, beantworteten die bedingte Einladung zur Hochzeit mit einer höhnischen Ablehnung. Die von „den Baalspriestern" verdammte Ehe mit seiner „vielgeliebten Kette", wie Spalatin nach Luther's Vorgang seine Käthe nannte, wurde von Gott mit zwei Töchtern gesegnet.

Die Arbeitslast, welche seiner in Altenburg gewartet hatte, verdoppelte sich, als er 1528 zum Superintendenten des ganzen Kreises ernannt wurde. Ein Glück für ihn war es, daß er bei seinem eben nicht starken Körper einer guten Gesundheit genoß; er hatte sich aber auch so sehr an dieselbe gewöhnt, daß er schon bei einem starken Katarrh sagen zu müssen glaubte: „Mein frommer Gott hat mich unter die Sporn genommen." Kann er sich einen Augenblick losreißen, so widmet er ihn seinem Schooßkinde, der Bibliothek in Wittenberg, und seine Freude ist eine zweifache, wenn er nicht nur sie wieder eingesehen, sondern „Gottlob auch unsern lieben Herrn Doctor Martinus gesund und fröhlich gefunden hat." Solche Erholung war dem vielbeschäftigten Manne um so mehr Bedürfniß, da auch Churfürst Johann sich vorbehalten hatte, ihn zu allen wichtigen kirchlich-politischen Verhandlungen mitzunehmen. In Folge dessen finden wir ihn 1526 auf dem Reichstag in Speyer, wo er, unbeirrt durch den „Christushaß der Pharisäer," unter dem Zudrang vieler Tausende in der Herberge seines Herrn „das in Ewigkeit bleibende Wort Gottes" predigt. Während der Jahre 1527—29 hatte er als einer von den für das

Oster- und Voigtland ernannten Visitatoren alle Hände voll zu thun; 1530 aber wohnte er dem großen Reichstag in Augsburg als einflußreicher Rathgeber und standhafter Bekenner bei. Ihm verdanken wir die eingehendsten Berichte über den Gang der Verhandlungen; von ihm stammt das Wort: die Verlesung der Confession sei „der allergrößten Werke eines, das je auf Erden geschehen;" durch ihn erhielt Luther die genaueste Kenntniß von Allem, was vorging; an ihn hat letzterer „aus dem Reiche der Vögel und Dohlen" damals seine herrlichsten Briefe geschrieben. Als eintrat, was sein vorschauender Geist geahnt, hat er Spalatin ermahnt: „Sei stark in dem Herrn; der Zorn der Könige und Fürsten ist ein günstiges Vorzeichen;" als die Gegner immer offener mit ihren „wälschen Listen" hervortraten, hat er mit den übrigen Freunden auch ihn von diesem Convent absolvirt und gesagt: „Kommt nur im Namen des Herrn, welcher auch die Drohungen der Menschen zu nichte machen wird, gleichwie er die Pforten der Hölle überwältigt hat!"

Kaum von Augsburg zurückgekehrt, mußte Spalatin den Churprinzen Johann Friedrich über Cöln, wo derselbe einen Protest gegen die Königswahl Ferdinand's zurückließ, nach Jülich begleiten; 1532 aber rief ihn der Churfürstentag nach Schweinfurt, wo er während seines sechswöchentlichen Aufenthalts fast täglich, zuerst in der Liebfrauenkapelle, dann um des großen Zulaufs willen unter freiem Himmel, das Evangelium predigte und dadurch den ersten Anstoß zur Reformation des dortigen Kirchenwesens gab. Ein bleibendes Denkmal dieser Thatsache ist die Schrift: „Ein getreu Unterricht aus Gottes Wort von allem dem, das ein Christenmensch wissen soll," welche er zunächst für die wegen versagter beiderlei Gestalt des Sacraments ohne geistlichen Beistand dahin sterbenden Pestkranken verfaßte. Von Schweinfurt aus begab er sich mit dem Churprinzen zum Reichstag nach Nürnberg, wo er während der Friedensverhandlungen viel mit Osiander verkehrte und sich lebhaft mit den kirchlichen Verhältnissen der Stadt beschäftigte. Am 23. Juli 1532 wurde der Friede geschlossen; am 16. August starb Johann der Beständige, und es gelangte nun Johann Friedrich zur Regierung, welcher nicht genug eilen konnte, dem Lehrer seiner Jugend Beweise eines Vertrauens zu geben, das eben so groß war als seine Dankbarkeit. Kaum hatte 1533 der päpstliche Nuntius Rangoni in Weimar Audienz verlangt, um

wegen des Concils zu unterhandeln, so wurde schleunigst Spalatin von Altenburg herbeigerufen, und als dies vorüber war, nahm die zweite Kirchenvisitation im Oster- und Voigtland seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Die Commission, deren angesehenstes geistliches Mitglied er war, hatte den Vollzug der früheren Anordnungen zu controliren; es war aber nebenbei noch eine Menge von schwierigen Fragen, welche zu einem lebhaften Briefwechsel mit Luther Anlaß gaben, zur Entscheidung zu bringen. Im Jahre 1534 begleitete er, erfüllt von patriotischen Erinnerungen an „den theuren deutschen Fürsten Arminius," seinen Herrn nach Cadan und Cleve, 1535 zur Belehnung nach Wien, von dort nach Schmalkalden zur Beschlußfassung über Vergerio's Propositionen und endlich zum Zweck des Ankaufs von werthvollen Büchern sowohl als Handschriften sogar nach Venedig. Im Jahre 1536 erhielt die Universität Wittenberg eine neue Dotation; Spalatin, welcher bei diesem Anlaß auch der Concordie beitrat, war es, der die churfürstliche Verleihungsurkunde auf dem Schlosse verlas. Während der ersten Februarwochen des Jahres 1537 wohnte er, wie immer, als Schriftführer, dem Schmalkaldischen Convente bei, — die Artikel hatte er schon vorher mit unterzeichnet; — dann eilte er auf den Wunsch des Herzogs Heinrich als Visitator nach Freiberg, wo er nicht ohne Mühe, aber mit dem gesegnetsten Erfolge das ganze Kirchenwesen ordnete; die letzte größere Arbeit aber, zu welcher er beigezogen wurde, war die Reformation der Meißner Lande, welche unter seiner thätigen Mitwirkung von den alten Mißbräuchen gereinigt wurden und eine dem Vorbild der chursächsischen angepaßte Kirchenordnung erhielten. Als dieses Werk vollbracht war, zog er sich, der unaufhörlichen Reisen müde, aber auch jetzt noch an allen kirchlichen und politischen Ereignissen der Zeit den regsten Antheil nehmend, mehr und mehr auf seine nächsten amtlichen Obliegenheiten und seine umfassenden geschichtlichen Arbeiten, deren er bekanntlich auch neben einer ansehnlichen Zahl von Uebersetzungen und andern Schriften viele hinterlassen hat, zurück. Nur die Visitationen in Zeiz und im Amte Wurzen haben ihn 1541—42 noch einige Male über die Gränzen seines Sprengels hinausgeführt.

Der Tod des von Sorgen, Reisen und Arbeiten aufgeriebenen Mannes erfolgte am 16. Januar 1545. Ein schwieriger Ehefall, über dessen Entscheidung er sich Gewissensbedenken machte, und die Besorgniß, als ob man ihm am Hofe nicht mehr gewogen

sei, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Ueber den ersteren tröstete ihn Luther, schriftlich und mündlich; die Fortdauer seiner fürstlichen Zuneigung verbürgte ihm Johann Friedrich durch seinen Leibarzt, welchen er an ihn abordnete, durch einen Eimer des besten Weins, an welchem er sich erquicken sollte, und durch ein eigenhändiges Schreiben, welches seine erprobte Treue in den ehrendsten Ausdrücken anerkannte. Jetzt konnte er ruhig sterben, zumal da er von seiner „lieben Hausfrau" und seinen beiden Töchtern, welche mit andern Freunden sein Lager umstanden, wußte, daß sie auch nach seinem tödtlichen Abgang „ein Ränftlein Brods" haben würden. Seine Grabstätte hat man ihm in der Bartholomäuskirche bereitet, sein Gedächtniß hat ihn überlebt; denn er gehört in erster Linie mit zu denjenigen, deren Namen unzertrennlich von dem Werke der Reformation sind. Viele haben ihn im Leben geliebt, Fürsten und Herren ihn mit Gunstbezeugungen überhäuft, die bedeutendsten Männer des Jahrhunderts ihn gesucht; aber höher als die Anerkennung aller Uebrigen ehrt ihn heute noch das Urtheil und die Freundschaft Luther's. Er nennt ihn „wegen seiner Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Treue den Liebsten unter den Lieben, den Diener Christi am sächsischen Hofe, den treuesten Knecht Gottes," wie er denn um seinetwillen auch Altenburg zu den Städten gezählt hat, „welche auf zwei Augen stünden," und ihn zu den Männern, „dergleichen man, wenn sie stürben, nicht leichtlich wieder bekommen werde."

Ch. H. Sixt in Nürnberg, später in Anspach †.

---

## 269. Paulus Speratus.

10. September.

Von dem Lebensgange dieses berühmten Sängers des Reformationsliedes: „Es ist das Heil uns kommen her", erfahren wir nicht eher etwas Sicheres, als bis er in gereiftem Mannesalter auf dem Schauplatz der Reformation in der Reihe der heldenmüthigen Vorkämpfer des Evangeliums uns entgegentritt. Wir wissen nur, daß er am 13. December 1484 geboren war, aber nicht, wo und von welchen Eltern, und welche Erziehung er genossen. Man sagt, er sei der Sprößling einer adligen Familie Schwabens, von Sprett oder Spretter, gewesen. Er schreibt sich aber auch zu-

weilen mit dem Zusatz a Rutilis oder von Rötteln. Den Namen Speratus hat er wohl durch lateinische Umformung seines Familiennamens sich beigelegt, als er zur Erkenntniß der Wahrheit des Evangeliums gelangte. Der Name bedeutet: Gehoffter, Geliebter, Verlobter, Bräutigam. Durch welche Führungen der göttlichen Gnade er zum Glauben an die seligmachende Wahrheit des lauteren Evangeliums gekommen sei, wissen wir nicht. Es wird uns berichtet, daß er zuerst nach Frankreich gereist sei und dort auf der Pariser Universität studirt, nachher aber auch auf italiänischen Universitäten seine Studien fortgesetzt habe. Sowohl dort wie hier konnte er schon das scharfe Wehen eines freien Geistes verspüren, der gegen das Pabstthum und die todten Satzungen der Kirche anstürmte, ohne freilich schon der lebendigmachende Geist aus Gott zu sein, dessen Wehen in Deutschland den Anbruch des Frühlings verkündigte. Wahrscheinlich verdankte er mit so vielen für das reine Evangelium Empfänglichen auch den ersten reformatorischen Schriften Luthers eine starke Anregung.

Wir lernen ihn gleich bei der ersten Bekanntschaft als einen entschiedenen Prediger des Evangeliums und freimüthigen Bekämpfer der Irrlehren und Mißbräuche der Kirche kennen. Wir finden ihn nämlich zuerst (im Jahre 1518) als Prediger in Dinkelsbühl. Etwa nach Jahresfrist sehen wir ihn, nicht ohne Zögern und Widerstreben, einem Rufe als Domstiftprediger nach Würzburg folgen, wo er bald als ein Verbreiter „des Gifts lutherischer Ketzerei“ und als ein Verführer des Volkes, welches sammt einem Theil der niederen Stiftsgeistlichkeit durch seine ernsten evangelischen Predigten in eine dem Licht der Wahrheit sich zuwendende Bewegung gebracht wurde, angeklagt und angefeindet wurde. Er wurde aus Würzburg um des Evangeliums willen vertrieben. Ob er auch in Augsburg, wie hier und da berichtet wird, das Evangelium gepredigt habe, bleibt dahin gestellt. Aber von ihm selbst erfahren wir, daß er eine Zeit lang auch in Salzburg als Verkündiger der lauteren Wahrheit gewirkt und eine kleine Gemeinde von evangelisch Gesinnten um sich gesammelt habe. In einer späteren Zuschrift an die Salzburger und Würzburger (jene nennt er voran) heißt es ausdrücklich: „Ich habe als Domprediger etliche Jahre euch das Wort Gottes, wollte Gott nützlich, verkündigt.“ In Salzburg wirkte damals im Stillen und Verborgenen für die Ausbreitung und Pflege wahrhaft evangelischer Gesinnung Luthers

treuer Freund und geistlicher Vater Johann Staupitz. Er war seit 1519 Hofprediger des Cardinals und Erzbischofs Matthäus Lang; sein Kloster, dem er später als Abt vorstand, war der verborgene Mittelpunkt eines neuen evangelischen Lebens, wie es einst der Ausgangspunkt der Christianisirung jener Gegenden gewesen war. Auf dem durch ihn in schüchterner Zurückgezogenheit empfänglich gemachten Boden konnte der von Sperat ausgestreute Same des Evangeliums nicht ohne Frucht bleiben. Diese zeigte sich besonders unter den ernsten, schlichten Bergleuten. Es bildete sich eine kleine Gemeinde, die unter den bald eintretenden schweren Verfolgungen dem Evangelio treu verblieb. Sperat mußte auch hier der Feindschaft wider das Evangelium weichen.

Wir finden ihn am Anfang des Jahres 1521 in Wien wieder. In Wien hatte zu dieser Zeit die Reformation unter dem Volk und unter den Lehrern der Universität bereits eine Zahl von verborgenen Freunden. Aber die Theologen waren die entschiedensten Feinde des Lichts. Ein Jahr lang hatte Sperat dort gelebt, als er sich durch die Predigt eines Mönchstheologen, welche das Gelübde der Ehelosigkeit pries und den heiligen Ehestand verlästerte, veranlaßt sah, öffentlich darüber Zeugniß abzulegen und vom evangelischen Standpunkt die Heiligkeit des Ehestandes, in den er selbst damals schon eingetreten war, zu vertheidigen. Er hielt in der Stephanskirche am 12. Januar 1522 über die Epistel des 1. Epiphaniensonntages (Röm. 12) eine geharnischte Predigt über die Gottwidrigkeit des Cölibatsgelübdes, über das sittliche Verderben unter den Geistlichen, über die Verwerflichkeit der Mönchsgelübde überhaupt, die als neue Gelübde zu dem Einen Taufgelübde, als wäre das unzulänglich, hinzugethan würden. „Da drang mich," sagt er, „mein Gewissen und die Noth, daß ich des ehelichen Standes Ehren und Glücklichkeit preisen mußte." Aus dieser Predigt stellten seine Feinde acht Sätze als „irrige Artikel voller Aergerniß und Ketzerei" zusammen und erhoben damit vor dem bischöflichen Gericht Anklage wider ihn. Um in seiner völligen Schutzlosigkeit der erbitterten theologischen Fakultät gegenüber nicht Gott zu versuchen, kehrte er bei Zeiten Wien den Rücken, wo bald öffentliche Anschläge seine Verdammung als Ketzer bekannt machten, aber seine Lehren durch die allen Predigern befohlene Widerlegung derselben von den Kanzeln dem Volk nun erst recht bekannt wurden. „Ich weiß," so ruft er später aus, „daß meine

Worte noch zu Wien in Vieler Herzen klingen, die mich gehört haben."

Sperat wollte nun einem Rufe zum Predigtamt nach Ofen folgen, wo auch das Evangelium bereits Eingang gefunden hatte. Aber die Wiener Theologen erwirkten beim König Ludwig seine Ausweisung aus Ungarn. Mächtig zog's ihn nun nach Böhmen hin, wo seit Luthers Auftreten die reformatorische Bewegung einen neuen Anstoß empfangen hatte. Prag war sein nächstes Ziel. Aber wider seine Absicht wurde er auf dem Wege dorthin, der ihn durch Mähren führte, durch einen Wink des Herrn genöthigt, in der für das Evangelium sehr empfänglichen Stadt Iglau auf seiner flüchtigen Wanderung Halt zu machen. Er folgte der wie von ungefähr an ihn ergangenen Aufforderung des dortigen Dominikaner-Abtes, als Prediger seines Klosters zu verbleiben. „Der versah sich aber nicht," schreibt er später an die Iglauer, „daß ich das Evangelium predigen sollte, sondern allein ihm in die Küche dienen. Das verstund ich anders und predigte auch das Evangelium." Seine Predigten hatten überraschenden Erfolg. Während der Abt mit den ihm sonst verhaßten Mönchen wider ihn Freundschaft schloß und so „Herodes und Pilatus gute Gesellen" wider Christum wurden, fielen der Rath und die Bürgerschaft dem Evangelio zu, und schworen in öffentlicher Versammlung, „Leib und Gut müßten eher daran, ehe sie sich wollten bringen lassen vom Evangelio und ehe sie ihn verlassen sollten." Die Begeisterung für die Sache des Evangeliums war allgemein und riß auch die Unentschiedenen mit sich fort. Sperat, der in seiner Besonnenheit wohl erkannte, wie bei Manchen „das Fleisch noch zuerst mitlief", ließ sich trotz der Drohungen der Feinde durch ihre dringenden Bitten bewegen, als ihr Bischof bei ihnen zu bleiben.

Von Iglau dehnte er seine Wirksamkeit zur Ausbreitung und Befestigung des Evangeliums über ganz Mähren aus. Er trat mit den zahlreichen angesehenen Beschützern desselben in die engste Verbindung. In einem sehr nahen Verhältniß erblicken wir ihn zu den böhmischen und mährischen Brüdern, mit denen er namentlich über die Lehre vom Abendmahl viel verhandelte. In Folge dessen trat er auch in brieflichen Verkehr mit Luther und wurde für die Verbindung desselben mit den Brüdern eine wichtige Mittelsperson. Luther nannte ihn „seinen lieben guten Freund" und schrieb ihm, daß „sein Büchlein der Predigt zu Wien gehalten ihm

fast wohl gefalle.“ Auf die Bedenken Sperats hinsichtlich der Auffassung der Brüder vom Wesen des Abendmahls erwiedert er (im Mai 1522): „er habe nach sorgfältiger Prüfung ihrer Artikel nicht gefunden, daß ihnen Brot und Wein Leib und Blut Christi blos bedeute, sondern daß sie darin wahrhaftig und eigentlich Leib und Blut Christi sähen. Es sei genug, dies schlecht und einfältiglich zu glauben; über das Wie solle man nicht grübeln, da Christus nichts Sonderliches darüber gesagt habe.“ In einem anderen Briefe (vom Juni desselben Jahres) belehrt Luther ihn, warum der Ritus der Aufhebung des Sacraments und der Beugung vor demselben, den die Brüder verwarfen, eine Sache evangelischer Freiheit sei, und warum das Sacrament, auch wenn es von einem ungläubigen Priester verwaltet würde, durch die Kraft des Verheißungswortes wirksam sei.

Der Glaube Sperats und seiner ihm begeistert anhangenden Gemeinde sollte bald durch schwere Leiden um des Evangeliums willen geprüft werden. Mehrere königliche Mandate, welche der Bischof von Olmütz, der Beichtvater und Rath des jungen unerfahrenen Königs Ludwig, diesem abnöthigte, bedrohten die Iglauer mit den härtesten Strafen, wenn sie ihren ketzerischen Prediger nicht entlassen würden. Vergebens bemühten sich Abgeordnete des Raths und der Gemeinde, ein Verhör und gerechte Untersuchung ihrer Angelegenheit zu erlangen. Indem man ihnen Hoffnung darauf machte, vertröstete man sie von einem Zeitpunkt auf den andern und ließ sie auf weiten Wegen vergebens hin- und herreisen, um sie müde und mürbe zu machen. Endlich ward im Frühling 1523 ein Tag zu Olmütz zum Verhör vor dem König für Sperat und die Deputation von Iglau angesetzt. Aber das war nur eine Falle, in die der Bischof Sperat locken wollte. Das Verhör fand nicht Statt. Sperat wurde in einen elenden Kerker geworfen, in welchem er zwölf Wochen schmachtete, ohne zu einem Verhör geführt zu werden. Der Scheiterhaufen drohte ihm eben so gewiß, wie er aus seinem Gefängniß am Tage nach seiner Einkerkerung auf dem Markte die aus den Buchläden und Häusern zusammengetragenen lutherischen Schriften, darunter auch das neue Testament, verbrennen sah. „Da lag ich nun,“ ruft er aus, „warum schwieg ich nicht? Warum sagte ich die Wahrheit? Nein, nein. Es muß ungeschwiegen sein; frisch, frisch hinwieder, es gilt ja nur dem elenden Körper.“ Rührend bewies sich ihm die Theil-

nahme der verborgenen evangelischen Brüder. Man sandte ihm Gedichte zu, in denen man ihm Muth und Trost zusprach. In einem derselben wurden der Hergang bei jenem Autodafé und einige plötzlich eintretende Umstände, z. B. ein Regenguß, als göttliche Fügung geschildert. Sperat antwortete darauf mit lateinischen Versen, in welchen er unter Anderem dem Ansinnen der feindlichen Partei, die Wahrheit zu verläugnen, das gute Bekenntniß entgegensetzte:

Nein! ich kann nicht! Bedroh' mein Leben mit tausend Gefahren;
Gieb auch dem Feuer mich Preis, das mir die Glieder verzehrt,
Mein Triumph ist der Kerker; eh deinen Geboten ich folge,
Soll mir wie Morgenroth leuchten der Flammen Glut.

Aber schwere Anfechtungen kamen über Sperats Seele, während er den Tod dicht vor Augen sah. Vor seinen Schrecken zitterte sein Fleisch und Blut. „Es überdränget mich," ruft er aus seinem Kerker, „das Fleisch, das ja krank ist. Ach mein Herr Christus hat auch blutigen Schweiß vergießen müssen, ehe er gegen sein Fleisch obgesiegt hat. Fürwahr es geht nicht mit Schlafen zu. Auch mir thut ein Engel vom Himmel noth, der mich stärkt." Er bittet seine Iglauer, um des Evangeliums willen ihn nicht im Stich zu lassen und zu seiner Errettung aus der Gewalt der Feinde Alles aufzubieten. „Ihr liebsten Brüder in Christo," ruft er ihnen zu, „ist es möglich vor Gott durch euch, so werde dieser Kelch von mir genommen; doch nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe!" Aber was mußte er zur Erhöhung seiner Leiden erfahren? In Folge der fortgesetzten Einschüchterungen und Drohungen wandten sich Viele von der Wahrheit ab und ließen ihren treuen Bekenner im Stich. Es hieß bei Vielen: „Evangelium hin, Evangelium her, wir wollen einen gnädigen König haben!" Auch großes äußeres Unglück betraf die innerlich zerrüttete Gemeinde. Fast die ganze Stadt wurde durch eine Feuersbrunst zerstört, in welcher auch alle Habe Sperats und seine werthvolle Büchersammlung ein Raub der Flammen wurde. Dazu kamen die Bekehrungsversuche, mit welchen der Bischof schmeichelnd und drohend ihn bestürmen ließ. Auf sie beziehn sich in jenem Antwortgedicht die Worte:

Höre zu schmeicheln mir auf, hör' auf zu drohen, du Schlange,
Nichts, nichts richtest du aus. Weg, du verderbliches Gift!

Da er unerschütterlich in seinem Glauben blieb, triumphirten seine Feinde schon über seinen nahen Tod. Doch wie wurden sie ent-

täuscht, als Sperat plötzlich eines Tages seiner Haft entlassen wurde. Es bezeichnet die hohe Bedeutung seiner reformatorischen Wirksamkeit für Mähren, daß angesehene Männer des Landes, Hofbeamte, ja die höchsten Personen bei Hofe, wie Markgraf Georg von Brandenburg, ja wie es scheint die der Reformation gar nicht abgeneigte Königin Maria selbst, sich für ihn beim Könige verwendeten und gegen die Machinationen des Bischofs seine Freisprechung durchsetzten. Freilich wurde ihm aufs Strengste verboten, seine Wirksamkeit als Prediger des Evangeliums in Iglau fortzusetzen. Aber hatte er seiner Gemeinde nicht Treue gelobt bis in den Tod? Allen Gefahren trotzend kehrte er zu ihr zurück, und erklärte ihr, auch ferner als ihr Bischof ihr dienen zu wollen, wenn sie ihn wieder aufnehmen wollte. Die eingeschüchterte Gemeinde wagte das nicht. Sie entließ ihn mit einem den wirklichen Sachverhalt und ihre Schuld in dieser Sache verdeckenden Empfehlungsschreiben an andere „Freunde und gute Herren", die sich des „redlichen und ehrsamen Mannes" annehmen sollten, der ihnen treulich das Wort Gottes verkündigt habe und jetzt eine Zeit lang von ihnen gehe „an andere End' und Land, um sich die durch ein grausam Feuer mit all' seinem Hab und Gut verlorenen christlichen Bücher wieder zu Wege zu bringen." Er nahm seinen Weg durch Böhmen, nachdem er sich in Mähren zu Trebitz, einem Hauptsitz der mährischen Brüder, eine Zeit lang aufgehalten hatte. Das nächste Ziel seines Wanderlebens war Wittenberg.

Bald nach seiner Ankunft in Wittenberg am Ende des Jahres 1523 oder Anfang 1524 finden wir ihn in eifriger Theilnahme an der Wirksamkeit der Reformatoren. Er übersetzte drei lateinische Schriften Luthers in dessen Auftrage ins Deutsche und versah sie mit Zuschriften an seine früheren Gemeinden in Salzburg, Würzburg und Iglau, um sie in ihrem Glauben zu befestigen, zur Treue zu ermahnen, und in ihren Leiden um des Evangeliums willen zu trösten und zu ermuthigen. Er zweifele nicht, schreibt er an die Salzburger und Würzburger, daß sie auch jetzt noch das Wort Gottes von Herzen gerne hören würden, obgleich ihnen „des Widerchrists Schergen und Stockmeister auf dem Halse säßen, vor denen Niemand sich regen dürfe." „Aber," ruft er ermuthigend ihnen zu, „harre, harre, wir sind nun etliche Mal mit der Lade des Bundes um dieses Jericho herum und der rechte Josua, Christus, ist mit uns. Wird es kommen zum siebenten Mal, daß man die

evangelischen Posaunen blasen muß und das rechte Feldgeschrei machen, so ist es schon aus mit Jericho, hilft nichts dafür!" Am meisten bedurften seine Iglauer, als deren Hirten er sich trotz der schmerzlichen Trennung fort und fort betrachtete, des Rathes, der ernsten Zurechtweisung und väterlichen Ermahnung. Er ermuthigt sie zur Standhaftigkeit im Glauben und im Bekenntniß unter den fortdauernden Verfolgungen, er fordert sie auf zur Fürbitte für ihren irregeleiteten und gemißbrauchten König, daß ihm aus den Händen der Seelenmörder geholfen werde, er warnt sie vor der Schmach und Schande des Abfalls vom Evangelio, und bittet sie, Geduld zu haben, „bis Gott der die Herzen wandelt, ein Anderes schicke" und die wegen der Schwachen unter ihnen nöthig gewordene leibliche Trennung ein Ende habe. „Wo aber," ruft er aus, „die Verfolger des Evangelii weiter wider uns toben und deß kein Aufhören machen, müssen wir auch auf unsern König pochen und ihnen mit dem Tode und Verlierung aller Güter um des Evangelii willen wieder Trotz bieten und denselbigen Trotz mit der That erstatten." Die Seelsorge, die er an dieser schwer angefochtenen und vom Herrn ihm auf das Gewissen gebundenen Gemeinde zu üben sich verpflichtet fühlte, trieb ihn zur Abfassung einer Schrift für dieselbe, die ohne Zweifel den herrlichsten Bekenntnissen des evangelischen Glaubens unter den reformatorischen Schriften dieser Zeit beigezählt werden kann. „Wie man trotzen soll aufs Kreuz wider alle Welt, zu stehen bei dem Evangelio:" dieser Titel läßt schon auf den Inhalt schließen, der uns den pastoralen Reformator mit seiner das Band zu seiner Heerde immer fester ziehenden Liebe, mit seinem der Menschenfurcht und der Kreuzesflucht der Gemeinde entgegengesetzten kühnen Glaubensmuth und mit seiner sie zum Kreuz zurückrufenden, wegen der Untreue strafenden, zur Geduld im Leidenskampf ermahnenden Hirtenstimme auf das Lebendigste vergegenwärtigt. Schon ist der Ruf des Hochmeisters des deutschen Ordens, als Prediger des Evangeliums gen Königsberg zu ziehn, an ihn ergangen. Aber wie könnte er ihn annehmen, wenn seine mit ihm verbundene Gemeinde jetzt Glaubensmuth genug hätte, ihn zu sich zurückzurufen! Noch seufzt sie unter dem Druck des Leidens, noch siecht ihr Glaubensleben in Zweifel, Muthlosigkeit und Verzagtheit dahin. Aber eben darum dringt er mit mächtigem, glaubenskühnem Wort auf ihre Herzen ein, um sie wieder aufzurichten und stark zu machen. „Der Satan," ruft er ihnen zu

ihrer Ermuthigung zu, „hat sich offenbarlich bis jetzt mit seinem ganzen Anhang zu Schanden gemacht, so soll er hinfort an uns noch gröber zu Schanden werden. Ob er schon Berg auf Berg mauert, noch solls ihm nicht helfen. Was wollen wir denn fürchten bei einem so starken, gewaltigen Gott, deß gewisses Wort wir haben. Es gilt uns die Ehre des allmächtigen Gottes, dem zu Lieb und Lob anrichtend solchen Trutz pochen wir auf ihn, er ist sein werth. Auch von ihm ist und kommt allein solcher Trutz, dieweil auch die Liebe, aus welcher allein solcher Trutz erwächst, allein von Gott kommt. Darum ermahne ich euch: Lasset uns nicht vom Kreuz abfallen, von der Liebe Gottes, die das bittere Kreuz dem Leben süß und angenehm macht. Darauf wir trotzen mögen, aber allein auf Christum und in Christo trotzen. Bleiben wir in ihm, so werden wir in ihm wachsen, je länger, je stärker, darum wir denn auch in ihm immer trotziger und trotziger werden. — Es muß aufs Kreuz wider alle Welt getrotzet sein oder ewiglich verloren."

Aber nicht blos die Hirtenstimme, auch die Streiterstimme Sperats vernehmen wir von Wittenberg her in dem Kampf wider seine alten Feinde, die Theologen in Wien. Jene acht Anklageartikel, die er endlich nach langem vergeblichen Bemühen aus Wien erhalten hatte, widerlegte er in einer Streitschrift, die anfangs 1524 zugleich mit der Streitschrift Luthers wider die Mönchstheologen in Ingolstadt erschien. Mit scharfen, derben Worten vertheidigt er hier seine Sätze, daß die Klöster zu loben seien, die die Ehe frei ließen, daß die Mönchsgelübde zum Taufgelübde nichts hinzufügen, daß mit dem Glauben keine Sünde bestehen könne, daß die Schulgelehrten (scholastici) lieber Gottesgelehrte heißen und sein sollten. Beispielsweise sei nur erwähnt, was er in Beziehung auf diesen letzten ihm als Ketzerei zur Last gelegten Satz sagte! „Ei welch' eine große Sünde ist das, ohn' Zweifel eine Sünde wider den heilgen Geist. Wer mag's vergeben? Ich bekenne es, ich wollt', daß die Schulgelahrten zu feinen Gottesgelahrten würden. Aber das soll nimmermehr sein. Ich sollt euch Theologen nennen, d. i. Gottesgelahrte, das wollt ihr nicht haben; und billig, denn ihr seid es nicht, wollt's auch nicht werden; aber ich wollt', wär's möglich, ihr bekehrtet euch. Christum hab' ich gepredigt, und sonst Niemand. Den habt ihr also verfolgen wollen, daß mußt werden offenbar, damit man sich vor euch zu hüten wüßte."

Doch lieber noch hören wir seine Sängerstimme, wie er neben Luthers Stimme als einer der ersten Sänger der Reformation und der evangelischen Kirche von Wittenberg zum ersten Male in seinen drei bekanntesten Liedern, in dem großen Bekenntnißliede: „Es ist das Heil uns kommen her", in dem Bußliede: „Hilf Gott, wie ist der Menschen Noth" und in dem Glaubensliede: „In Gott gelaub' ich, daß er hat", erschallen läßt. Diese Lieder erschienen zuerst in der kleinen Liedersammlung, welche 1524 als der Erstling der evangelischen Gesangbücher von Luther herausgegeben wurde. Wie viel hat Sperat mit jenem ersten schnell in das evangelische Volk eingedrungenen Liede zur Ausbreitung und Befestigung der evangelischen Ueberzeugung beigetragen! Denn in schlichtem, aber edlem volksmäßigen Ton läßt sich hier das Bekenntniß der Reformation vernehmen. Was hilft zum Heil? Die Werke nicht. „Der Glaub' sieht Jesum Christum an. Der hat gnug für uns all' gethan, Er ist der Mittler worden." Wer ist der alleinige Quell des Heils? Der menschgewordene Sohn Gottes. „Das ganz Gesetz hat er erfüllt, Damit seins Vaters Zorn gestillt, Der über uns ging Alle." Was ist des wahren Glaubens Gestalt? „Nicht mehr denn: lieber Herre mein, dein Tod wird mir das Leben sein. Du hast für mich bezahlet." Wer ist gerecht vor Gott? „Der ist gerecht vor Gott allein, Der diesen Glauben fasset. Der Glaub giebt uns von ihm den Schein, So er die Werk nicht lasset." Das Evangelium tröstet das durchs Gesetz niedergeschlagene Gewissen wieder. „Es spricht: Nur kreuch zum Kreuz herzu. Im Gesetz ist weder Rast noch Ruh Mit allen seinen Werken." Aber des Glaubens Frucht sind die Liebe und die Werke. „Mit Gott der Glaub' ist wohl daran, Dem Nächsten wird die Lieb' Guts thun, Bist du aus Gott geboren." — „Die Werk die kommen gewißlich her Aus einem rechten Glauben. Wann das nicht rechter Glaube wär, Wollst ihn der Werk berauben." Der Glaube bewährt sich in der Anfechtung durch die Hoffnung. „Die Hoffnung wart der rechten Zeit. Was Gottes Wort zusagen, Wenn das geschehen soll zu Freud, Setzt Gott kein g'wisse Tagen. — Ob sich's anläßt, als wollt' er nicht, Laß dich es nicht erschrecken; Denn wo er ist am Besten mit, Da will er's nicht entdecken. Sein Wort laß dir gewisser sein. Und ob dein Herz spräch lauter Nein, So laß doch dir nicht grauen." — Das Bußlied Sperats: „Hilf Gott" ist ein Nothschrei um Hülfe aus dem tiefen Elend der

Sünde und um Erneuerung der Kirche durch die Kraft des wieder ans Licht gebrachten Worts. Am Ende der kunstvoll gebauten Strophen erhebt sich jedesmal das Lied zu einem auf das Vorangehende sich gründenden Hülferuf zu Gott, der nach dem inneren Fortschritt des Liedes sich steigert, indem es heißt: „O Herre Gott, hilf uns diesen Jammer stillen. O Herre Gott, laß uns nicht also verderben. O Herre Gott, mach uns wieder neu geschaffen. O Herre Gott, nimm uns an für deine Kinder. O Herre Gott, für uns laß es (dein Wort) sein gestorben. O Herre Gott, von uns sei dir ewig Lobe."

Ohne das Gewissensband, welches ihn mit der Gemeinde zu Iglau verknüpfte, zu lösen, und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, unter günstigeren Umständen auf ihren Ruf wieder zu ihr zurückzukehren, folgte er dem Ruf des Markgrafen Albrecht nach Königsberg, wo er im Sommer 1524 auf dem durch Briesmanns Wirksamkeit für die Reformation schon bereiteten Boden zuerst das durch den Abgang des stürmisch eifernden, aufrührerisch predigenden Amandus erledigte Pfarramt der Altstadt interimistisch verwaltete und die altar- und bilderstürmerische Bewegung, die jener hervorgerufen, durch seine kräftigen, Ruhe und Ordnung wiederherstellenden Predigten beschwichtigte. Ein Jahr nachher konnte er im Namen der Stadt den zurückkehrenden Markgrafen Albrecht bei seinem Einzug als Herzog des nun aus einem Ordens- in einen evangelischen weltlichen Staat verwandelten Preußens begrüßen. Fortan wirkte er in dem Amt eines Hof- und Schloßpredigers des Herzogs, wozu er auch gleich anfangs berufen war, in engem Freundschaftsbunde mit den anderen Reformatoren Königsbergs und Preußens, mit Briesmann, Poliander und in Verbindung mit den beiden ersten evangelischen Bischöfen Preußens, Erhard von Queis und Georg von Polenz, zur Durchführung der von Albrecht bereits von Deutschland aus eingeführten Reformation. Es fehlt nicht an Zeugnissen aus dem Volk über die segensreichen Wirkungen seiner Verkündigung des Evangeliums. Er hatte durch das Vertrauen seines Herzogs einen wichtigen Antheil an der ersten grundlegenden Organisation der evangelischen Kirche Preußen und an der Einführung und Durchführung der unter seinem Beirath zu Stande gekommenen Kirchenordnung von 1526. Er war der erste Sangmeister der preußischen Kirche. Seine Sängerstimme verstummte nicht. Er dichtete evangelische Lieder, versah sie theilweise mit von ihm selbst componirten

Melodien und trug so wesentlich zur Ausbildung des evangelischen Gottesdienstes in dem neuen Kirchenwesen bei. So dichtete er z. B. nach dem 37. Psalm zu Trost „Allen, die Gewalt und Unrecht leiden" sein Lied: „Erzürn dich nicht", und für die Gemeinde „als Danksagung nach der Predigt" das Lied: „Gelobet sei Gott, unser Gott." Aus triftigen Gründen können wir auch zwei sonst nicht bekannte Sammlungen von evangelischen, eng an das Bibelwort sich anschließenden Liedern ihm zuschreiben, von denen die eine unter dem Titel: „Etliche neue verdeutschte und gemachte in göttlicher Schrift gegründete christliche Hymnen und Gesänge", 1527 zu Königsberg gedruckt erschien und auf die andere als schon vor ihr erschienen zurückweist, welche den Titel führt: „Etliche Gesänge, dadurch Gott in der gebenedeiten Mutter Christi und Opferung der weisen Heiden, auch im Symeon, allen Heiligen und Engeln gelobt wird, Alles aus Grund heiliger Schrift." Es heißt in der Vorrede zu dieser letzgenannten Liedersammlung: Durch den neulichen gnädigen Wiederaufgang des evangelischen Lichts seien viele unchristliche und schriftwidrige Gesänge von Maria und anderen Heiligen abgestellt worden; da aber der heilige Geist im 8., 114. und 135. Psalm und sonst in den Psalmen Gott nicht blos in seinen lebendigen, sondern auch unlebendigen Geschöpfen loben lehre, wieviel billiger sollten wir dann solch' göttlich Lob thun in Maria und andern lieben Heiligen und Engeln, denen Gott der Herr so unaussprechlich wunderbarliche Wohlthat aus lauter Gnaden ohne alles ihr Verdienen bewiesen und sich geheiligt habe. Daher seien diese Gesänge allein aus Grund göttlicher Schrift, ohne welche Gott vergeblich gedienet werde, gemacht, darin Gott der Herr in Maria und andern seinen Heiligen gelobt und gepriesen und seine grundlose Barmherzigkeit angerufen werde, uns seinen armen irdischen Creaturen dergleichen unverdiente Gnade auch zu verleihen." In wahrhaft evangelischer Weise wird hier die alte Heiligenverehrung abgethan, aber zugleich in engstem Anschluß an das geschichtliche Wort der heiligen Schrift das Gedächtniß der heiligen biblischen Personen allein zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde in diesen rein protestantischen Liedern gefeiert. Diesen Liedern fügt die erstgenannte Sammlung eine Anzahl theils verdeutschter, theils neu gedichteter, aus dem Schriftwort unmittelbar geschöpfter Festlieder hinzu, welche „Gott zu Lob und Besserung des Volks durch das ganze Jahr auf ein jedes Fest,

das christlich gehalten werden mag", von der Gemeinde gesungen werden sollen. Unstreitig ist eins der vortrefflichsten dieser Lieder „ein Gesang von der christlichen Kirche und ihrer Kirchweihung", der hier eine Stelle finden möge:

| | |
|---|---|
| | Christus unser Herr und Heiland, |
| Hebr. 9. | Der höchst Priester recht genannt, |
| Matth. 16. | Sein Kirchen er selbst geweiht hat, |
| 1 Cor. 3. | Frei vor Teufel Höll und Tod, |
| Jesaj. 5. | Hat keiner andern Grundvest traut, |
| 1 Cor. 10. | Auf sich wahren Fels gebaut. |
| | |
| Ephes. 1. | Dieser Kirchen ist einigs Haupt |
| Coloss. 1. | Christus, und der ihm recht glaubt, |
| 1. Cor. 6. | Wird sein solcher Kirchen ein Glied, |
| | Und in ihm haben sein Fried; |
| | Solch Kirch, geweiht mit seinem Blut, |
| Matth. 16. | Die Höll nicht bezwingen thut. |
| | |
| Hebr. 12. | Ein Gemeinschaft der Heilgen ist, |
| | Und der Seligkeit wird vergewißt, |
| | Ein Braut Christi ehrlich geziert, |
| 2 Cor. 11. | Wer sein'm Wort geboren wird, |
| Ephes. 4. | In einem Geist und Glauben steht, |
| Hebr. 11. | Ohn Makel zum Bräutgam geht. |
| | |
| Hebr. 12. | Ins Lebensbuch geschrieben sind |
| Apok. 20. | Alle dieser Kirchen Kind. |
| Ephes. 5. | Sie wird nur im Glauben erkannt, |
| Röm. 4. | Ihr kein leiblich Stadt benannt. |
| Hebr. 11. | Wer dem Nächsten viel Guts beweist, |
| | Wird in diesem Reich gepreist. |
| | |
| 1 Petr. 2. | O Herr, dieser Kirchen Eckstein, |
| Jesaj. 28. | Mach uns Glied deiner Gemein, |
| 1. Cor. 10. | Davon nach deines Wortes Lehr |
| 1 Petr. 1. | Uns scheid kein Pein Schand noch Ehr, |
| | Allein trauen dein'm einig Wort, |
| Joh. 6. | Das da ist des Lebens Pfort. |

Die Wirksamkeit Sperats für die Auferbauung der also von ihm besungenen Kirche des Herrn im Preußenlande wurde eine weit umfang- und einflußreichere, als er nach dem Tode des Bischofs Erhard von Queis (1529) zum pomesanischen Bischofsamte berufen wurde, in dessen Verwaltung (zu Marienwerder) wir ihn seit dem Anfang des Jahres 1530 erblicken. Die Darstellung

dieser bischöflichen Wirksamkeit Sperats würde den hier zugemessenen Raum überschreiten. Wir müssen uns damit begnügen, die Aufgaben nur anzudeuten, welche er unter viel schwierigeren Verhältnissen und in einem weit ausgedehnteren Sprengel, als der seines Mitbischofs Georg von Polenz in Samland war, zu lösen hatte. Auf einem völlig verwilderten kirchlichen Boden hatte er von Grund aus ein Neues zu schaffen und die Fundamente kirchlicher Ordnung zu legen und ein geregeltes gottesdienstliches Leben einzuführen. Die Kirchenordnungen, welche die erste von 1526 fortbildeten und das Mittel zur immer festeren Ausgestaltung des neuen Kirchenwesens werden sollten, waren zum Theil von ihm ausgearbeitet; die vom Jahr 1540 ist ganz sein Werk. Mit rastlosem Eifer war er bemüht, die Bestimmungen dieser Kirchenordnungen und die theilweise durch ihn selbst veranlaßten kirchlichen Mandate des Herzogs auf seinen Visitationen und sonstigen Rundreisen auszuführen und die von ihm begründete neue Gestalt der kirchlichen Dinge zu erhalten. Aber mit unsäglichen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen. Es fehlte an tüchtigen Geistlichen, welche ihm bei dieser grundlegenden Thätigkeit mit geschickter Handhabung des göttlichen Worts und pastoraler Weisheit in der Ausübung der Seelsorge an den Einzelnen und der Erziehung und Leitung der geistlichtodten Gemeinden hätten zur Seite stehen können. Wie oft klagt er über diesen Mangel! Weithin war der Boden des kirchlichen Lebens von dem Unkraut des Heidenthums, nicht blos des neuen römisch-katholischen, sondern auch noch des alten heidnischen Aberglaubens überwuchert. Und daneben erhob der Unglaube frech sein Haupt, der mit dem alten Kirchenthum das ganze Christenthum von sich warf. In seinem und des Aberglaubens Gefolge herrschte überall im Volk die ärgste Sittenlosigkeit; die Vornehmen wie die Geringen wollten sich der Zucht des Wortes Gottes nicht unterwerfen. In dem ererbten harten und wüsten Boden der Kirche fand der ausgestreute Same des Evangeliums nur äußerst langsame Aufnahme und Entwickelung, trotzdem daß Sperat in seinem bischöflichen Berufe keine Sorge und Mühe um die Pflanzung und Pflege christlichen Lebens in den Gemeinden sich verdrießen ließ. Dazu kam noch die besondere Noth, welche seit dem Beginn seines schweren Amtes die von einem Rath des Herzogs Albrecht und eine Zeit lang von diesem selbst begünstigten Wiedertäufer, die theils von Schlesien, theils von den Niederlanden

her eindrangen, der neuen Kirche bereiteten. Das Colloquium zu Rastenburg am Ende des Jahres 1531 hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sperat hatte immer von Neuem mit ihnen zu kämpfen. Diese kirchlichen Nothstände und dazu wiederholte schwere häusliche Sorgen und Leiden waren es, unter deren Last der treue Bischof oft tief gebeugt bis an seinen Lebensabend (er starb den 12. August 1551) einherzugehen hatte. Aber was er einst in seinem Liede: „Hilf Gott" so glaubensstark gesungen, das war und blieb auch bei ihm Wahrheit bis an das Ende seines Lebens:

Es ist sein Wort,
Darauf steh hart;
Es kann uns nicht ausweichen,
Sein Kraft ist also reiche,
Wem er's bescheert,
Dem wird's gemehrt;
Nur gläub daran,
Laß Zweifel stahn,
Hoff auf den, der ist dort droben.

D. Erdmann in Königsberg, jetzt in Breslau.

---

## 270. Friedrich Myconius.

28. April.

Friedrich Myconius, Luthers treuer, wackerer Mitarbeiter, der Reformator Thüringens, wurde zu Lichtenfels in Oberfranken am 2ten Weihnachtsfeiertag 1491 geboren. Sein Familienname, den er auch später noch gern führte und sinnig deutete, war Mecum; die Eltern gehörten dem ehrbaren Bürgerstande an und gaben dem Sohne eine rechtschaffene, fromme Erziehung, was dieser noch im Alter dankbar rühmt. Wie bereits vor der Reformation im Herzen des deutschen Volkes evangelische Erkenntniß aufleuchtete, davon giebt der Vater einen sprechenden Beweis. Dieser ließ es nämlich nicht dabei bewenden, nach alter Christensitte dem Knaben die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser zu lehren; er ermunterte ihn auch zu fleißigem Gebet und zu einem festen Vertrauen auf das Heil in Christo. „Das müsse ein jeder Christ glauben, daß wenn auch nur drei Menschen hoffen könnten, durch Christum selig zu werden, doch er sicherlich einer von diesen dreien wäre! habe man solche Zuversicht nicht, so wäre das eine Schmach

auf Christi Verdienst. — Die päpstlichen Ablaßbriefe seien Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte. Vergebung der Sünden und das ewige Leben könne man sich nicht mit Geld erkaufen!" —

Solche Belehrung fiel zwar nicht als zündender Funke in den Geist des Knaben, wohl aber senkte sie sich in sein Herz als ein Samenkorn, das still aufkeimte. Frühe schon lernte der junge Mecum daran denken, wie er Gottes Gnade erlangen und selig werden möge.

Daß der geweckte, fleißige Knabe weiter ausgebildet werde, dafür trug der Vater treulich Sorge. So kam Myconius 1504 nach Annaberg im Erzgebirge, wo unter dem Rector Weidner, genannt Staffelstein, eine lateinische Schule in gedeihlicher Blüthe stand. Hier machte der junge Mecum gute Fortschritte, hier kam es auch bei ihm zur inneren Entscheidung. Die Veranlassung dazu gab eben derselbe Mann, der später auch Luthern auf die Bahn des Reformators drängte, der Ablaßkrämer Johann Tetzel. Annaberg war eine in der Ergiebigkeit neu entdeckter Gruben reich aufblühende Bergstadt; da hoffte Tetzel mit seinem Handel gute Geschäfte zu machen. Mit großem Pompe zog er 1508 ein und wußte seine Waare mit dreister, marktschreierischer Art schön anzupreisen. Den betriebsamen Bergleuten spiegelte er vor, wenn sie flugs in seinen Kasten einlegten und Gnad' und Ablaß lösten, so würden alle Berge um Annaberg eitel gediegen Silber werden. Er hatte viel Zudrang und blieb 2 Jahre. Myconius, noch ganz befangen in den herrschenden Irrthümern, hörte Tetzels Predigten mit großer Aufmerksamkeit; er meinte, das wären lauter Gottessprüche; was vom Papst käme, das käme ja von Christo selbst. Als zuletzt Tetzel erklärte, er werde nun bald abreisen und die Himmelsthüre zuschließen; so wohlfeil könne man nicht wieder das ewige Leben und Vergebung der Sünden bekommen; jetzt sei der Tag des Heils, jetzt die angenehme Zeit; es möge doch niemand seiner Seelen Seligkeit versäumen: da ging auch der 19jährige Myconius hin, um sich Ablaß zu holen. Er suchte Tetzel in seiner Wohnung auf, die derselbe im Hause des reichsten Bergwerksbesitzers genommen hatte. Tetzel hatte sich im Glanze seines päpstlichen Commissariats wie ein Großhändler mit mehreren Geistlichen umgeben, welche vermittelnd im Vorzimmer den Kleinhandel besorgten. Der junge Mecum bringt in wohlgesetzter lateinischer

Rede seine Bitte an: man möge ihm doch den Ablaß „umsonst um Gottes willen" geben, und beruft sich auf das von Tetzel an der Kirchenthür angeschlagene Decret des Papstes. Die so bedacht vorgetragene Bitte des Jünglings erregt die Aufmerksamkeit der Geistlichen, sie gehen in Tetzels Zimmer und berichten; es wird lange berathen. Endlich kommen sie mit dem Bescheide: es ginge nicht, die angezogene Stelle in dem päpstlichen Decret gälte nicht mehr; jeder, der Ablaß suche, müsse „hilfreiche Hand bieten," d. h. Geld geben. Abermals beruft sich der Jüngling auf die ausdrückliche Zusage des päpstlichen Decrets: „den Armen solle der Ablaß umsonst um Gottes willen gewährt sein;" abermals gehen die Geistlichen zu Tetzel und bitten für den Jüngling, der ihre Theilnahme gewonnen hat; umsonst, sie kommen wieder mit Tetzels alleinigem Bescheid: Geld! Da wird der Jüngling dringend, und sie fangen an zu handeln. Er solle doch nur einen Groschen zahlen; Antwort: den hab' ich nicht! Dann doch sechs Pfennige; er entgegnet: ich habe auch nicht einen einzigen Pfennig. Es wird von den geistlichen Geschäftsleuten auf's neue Berathung gepflogen; Tetzel will durchaus nicht den Ablaßzettel umsonst hergeben; er fürchtet die Consequenzen. Endlich finden sie einen Ausweg; einer bietet dem Jüngling 6 Pfennige zum Geschenk an, damit solle er sich den Ablaß kaufen. Da ergreift ihn ein heiliger Widerwille; das, was seiner Seele zur Seligkeit dienen soll, das will er einmal nicht um Geld haben. „Nein," spricht er mit aller Entschiedenheit, „bezahlen mag ich den Ablaß nicht; wollte ich's, so hätte ich ja eines meiner Bücher verkaufen können; ich will aber den Ablaß „„als ein Armer umsonst um Gottes willen,"" wie es der Papst versprochen hat. Ihr habt es vor Gott zu verantworten, wenn um ein paar Pfennige willen ihr das Heil meiner Seele gering achtet!" — Noch sucht man dem Jüngling einen für ihn schon bezahlten Zettel aufzudringen; aber er nimmt ihn nicht. So läßt man ihn gehen.

Tief bewegt kommt er nach Hause. Je hartnäckiger ihn der habsüchtige Tetzel abgewiesen, desto sehnlicher sucht er nun bei Gott Vergebung der Sünden. Er nimmt ein Krucifix, das immer auf seinem Arbeitstische stand, stellt es auf eine Bank, wirft sich davor nieder und betet inbrünstig zu Gott um Gnade. „Beschreiben kann ich's nicht," erzählt er von dieser heiligen Stunde, „aber fühlen konnte ich damals den Geist der Gnade und des Gebets, welchen

Du Herr, mein Gott, über mich ausgossest. Die Summa aber dessen, was ich bat, war, Du möchtest mein Vater sein, Du möchtest mir meine Sünde vergeben. — Ich fühlte meine ganze Natur sich ändern, mir ekelte vor allen Dingen der Welt, ja es schien mir, als wäre ich dieses Lebens satt; zugleich begehrte ich, mit Gott zu leben, so daß ich ihm gefallen möchte." — Es rang der Jüngling mehrere Tage lang mit den ernstesten Gedanken. Endlich schloß er sein bewegtes Herz vor seinem Lehrer Weidner auf. Dieser erkannte den tief religiösen Zug des Jünglings; aber er wußte ihm nichts anderes zu rathen, als was die herrschende Meinung für das Beste hielt, in's Kloster zu gehen. Der Jüngling that es; er trat in das neuerrichtete Franziskanerkloster zu Annaberg ein. Das geschah am 14. Juli 1510. Sein Lehrer, mehrere Mitschüler und fromme Frauen gaben ihm das Geleit bis zur Klosterpforte; die Mönche nahmen ihn freundlich auf. Es wurde ihm eine Zelle angewiesen. In stiller, nächtlicher Stunde kniete er da vor Gott in heißem Gebet, ihm befahl er das Heil seiner Seele, die Führung seines Lebens. Betend entschlief er auf seinem Lager. Da träumte er jenen merkwürdigen Traum, den er selbst noch in seinem Todesjahr (1546) in einem Briefe mitgetheilt hat, den Traum, der wie in einem Spiegel eines sinnreichen Gleichnisses ihm sein Abmühen unter den papistischen Satzungen, sein Erwachen zum evangelischen Leben und sein späteres Arbeiten auf dem Felde der Reformation zeigte[1]. — Er fand sich in einer unabsehbaren Oede ohne Ausweg: erschöpft von tagelangem Umherirren, von Hunger, Durst und Schmerz verzehrt, sah er seinem Tode entgegen. Da nahte ihm eine Gestalt, in der er nach den Abbildungen den Apostel Paulus erkannte. Dieser fragte ihn nach seiner Lage und führte ihn auf einen Weg, der bald gebahnter ward: dann öffnete sich ein anmuthiges Thal, in dessen Mitte sich ein fließendes Wasser zeigte, das Ufer mit Blumen eingefaßt. Aber er durfte hieraus nicht schöpfen: aus der Quelle selbst solle er trinken, sagte sein Führer. Bald erblickten sie diese in Marmor gefaßt. Als er sich anschickte, daraus zu schöpfen, sah er in der Quelle das Bild Christi am Kreuz, der Gekreuzigte schien zu leben, die ganze unabsehbare Wassermasse aber aus seinen Wunden hervorzuquellen. Als er in anbetungsvoller Scheu vor der so nahe gegenwärtigen Gottheit An-

[1]) Vollständig wiedergegeben im Evang. Kalender für 1860. S. 62 f.

stand nahm zu schöpfen, ergriff ihn sein Führer und stürzte ihn mitten in den Brunnen. Da lag er nun an der Brust Christi und sog den labendsten Trunk ein, der ihn durch und durch belebte. Nun ging die Wanderung weiter: nach einiger Zeit erreichten sie ein weitgedehntes Erndtefeld und trafen daselbst einen Schnitter, einen gewaltigen Mann, dem Apostel gleichend, der so eifrig arbeitete, als wollte er allein dieses grenzenlose Feld niedermähen. Hier, sprach der Führer, solle er arbeiten; und wies ihn an den Schnitter, von ihm zu lernen und dann ihn zu unterstützen. So geschah es. Er arbeitete mit seinem Vorgesetzten und Werkmeister, wie es ihm schien, viele Tage lang, fort; wenn sie müde wurden, gingen sie zum Bach und fanden dort ihre Nahrung. Auch nahten sich die Arbeiter von rechts und links: es war in solcher Gemeinschaft eine selige Erndtezeit.

Der junge Mönch verstand die rechte Deutung noch nicht. Die Welt, aus der er sich zurückgezogen, hielt er für die Wüste; in dem Mönchsstande hoffte er auf die grüne Aue zu kommen. Doch er sollte erfahren, daß sein Klosterleben dem Aufenthalte in der todten Einöde glich. Sieben Jahre lang mühte er sich ab, durch ängstliche Erfüllung der Mönchspflichten Frieden mit Gott zu gewinnen; vergeblich. Er studirte eifrig in den Büchern der mittelalterlichen Kirchenlehrer, er las die Bibel mit der damals vielgebrauchten Erklärung des Nicolaus von Lyra wiederholt durch; aber noch waren die Augen seines Geistes gehalten. Endlich verzagte er am Erfolge seiner Studien; er rang mit finstern Zweifeln darüber, ob er zu den für das Himmelreich Erwählten gehöre. — Da drang das neue Wort des Evangeliums auch in seine Zelle und brachte ihm das ersehnte Licht. Das waren die 95 Streitsätze, welche Luther am 31. October 1517 an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablaß angeschlagen hatte. „Ehe vierzehn Tage vergingen, waren diese Thesen das ganze Deutschland durchlaufen und in vier Wochen schier die ganze Christenheit: als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen und trugen's für aller Menschen Augen" — so berichtet Myconius selbst. Mit Einem Male war nun in ihm das Licht der evangelischen Heilswahrheit voll Kraft des neuen Lebens aufgegangen und weihete ihn fortan zum treuen Bekenner. — Aber schwer hatte er darüber zu leiden. Er war bereits von Annaberg erst nach Leipzig, dann nach Weimar in's Kloster versetzt worden. Dort

hatte er die Priesterweihe erhalten, „der Letzte, für den die Kurfürsten von Sachsen noch die papistische Erste-Meß verlegten.“ In Weimar wurde er auch zum Predigtamt verordnet, die Fürsten hörten ihn schon damals gern. — Seitdem aber Myconius sich frei und fest zum reinen Evangelium bekannte, hatte er die härteste Behandlung im Kloster zu dulden. Ja man drohete ihm mit der Strafe, lebendig eingemauert zu werden, wie man vordem in Eisenach mit dem Mönche Hilten gethan hatte, einem prophetischen Zeugen der nahenden Reformation. Doch unerschrocken blieb Myconius bei der erkannten Wahrheit und stärkte sich darin mit einem gleichgesinnten Klosterbruder durch heimliche Lesung der Schriften Luthers. Sieben Jahre lang hatte er so „frei im Geiste!“ eine peinliche Gefangenschaft auszustehen. Endlich im Jahre 1524 brachte man ihn nach Leipzig und von da nach Annaberg, damit er unter die Gewalt Herzog Georgs, des hartnäckigen Feindes der Reformation, käme; da entfloh er und trat in Zwickau zuerst als evangelischer Prediger auf. Alles strömte ihm zu; gern hätte man den rüstigen Zeugen dort behalten; aber noch in demselben Jahre ordnete ihn Herzog Johann, der spätere Kurfürst, nach Gotha ab, weil man daselbst einen evangelischen Prediger dringend verlangte.

Hier in Gotha fand Myconius ein großes Arbeitsfeld. Die kurz vorhergegangenen Zeiten waren keineswegs für das Gedeihen des kirchlichen und bürgerlichen Lebens der Stadt günstig gewesen. Wohl lebte damals zu Gotha Conrad Mutianus, hoch angesehen unter jenen Männern, welche durch den classischen Geist der alten Römer und Griechen gehoben für eine freie, edle, menschenwürdige Bildung gegen pfäffische Beschränktheit und Rohheit muthig auf den Kampfplatz der gelehrten Welt sich wagten. In der Schule des Alexander Hegius gleichzeitig mit dem später so berühmten Erasmus wohlgeübt, hatte Mutianus nach einem längern Aufenthalt in Italien, wo er mit den bedeutendsten Gelehrten verkehrte, bald sich nach Gotha zurückgezogen, um ganz seinen Studien zu leben. Er hatte ein gering dotirtes Canonicat am Stift Mariä angenommen. Von der Eingangsthür seiner Wohnung grüßte die Inschrift: beata tranquillitas, „glückselige Ruhe.“ Die übrigen Stiftsherrn standen aber mit ihm in keinem guten Vernehmen; dagegen schlossen sich aus der Umgegend jugendlich aufstrebende Geister an ihn an. So z. B. Spalatin, der anfangs Pfarrer zu

Hohenkirchen, dann Präceptor im Kloster Georgenthal war, später auf Mutians Empfehlung Erzieher des Churprinzen Johann Friedrich, Hofprediger des Kurfürsten Friedrich des Weisen, zuletzt Superintendent in Altenburg. Ein auf der Universität Erfurt sich bildender Kreis junger Humanisten hatte an Mutian seinen geistigen Mittelpunkt; auch Ulrich von Hutten stand mit ihm in regem Verkehr. Weithin durch die ganze gelehrte Welt war Mutian geehrt, aber gerade auf seine nächste Umgebung konnte er keinen Einfluß gewinnen; es fehlte dem feingebildeten Humanisten doch die reformatorische Kraft. Die Stiftsherrn trieben handwerksmäßig ihren geistlichen Beruf und verkamen in Unsittlichkeit; ebenso gaben die Mönche viel Aergerniß; und die Verwaltung der Stadt selbst lag in ungetreuen Händen. „Da erwählten sie im Rath" — erzählt Myconius in seiner Chronik — „nur ihre Freunde und die sie wußten, die es mit ihnen halten würden, oder deren sie mächtig sein konnten. Gingen auch mit der Stadt Gut um, wie sie wollten. Und wenn man rechnen sollt, so rechneten sie einander selbst und quittirten einander, wie es ihnen gefiel, daß auch die Stadt in der allerfriedlichsten Zeit darüber in Schulden kam. Wenn sie einen in Rath erkoren, der mußte sie darnach alle zu Gaste bitten und köstliche Mahlzeiten bestellen, daß es manchen über hundert und mehr Gulden kostete! — Die Bürgemeister, Cämmerer, Weinmeister und Ambtsherren aßen und trunken vielmehr unter dem Rathhaus, und zehreten bestelleten die Mahlzeit von der gemeinen Stadt Einkommen, und ließen's ihnen sauer werden, guten Muth zu haben und viel umzubringen. Wer ein Wort darwieder redete und klaget, den warfen sie in den Thurm oder vertrieben ihn gar aus der Stadt. Wenn sie der Gemeine rechneten, so setzten sie nur: Summa summarum, alsoviel ausgegeben: da mußte Jedermann Amen zusagen. — Es trieben auch der Rathsherrn Söhnichen viel Unwillens wider arme, gemeine Bürger, hatten das Verhängniß von ihren Vätern, und durft auf den Abend schier niemand auf der Gaßen sicher gehen, er wurde gehauen, geschlagen oder gejagt. So führeten Canonici, Pfaffen, auch die Mönche, die Rathsherren ein wüst Wesen." — Darüber kam es endlich zu einer argen tumultuarischen Bewegung unter den Bürgern.

„Also trug sich's zu" — erzählt Myconius weiter — „Anno 1524 auf'n Pfingst-Dienstag, daß da zu Buffleben gegen der Stadt Freiheit, fremd Bier zu verschenken eingelegt wär, da zogen die

Bürger gewappnet aus vermöge ihrer Befreiung, das Bier zu holen. Und als dieselben wieder hereinkamen und auf dem Kaufhause getrunken, da zogen etliche hinan an den Berg und stürmten die Dom-Herrn-Häuser, zerstießen Thür, Ofen, Fenster, zerschlugen, zerbrachen Bänk, Tisch, zerrissen Register, Brief, Siegel. Es verloren auch etliche ihr Geld." — Auch Mutianus mußte das mit erleiden. — Dieses gewaltthätige Ereigniß ward Veranlassung, daß Herzog Johann ernstlich einschritt; die Rädelsführer wurden bestraft, aber auch die mancherlei Unbilden unter der Geistlichkeit und beim Rath sollten abgestellt werden. Der Herzog erkannte, hier that eine Hilfe noth, die von innen heraus die Schäden heilte die Besseren in der Stadt sehnten sich darnach. Da sandte der Herzog unsern Myconius, und der verfolgte Mönch bewies sich sofort als der rechte Mann, als ein Mann der That, voll Umsicht, Muth und Ausdauer. Klein war er von Gestalt, aber groß durch die Energie seines Geistes. „Seine echt evangelische Einfachheit und Redlichkeit, seine gründliche Gelehrsamkeit und nachdrückliche Beredtsamkeit" bereitete ihm offnen Eingang zu erfolgreicher Wirksamkeit. Sein Wort war Lebensthat. Wie er selbst die christliche Heilswahrheit kräftig aus eigner Erfahrung verkündigte, so erweckte und stärkte er Andere, daß auch sie das reine Evangelium predigten; zugleich sorgte er vom Anfang an für bessere Einrichtung der Schulen. Sein erstes Wirken traf in eine sehr bewegte Zeit; denn im Jahre 1525 entbrannte auch in Thüringen der Bauernkrieg. In Mühlhausen hatte Thomas Münzer mit seinem wilden Anhange die Oberhand gewonnen und führte mit fanatischem Sinne ein gewaltsames Regiment. „Die Aufregung verbreitete sich schnell nach allen Seiten hin, in die Grafschaften Hohenstein, Stollberg, Mansfeld, Beuchlingen, in's Erfurtische, in's Schwarzburgische, in's Altenburgische, Coburgische, nach Schmalkalden, Eisenach, in die Grenzen der Landgrafschaft Hessen, in's Eichsfeld — rundum wie ein feuriger Kreis." — Aber in der Stadt Gotha und in der ganzen Pflege umher hielten sich Bürger und Bauern ruhig. Das war vor allem des treu abmahnenden Myconius Werk. — Ein Schwarm Bauern zog von der Hardt an der Pflege Gotha vorüber nach Ichtershausen, gegen 4000 Mann stark, er wollte die Schlösser Gleichen-Mühlberg und Wachsenburg zerstören und den Adel vertreiben. Da machte sich Myconius auf, trat festen Muthes unter die Bauern und hielt eine Ansprache an sie. Sein biederes

Christenwort gewann den Sieg; die wild aufgeregten Leute wurden beschwichtigt „also, daß sie abzogen und Niemand Schaden thäten." In solchen Zeiten bewährt sich der Mann; Myconius hat es gethan.

Und fort und fort suchte er mit treuester Fürsorge in Gotha die verfallenen Zustände zu heben, zu bessern. Aber auch weithin durch's Land trieb er dasselbe Amt. Er war es, der auf Anordnung des Kurfürsten in Verbindung mit Melanchthon, Justus Menius, Christoph von Planitz, Georg von Wangenheim, und Johann Cotta in Thüringen von 1528 ab die erste und später auch die andere Visitation zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens ausführte. Die Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige hatten seine Tüchtigkeit zu Rath und That wohl erkannt und brauchten ihn sonst auch vielfach zu wichtigen Sendungen. So begleitete er 1527 den Kurprinzen Johann Friedrich als Prediger mit in die Rheinlande und nach Westphalen. In Düsseldorf wurde er von einem Cölner Mönch, Corbach, zu einer Disputation herausgefordert; Myconius ging getrost darauf ein. Es war ein geistlich Turnier nach Sitte jener Zeit. In Gegenwart des Herzogs und anderer Fürsten, „vieler Herren vom Adel und der Ritterschaft, gelehrtem und gemeinem Volk" fand die Disputation statt. Mit würdigem Ernst und gründlicher Einsicht begegnete Myconius allen Einreden des Mönches, „also daß dieser zugeben mußte, daß Christus allein der Gläubigen und Kirche Grundveste sei." Zuletzt legte Myconius sein Glaubensbekenntniß ausführlich dar; die ganze Versammlung hörte dieses evangelische Zeugniß mit Ernst und Stille an, und der Mönch, von der Wahrheit überwunden, sprach: „Lieber Fritz! Ich habe diese Sache gern gehört und kann und weiß es gar nicht zu tadeln, sondern gefällt mir recht wohl, und ist gerecht und der Grund der Wahrheit, und wenn du das predigest, so lehrest du den rechten christlichen Glauben." Darauf gab er ihm die Hand und also schieden sie von einander! —

So stand Myconius überall da als ein wackerer Vorkämpfer der Reformation. Zu den wichtigen Verhandlungen in Marburg, Wittenberg, Schmalkalden, Nürnberg, Frankfurt, Hagenau wurde er nach dem Willen seiner Landesherrn als Abgeordneter zugezogen. Da arbeitete er viel mit Melanchthon zusammen, wie er selbst sagt: „Magister Philippus Melanchthon dienet mir wohl dazu, mit dem ich alle Sachen zuvor abredet, der mir auch die Pfeil fiddert."

Als 1538 der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige zur Förderung der Reformation eine Gesandtschaft nach England an König Heinrich VIII. sandte, ward Myconius als Theolog mitgegeben. Einen Sommer lang wurden dort Verhandlungen gepflogen; der König stellte sich, als wollte er die Reformation begünstigen; doch unser ehrlicher Myconius durchschauete die Ränke des selbstsüchtigen Gewaltherrn. „Der wolle" — sagt er — „doch nichts anderes, als den Antichrist im Tempel Gottes sitzen und König Heinzen lassen Papst sein. Die kostbaren Schätze, die reichen Einkünfte der Kirchen an sich ziehen — das wäre des Heinzen Evangelion!"

Als Herzog Georg von Sachsen, der in seinen Landen die Reformation nicht hatte aufkommen lassen, gestorben war, mußte Myconius mit dem fürstlichen Erben und Bruder durch's Land ziehen und „an allen Orten den Anfang des Evangelii helfen machen und predigen." Zu Leipzig blieb er dreiviertel Jahr und führte daselbst mit anderen evangelischen Männern die Reformation ein. Er that das mit solcher Umsicht und Festigkeit, die Angriffe der dortigen Papisten tapfer abwehrend, daß der Leipziger Stadtrath um sein längeres Verweilen anhielt. Aber die Bürgerschaft Gotha's bat den Kurfürsten angelegentlich, daß sie doch ihren Prediger bald wieder bekämen.

Myconius galt als eine bedeutende reformatorische Autorität weit und breit, vor allem aber wirkte er mit treuer Sorge für sein Gotha und das ganze Thüringer Land. Ihm dankt diese Stadt auch die Gründung des später so berühmt gewordenen Gymnasii illustris mit seinem Cönobium in dem aufgehobenen Augustiner-Kloster. Auch hatte Myconius die Freude, daß fortan die Verwaltung der Stadt in treuen Händen wohl gedieh. Als ein sorgsamer Verwalter für Kirchen und Schulen trat er selbst öfter bei dem Kurfürsten für die Verwilligung der nöthigen Dotationen nachdrücklich und mit Erfolg ein. Noch jetzt giebt das am Abend seines rastlos thätigen Lebens von ihm eigenhändig geschriebene: „Neue Erbbuch und Copei der Ministratur zu Gotha" Zeugniß, wie der reformatorische Mann nicht blos für das Große und Ganze sorgte, sondern auch für das Einzelne und Kleine, dessen Bedeutung für das praktische Leben er wohl ermaß. In diesem Buche hat er zu großem Nutzen der Folgezeit die Zinsen und sonstigen Einkünfte für das Kirchen- und Schulwesen Gotha's

mit aller Genauigkeit verzeichnet. Als Anhang dazu schrieb er für seine liebe Stadt die Chronik, eine der bedeutendsten Denkwürdigkeiten aus der Reformationszeit, von Cyprianus 1715 im Druck herausgegeben; ein goldenes Büchlein, ein sprechendes Bild von dem lauteren evangelischen Charakter seines Verfassers. Sonst hat Myconius als Schriftsteller nicht besonders thätig sein wollen; er war eine durch und durch praktische Natur. Er heißt mit Recht der Reformator Thüringens, er war der feste Halt für alle im Lande, die an der Verbesserung der Kirche arbeiteten. Darum konnte er in seinem Abschiedsbrief an den Kurfürsten Johann Friedrich ohne eitlen Selbstruhm sagen: „Es ist hier zu Gotha der vornehmste Ort in Thüringen und haben sich nicht allein die Aemter, sondern die Grafschaften Gleichen, Tonna, Schwarzburg und die Prediger zu Erfurt zu mir, ja zu Christo in mir gehalten; ich habe sie zusammengehalten, daß sie ja in Lehre und Leben recht thäten. Haben mich wahrlich wiederum als ihren Vater gehalten, gehorcht, daß keine sonderliche Unlust vorgefallen." Und so konnte er, sein ganzes Werk überblickend, in seiner Chronik mit gutem Grunde sagen: „Ach lieber Herr Gott, Du hast gegeben, daß es wohl angerichtet ist, gieb, daß es auch wohl gehalten und erhalten bleibe!"

Fürwahr ein reiches reformatorisches Leben. Im Worte Gottes fest gegründet, voll lauterer Frömmigkeit steht Myconius da als ein echt evangelischer Kernmann. Die große reformatorische Grundwahrheit, die Rechtfertigung allein durch den Glauben an das Verdienst Jesu Christi war ihm, gleich wie Luthern, selbst aus eigner tiefster Erfahrung der Quellpunkt eines neuen Lebens geworden und deshalb blieb ihm diese Wahrheit über Alles theuer. Und auch Myconius bewährte es durch die That, was für ein starker sittlicher Trieb in solcher Ueberzeugung ruht. Mit ganzer Hingebung arbeitete er unermüdlich im Dienste des Evangeliums, sein Leben bekräftigte seine Worte. Von Luther sowohl wie von Melanchthon wurde er besonders hochgeschätzt; nach der Eigenthümlichkeit seines Charakters stand er beiden Reformatoren gleich nahe. Er trieb sein großes Lebenswerk ebenso sehr in Luthers Weise mit vollster Entschiedenheit und Festigkeit, wie nach Melanchthons Art mit weiser Ruhe und Bedachtsamkeit. Tapfer und unerschrocken kämpfte er gegen die mancherlei Feinde des Evangelii bis an sein Ende! Aber wo es den Schaden

der verfallenen Christenheit zu heilen galt, da war er ein schonender Arzt. Wie klagte er gegen Luther über die blinden Eiferer, die mit roher Zudringlichkeit gewaltsam der kranken Kirche helfen wollten. Wie preist er „die Liebe als die Sänftigerin der Gelahrtheit und der Geister.“

Friedrich Myconius war ein Mann des Friedens. Das war seine Freude, daß er in guter Eintracht mit seinen Amtsbrüdern in Gotha wirken konnte. „Wir sind gelaufen,“ bekennt er, „haben gewetteifert, gearbeitet, gekämpft, gesiegt und gelebt stets in innigster Gemeinschaft und Freundschaft, also, daß man sich darob wundert. Und sind im ganzen Fürstenthum die Diener der Kirche untereinander, der Rath und die Schulmeister so lange nie beynander einig und in Frieden blieben, als hie zu Gotha. O Herr Gott, Du Urheber der Liebe und des Friedens, erhalte und bewahre diese Deine Güter, die Du in uns gewirket hast.“

Er stand im vertrauten Verkehr mit den hervorragenden Männern der Reformation, das ersieht man schon aus seinen Briefen, welche in ihrer Kernhaftigkeit von edler Geistesreife zeugen. Ebenso herzlich bewies er sich als Gatte und Vater. Er hatte sich 1526 mit der Tochter eines gothaischen Bürgers, Margarethe Jäckin, verheirathet; von den neun Kindern, mit denen die Ehe gesegnet war, überlebten ihn zwei Söhne und zwei Töchter. Mit Dransetzung aller seiner Kräfte hat Myconius in der Nähe und in der Ferne dem Werke der Reformation gedient; schon 1539 während seiner Amtsthätigkeit in Sachsen fühlte er sich leidend; 1541 erkrankte er ernstlich an der Schwindsucht. Die Ahnung seines Jünglingstraums sollte sich auch hierin erfüllen. Er war abgezehrt und kraftlos. Er erwartete sein Ende und nahm brieflich von Luther Abschied. Da schrieb ihm dieser Gottesheld jenen denkwürdigen Brief, der in der Vollkraft des Glaubens dem Myconius wie die Stimme Christi lautete: „„Lazare, komm heraus!““ „Gehabt euch wohl, mein lieber Friedrich;“ heißt es am Schluß, „und der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaffe, daß Ihr mich überlebet! Das bitte ich, das will ich, und mein Wille soll geschehen, Amen; denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre nach Wohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Gehabt euch abermals wohl in dem Herrn, wir bitten von Herzen für euch!“ — Luthers Gebet ging in Erfüllung; Myconius erstand wieder wie

ein Wunder von seinem Krankenlager; und obwohl fortwährend leidend, (manchmal konnte er Wochen lang kein lautes Wort sprechen) arbeitete er doch treu in seinem Berufe fort; ja er war noch bei der dritten Visitation in Thüringen thätig. Welchen Glaubenstrost in seinen Krankheitsbeschwerden er hatte, das spricht er gar innig in manchem Briefe aus. Seine andauernde Sorge um das Wohl der Kirche und seine Zuversicht auf den gewissen Sieg des Evangeliums, spiegelte sich ihm noch am Ausgang seines Lebens in einem Traume ab, den er dem Dr. Ratzenberger, dem Leibarzte des Kurfürsten, in einem Briefe schilderte. „Ich sah," erzählt er, „wie ich zum Hofe des Kurfürsten von Sachsen gerufen wurde. Ich fand da Alles in Rathlosigkeit, es kamen Leute zu mir, welche erzählten, der Kurfürst sei so niedergeschlagen, daß man eine Krankheit befürchte. Da werde ich hineingerufen und empfangen, und weil ich merke, daß es keine Leibes-, sondern eine Gemüthskrankheit sei, die aber doch auch den Leib in Gefahr bringen könne, nahm und wendete ich Arznei und Tröstungen aus dem Balsamkästlein Christi und hauptsächlich aus den Psalmen an (Ps. 42, 12.). Der Kurfürst änderte öfters den Ort, bis etwas Ruhe und Erquickung, Friede und Sicherheit sich einstellte. Da wies er mir einen Platz an, der von allen Seiten oben und unten steinern war, und mitten darin befand sich, wie mir schien, das leere Grab Christi, aus dem Er auferstanden war. Und hier war es ganz angenehm, nur fanden sich keine Sitze und Bänke, sondern man mußte stehen oder gehen. Der Eingang stand allenthalben offen. Da erblickte ich ein einjähriges, sehr schönes Lamm mit blendend weißem Vließe, gerüstet mit zwei gekrümmten und scharfen Hörnern. Es war ganz allein in diesem Heiligthume. Ich erwartete den Fürsten mit seinem Gefolge, um uns allda mit den Tröstungen der Schrift aufzurichten. Während er aber verzieht, sehe ich einen sehr großen und häßlichen Molosser-Hund kommen, mit ganz langen Haaren, wie es alte Böcke haben. Seine Farbe war zwischen aschgrau und gelb, die Augen funkelten ordentlich vor Zorn, er hatte Schaum im Maule, aber bellen hörte ich ihn nicht. Er geht gerades Wegs auf das Heiligthum zu, wo ich mit dem Lamme war. Ich erschrack sehr und fürchtete für mich und das Lamm, denn ich hatte keine Waffen, um ihn zurückzutreiben; aber um ihn doch irgendwie abzuhalten, daß er das Lamm nicht zerrisse und mich verletzte, ergriff ich ein Scheit Holz, das gerade

da lag, und also bewaffnet erwarte ich, was er anfangen werde. Als das Lamm den Hund ersiehet, erschrickt es nicht, sondern wird ganz lebhaft, seine Augen funkeln, wie glühend Erz, es greift den Hund an und stößt ihn in die Seite, so daß derselbe schwer verwundet unter Gebell und Geheul das Weite sucht. Aber das Lamm stößt ihn zum zweiten Male, und wirft ihn fast todt zu Boden. Endlich erblickte ich in einem Winkel dieser Kapelle eine sehr tiefe und finstere Höhle, zu welcher Stufen hinunterführten. Dahin treibt das Lamm diesen Höllenhund und stürzt ihn mit solcher Gewalt der Hörner hinab, daß ich selbst im Schlafe hörte, wie die häßliche und grimmige Bestie sich im Hinunterstürzen an die Wände des Abgrundes mit Geheul anstieß. Das Lamm aber kommt liebkosend zu mir zurück, als wollte es mir andeuten, ich solle mich nicht fürchten, es habe den Sieg errungen, wir sollten nur triumphiren.“ —

Ueberhaupt lassen die Briefe, welche Myconius kurz vor seinem Ende schrieb, einen tiefen Blick in den treuen, evangelisch klaren und festen Sinn des theuern Mannes thun. Als Myconius die ihn tief bewegende Nachricht von Luthers Lebensende (18. Februar 1546) vernommen, richtete er an den Kurfürsten Johann Friedrich ein ausführliches Schreiben, sein feierliches Testament, mit dem er das heilige Werk der Reformation zu Schutz und Pflege dem verehrten Landesherrn befiehlt. Wie tritt er da noch ein für das Gotteswerk Luthers: „Dieser Mann hat uns durch Christi Geist allen himmlischen Segen und das ewige Leben wiederum gebracht und eingeweiht, Christum wiederum in sein Reich gesetzt und das Reich Gottes wiederum an ihn gewiesen, darinnen wir Erlösung von Sünden, Tod und Hölle, dagegen in Christo Unschuld, Reinigkeit und ewiges Leben gewißlich und auf's eigentlichste hätten. — Dieser Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, sondern wird nun allermeist recht leben.“ — Der Kurfürst antwortete ihm auf diesen Brief mit huldreicher Theilnahme.

Seinem Vorkämpfer Luther sollte Myconius bald nachfolgen. Es war am 7. April 1546. Umgeben von den Seinigen und lieben Freunden, festhaltend am Trost des Evangelii unter Simeons Lobgesang: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin!“ seine Seele Gott befehlend entschlief der treue Mann selig in dem Herrn. Die allgemeinste Theilnahme wurde ihm von seinen lieben Gothanern, von der ganzen Umgegend bei dem Begräbniß bezeigt.

Justus Menius, damals Superintendent in Eisenach, dann Myconius' Nachfolger zu Gotha, hielt ihm die Leichenpredigt über Joh. 12, 24—26. Ein Denkstein ward ihm gesetzt, der jetzt erneut am südlichen Eingange der Gottesackerkirche nach Osten zu steht und von Joh. Stigel, dem ersten Professor Jena's eine griechische und lateinische Inschrift trägt. Die letztere lautet in einer alten Uebersetzung also:

Myconii Gebein
Ruhn unter diesem Stein,
Der Christi große Gnad
In Gotha gepredigt hat.
Ein Lehr= und Lebens=Bild
Durch ihn ist recht erfüllt;
Stadt Gotha sey bedacht,
Hab's stets in guter Acht.

A. Petersen in Gotha.

---

## 271. Johann Heß.

25. October.[1])

Wo wir in der Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes Neues entstehen sehen, da ziehen wohl unsere Aufmerksamkeit am stärksten solche Männer auf sich, welche vor Anderen berufen waren, im Kampfe das Bestehende zu durchbrechen und neue Gestaltungen durchzuführen, auf weitem öffentlichen Schauplatz für ihre Aufgabe zu streiten und zu leiden und hiebei auch in ihrem persönlichen Leben mancherlei wunderbare Wege vor den Augen der Mitwelt zu durchlaufen. Es wird dieß namentlich auch bei unserer Betrachtung der Reformationsgeschichte zutreffen. Indem wir von den großen Vorkämpfern und Führern des reformatorischen Werkes mit unseren Blicken auf ihre Nachfolger und Genossen weiter gehen, fallen wohl auch hier zunächst solche Männer uns in die Augen, von deren Thätigkeit auf ihrem beschränkteren Gebiete das Vorhingesagte gilt. Nicht minder bedeutungsvoll und gesegnet ist jedoch die Arbeit mancher Anderen gewesen, deren Wirken mehr in Ruhe und Stille vor sich gehen durfte und bei

---

1) Es ist das Datum seiner ersten Predigt in Breslau, s. S. 457.

denen dann auch ihr persönliches Leben weniger auf den offenen Schauplatz der Geschichte und der geschichtlichen Ueberlieferung hervorgetreten ist. Als das Wort der Reformation von Wittenberg aus rasch und gewaltig durch Deutschland vorgedrungen war und weithin beim Volke und zwar besonders bei den Bevölkerungen der Städte die bisher herrschenden kirchlichen Gesinnungen und Formen erschütterte, da mußte an vielen Orten die Hauptaufgabe der treuesten und gerade auch kräftigsten reformatorischen Werkzeuge die werden, die aufgeregten und neu erweckten Lebenselemente möglichst sicher, fest und ruhig in den ächt evangelischen Bahnen zu leiten und neue kirchliche Organismen aus ihnen zu gestalten. Da zeigte sich auch im allmähligen, ruhigen äußeren Wirken nicht minder als in erregten Kämpfen eine wahre Tüchtigkeit und Größe des Geistes. Zu solchen Männern gehörte Heß, der erste evangelische Pfarrer von Breslau. Die großen deutschen Reformatoren sahen in ihm einen wackern werthen Mitarbeiter, Melanchthon namentlich einen seinem Herzen innig nahen Freund. Die schlesischen Protestanten nennen ihn ehrend den Reformator ihrer Hauptstadt, ja ihres Landes.

Johann Heß oder Hesse war im September 1490 zu Nürnberg geboren, der Sohn einer, Allem nach wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Im Alter von 13 Jahren kam er nach Zwickau auf die Schule. Die dortige Anstalt genoß eines verbreiteten Rufes. Ueber den Unterricht, den er als Knabe genoß, erfahren wir jedoch nur, daß er in der Kirche fleißig die Psalmen gelernt habe.

Schon nach drei Jahren bezog er die Leipziger Universität, dann im Herbst 1510 die zu Wittenberg. Er wurde da hauptsächlich in die neu erwachte, freie Beschäftigung mit dem classischen Alterthum eingeführt und vom Geiste dieser humanistischen Studien lebendig mit ergriffen. Einer der ersten Vertreter derselben in Leipzig, Rhagius Aestikampianus, wurde hier sein Lehrer. Zugleich wurde in ihm ein Trieb für geschichtliche Forschungen angeregt. In der Theologie fand er noch keine bedeutenden Lehrer, die ihn auf neue Bahnen geführt hätten. Während seines Aufenthalts in Wittenberg trug Luther dort noch Philosophie vor und war auf einer Reise nach Rom abwesend. Er selbst erwähnt später eine eingehende Beschäftigung, die er als Jüngling den alten Vätern widmete, indem er gelegenheitlich bemerkt, er habe dieselben der Reihe nach zu den Psalmen durchgelesen, jedoch diese,

jemehr er jene las, desto weniger verstanden (nämlich wegen der ohne die nöthige Sprachkenntniß gemachten, unter sich widersprechenden Auslegungen der Väter). Mußten ihn jene humanistischen Studien auf einen freieren Standpunkt gegenüber von der herrschenden mittelalterlichen Schultheologie führen, so hatte er doch einen festen Boden dieser gegenüber keineswegs schon gewonnen, noch dachte er schon an einen Bruch mit den kirchlichen Satzungen und Ordnungen. Melanchthon sagt später von ihm, er habe erst einen Ozean unseliger Fragen durchschifft, ehe er, wie aus einem Schiffbruche gerettet, zu einem sicheren Genusse der in der heiligen Schrift uns geschenkten göttlichen Wahrheit und Wissenschaft gelangt sei. Nachdem er von der Universität abgegangen, wurde er schon i. J. 1513 durch Veranlassungen, welche wir nicht kennen, dem Lande seiner künftigen Bestimmung zugeführt. Der schlesische Bischof Johann Turzo nämlich zog ihn zu sich als seinen Sekretär. Das war ein wohlwollender edelgesinnter Mann von freier geistiger Bildung. Für die neu auflebende Wissenschaft hegte er warme Theilname, suchte auch durch Briefe die Freundschaft ihres berühmten Vertreters Erasmus. Als ein Zeugniß seiner religiös-kirchlichen Gesinnung wird das angeführt, daß er in Breslau ein wunderthätiges Marienbild auf die Seite schaffen ließ, um keinen Götzendienst mit demselben treiben zu lassen. Er schätzte den Heß hoch wegen seiner reichen Gaben und Kenntnisse, verwandte ihn auch seines geschickten Geistes halber zu wichtigen Geschäften. — Sodann kam dieser in nahe Beziehung auch zu einem andern schlesischen Fürsten, dem Herzoge Karl zu Münsterberg-Oels, der ihn 1514—16 als Führer seines Sohnes Joachim, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg, auf die Universität Prag gehen ließ. — 1517 machte Heß wieder einen Besuch in Mitteldeutschland. Freundschaftlich verkehrte er zu Erfurt mit dem gefeierten Humanisten und Poeten Eobanus Hesse, welcher damals für Reuchlin gegen die Mönche gekämpft und an den Briefen der Dunkelmänner sich mit betheiligt hatte, und um welchen Heß einen regsamen Kreis Gleichgesinnter geschaart fand. Auch durch Wittenberg scheint er damals wieder gekommen zu sein. — In Schlesien schien ihm jetzt unter der Gunst seines Bischofs eine kirchliche Thätigkeit und der Weg zu hohen kirchlichen Würden sich zu eröffnen. Der Bischof hatte ihm bereits die Stelle eines Kanonikus zu Neiße verliehen. Jetzt bestimmte er für ihn auch eine

solche an der Kreuzkirche zu Breslau. Vorher jedoch sollte Heß noch eine Reise nach Italien ausführen.

Gleich so vielen andern Deutschen, welche es damals nach Italien zog, suchte auch Heß dort den Hauptsitz und die reichste Quelle derjenigen Wissenschaft und Bildung, welcher er schon bisher nachgestrebt hatte. Daneben holte er sich dort auch die theologische Doktorwürde. Aber gerade Italien wurde dann für ihn auch der Ort, wo wir die für immer entscheidende Wendung in seiner religiösen und theologischen Ueberzeugung eintreten sehen. Wie wenig die Eindrücke, welche eben in Italien sich darboten, einen redlichen Christen und Deutschen fernerhin an die römische Kirche zu binden geeignet waren, sehen wir auch aus dem Erfolg, welchen jene Romreise Luther's für diesen gehabt hat. Während nun Heß in Italien sich aufhielt, drang dorthin und besonders unter die dort befindlichen Deutschen die große, aufregende und bald auch begeisternde Kunde von dem Kampfe, welchen der kühne Augustinermönch zu Wittenberg gegen die kirchlichen Mißbräuche und gegen das Papstthum unternommen habe. Wir wissen, daß sie dort eine solche begeisternde Wirkung z. B. auch auf den Humanisten Crotus übte, mit welchem wir unsern Heß in Italien befreundet finden.

Welche Stimmungen und Gesinnung Heß von dort mitbrachte, zeigt der nächste Schritt des nach Deutschland heim gekehrten. Er erschien sofort selbst in Wittenberg zu Anfang des Winters 1519. Freudig stimmte er dort Thesen bei, mit welchen damals Melanchthon für das neu erkannte Evangelium zeugte. Auch von ihm konnte dieser nunmehr jenes Wort aussprechen, daß er jetzt zum Genusse der seligen Wahrheit durchgedrungen sein, — statt des Geistes der Schulen den neu gestalteten Geist Christi in sich fühlen, von menschlichen Satzungen und Erfindungen nichts mehr halten werde. Er rühmte ihn zugleich als einen Mann, welcher reine christliche Gelehrsamkeit und ein ganz ungewöhnliches Urtheil für die heiligen Dinge besitze. Besonderes Interesse hat endlich für uns der Eindruck, welchen Heß's Persönlichkeit auf Melanchthon gemacht haben muß. Schnell, wie nicht leicht einem Andern hat dieser (nach dem Zeugniß seiner nachfolgenden Briefe) sich ihm geöffnet und ihn als süßen Freund und theuersten Bruder in sein Herz geschlossen. Er gab ihm ein paar eigene Verse zum Abschied mit, weihte ihm eine kleine gedruckte Schrift, ließ

Briefe mit freundlicher Zusprache ihm nachfolgen. Auch der Freundschaft Luther's erfreute sich Heß von jetzt an und trat mit ihm in Briefwechsel. Er wandte sich von Breslau aus, wohin er zurück gekehrt war, wiederholt um Rath an die Wittenberger und ließ sich die neu erschienenen reformatorischen Schriften von dort zuschicken.

In Breslau übernahm er jetzt sein Kanonikat. Im Sommer 1520 empfieng er auch die Priesterweihe; über den evangelischen Sinn aber, in welchem sie aufzufassen sei, holte er Belehrung bei Luther ein.

Die Umstände, welche er in Breslau vorfand, erschienen einem Wirken in dem ihn beseelenden Geiste günstig. Das neue wissenschaftliche Streben hatte dort schon eine schöne Zahl von Genossen; schon bei dem Wunsche der Stadt zu Anfang des Jahrhunderts, eine Universität in ihrer Mitte zu gründen, war dasselbe wirksam gewesen. Jetzt schloß sich daran bereits ein lebhafter Zug nach Wittenberg. Der Bischof, Heß's Gönner, ließ sogar seinen Domherrn und Rath Schleupner, einen Freund von Heß, dort studiren und trat selbst durch Schleupner in Verkehr mit Luther und Melanchthon, welche an ihn zu schreiben veranlaßt wurden. Er sei, äußerte Luther nachher, der Beste aller Bischöfe des Jahrhunderts gewesen.

Allein eben jetzt starb Bischof Johann. Sein Nachfolger, Jakob von Salza, nahm zwar Theil an der Besonnenheit und Mäßigung des Vorgängers, zeigte auch Vertrauen gegen Heß, der jetzt von ihm zur Predigtthätigkeit berufen wurde, hielt aber am katholischen Kirchenthum unverrückt fest. Ueber Luther und die Lutheraner war der Bann verhängt. Gegen diese ergieng auch in Schlesien ein Befehl des Landesherrn, des jungen Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn. Heß hatte doch auch schon vor Bischof Johann's Tod über Anfeindungen wegen seiner evangelischen Gesinnung zu klagen gehabt, nachdem schon früher um der ihm verliehenen Pfründen willen Eifersucht und Neid gegen ihn sich erhoben hatte.

Es fragte sich, ob er jetzt auch offen für seine neu errungene Ueberzeugung einzutreten, seine äußere Stellung auf's Spiel zu setzen, den Gefahren Trotz zu bieten wagen werde. Da setzte er wirklich einige Zeit den Verkehr mit Wittenberg aus. Melanchthon glaubte ihm im Februar 1521 vorhalten zu müssen: ob er

dieß aus Furcht vor den Papisten thue? wo seine Stärke, sein christlicher Geist jetzt sei? Auch schlesischen Freunden wurde sein Verhalten bedenklich. Hier drang Caspar Schwenkfeld, der später als „Schwarmgeist" der lutherischen Kirche so viele Noth machte, mit freundlichen und scharfen, schmeichelhaften und bitteren Ermahnungen auf ihn ein. Aus Wittenberg schickte ein junger Breslauer, den wir später in der Schwenkfeld'schen Gemeinschaft wiederfinden, einen begeisterten Bericht an ihn über das entschiedene Vorangehen Carlstadt's, welchem er nachfolgen solle. Gegen Schwenkfeld nun benahm sich Heß, übrigens unter fortgesetzter Freundschaft, zurückhaltend und abweisend. In der That zeigten sich schon damals zwischen beiden Männern die Anfänge eben desjenigen Gegensatzes, welcher unsere Wittenberger Reformatoren von Carlstadt und Andern, einer schwärmerischen Mystik zugeneigten und dann vom Dringen auf's innere Leben zum Umsturz der äußeren Ordnung fortschreitenden Anhängern der Reformation trennte. Später traten beide Richtungen auf schlesischem Boden namentlich eben in Heß und Schwenkfeld offen einander entgegen. Dagegen war Melanchthon bald wieder so beruhigt über Heß, daß er seine früheren Besorgnisse für Scherz wollte genommen haben. Ein entschiedenes, consequentes Bekenntniß jedoch wagte Heß in Breslau allerdings noch nicht.

Er suchte jetzt eine sichere Stätte für sich mit seinem Standpunkt und seiner Thätigkeit in Oels bei seinem alten Patron, dem Herzog von Münsterberg. Dieser ließ sich damals selbst zur Theilnahme für Luther's Wirken gewinnen, indem er davon gegenüber von der Feindschaft der Päpste wider sein Geschlecht (das des einstigen hussitischen Königs Georg Podiebrad) auch für sich gute Folgen hoffte. Bereits hatte Heß den Zorn des Bischofs gegen sich erregt. Luther vernahm mit Freuden von ihm, daß er jetzt ein Evangelist geworden sei. Mit seinem Herzog trachtete er besonders nach Einführung des Abendmahls unter beiden Gestalten. Ja, während Schwenkfeld immer noch mit seiner Vorsicht unzufrieden war, glaubten Luther und Melanchthon ihn jetzt davor warnen zu müssen, daß er nicht zu viel Werth auf Aenderung in äußeren Formen lege. Indessen fand er sich auch hier noch im offenen Auftreten mit dem evangelischen Zeugnisse gehemmt. Er war zweifelhaft, ob er auch den ordentlichen äußeren Beruf dazu habe, welchen freilich Schwenkfeld nicht für nöthig hielt. Der

Herzog seinerseits scheute aus politischen Gründen jedes offene Kundgeben seiner Gesinnungen gegen Rom.

Da reiste Heß 1523 wieder nach seiner Vaterstadt Nürnberg, wohl zu Anfang des Frühjahrs; und von dort her kam jetzt nach Breslau die Kunde von freier, lauterer Predigt des göttlichen Wortes, in welcher er daselbst thätig sei. Dort wirkten so schon offen zwei Pröbste der Stadt nebst andern Predigern, darunter sein seit 1522 an der Sebalduskirche angestellter schlesischer Freund Schleupner. Derselbe Geist drang siegreich durch bei der Gemeinde und ihrem Magistrat. Dorthin also hatte es eben jetzt unsern Heß gezogen. Freudig und in geordneter Weise konnte er dort auf die Zustimmung und Einladung der vorgesetzten Geistlichen die Kanzel betreten; es war, wie die Ueberlieferung sagt, eben die der Sebalduskirche. Die Nürnberger wünschten ihren Landsmann im Amte fest zu halten. Er aber sollte eben jetzt zu seinem wahren Lebensberufe übergehen, welcher ihm in Breslau zugewiesen war.

Wie Heß schon im Jahr 1520 und 1521 wenigstens einen gewissen Kreis Gleichgesinnter in Breslau um sich hatte, so hatte diese Richtung jetzt vollends rasch die Häupter der Stadt durchdrungen und bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung die Oberhand gewonnen. — Die Stadt war, obwohl sie einen Bischof mit einem Domkapitel hatte und dem König von Böhmen untergeben war, doch von lange her an eine große Selbständigkeit gewöhnt. Sie rühmte sich, in den Kämpfen mit den Hussiten durch Thaten und Opfer sich große Verdienste um die katholische Kirche erworben zu haben, und es wurden ihr daher auch von Seiten der Päpste und Bischöfe manche Freiheiten zugelassen. In jenen Kämpfen übrigens war nicht blos der kirchliche Gegensatz, sondern ganz besonders auch der zwischen dem Deutschthum und Slaventhum das Treibende für sie gewesen. Je mehr sie nun sich verdient gemacht, desto mehr nahm sie hernach auch ein freies Urtheil über die Schäden der Kirche für sich in Anspruch. Die landesherrliche Befugniß zur Aufsicht über die in ihrem Gebiete liegenden Kirchen und Klöster war ihr vom böhmischen König übertragen; so hatte der Rath der Stadt z. B. noch im Jahr 1506 eine Reform mit dem Kloster zu St. Jakob durch den sächsischen Ordensmeister der Franziskaner vornehmen lassen. Das Gebiet des städtischen Regimentes reichte über die auf dem linken Oderufer liegende Stadt und über

einen Theil der Sandinsel; mit den geistlichen Herrn auf dem andern Ufer oder vielmehr der damaligen Dominsel gab es viel Streit über die Gerichtsbarkeit. Mannigfaches Aergerniß wurde auch den Breslauern durch den Wandel der Geistlichen und Mönche und durch die Streitigkeiten derselben unter einander geboten; die tüchtigeren Bischöfe der jüngsten Zeit wurden durch den Klerus selbst im Einschreiten gegen Mißbräuche gehemmt. — Zum Volke drang jetzt die von Wittenberg ausgegangene große Bewegung hauptsächlich durch den reichen Handelsverkehr der Stadt. Es wird erzählt, wie besonders im „Schweidnitzer Keller" Schriften Luther's aus Wittenberg und Leipzig ausgetheilt worden seien. Schon traten in der Stadt selbst, nehmlich unter jenen Mönchen zu St. Jakob, welche mit dem Volk immer in gutem Einvernehmen standen, „lutherische" Prediger auf mit heftigen Ausfällen auf die kirchlichen Satzungen. Die Geistlichkeit fürchtete schon 1522 Tumulte der Menge und Angriffe auf die Dominsel mit ihren reichen Kirchen. Der Magistrat suchte einen Mann, welcher, vom Eifer für das lautere Gotteswort beseelt, zugleich mit Weisheit und tiefer theologischer Bildung die Bewegung leiten sollte. Eine Stelle bot sich für den zu Berufenden dar an der Marien-Magdalenenkirche, einer der beiden städtischen Hauptkirchen. Ihr Amt lag seit mehreren Jahren traurig darnieder in den Händen von Verwesern und bloßen Pfarrpächtern. Da der Bischof, dem die Besetzung desselben zustand, nichts dazu that, nahm der Rath jetzt selbst die Sache in die Hände. Er ließ am 20. Mai 1523 einen Ruf an Heß nach Nürnberg abgehen. Da forderte diesen sogar auch der Bischof auf, dem Rufe zu folgen: er solle nämlich das Evangelium also predigen, daß diejenigen, welche bisher Ketzerei verbreitet und den Frieden und die Liebe zerstört haben, von ihrem Irrthum bekehrt werden. Sein Domkapitel freilich versagte einer Investitur des Heß die Zustimmung und ließ an diesem selbst noch Ueberredungskünste versuchen, daß er darauf verzichte. Aber ohne Rücksicht hierauf wurde Heß am 21. October durch den Rath in die Magdalenenkirche eingeführt. Am 25. October, dem 21. Sonntag nach Trinitatis, hielt er vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt.

So lag jetzt die geistliche Wirksamkeit für die Reformation in Breslau zunächst ganz an ihm. Er war dabei in einer eigenthümlichen, keineswegs leichten Stellung. Der Magistrat, der mit seiner

Einsetzung das bestehende kirchliche Recht überschritten hatte und hiefür auch Vorwürfe vom König empfieng, wollte darum doch selbst keineswegs von der bestehenden kirchlichen Ordnung und der Oberhoheit des Bischofs sich losgetrennt haben. Der Bischof selber setzte — gegenüber von dem Schlimmeren, was vorher gedroht hatte — auf Heß immerhin noch Hoffnungen. Andrerseits warnte diesen auch unter Andern Melanchthon, durch den Beifall der Menge sich nicht berücken zu lassen. Und Heß selbst hatte ja vordem eher zu viel als zu wenig Vorsicht und Rücksicht gezeigt. Jetzt aber behauptete er seinen Standpunkt eben so fest, wie er unter umsichtigem Bedenken auf denselben sich erhoben hatte, und trug doch zugleich, soweit es zulässig war, den Verhältnissen Rechnung.

Das entscheidende öffentliche Bekenntniß für die Breslauer Reformation wurde abgelegt durch die Disputation des Heß, welche er mit Wissen und Wunsch des Rathes auf den 20. April 1524 veranstaltete. Seine Thesen handelten vom Worte Gottes, das weder durch Menschenzuthat verunreinigt, noch in seinem Laufe gehemmt werden dürfe, vom vollgenügenden Priesterthum Christi — besonders im Gegensatz gegen das Meßopfer, und von der göttlichen Stiftung des Ehestandes — im Gegensatz gegen den Cölibat. Das Absehen gieng hiebei sogleich auf die praktischen kirchlichen Reformen. Auf die innerlichen Grundlehren der Reformation einzugehen war bei einer Disputation deswegen weniger Veranlassung, weil in Breslau die damaligen Gegner selbst um diese Seite der Reformation sich nicht sehr kümmerten. Die Letzteren waren übrigens bei dem Akte nur schwach vertreten. Der Zweck desselben aber war auch so erreicht: das öffentliche Zeugniß für das Evangelium und die beabsichtigten Reformen und der Beweis, daß man dafür mit guten Gründen öffentlich einzutreten bereit sei. Nachdem an zwei Tagen lateinisch disputirt worden war, legte Heß am dritten und vierten seine Sätze auch in deutscher Sprache dem Volk auseinander. — Der Magistrat gebot nachher, gemäß der auch von Heß den Obrigkeiten beigelegten Pflicht, das lautere Gotteswort zu fördern, den sämmtlichen Predigern der Stadt, daß sie in der Verkündigung des Wortes Heß folgen und nur den sicheren Inhalt der Schrift ohne Rücksicht auf die Tradition vortragen sollten. Sie erklärten sich, nur Einen ausgenommen, dazu bereit.

Noch einmal wandelte den Heß in diesem Jahre ein gewisses

Zagen an, — besonders, wie es scheint, veranlaßt durch Erfahrungen von Selbstsucht und Eigennutz, welche er jetzt auch bei Anhängern der Reformation machen mußte. Luther mußte ihn daran erinnern, daß, wer in Christi Schifflein gestiegen sei, zuerst nicht heitern Himmel, sondern Stürme und Fluthen zu erwarten habe. Fest und sicher jedoch sehen wir ihn von da an für immer auf dem eingeschlagenen Wege beharren.

Besonders bezeichnend ist und bleibt nun für Heß's reformatorisches Wirken die Unterscheidung zwischen den Hauptpunkten, bei welchen er, wie schon seine Thesen zeigten, keine Rücksichten mehr kannte, und zwischen solchen äußeren Bräuchen, die er zwar an sich für mangelhaft hielt, in denen er aber fortwährend theils nach dem ihm schon früher durch Melanchthon an's Herz gelegten Bedürfniß der Schwachen, theils nach den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Breslauer Kirche sich richtete. Gleich zu Anfang muß er in der Stille die auf's Opfer bezüglichen Stellen der Messe weggelassen (der Name Messe blieb) und den Laien den Abendmahlskelch gereicht haben. Die Chronisten bemerken hiervon gar nichts. Sie erzählen erst vom Jahre 1525 (Sonntag Quasimodogeniti), daß da in den Pfarrkirchen die Verehrung der Bilder, die Procession mit der Hostie, die Weihung von Wasser, Salz u. s. w. abgethan worden sei, und zwar ohne jede unruhige Bewegung des Volkes. Heß trieb vor allem das einfache Zeugniß des Wortes auf der Kanzel und in der Seelsorge. Er selbst schrieb einem auswärtigen Prediger: man müsse in den Ceremonien, um welche Andere so viel zerren, mit dem Volke Geduld haben, müsse fahren, wohin Wagen und Pferde ohne Schaden kommen können; werde nur die Rechtfertigung durch den Glauben in Christo recht gepredigt, so werde Ablaß, Heiligendienst, Fegfeuer u. s. w. von selbst fallen. — Ein besonders schönes Gedächtniß hat zugleich Heß von Anfang an durch seine Fürsorge für die Armen sich in Breslau gesetzt. Schon gleich nach seinem Amtsantritte wurden Opferkästen für diese an den Kirchen aufgestellt. Noch aber lagen vor allen Kirchenthüren Bettler, und Heß ermahnte vergeblich die Obrigkeit, Abhülfe zu schaffen. Da unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Vom Rathe deshalb befragt, erwiederte er: Sein lieber Herr Jesus Christus liege vor der Kirchenthür, er möchte über ihn nicht schreiten. Hierauf wurde Jedem, der arbeiten könne, das Betteln verboten; die Bedürftigen und Würdigen aber wurden

am 8. Mai in der Magdalenenkirche versammelt, von Aerzten und Rathsherrn besichtigt und in die städtischen Spitäler eingewiesen. Täglich wurden, wie vom Jahre 1526 berichtet wird, in den sieben städtischen Spitälern über 500 Arme versorgt. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brod, Kleidern, Hauszins u. s. w. Ueber das ganze Armenwesen wurde vom Magistrat ein Ausschuß gestellt, an dessen Spitze Heß stand. Dieser machte sich namentlich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „Allen Heiligen" im Jahre 1526; auf sein Anregen war Jedermann dazu zu helfen willig; der Eine gab Steine, der Andere Holz, Eisen u. s. w.; Heß legte am 27. Juli den Grundstein; die Handwerksleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen 10 Wochen in den vier Mauern stand.

Seit August 1525 hatte Heß einen Amtsgenossen und Mitarbeiter in Ambrosius Moiban. Diesen hatte jetzt die städtische Obrigkeit zum Pfarrer der andern Hauptkirche, zu St. Elisabeth, ernannt, über welche sie sich zuvor das Patronat erworben hatte. Heß war schon von seinem früheren Breslauer Aufenthalt her, während dessen Moiban Lehrer einer Schule war, nahe mit ihm befreundet. Mit Freuden sah er ihn jetzt von Wittenberg aus, wo derselbe seither lernend und vielleicht auch schon lehrend verweilt hatte, auf den Ruf des Rathes hin an seine Seite treten.

Erst jetzt machte Heß auch von dem in seinen Thesen behaupteten Rechte des Ehestandes für sich Gebrauch. Er vermählte sich am 8. September mit der Tochter eines Breslauer Rathsherrn. Moiban folgte seinem Beispiel am 30. April des nächsten Jahres.

In Moiban war namentlich auch eine Kraft für die Leitung des Schulwesens gewonnen. Schon vorher waren für die Schulen bei den beiden Hauptkirchen Lehrer bestellt worden, welche des Lateinischen und Griechischen kundig waren. Auch Heß selbst hatte schon im ersten Jahre seines Amtes mit lateinischen Vorlesungen über das Alte Testament (zunächst den Prediger Salomo) begonnen; er trug übrigens, obgleich er selbst sich auch mit der hebräischen Sprache Bekanntschaft erwarb, den Zuhörern nicht den Grundtext, sondern eine lateinische Uebersetzung vor. Für den Unterricht in den alten Classikern wirkte durch Vorträge und Schriften sein Freund Metzler, der vorher an der Leipziger Universität docirt hatte und nachher zu den höchsten städtischen Aemtern erhoben wurde. Eifrig nahmen an solchen Vorträgen, wie sie Heß und

Metzler hielten, auch Erwachsene Theil. Moiban nun hatte eigens auch für die Schule sich ausgebildet. Die Oberaufsicht über die Schulen war beiden Geistlichen und einigen Rathsherren übertragen, die innere Einrichtung derselben speziell dem Moiban und Metzler. Der Unterricht war unentgeltlich für alle einheimischen Kinder. Die armen Schüler erwarben sich Unterhalt durch Singen im Chor und vor den Thüren der Einwohner, und nur solchen, welche die Schule besuchten, wurde dieses Singen noch gestattet. Während mit dem Singen noch ein Bettelgehen verbunden war, wurden später nach einem Antrag des Heß bei jeder Kirche 24 Schüler in der Weise als Chorsänger angenommen, daß man sie auch mit Kost versorgte und ihnen hiefür das Betteln untersagte. Man hoffte durch Unterstützung solcher Armen besonders künftige Dorfpfarrer heran zu bilden. Für die Gereiften wurden aus den frommen Stiftungen Stipendien gebildet, um sie auswärts studiren zu lassen; ihrer hat Heß auch persönlich sich sehr angenommen: so z. B. des Johann Kraft oder Crato, der hernach als kaiserlicher Leibarzt berühmt wurde. Man wünschte, wiewohl vergeblich, in der Stadt auch Vorlesungen in der Medicin und andern Fakultäten einrichten zu können. Es war besonders das Verdienst dieser Breslauer Männer, wenn Melanchthon später von Schlesien rühmen konnte, daß nirgends in Deutschland mehr Leute aus dem Volke die Wissenschaften lernen und verstehen, als hier. Zugleich hatte namentlich Heß dabei auch die benachbarten slavischen Lande im Auge: um der Polen willen, bemerkt er einmal, gebrauche er die lateinische Sprache für seine Vorlesungen. Daneben übrigens wünschte man auch Schulen blos für's Deutsche einzurichten.

Mit Aenderungen im Gottesdienst gieng man auch jetzt nur sehr allmählig und gemäßigt voran: so wurde der Predigt die rechte Stelle in der sogenannten Messe angewiesen; für den täglichen Gottesdienst wurden statt der Messe (mit Abendmahl), da es an Abendmahlsgästen fehlte, biblische Lektionen und Predigten eingeführt; noch bis auf die Gegenwart haben sich seither in beiden Hauptkirchen zwei tägliche Gottesdienste erhalten. Heß wünschte dringend verschiedene Maßregeln für christliche Ordnung und Zucht, zu deren Einführung ihm jedoch die öffentliche Hilfe fehlte: z. B. daß Personen übeln Rufs von der Pathenschaft zurückgewiesen würden, und daß die Eheleute vor der Trauung vor ihren Beichtvätern ihren Glauben bekenneten, beteten u. s. w. und hiermit ein

Zeugniß für die christliche Erziehung der zu erhoffenden Kindlein von sich gäben. Für die zum Ehestand Aufgebotenen legte er zuerst ein Kirchenbuch an. Von den alten Ceremonien wurde Vieles, was uns jetzt sehr auffällig erscheint, damals und theilweis noch lange nachher belassen: so z. B. sogar noch bis in's vorige Jahrhundert das sogenannte Westerhemdchen und die Kerze bei der Taufe, das Tragen von Meßgewändern bei der Spendung des Abendmahls. Was in dieser Hinsicht anderwärts hätte gefährlich werden können, blieb in Breslau unschädlich, indem eben dieselben Verhältnisse zur katholischen Gewalt, welche eine solche Rücksichtnahme räthlich machten, zugleich den Gegensatz gegen das katholische Wesen immer scharf genug in's Bewußtsein riefen.

Von der andern, antikatholischen Seite aus erhoben sich in der Umgebung Breslaus, besonders in Liegnitz, seit 1525 sehr stark die Schwenkfeldianer mit ihrer Verwerfung der lutherischen Abendmahlslehre, ihrem Dringen auf den Geist gegenüber von den Sakramenten und dem Predigtamt, ihrem Streben nach einer höheren Geistlichkeit und Reinheit der Gemeinde, — ferner leidenschaftlich erregte Widertäufer, welche in dem benachbarten Mähren ihren Hauptsitz hatten. Dem Schwenkfeld erklärten die beiden Breslauer Pfarrer, sie glaubten statt seiner dunkeln, vermeintlich tiefern Auffassung des Abendmahles einfach die Schriftworte festhalten zu müssen; auf schroffe, scharfe Zuspitzung der eigenen Lehrformeln darüber haben sie auch späterhin bei aller Freundschaft mit Luther und Treue gegen das Lutherthum sich nicht eingelassen: unbefangen konnte gegen sie z. B. im Jahre 1542 Melanchthon darüber sich auslassen, wie sehr ihm das Streiten in dieser Sache zuwider sei. Mit ihrem Wirken durch's Wort verwahrten sie ihre Gemeinden vor jenen Richtungen. In Betreff der Widertäufer rieth Luther dem Heß, daß man warte, bis sie sich selbst verrathen, und dann blos sie ausweise. Weiteres fand auch der Magistrat nicht nöthig; Hinrichtungen, wie anderwärts, kamen in Breslau nicht vor (falsch ist was Spätere davon erzählen); und auch von Ausweisungen erfahren wir nur einzelne Fälle.

Der katholische Klerus hatte von stürmischen Bewegungen des Volkes, seit Heß im Amte war, nichts mehr zu fürchten. So entschieden dieser in seinem evangelischen Zeugniß blieb, so nichtig erwiesen sich die Anklagen wegen Aufreizung der Menge, welche gegen ihn sogar einmal beim König erhoben wurden. So ist

unter seinem ebenso weisen als festen Wirken die evangelische Kirche Breslaus und hiemit der Mittelpunkt für die Schlesiens trotz der schwierigen Verhältnisse zur katholischen Hierarchie und besonders zum katholischen Landesherrn ruhig und sicher gegründet worden. — Schwere Gefahren drohten zwar, als 1526 Ferdinand, der Bruder Kaiser Karl's V., den böhmischen Thron bestieg und bald in scharfen Erlassen die Neuerungen verbot. Aber die politischen Verhältnisse hemmten seine Hand: so vornehmlich die Angriffe der Türken auf seine Staaten. Zugleich wurde ihm vorgehalten, daß solche Kirchen, wie die Breslauer, doch zugleich sehr achtbare Bollwerke gegen schlimmere Umtriebe, wie die der Sakramentsfeinde und Widertäufer, seien.

Sehr eigenthümlich und auf die Dauer freilich unhaltbar war die Stellung der evangelischen Gemeinden Breslaus zum katholischen Kirchenthum und zum Bischof. Nicht blos blieb es dem Rathe verwehrt, auch die, freilich sehr entvölkerten Klöster der Stadt zu reformiren; sondern auch die Oberhoheit des Bischofs über Heß und Moiban wurde evangelischerseits der Form nach immer anerkannt; ja man berief sich, wenn die Gegner sie für Eindringlinge erklärten, darauf, daß sie eben durch ihn mit ihrem Amte betraut worden seien (Moiban hatte sogar eine förmliche Bestätigung durch den Bischof, dagegen keine Ordination durch den Weihbischof empfangen). Allein sie ließen sich hierdurch in nichts stören in der Führung ihres Amtes nach dem reinen Gottesworte, dessen Verkündigung eben auch der Bischof ihnen anbefohlen habe. Und sowohl Bischof Jakob, als auch sein Nachfolger, der unter Einwirkung des Rathes gewählte Balthasar Promnitz, ein früherer Zuhörer Melanchthon's, ließen sie hierin gewähren. Fest gegründet und in Wahrheit selbständig, dennoch aber vom katholischen Kirchenthum nicht förmlich losgetrennt, bestand so die Kirche des Heß und Moiban fort bis zum böhmischen Majestätsbriefe vom Jahre 1609, auf dessen Grund erst 1615 ein städtisches Consistorium errichtet wurde.

Im Uebrigen hoben sich aus der ruhig fortschreitenden Thätigkeit des Heß und aus seinem Leben keine einzelnen Punkte sonderlich hervor. Der Trieb zum Hervortreten auf einen größeren öffentlichen Schauplatz lag nicht in seiner Art, noch weniger der zu öffentlicher Polemik. Einen Führer der Widertäufer, der ihn durch eine Schrift zum Streit herausforderte, fertigte er auf einem

kurzen Zeddel mit den Worten ab: „Menius wider die Widertäufer“ (er meinte eine von Menius verfaßte Schrift). Zur Schriftstellerei hätte ihm auch seine große Gemeinde wohl kaum Zeit gelassen. — An ihm als Pfarrer wird besonders gerühmt seine große Beredtsamkeit, seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Thätigkeit für die Armen. — Auch seine wissenschaftlichen Studien aber setzte er für sich sehr fleißig und mit großer Vielseitigkeit fort. Von den theologischen geben seine Anmerkungen in einer noch vorhandenen Bibel und lateinischen Psalmenübersetzung Zeugniß. Man dachte einmal daran, ihn an die Universität Wittenberg zu ziehen. Seine große Bibliothek hatte einen Ruf auch auswärts. Fortwährend trieb er auch historische Forschungen, — über die alte Geschichte, für welche er auch eine reiche Münzsammlung sich angelegt hatte, — und namentlich über die schlesische, für welche er eine eigene, noch von Späteren benutzte handschriftliche Arbeit hinterlassen hat.

Ferner war ihm eine schöne, obwohl nur wenig vom ihm geübte Gabe geistlicher deutscher Dichtung eigen, wenn wir das Lied „O Welt, ich muß dich lassen“ ihm beilegen dürfen. Es ist ein Lied voll tiefen Gemüthes, aus inniger Sehnsucht nach der besseren Heimath hervorgegangen, verfaßt in edel schlichter, volksthümlicher Sprache, anschließend an den Eingang des Volksliedes „Insbruck, ich muß dich lassen.“ Freilich ist es, so weit wir wissen, erst nach Heß's Tod, und zwar in Nürnberg, gedruckt erschienen, und noch später erst finden wir Heß als Verfasser genannt. Doch kann ja gerade nach Nürnberg leicht ein Lied von ihm gelangt sein und auch eine richtige Erinnerung an ihn als Verfasser sich dort erhalten haben.[1])

Nach auswärts blieb er in brieflichem Verkehr mit andern Theologen, besonders mit Luther und dem ihm in alter Freundschaft verbundenen Melanchthon, ferner namentlich mit dem classisch gelehrten Camerarius. Im Jahre 1541 benutzte er eine Reise, die er in Privatangelegenheiten nach Nürnberg machte, auch zu einem

[1]) Außerdem pflegt man Heß das Lied „O Mensch, bedenk zu dieser Frist ꝛc.“ zuzuschreiben. Dieses gehört jedoch dem Valentin Triller, Pfarrer zu Pantenau in Schlesien zu, der es mit seinen andern Liedern 1555 herausgab (Triller war — wenigstens zu jener Zeit — nicht, wie Wackernagel, Bibliographie u. s. w. S. 271, sagt, ein Anhänger Schwenkfeld's, sondern bekämpfte diese Richtung, deren er allerdings früher scheint verdächtig gewesen zu sein).

Besuch auf dem Religionsgespräch zwischen Protestanten und Katholiken in Regensburg; Melanchthon gedachte später noch der Reden voller Weisheit, die er dort gethan. Seine eigene Gesinnung hinsichtlich solcher Gespräche drückte er ein andermal in den Worten aus: nicht Gewalt, nicht Waffen seien zu fürchten, sondern eine trügerische, sophistische Versöhnung.

Was die Auswärtigen von ihm hielten, bezeugen die ehrenden Aeußerungen unserer großen Reformatoren über seine lautere Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Gelehrsamkeit; mit Wärme hat noch lange nachher Camerarius seinen guten Charakter, seinen Geist, seine Wissenschaft, seine Berufstreue, sein Wohlwollen und seine Gefälligkeit gegen Jedermann u. s. w. gepriesen. Die Anhänglichkeit seiner Gemeinde hat sich schön darin ausgesprochen, daß er, wie er selbst in seiner letzten Predigt erwähnte, über 500 Pathenkinder hatte.

In den Ehestand trat er nach dem Tode der ersten Gattin zum zweiten Mal mit einer Breslauer Bürgerstochter 1533, die ihm jedoch gleichfalls 1539 entrissen wurde. Eine Tochter aus erster Ehe sah er selbst noch vermählt mit dem Wittenberger Professor J. Aurifaber 1544, der ihm ein theurer Eidam war und der später Pfarrer in Breslau wurde. Sein erstgeborner Sohn Johann (geb. 1529) ist als Jurist zu hohen Stellen in fürstlichem Dienste emporgestiegen, sein Sohn Paul, aus zweiter Ehe, Arzt und Professor in Wittenberg geworden.

Seit 1545 fühlte Heß sich so leidend an Hals, Brust und Kopf, daß ihm das Predigen schwer wurde. Desto mehr wollte er wenigstens noch durch Vorlesungen über biblische Bücher vor einem kleineren Kreise dem Herrn, wie er sagte, ein nützlicher Diener bleiben. Er nahm jetzt hier den Psalter vor, gedachte jedoch noch die biblischen Bücher überhaupt auszulegen. Auf sein Psalmbuch schrieb er: „Stab meines Alters" (baculus senectutis meae). Er bemerkte: seine, des alten Magisters und Doktors, Theologie solle sein die Theologie aus dem Munde der Kinder und Unmündigen (Psalm 8, 3), welchen es der Vater offenbare (Matth. 11, 25).

Er starb am Vorabend des Erscheinungsfestes 1547. Seine letzten Worte waren: Ave domine Jesu! Man dürfe, schrieb Melanchthon im Hinblick auf die eben damals der Kirche drohenden Ungewitter, ihm Glück wünschen zu der Ruhe der Gerechten,

welche Gott wegraffe vor dem Unglück und in ihrer Kammer sanft ruhen lasse auf den Tag der Auferstehung (Jes. 57, 1 ff.). Auf sein Monument in der Magdalenenkirche stiftete Melanchthon selbst die Inschrift in griechischen Versen. Sein Name ist, wie kein anderer, mit der Geschichte der schlesischen Kirche als Gegenstand der Liebe und Verehrung für immer auf's Innigste verbunden[1]).

Julius Köstlin in Breslau, jetzt in Halle.

---

c. Beschützer der Reformation.

## 272. Friedrich der Weise.

5. Mai.

Dem Herzog Ernst von Sachsen, einem jener beiden Prinzen, die als Knaben so merkwürdiger Weise geraubt und befreit wurden, dem Stifter der sächsischen Ernestinischen Linie, ward am 14. Januar 1463 von seiner Gemahlin Elisabeth von Baiern ein Sohn geboren, der ihm 1486 in der Regierung seiner Landestheile, wie in der Kurwürde folgte. Friedrich hieß er, und sein besonnenes und friedsames, aber doch gleichmäßiges und festes Regiment, die Klarheit über das, was er konnte und wollte, hat ihm den Ehrennamen des Weisen eingetragen. Sein Verhalten in den mehr als staatsmännische Klugheit erfordernden großen Händeln, in die ihn Gott geführt, seine Stellung zu Luther und dem beginnenden Werke der Reformation, straft wenigstens das ehrende Zeugniß der vaterländischen Geschichte nicht Lügen. Und sollte bei manchem seiner Schritte auch etwas von berechnender Klugheit und Menschenfurcht zu spüren sein, nun so tritt doch um so klarer die göttliche Weisheit an's Licht, welche dem berufnen Reformator einen Fürsten zur Seite stellte, der Gamaliels Rath folgend mehr zusah, als drein griff, zur gewaltsamen Unterdrückung der Wahrheit und

---

[1]) Für das Neue und Abweichende, was der Inhalt dieses Lebensbildes gegenüber von dem bisher über Heß Veröffentlichten darbietet, verweise ich auf meine Begründung aus den Quellen in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 1864."

des Wahrheitzeugen sich um keinen Preis bewegen ließ, aber auch nicht mit seinem weltlichen Arm ausrichten wollte, was allein durch die Macht des göttlichen Wortes geschehen konnte und sollte. Tantum, quantum possum („So viel als ich vermag") war Friedrichs Wahlspruch, fürwahr, der Wahlspruch eines Weisen, und daß er demselben auch wirklich nachgelebt hat, über das Maaß seiner Erkenntniß und Kraft niemals hinausgegangen ist, achten wir als seinen besten Ruhm. Er hat gethan, was er konnte.

Von Friedrichs löblichem und friedlichem Regiment, das er in schöner Eintracht mit seinem jüngeren Bruder Johann (der Beständige zubenannt), welchem zu lieb er auch ehelos blieb, führte, und von seinem Ansehn im deutschen Reich, welches sich am meisten bei der Kaiserwahl im Jahre 1519 zeigte, ist in den Büchern deutscher Geschichte allenthalben zu lesen. Wir wollen hier nur etliche Züge seiner christlichen Regententugenden anschauen, um dann seine innere und äußere Stellung zur Reformation in's Auge zu fassen.

Es war ihm ein Ernst mit seiner Regentenpflicht. An der Wand seines Schlafzimmers stand das homerische Wort geschrieben: „Einem, der für Land und Leute zu wachen hat, steht nicht zu, die ganze Nacht zu schlafen." Und darunter: „Dir ist dein Sparta zugetheilt worden, das schmücke." Darum begehrte er auch der Kaiserkrone nicht, die man ihm anbot. Luthers Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" war ihm so wichtig, daß er sie besonders abschreiben und einbinden ließ, „damit er auch möchte sehen, was sein Stand sei vor Gott." Sein Regiment war ihm ein gottbefohlen Amt: „Lieber Thun — sprach er zu dem Ritter Friedrich von Thun, als dieser Urlaub von ihm begehrte — du siehst, daß Regieren ein schwer Ding ist, und ich bedarf dazu geschickter Leute, ich kann deiner nicht entbehren. Wiewohl es dein Alter nicht länger ertragen will, daß du zu Hofe seist, so mußt du doch Geduld haben, gleichwie ich auch muß geduldig sein. Denn wenn ich es nicht thun will und du auch nicht, wer will's denn thun? Darum kann ich dich nicht von mir lassen." Doch gab er sich seinen Räthen nicht in die Hand: er hörte ihren Rath und that gleichwohl das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft, daß sie nicht dawider reden konnten. Den Lügnern war er besonders feind. Das Recht wußte er ohne Rechtsbüchergelehrsamkeit zu treffen. Er hatte übrigens manche Kenntnisse, um die sich die damaligen Fürsten nicht kümmerten, liebte die Wissenschaf-

ten, ehrte die Gelehrten, führte die Sprüche der Alten gern im Munde. Dagegen befahl er, daß im Reichskammergericht zu Speier, dem er eine Zeitlang vorstand, alle Verhandlungen in deutscher Sprache geführt würden, denn das Recht soll, wie Gottes Wort, dem Volke nicht in fremder Zunge gegeben werden. Er schrieb ungern Steuern aus (doch mußte ihm einst Luther wegen einer beschwerlichen Steuer Vorstellungen machen), hatte die armen Leute lieb und vermerkte es ungnädig, wenn die Herren vom Adel sie beschwerten. Wenn er sammelte, sammelte er nicht für sich, sondern für sein Land, darum hinterließ er einen großen Schatz und Vorrath, obwohl er an Bauten und sonst viel wendete, denn er war ein guter Haushalter und rechnete seinen Amtleuten scharf nach. Besonders hochangesehen ist er um seiner Friedensliebe willen. In seinem Lande, unter seiner Regierung kam keine Fehde auf. „Er konnte viel verdauen und ihm selbst steuern — sagt Luther von ihm — ob er gleich von Natur zornig war, aber er hielt an sich." Und dieß war nicht Furchtsamkeit und unritterlicher Sinn, denn er pflegte wohl zu sagen, wenn man seiner Geduld den Trotzigen gegenüber sich verwunderte: „Ich will nicht anheben, muß ich aber kriegen, so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir stehn;" sondern das Leben seiner Unterthanen stand ihm hoch im Preis. Als ihm in seinen Streitigkeiten mit der Stadt Erfurt die Nachricht gebracht wurde, er brauche keine zehn Mann an Erfurt zu wagen, fragte er den Ueberbringer: „Wollt ihr einer der Zehn seyn?" und als dieser mit den Achseln zuckte, fuhr er fort: „So ist einem jeden sein Leben lieb, und wüßte ich zehn Erfurte zu bekommen, so wollte ich nicht einen Mann daran wenden. Ihr rathet für meine Unterthanen nicht wohl!"

Dieß war der Fürst, an dessen redlichem Herzen und gelassenem Muthe alle arglistigen und gewaltthätigen Versuche, die beginnende Reformation im Keime zu ersticken, scheiterten. Wie kam es dazu? wie kam es, daß Friedrich so ganz andere Wege ging, als sein Nachbar und Vetter Herzog Georg? Es ist wahr, er war ein wahrhaft frommer Mann und Luthers evangelische Predigt kam den Bedürfnissen seines Herzens entgegen, aber er mußte gleich diesem vieles daran geben, davon er früher hochgehalten, und es für Schaden rechnen, um Christum zu gewinnen; denn seine Frömmigkeit, obgleich durchaus redlich, trug ganz das Gepräge seiner Zeit. „Aus sunder Innigkeit und Andacht" machte er 1493 eine

Fahrt nach Jerusalem und richtete vor deren Antritt „zu seiner Seelen Trost“ wohlthätige Stiftungen für arme Studirende auf. In seinem Geleit war ein Herzog von Baiern, ein Graf von Anhalt, viele Edelleute, auch der Maler Lucas Kranach und der gelehrte Martin Pollich von Melrichstadt. Am heiligen Grabe ließ er sich von Friedrich von Schaumburg zum Ritter schlagen. Dort im heiligen Lande fand auch seine Vorliebe für das Ansammeln von Reliquien reichliche Nahrung, und von dieser Reise her datirt sich besonders die reiche Sammlung, welche er, durch Ankäufe in allen Ländern vermehrt, in der von ihm erbauten Stifts- oder Allerheiligenkirche zu Wittenberg aufrichtete, deren einzelne Nummern die Summe von 5005 erreichten und bei deren Ausstellung jedem Anwesenden ein auf 1443 Jahr zu berechnender Ablaß zufloß. Dieses Stift lag aber auch dem Kurfürsten, der auf „Kirchen, Zierden, Heiligthum und Wallfahrten“ überhaupt so viel hielt, ganz besonders am Herzen, er zierte es mit Kleinodien, Ornaten und Heiligthümern, daß es ihm 200,000 Gulden gekostet haben soll; die Zahl der Personen des Stifts brachte er auf 80, nahe an 10,000 Messen wurden Jahr aus Jahr ein dort gelesen, der Verbrauch an Wachs stieg auf 36,000 Pfund. Und dieses ganze mühsam und mit so vielen Kosten zusammengebrachte Werk mußte Friedrich später als ein vergebliches erkennen und sich gefallen lassen, daß Luther das Stift um der dort noch länger fortbestehenden Stillmesse willen ein Bethaven nannte. Das mußte ein schweres Opfer sein, einen harten Kampf kosten. Zwar finden sich neben diesen Proben abergläubischer Frömmigkeit auch früher schon bei Friedrich Beweise, daß er Auge und Herz hatte für die lautere, evangelische Wahrheit. So wurde z. B. Luther ganz für ihn eingenommen durch einen Ausspruch, von dem Staupitz erzählt hatte: daß ihn nämlich die Predigten, welche aus Spitzfündigkeiten und Menschensatzungen beständen, sehr kalt ließen und unkräftig erschienen, weil sich nichts so Spitzfündiges aufbringen lasse, was nicht durch eine andere Spitzfündigkeit widerlegt werden könne. Die heilige Schrift allein sei es, die ohn all' unser Zuthun solch' eine Majestät und Kraft habe, daß sie bald alle Disputirkünste überwinde und uns zwinge zu bekennen: So hat nie ein Mensch geredet, hier ist Gottes Finger, denn sie redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Friedrich umgab sich auch mit Männern, an denen eine geläuterte Erkenntniß und wahre Herzensfrömmigkeit zu spüren war. Bei der Stif-

tung der Universität Wittenberg im J. 1502, an die er sein Bestes wendete und die er in genauen Zusammenhang mit der Stiftskirche setzte, nahm er den vorerwähnten Dr. Pollich, der schon in Leipzig der scholastischen Lehrweise Widerpart gehalten hatte, und den Dr. Staupitz, den geistlichen Vater Luthers, zu Hülfe, und wie dieser es war, der im J. 1509 Luthern der jungen Universität zuführte, so erkannte jener alsbald mit prophetischem Blicke an ihm den zukünftigen Reformator. Der Kurfürst aber hatte auch nicht entfernt daran gedacht, welch' eine neue Lehre von seiner an einem so armseligen Ort errichteten Universität ausgehn würde, als er bei deren Stiftung in der Confirmationsurkunde erklärte, er werde sammt allen umwohnenden Völkern sich dahin wenden als an ein Orakel, „so daß, wenn wir voll Zweifels gekommen, nach empfangenem Bescheid unserer Sache gewiß uns wieder entfernen." Als Luther durch seine Thesen über den Ablaß einen Funken hinwarf, an dem sich ein so gewaltig Feuer entzündete, wußte er selbst nicht was er that, Gott hatte es ihm geheißen und kein Mensch, am allerwenigsten der rücksichtsvolle Kurfürst von Sachsen, der übrigens Luthern persönlich immer ferne blieb, nur einmal ihn gesehn, nie mit ihm gesprochen hat. Mit Besorgniß sah er der Sache zu, fürchtend es möchten weitere Unruhen daraus entstehn, aber zu Gewaltmaaßregeln ließ er sich nicht bewegen, er that, was andere fromme Leute auch thaten, er gab Gott nach, las was geschrieben wurde, mit Fleiß, und wollte, was er als wahr erkannt hatte, nicht unterdrücken helfen. Von da ab kam der gottesfürchtige Kurfürst in den schweren Kampf, daß er von Außen immer mehr gedrängt wurde, die Sache zu dämpfen, und in demselben Maaße innerlich von deren Wahrheit und Gerechtigkeit überzeugt wurde. Insbesondere thaten Luthers Lehr- und Trostschriften seinem heilsbedürftigen Herzen überaus wohl. Unmöglich konnte ein so gottesfürchtiger Mann offenbar wider Gott streiten, aber die Sorge um den bedrohten gemeinen Frieden lag ihm doch auch hart an. Daher jenes zurückhaltende und behutsame Verhalten, welches leicht wie Schwäche aussehn kann. Nicht oft genug konnte er in seinen öffentlichen Schriften wiederholen, wie er sich noch nie unterstanden, Dr. Luthers Lehre und Schriften mit seinem Ansehn zu fördern oder zu vertheidigen, aber er pflegte auch hinzuzufügen, daß er ihn nicht unverhört und unüberwiesen überantworten könne, und daß seine Lehre von vielen Gelehrten und Verständigen für gottselig

und christlich gehalten werde. Gegen Vertrautere ließ er sich wohl noch etwas weiter heraus, aber doch ging ihm Luther viel zu schnell vorwärts, als daß er gleich folgen konnte: hätte es in seiner Macht gestanden, so hätte er Luthers Lauf wohl gemäßigt und einmal war es nahe daran, nicht daß er Luthern preis gab, wohl aber daß er ihn anderswo eine Zuflucht suchen ließ. Doch es blieb und auf des Cardinal Cajetan unziemliche Insinuationen gab der Kurfürst eine mannhafte Antwort, wie sie sein gutes Gewissen und ein ihm wohlanstehender deutscher Fürstenstolz ihm dictirte. Inzwischen änderten sich nicht blos die äußern Umstände in etwas, sondern Friedrich hatte auch schon zuviel von der Süßigkeit des Evangeliums geschmeckt, als daß des zweiten päpstlichen Legaten Miltiz glatte Worte und das hohe päpstliche Gunst- und Ehrengeschenk der geweiheten Rose ihn hätten umstimmen können. Unter vielen Verhandlungen kam Luthers Sache endlich trotz des bereits gesprochnen päpstlichen Banns vor den Reichstag. Da hatte freilich der Kurfürst seine heimliche Freude daran, wie wohl der Pater Dr. Martinus redete vor Kaiser und Reichsständen, aber er war ihm doch „viel zu kühne," und ihn gegen des Kaisers Urtheil und Acht öffentlich zu schützen, erlaubte ihm sein Unterthanengewissen nicht. Aber eine heimliche Zuflucht auf der Wartburg konnte er ihm bereiten, sich daselbst eine Zeit zu enthalten. Daß Luther nicht länger dort blieb, daran waren die von Carlstadt erregten Wittenberger Unruhen und Melanchthons Rathlosigkeit Schuld. Aber obwohl es die Wittenberger dem Kurfürsten „zu wunderlich und mancherlei" machten, daß er fürchtete „es würden soviel Secten daraus werden, daß männiglich irre darüber würde und Niemand wüßte, wer Koch oder Kellner wäre;" so war er doch so weit gekommen, daß auch dieß ihn nicht mehr irre machen konnte. So demüthig als muthig erklärte er: „Das ist ein großer Handel und den ich als ein Laie nicht verstehe. Nun hat mein lieber Gott meinem Bruder und mir eine ziemliche Armuth gegeben. Wenn ich nun die Sachen verstünde, ehe ich wollte mit Wissen wider Gott handeln, ehe wollt ich einen Stab in meine Hand nehmen und davon gehn." Und als Luther von der Wartburg aus dem Kurfürsten Glück wünschte, daß Gott ihm, den er so lange Jahre nach Heiligthum in alle Länder habe bewerben lassen, jetzt ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln ohn alle Kost und Mühe zugeschickt habe; so antwortete der Kurfürst, daß, wenn er wüßte,

daß solches das rechte Kreuz und Heiligthum von Gott sei, er kein Entsetzen davor trüge, weil Gott gesagt habe, sein Joch wäre süß und seine Bürde leicht. Er wolle, wenn er recht eigentlich und gründlich wüßte, was in dem Willen Gottes recht und gut wäre, für seine Person gern Alles darob leiden und dulden. Nur daß auch andere Leute sollten in Schaden und Beschwerung kommen würde ihm sehr beschwerlich fallen und darum wolle er nicht, daß Luther jetzt schon nach Wittenberg komme. Aber Luther kam doch und zeigte seine Abreise dem Kurfürsten in dem bekannten Briefe an, dessen Glaubenssinn und Heldenmuth so oft bewundert worden ist. Aber auf gerechter Wage wiegt kaum weniger schwer die ruhige Ergebenheit des gewissenhaften Fürsten, der sich in einem schweren Gedränge zwischen seiner Lehenstreue und Regentenpflicht einerseits und zwischen seiner Liebe zur erkannten Wahrheit andererseits befand. Doch die Versuchung ward dem treuen Manne nicht schwerer gemacht, als er sie tragen konnte. Die Sachen gingen ihren beschiedenen Weg weiter, wie wir wissen. So kam das Jahr 1525 herbei und mit ihm der unselige Bauernaufstand. Friedrichs Regiment hatte an diesem Unglück ebensowenig Schuld als Luthers Lehre. Er war den Seinen immer ein milder Herr gewesen und sagte es frei heraus, daß man den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, sonderlich mit Verbietung des Worts Gottes, und er ermahnte noch seinen in den Kampf ziehenden Bruder, vorsichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen. Er selbst lag damals schon auf seinem letzten Lager auf seinem Jagdschloß in Lochau: in die Nähe des Sterbenden kam der Kampf nicht, der Kurkreis blieb fast unberührt vom Aufruhr. Doch stellte er sich ernstlich die Gefahr vor, daß die Bauern Herr werden möchten, ohne jedoch davor zu erschrecken, denn ohne Gottes Willen werde es nicht geschehn. Es war der 5. Mai. Keiner seiner Verwandten war um ihn, nur seine Diener. Er sprach zu ihnen: „Lieben Kindlein, habe ich Einen von euch beleidiget, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben, wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Hierauf empfing er aus den Händen seines gewöhnlichen Beichtvaters, des Pfarrers von Herzberg, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Sein Secretair und Hofprediger Spalatin, mit dem er Tags zuvor noch über wichtige Dinge lange gesprochen hatte, hatte ihm eine Trostschrift zurückgelassen, die las er und wollte sie abermals lesen, als Spalatin hinzukam und sie zu Ende

las. Dann machte er sein Testament, seine Kräfte sanken und er rief aus: „Ich kann nimmer.“ Er schlief so sanft ein, daß sein Arzt, Heinrich Stromer, ausrief: „Er war ein Sohn des Friedens und in Frieden ist er gestorben.“ Das waren auch Luthers Gedanken bei der Kunde von seinem Tode: „Es siehet sich an, — sprach er — als habe ihn Gott weggerückt, wie den König Josia, daß er solches Uebel in der Welt nicht sehe, weil er sein Lebelang ein friedsam, still, ruhig Regiment geführet hat, daß er billig Friederich geheißen.“ In der Schloßkirche zu Wittenberg, wo auch Luthers Gebeine ruhen, ward er begraben: neben lateinischen ertönten deutsche Gesänge an seinem Grabe. Dort sehen wir noch die edlen Züge in dem trefflichen Bildnisse, das Peter Vischer ihm gegossen: er hält wie im Leben das Reichsschwert fest in den Händen und über ihm steht der Wahlspruch, auf den jene drei großen sächsischen Fürsten sich stützten: Verbum Dei manet in aeternum. (Gottes Wort bleibt ewig.) M. Meurer in Callenberg.

## 273. Johann der Beständige.

16. August.

Die drei sächsischen Fürsten des Reformationszeitalters, welchen die Geschichte die ehrenden Beinamen gegeben hat, unter denen sie uns geläufig sind, bezeichnen durch ihre mit diesen Namen übereinstimmende Handlungsweise drei Stufen in dem Verhalten eines Menschen zur göttlichen Wahrheit, welche man auch mit den Worten des Psalms (116, 10.) darstellen könnte: Ich glaube — darum rede ich; — ich werde aber sehr geplagt. Die Tage Friedrich des Weisen fallen in die Zeit der anbrechenden evangelischen Erkenntniß, er mußte die ersten, schweren Wege des Forschens und inneren Kampfes durchwandern. Aber die tief in ihm gewurzelte Gottesfurcht, die aller Weisheit Anfang ist, ließ ihn des rechten Weges nicht verfehlen. Daß er in seinem demüthigen, heilsbegierigen Sinne der erkannten Wahrheit nicht widerstrebte, sondern seine Vernunft gefangen nahm unter den Gehorsam des Glaubens, und daß er dabei doch nicht durch voreiliges Handeln das Maaß seiner Erkenntniß überschritt, hat ihm ein Recht auf den empfangenen Ehrennamen gegeben. Mit seinem Bruder Johann trat die Reformation in das Zeitalter des Bekennens, und als Bekenner

hat dieser, Zeit seiner Regierung, besonders in den schweren Tagen von Augsburg, den Ruhm der Beständigkeit redlich verdient. Wozu aber beide Brüder innerlichst bereit, von Gott aber nicht berufen waren, das kam an Johann Friedrich, nämlich das Leiden über der erkannten und bekannten Wahrheit, und in seinem Leiden vielmehr, als in seinem Handeln hat er den wahrhaft großen Sinn bewährt, welchen ihm sein Ehrenname beilegt. Mit dem zweiten dieses fürstlichen Kleeblatts hat es das gegenwärtige Lebensbild zu thun.

Von den vier Söhnen des Kurfürsten Ernst, des Stammvaters der Ernestinischen Linie, war Johann der letzte, fünf Jahr jünger als sein Bruder Friedrich, mit dem er seit 1486 die Regierung ihrer Lande theilte, und dem er 1525 in der Kurwürde folgte. Er war den 30. Juni 1468 geboren und empfing gleich seinen Brüdern eine gelehrte Erziehung, die er später auch seinen Söhnen zu geben sich bemühte. An geistigen Gaben überragte ihn sein Bruder, aber es bedarf nicht gerade ausgezeichneter Talente, wo sich eine so aufrichtige Frömmigkeit, Demuth und Freundlichkeit finden, wie bei ihm. „Wenn die zween Fürsten — sagte Luther — wären eine Person gewesen, so wäre es ein groß Wunderwerk.“ Am Hofe seines Großoheims von mütterlicher Seite, des Kaisers Friedrich III. brachte er den größten Theil seiner Jugend zu, und unter Kaiser Maximilian nahm er an dessen Feldzügen gegen Venedig und Ungarn Theil, wobei er sich tapfer bewies und bei der Erstürmung von Stuhlweißenburg eine Mauerkrone verdiente. Auch an den rauschenden ritterlichen Festlichkeiten an Maximilians Hofe nahm er zuweilen Antheil; aber er meinte später, von diesen Tagen sey doch auch keiner ohne irgend ein Herzeleid vergangen. Es war eben ein anderer Zug in seiner Seele, als der der Weltlust. Zwar scheint er mehr auf fürstlichen Prunk gehalten zu haben, als sein höchst einfacher Bruder, auch liebte er die Freuden der Tafel und der Jagd, vielleicht selbst etwas mehr als billig; aber daß sein Herz nicht an etwas der Art hing, das zeigte sich an mehr als einem Prüfungstage. Als er im Jahre 1525 von den Fortschritten des Bauernaufstandes hörte, sagte er gelassen: „Will mich Gott lassen bleiben einen Fürsten, wie ich bisher gewesen bin, so geschehe sein Wille! Ich kann auch ein ander Mann seyn.“ Sein Jugendleben war rein und unbescholten. Im Jahre 1500 verheirathete er sich mit Sophie von Meklenburg, welche die Mutter des nach-

maligen Kurfürst Johann Friedrich wurde, aber 1503 an den Folgen der Entbindung starb. Zehn Jahr später vermählte er sich zum zweitenmale, mit Margaretha von Anhalt, und lebte bis zu deren Tode im Jahr 1521 mit ihr in einer glücklichen Ehe, aus der zwei Söhne und zwei Töchter entsprangen.

Die Regierung führte er mit seinem Bruder in größter Einigkeit: sie ging so weit, daß keiner von beiden auch nur einen Diener annahm, ohne daß der andere damit einverstanden gewesen wäre. Es war ein schwerer Zeitpunkt, als die Sorge der Regierung durch den Tod seines Bruders (d. 5. Mai 1525) ihm allein zufiel. Der Bauernaufstand war eben im vollen Gange. Der fromme Fürst wäre bereit gewesen, in die Artikel der Bauerschaft zu willigen, wenn er sie als recht erkannt hätte und befragte sich deshalb bei Luther; auch erschrack er nicht davor, wenn es etwa künftig sollte anders werden und meinte, er könne eben auch mit acht oder vier Pferden reiten: aber demohngeachtet, ja eben deßhalb zog er getrost für sein gutes Recht gegen die wüsten Empörer aus. Aber sie waren bereits vom Landgrafen von Hessen geschlagen, und es blieb dem gelassenen Fürsten nichts übrig, als über die Schuldigen Gericht zu halten und dabei durch seine Milde die Härte seines Vetter Georg zu mäßigen. So wenig er aber vor dem daherbrausenden Aufruhr verzagte, eben so wenig ließ er sich durch die nach Dämpfung desselben sich erhebende Reaction beirren, dem Reformationswerk den Schutz und die Pflege angedeihen zu lassen, welche es damals gerade besonders bedurfte.

Seine Stellung zu diesem Werke war schon längst genommen und sie war bestimmt nicht durch irgend eine äußere Rücksicht, sondern durch das Bedürfniß seines Herzens, welches in der neu aufgeschlossenen Quelle der Wahrheit allein sein Genüge fand. Seine Liebe zur heiligen Schrift war so groß, daß die sechs Edelknaben, die ihm aufwarteten, ihm sechs Stunden des Tags in der Bibel vorlesen mußten, und wenn er auch manchmal darüber einschlief, so hatte er doch irgend einen schönen Spruch beim Erwachen behalten. Er pflegte auch mit eigner Hand die Predigten nachzuschreiben und man hat ein von ihm eigenhändig geschriebenes Exemplar des kleinen Katechismus Lutheri. In diesem hatte er alsbald ein Rüstzeug Gottes erkannt und erbaute sich, wie auch sein Bruder, an dessen Lehr- und Trostschriften gar sehr, weshalb ihm auch Luther im J. 1520 seinen Sermon von guten Werken

zueignete. Aber die Zeit des Zuwartens, auf das sich der weise Friedrich meist beschränkt hatte, war vorbei, es galt jetzt ein freies Bekennen und entschiednes Handeln. Und siehe, der sonst so milde, zum Nachgeben allezeit bereite Kurfürst Johann war zu dem Einen wie zu dem Andern entschlossen und hat in solchem Entschlusse nie gewankt. Vor allen Gewaltschritten zwar, zu denen der ungestüme Eifer des Landgrafen von Hessen ihn manchmal fortreißen wollte, bewahrte ihn, mehr noch als seine reichsfürstliche Verehrung für den Kaiser, Luthers treuer Rath, den er einzuholen nie versäumte; aber im Uebrigen benutzte er das ganze Gewicht des Ansehns, welches das Kurhaus Sachsen im Reich genoß, um dem Andringen des Kaisers und der papistisch gesinnten Reichsstände wider die reine Lehre zu wehren, und stand an der Spitze der evangelischen Fürsten und Stände, welche durch die Protestation von Speyer (1529) ihr durch Gottes Wort gebundenes Gewissen wahreten. Inzwischen hatte er seinen eigenen Landestheilen durch die auf Luthers dringendes Anhalten vorgenommene Visitation der Kirchen und Schulen die Segnungen der Reformation zu sichern, der Willkühr durch Aufrichtung guter Ordnungen zu steuern und der Verschleuderung der Kirchengüter Einhalt zu thun versucht. Daß diese Bemühungen nicht fruchtlos waren, das mußte dem redlichen Fürsten ein großer Trost bei den Anfechtungen sein, die er deßhalb zu erleiden hatte, wie es ihm denn auch Luther zum Trost und als ein göttliches Gnadenzeichen vorhält, daß er sein Wort so mächtig und fruchtbar in den kurfürstlichen Landen mache. „Denn freilich Ew. K. F. G. Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Fried helfen halten. Es wächset jetzt daher die zart Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugericht, daß mirs in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidelein mehr beten, gläuben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stift und Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr solch junges Volk in Ew. K. F. G. Landen ein schönes Paradeis, desgleichen auch in der Welt nicht ist. Und solch Alles bauet Gott in Ew. K. F. G. Schooß, zum Wahrzeichen, daß er E. K. F. G. gnädig und günstig ist. Als sollt er sagen: Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradeis, du sollst Vater über sie seyn.“

Als Luther diese Worte schrieb, bedurfte der fromme Kurfürst solches Trostes. Es geschah in den Tagen des Augsburger Reichstags (1530), allwo Kurfürst Johann recht eigentlich sein Martyrium bestanden hat. Mit freundlichen Worten hatte der Kaiser zum Reichstag eingeladen, aber er war entschlossen und hatte dem Papst bei seiner Krönung versprochen, wenn der Weg der Güte nicht verschlüge, mit Gewalt die Ketzerei auszurotten. Die papistischen Reichsstände merkten, wohin der Kaiser wolle und drängten ihn schneller und weiter vorwärts, als er zu gehen vorhatte; aber auch die kleine Schaar der evangelischen Stände ahnte, was ihr bevorstand und stand fest bei einander. Kurfürst Johann, im Rang und Ansehn der erste unter ihnen, leuchtete auch allen voran als treuer und standhafter Bekenner. Hätte er gewankt, leicht wäre der Ausgang ein anderer gewesen. Die Evangelischen hatten sich gerüstet, Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben und das bekannte Bekenntniß verfaßt, welches von Augsburg seinen Namen führt. Wohl erboten sich die Theologen, um den Kurfürsten nicht in Fährlichkeit zu bringen, dieß Bekenntniß in ihrem Namen einzugeben, ohne daß er sich ihrer anzunehmen brauche; aber er wies dieses Anerbieten mit den Worten ab: „Ich will meinen Christus auch mit bekennen.“ Mit einem großen Gefolge, von 160 Pferden, war er bei guter Zeit in Augsburg erschienen, mit großer Ehrerbietung empfing er seinen nach langem Zögern einziehenden Kaiser; aber mit Entschiedenheit verweigerte er die Theilnahme am Frohnleichnamsfeste, als einer schriftwidrigen und abgöttischen Ceremonie, und verstand sich zur Einstellung der veranstalteten evangelischen Predigten nur unter der Bedingung, daß auch dem Gegentheil Stillschweigen auferlegt würde. Er ermahnte seine Glaubensverwandten, sich in dieser hochwichtigen Sache Gottes und des christlichen Glaubens standhaft zu erweisen und stärkte sich selbst durch Lesen der Schrift und Gebet. Vom Kaiser war das Versprechen erlangt worden, die Religionshändel zuerst vorzunehmen. So kam der 25. Juni, an welchem der Kurfürst nebst seinen Glaubensverwandten das Bekenntniß ablegte, welches an seiner Spitze das Psalmwort führt: Ich rede von deinen Zeugnissen und schäme mich nicht. (Ps. 119, 46.) Wohl feierte die Macht der Wahrheit in diesem Bekenntniß an jenem denkwürdigen Tage manchen stillen Triumph, aber für die Bekenner erwuchs zunächst nur Bedrängniß aller Art daraus. Man brachte

eine Schrift zusammen, durch die sollten sie ihr Bekenntniß ohne weiteres für widerlegt erachten, und es wurde ihnen die Wahl gestellt, sich der römischen Kirche gehorsam zu bezeigen, oder zu gewärtigen, daß der Kaiser als Schirmherr der Kirche wider sie verfahre. Den Kurfürsten von Sachsen traf als den nächsten die Ungunst des Kaisers am meisten. „Wir haben — klagte er einem seiner Diener — Se. Kaiserl. Majestät gebeten, uns mit der Kurwürde zu belehnen; das ist uns abgeschlagen worden. Wir liegen mit großen Kosten hier, haben eben 12,000 Gulden aufnehmen müssen; Kaiserl. Majestät hat uns noch mit keinem Worte zugesprochen. Wir können nicht anders denken, als daß wir bei Kaiserl. Majestät schwer verunglimpft sind, und daß dieß durch unsere eigenen Verwandten geschehen ist." Es fehlte nicht an offenbaren Drohungen und man ließ ihn geflissentlich wissen, wenn er sich nicht fügen werde, so werde ihn der Kaiser mit gewaffneter Hand angreifen, von Land und Leuten verjagen und an seiner Person das äußerste Recht vollstrecken. Der Kurfürst wurde darüber sehr bewegt, allein er verhielt sich nicht, welche Wahl hier zu treffen sey. „Entweder Gott verleugnen — sagte er — oder die Welt; wer kann zweifeln, was das Beste sey? Gott hat mich zu einem Kurfürsten des Reichs gemacht, was ich niemals werth geworden bin, er mache ferner aus mir was ihm gefällt." Tag und Nacht lag die Sorge schwer auf ihm. Einst ergriff ihn im Schlaf jene Beklemmung, wo der Mensch unter einer die Brust niederdrückenden Last zu vergehen meint. Er träumte, er liege unter einem hohen Berge, auf dessen Spitze sein Vetter Herzog Georg stehe. Gegen Morgen sank der Berg zusammen und der feindliche Blutsverwandte fiel neben ihm nieder. — Wie aber auch die Sorge drückte, der Kurfürst stand fest und öfter sagte er zu seinen Räthen: „Sagt meinen Gelehrten, daß sie thun, was recht ist, Gott zu Lob und Ehre und mich oder mein Land und Leute nicht ansehn." Es war ihm eben ein ganzer Ernst mit seinem Wahlspruch: Verbum Domini manet in aeternum (Gottes Wort bleibt ewig), dessen Anfangsbuchstaben seine Diener auf ihren Livreen gestickt trugen. Hartnäckigkeit und Gelüst am Widerspruch hatten bei einem so weich gestimmten und nachgiebigen Gemüth, wie des Kurfürsten, keinen Antheil an seinem Widerstand, es ward ihm schwer genug, seinem Kaiser so Widerpart halten zu müssen, und als dieser bei der Abreise zu ihm sagte: „Ohm, Ohm, das

hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehn," konnte er ihm nur mit Thränen antworten.

In Koburg, wo der Kurfürst Luthern zurück gelassen und von wo aus dieser ihn und die Seinen mit so schönen, frischen Trostworten erquickt hatte, wurde er nun auch von Luther empfangen und beglückwünscht, daß er mit Gottes Gnaden aus der Hölle zu Augsburg gekommen war. „Ob Menschen Ungnad sich fast sammt ihrem Gott dem Teufel läßt sauer ansehn — sprach Luther — hoffen wir doch, daß Gottes angefangene Gnade soll auch hinfort desto stärker und mehr bei uns seyn. Sie sind ja sowohl in Gottes Hand als wir, das fehlet nicht und werdens nicht thun noch ausrichten, er wollt es denn haben, auch nicht ein Haar krümmen uns oder Jemand Gott thu es denn selbst gewaltiglich." Und also geschah es. So drohend die Dinge in Augsburg ausgesehn hatten, so hart der Reichsabschied lautete, so ärgerlich auch die Rechtsplackereien waren, zu welchen die Gegenpartei das Reichskammergericht aufrief; so kam es doch zu nichts, denn dem Kaiser waren durch seine politischen Pläne die Hände gebunden, in den Religionshändeln zur Gewalt zu greifen, und selbst der Erbfeind der Christenheit, der Türke, mußte dazu dienen, den Ausbruch offner Feindseligkeiten in Deutschland für jetzt zu verhüten. So durfte der fromme Kurfürst Johann von Sachsen, friedliebend wie sein Bruder Friedrich, auch wie dieser in Frieden schafen gehn. Er verband sich zwar mit seinen Glaubensverwandten für den äußersten Fall, und schloß das schmalkaldische Bündniß, aber er folgte auch Luthers Rath, in den Dingen, wo es sich nicht um Gottes Wort und den Glauben handelte, wie bei Ferdinands Wahl zum römischen König, das Recht nicht auf's schärfste zu berathen, und so zog die Wolke vorüber.

Zwei Jahre nach den schweren Tagen von Augsburg kam des Kurfürsten Sterbestündlein. Schon zu Anfang des Jahres 1532 war er sehr krank gewesen und es hatte ihm die große Zehe am linken Fuß abgelöst werden müssen; aber er war wieder genesen, und Luther, der zweimal bei ihm gewesen war und treulich für ihn gebetet hatte, wünschte ihm zu seiner Genesung Glück und tröstete ihn, es solle keinen Mangel haben weder hier noch dort, ob er gleich ein wenig habe Wermuth essen und in einen sauern Apfel beißen müssen. Aber am 15. August wurde der Kurfürst zu Schweinitz, wohin er der Jagd wegen gekommen war, von einem

so heftigen Kopfschmerz befallen, daß er bald die Sprache verlor und achtundzwanzig Stunden ohne Bewegung, ohne Gehör und Verstand da lag. Als folgenden Tags die herbeigerufenen Wittenberger ankamen, hob er beide Hände empor, ließ sie aber bald wieder sinken und starb. „Gleich wie Kinderlein ohne Sorge geboren werden, ohne Sorge leben und ohne Sorge sterben, also wird unserm lieben Fürsten, Herzog Johannsen, am jüngsten Tage zu Sinne seyn, als käme er von der Lochischen Heide von der Jagd, wird nicht wissen, wie ihm wird geschehen sein, wie Esaias sagt: Der Gerechte wird weggerafft und legt sich in sein Kämmerlein und Ruhebettlein." So sprach Luther, der Zeuge seines Todes war, und als zwei Tage darauf die Leiche des Fürsten neben Kurfürst Friedrich in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben wurde, über 1 Thess. 4, 13—18. die Leichenpredigt hielt. Er lobte ihn dabei nicht seiner hohen Tugenden halber, wiewohl er ein gar frommer, freundlicher Mann gewesen sey, ohne alles Falsch, an dem er sein Lebtag keinen Stolz, Zorn noch Neid gespüret habe, der leicht habe tragen und vergeben können und mehr denn zu viel milde gewesen sey; er ließ es auch dahin gestellt, ob er etwa in seinem Regiment gefehlt habe; kurzum er wollte ihn auch lassen einen Sünder und unter dem Artikel der Vergebung der Sünden bleiben. Aber das rühmte er an ihm, daß er Christi Tod und Auferstehung, womit er Tod und Hölle mit allen Sünden verschlungen, bekannt habe und auf diesem Bekenntniß fest verblieben sey. Ueber diesem Bekenntniß habe er zu Augsburg einen viel herbern Tod, denn jetzt, erlitten, da er alle bösen Suppen und Gift habe müssen ausessen, die ihm der Teufel eingeschenkt. Solch' ein Tod sey ein männlicher und rechter Tod, wie auch St. Paulus sage 1 Kor. 15: Bei meinem Ruhm, den ich habe in Christo Jesu, ich sterbe täglich. M. Meurer in Callenberg.

---

## 274. Wolfgang, Fürst zu Anhalt.

23. März.

Fünf deutsche Reichsfürsten waren es, die im Juni 1530 zugleich mit zwei Reichsstädten die Augsburgische Confession unterzeichnet hatten. Der Fünfte unter jenen Reichsfürsten, welche Gut und Blut für das Bekenntniß des evangelischen Glaubens

einsetzten, ist Wolfgang, Fürst zu Anhalt, aus dem altberühmten Geschlechte der Grafen von Ascanien, Stammverwandter und Zeitgenosse jenes Fürsten Georg des Gottseligen, der als Landesherr zugleich evangelischer Prediger war und das Bisthum zu Merseburg verwaltete.

Fürst Wolfgang ist am 1. August 1492 zu Köthen geboren: sein Vater, Fürst Woldemar, ist früh (1508) verstorben, seine Mutter Margarethe, Tochter eines Grafen Günther zu Schwarzburg, hat bis zum Jahre 1539 gelebt. Frömmigkeit und Tapferkeit waren in dem Anhaltischen Fürstenhause erbliche Tugenden: er hörte in seiner Jugend von den Kriegsthaten seiner Vettern im kaiserlichen Heere in Italien: er sah in seiner Nähe die Beispiele andächtiger Kirchlichkeit in seiner Muhme Scholastica, Aebtissin des Stiftes zu Gernrode, und seinen Vettern Wilhelm und Adolf, von welchen der Erstere allen fürstlichen Ehren entsagt hatte und in der Kutte des Bettelmönchs als Bruder Ludwig durch die Straßen der Stadt Magdeburg wandelte, der Letztere aber als Bischof zu Merseburg starb und bei vieler Einsicht in die Gebrechen der Kirche doch nie dazu gelangte, sich mit Luthers kühnen Schritten verständigen zu können. Fürst Wolfgang war der Erste aus dem Hause Anhalt, der sich für Luthers Sache entschied, und nach und nach folgten ihm in dieser Richtung sämmtliche jüngere Glieder der Familie. Die Scheidung zwischen dem jüngern Geschlecht, welches sich dem neu hervorbrechenden Lichte des Evangeliums zuwendete, und zwischen den Aelteren, die im Gehorsam der römischen Kirche blieben, war unvermeidlich. Doch brachte die Glaubenstrennung hier nicht einen solchen Riß hervor, wie in dem Sächsischen Fürstenhause, und dieß mag wohl vorzüglich dem milden freundlichen Sinne Wolfgangs zuzuschreiben sein, der versöhnend wirkte, ohne seiner Entschiedenheit Abbruch zu thun.

Schon als Knabe von acht Jahren (1500) wurde er zu seiner Ausbildung nach Leipzig gesendet und kaum hatte er das sechzehnte Jahr zurückgelegt, so wurde er durch seines Vaters frühen Tod (1508) zur Regierung der ihm zugefallenen Landestheile, Köthen, Ballenstädt, Sandersleben, halb Bernburg und halb Zerbst berufen. Sein einziger Bruder Woldemar war als Kind gestorben: von seinen beiden Schwestern verheirathete sich die jüngere Barbara, wie er selbst noch ein Knabe war (1503), während die ältere Margarethe zehn Jahre später (1513) dem verwitweten Herzog zu

Sachsen Johann dem Beständigen, nachmaligem Kurfürsten, ihre Hand reichte. Wolfgang aber hat zwar mancher fürstlichen Braut beim Einzug in ihre neue Heimath das Ehrengeleite gegeben, ist aber selbst nie in die Ehe getreten.

Er war ein Fürst von ansehnlicher Statur, ausgezeichnet durch Gewandtheit und Leibesstärke, in allen ritterlichen Uebungen trefflich geübt, dabei heiter und lebenslustig in seiner Jugend. Das Ritterthum, das vor seinem Absterben am Hofe des Kaiser Maximilian I. noch seine letzten Blüthen trieb, wurde von ihm geliebt und gepflegt, und er hat manche Lanze im Turnier eingelegt, bevor im Mannesalter ernstere Kämpfe sein Herz bewegten. Noch im Frühjahr 1521 auf dem Reichstage zu Worms, wo er vom jungen Kaiser Karl V. die Belehnung mit seinen Erblanden dem Herkommen gemäß empfing, ließ er sich mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig in einem Turnierrennen sehen, worin beide Fürsten so unsanft auf den Sand gesetzt wurden, daß ihnen das Blut aus Mund und Ohren drang. Noch als siebzigjähriger Greis saß er kräftig mit ritterlichem Anstand zu Pferde. Aber bei aller Munterkeit war er doch schon in jüngern Jahren für ernstere Betrachtungen empfänglich und als sein Vetter Adolf ihm als Knabe die Frage vorgelegt hatte, ob er wohl gedächte in den Himmel zu kommen, erwiederte er eben so offenherzig als vernünftig: „Ja traun! aber, ob Gott will, zur Zeit noch nicht! für den Himmel bin ich getauft; ich hoffe aber noch eine Zeit lang hier auf Erden zu bleiben und darnach ewig bei Gott zu bleiben.“ Nachhaltiger als jene Frage wirkte auf ihn die überraschende Entschließung eines Freiherrn von Sternberg, der am Hofe zu Weimar einer großen Festlichkeit mit Turnier und Tanz und allerhand Pracht und Genuß beigewohnt hatte. Aber als er am andern Morgen Saal und Rennbahn verödet und wüste gefunden, war er von einem so tiefen Gefühl der Nichtigkeit aller vergänglichen Lust übernommen worden, daß er den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen, und sogleich zu einem Kloster in Arnstadt ritt, sein Pferd einem Diener überließ und die Mönchskutte anlegte. Dieses Ereigniß hat Fürst Wolfgang öfters erwähnt und noch im Alter fast nicht ohne Thränen erzählen können. Ebenso unvergeßlich war ihm eine Aeußerung seines Schwagers, des Herzogs Johann von Sachsen, der bei Erwähnung der glänzenden Feste, an welchen er in seiner Jugend am Hofe des Kaisers Maximilian Theil genommen, alle-

zeit die Rede geführt: „Er wüßte mit Wahrheit zu sagen, daß Keiner jener Freudentage ihm ohne ein tiefes Gefühl von Traurigkeit verflossen wäre.“ Wolfgang selbst ging mehrere Jahre lang mit dem Gedanken um, in seiner Residenzstadt Köthen ein Kloster anzulegen, hatte auch schon die päbstliche Bewilligung dazu erlangt, als die neuen Bewegungen der Kirche sein Gemüth auf andre Bahnen führten, wo er mitten in der Welt den Frieden in Christo finden sollte, den auch kein Kloster geben kann. Im Jahre 1510 soll er auch in Rom gewesen sein.

Zwar fehlt uns noch eine urkundliche Geschichte seines Lebens, aus welcher wir eine genaue Nachricht von der Entwickelung seines Glaubens schöpfen könnten. Aber das ist unzweifelhaft, daß er früh in dem benachbarten Anhaltischen Lande von Luthers Person und Wirken in Wittenberg Kenntniß nehmen konnte und seit dem Jahre 1517 von allen Fortschritten der sächsischen Reformation genau unterrichtet war. Denn sein Oheim Fürst Adolf war als Bischof von Merseburg schon amtlich genöthigt, den Gang der Ereignisse, die sein Bisthum, zu welchem auch die Stadt Leipzig gehörte, so nahe berührten, zu überwachen. Fürst Adolf war ein frommer Herr, der die Schäden der Kirche zum Theil kannte und beklagte: er schätzte auch Luthers große Gaben und tiefe Erkenntniß der heiligen Schrift, nahm aber Anstoß an dessen heftigen Streitschriften und besonders an seinen Angriffen gegen das Pabstthum, hatte deshalb auch im Jahre 1519 die Veranstaltung der Leipziger Disputation als kirchengefährlich zu hindern versucht und im Februar 1520 ein versöhnliches Schreiben Luthers zwar achtungsvoll, aber doch mit entschiedenem Tadel seines Verfahrens beantwortet. Das Urtheil dieses Verwandten, eines so würdigen Bischofs, mußte den jungen Fürsten Wolfgang vorsichtig machen, bis er selbst durch eigne Anschauung sich ein unabhängiges Urtheil bilden konnte. Dieß geschah, als er im April 1521 den Mann Gottes auf dem Reichstag zu Worms sah und hörte. Von dieser Zeit an war sein Herz für Luther entschieden; doch hütete er sich vor übereilten Schritten und begünstigte erst nur im Stillen, was von erweckten Bürgern der Stadt Zerbst ausging. Diese veranstalteten, daß am 18. Mai 1522 Luther in Zerbst predigte und bald darauf ein Wittenberger Lector, ein Schüler Luthers, als Prediger an der Kirche der Barfüßer angestellt wurde: sein Name war Johann Luckow. Vom Jahre 1525 an trat Fürst Wolfgang

entschieden mit seinem Bekenntnisse hervor und schloß sich dann auch im folgenden Jahre dem erneuerten Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen an. Im Jahre 1529 unterzeichnete er zu Speier die Protestation der evangelischen Reichsstände, 1530 die Augsburgische Confession und 1531 die Urkunde des Schmalkaldischen Bundes.

Jetzt stand er mit festem Glauben in den vordersten Reihen der evangelischen Bekenner und war entschlossen, Land und Leute, auch Leib und Leben für das Evangelium zu lassen. Als auf dem Reichstag zu Augsburg die Evangelischen hart bedrängt wurden, erklärte er freimüthig: „Er wolle lieber Land und Leute verlieren und an einem Stecken davon gehen, denn daß er sollte eine andre Lehre annehmen und dulden.“ Auch stand er dem Markgrafen Georg von Brandenburg zur Seite, als dieser dem Kaiser seinen Kopf darbot, lieber zu sterben als das Evangelium zu verleugnen. Bei den Verhandlungen über die Unterzeichnung der Augsburgischen Confession rief er aus: „Ich habe manchen schönen Ritt andern Leuten zu Gefallen gethan: warum sollte ich denn nicht, wenns noth wäre, auch meinem Herrn und Erlöser Christo Jesu zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein im himmlischen Leben eilen.“ Seiner Mutter schrieb er damals: „Ich hoffe zu Gott, Er wird sein göttliches Wort wohl erhalten, obs gleich dem Teufel und aller Welt leid ist.“ Und weiter: „Der Teufel hat jetzt viel zu schaffen; aber wir haben einen Trost, daß Gott sein Herr und Meister ist, der wird ihm seine Anschläge wohl zu Trümmern stoßen.“

Beim Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges hielt Wolfgang treulich zu dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und zog sich dadurch die Reichsacht zu, welche der Kaiser Karl V. am 12. Januar 1547 über ihn aussprach. Dieß konnte ihm im Anfang bei den überlegenen Streitkräften der Verbündeten nichts schaden. Aber als nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547), wo Johann Friedrich in Gefangenschaft gerieth, Alles verloren war, mußte auch Wolfgang landflüchtig werden und der erzürnte Kaiser vergab seine Lande an einen Spanier, Grafen Sigismund von Ladron. Damals bewährte der treue Bekenner in der schweren Trübsal seine Glaubensstärke und ritt

getrost unter dem Gesang „Ein feste Burg ist unser Gott" durch die Thore seiner Stadt Bernburg, ohne zu wissen, wo er eine sichere Zufluchtsstätte finden würde. Anfangs verbarg er sich verkleidet in einer Mühle, dann für längere Zeit in dem Waldgebirge des Harzes. Es währte mehrere Jahre, ehe des Kaisers Zorn sich milderte, und erst nach dem Passauer Vertrag (1552) erhielt er seine Erblande zurück, nachdem er viele Demüthigungen und schwere Verluste erlitten.

Schöne Zeugnisse von seiner Treue im evangelischen Glauben und Bekenntniß ziehen sich durch sein Leben hindurch. Wir erinnern nur an sein Verhalten in den Jahren 1541, 1557 und 1561. Im Jahre 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg wohnte er den Verhandlungen bei, durch welche zwischen den Katholischen und Evangelischen eine Einigung gestiftet werden sollte, um bis zu einem künftigen allgemeinen Concil einstweilen den Friedensstand zwischen beiden Parteien aufrecht zu erhalten: dieß war das sogenannte Regensburger Interim. Hier drohte die Gefahr, daß man um des äußern Friedens willen die Perle der evangelischen Wahrheit unter der Form einer scheinbar fast gleichlautenden Lehre, die sich aber nach Belieben drehen und wenden ließe, preisgäbe. Dazu erbat sich der gewissenhafte Fürst zuvor Luthers Fürbitte: dieser aber stärkte ihn in seiner großartigen Weise durch ein Schreiben vom 12. März und sprach ihm heiligen Muth ein, indem er schloß: „Befehle hiermit Ew. Fürstl. Gnaden dem lieben Gott, in deß Sachen E. F. Gn. ein Legat worden ist: der gebe E. F. Gn. ein Herz, das da fühle und erfahre, daß sie Gottes Legat sind, so wirds fröhlich und getrost sein. Denn das ist auch allezeit mein Trost gewesen bisher, daß ich gewiß bin gewesen, die Sache, so ich führe, nicht mein, sondern Gottes sei; der habe Engel genug, die mir beistehen, oder wo sie mich hier lassen, doch dort und besser empfahen. Amen." In diesem Geiste hat sich dann auch der fromme Fürst in Regensburg treu und tapfer bewährt. Im Jahre 1557 war ein evangelisch gesinnter Markgraf von Brandenburg, Namens Sigismund, Verweser des Erzstifts Magdeburg, scheute sich aber aus Menschenfurcht, aus Rücksicht auf den Kaiser, an den Domen zu Magdeburg und zu Halberstadt die päbstlichen Gebräuche abzuschaffen und der evangelischen Predigt freien Lauf zu lassen. Wie dieß der Fürst Wolfgang vernahm, vermahnte er denselben freundlich,

Christum zu bekennen vor den Menschen, auf daß ihn Christus wiederum bekennen möchte vor seinem himmlischen Vater. Als aber im Jahre 1561 auf dem Fürstentag zu Naumburg die Augsburgische Confession in veränderter Ausgabe unterzeichnet werden sollte, da schrieb er in gewissenhafter Vorsicht dem Kurfürsten August von Sachsen: „Ich bin erbötig, die Confession, wie sie zu Augsburg kaiserlicher Majestät übergeben und vom Kurfürsten Johannes und andern Fürsten, auch mir, unterschrieben, wiederum zu unterschreiben, doch daß die jetzige der vorigen ganz gemäß, und nichts darin verändert sei. Denn Eure Liebden haben zu bedenken, in was für Leichtfertigkeit und Beschwerung es mir gereichen wollte, wenn ich mich entschließen könnte, eine andere Confession zu unterschreiben, denn wie der kaiserlichen Majestät zu Augsburg übergeben worden."

In einem Alter von 70 Jahren trat der noch rüstige und ritterliche Fürst sein Erbe an die nächsten Lehnsvettern ab und behielt sich nur einige wenige Besitzungen und Einkünfte vor (1562), nahm sich aber um so mehr der Armen, der Schulen und Kirchen an und nährte seinen Glauben reichlich durch Gottes Wort, welches er so liebte, daß fast nicht ein Tag verging, wo er nicht eine Predigt hörte. Er residirte in dieser Zeit erst in Koswig, später (seit dem Herbst 1564) in Zerbst, wo er die verfallene Bartholomäuskirche durch einen bedeutenden Bau wieder herstellte. „Ich will, ob Gott will, diesen Vogelbauer vollends bauen helfen", sprach er, „ehe denn ich sterbe: der allmächtige Gott wolle nachher gute Singvögel hinein bescheeren." Sehr nahe ging ihm zu Anfang des Jahres 1565 der Tod seines Freundes, des Grafen Wolfgang zu Barby, dessen Bestattung er beiwohnte und dessen nachgelassene Söhne er fleißig zur Gottesfurcht und brüderlicher Eintracht vermahnete. „Nun sind sie Alle dahin", sprach er, „meine lieben alten Freunde, und ich bin allein noch übrig", und sang sich häufig Luthers Sterbelied: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin." Im Mai desselben Jahres besuchte er noch einmal Dresden und erquickte sich bei dem Kurfürsten August von Sachsen: als er die Stadt wieder hinter sich hatte, schlug er gegen sie mit der Hand ein Kreuz und sagte ihr für immer Lebewohl. Sein Wahlspruch war: Christus spes una salutis! (Nirgends Heil als in Christo). Im September 1565 überfiel ihn ein heftiges Fieber und in dieser Krankheit hatte er auch im Geiste den

Todeskampf zu kämpfen, genas aber wieder. Seitdem bereitete er sich noch mehr zum Heimgang, ließ sein Sterbekleid anfertigen und ordnete Alles genau für sein Begräbniß an. Endlich am 23. März 1566 Sonnabend vor Lätare kurz vor Mitternacht ist er sanft und selig entschlafen und am 27. März im Chore der Bartholomäuskirche in Zerbst beigesetzt worden, wo sein Bildniß mit Grabschrift noch zu sehen ist. Sein Beichtvater, der Pfarrer an der Bartholomäuskirche in Zerbst, Abraham Ulrich aus Cranach in Franken hat ausführlich sein erbauliches Ende beschrieben und seiner frommen Stiftungen gedacht. Er war eine Zierde des Anhaltischen Fürstenhauses, ein Vorbild für evangelische Fürsten. Philipp Melanchthon rühmt von ihm: „Es wird Keiner wiederkommen, der ihm gleich sei im Ansehn bei den Fürsten, in Liebe gegen Kirchen und Schulen, im Eifer Einigkeit zu erhalten und Leib und Leben für den Glauben dran zu setzen."

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

## 2. Die hessische Reformation.

### 275. Franz Lambert von Avignon.

20. October.

Franz Lambert von Avignon gehört nicht zu denjenigen Vätern der evangelischen Kirche, welche allein durch das Wort der heiligen Schrift und durch die Kraft des Geistes Gottes angeregt als Zeugen des Evangeliums auftraten und in ausgedehnten Gebieten der Kirche die Reformation derselben veranlaßten; denn da wo Lambert seine Thätigkeit entfaltete, hatte die Wirksamkeit der eigentlichen Reformatoren dem Evangelium bereits die Thür geöffnet. Aber dennoch kann Lambert diesen eigentlichen Vätern und Trägern der Reformation billig zur Seite gestellt werden, indem er einer der ersten war, welche in der romanischen Welt von der Macht der evangelischen Wahrheit ergriffen wurden, und indem auf einem der wichtigsten Reformationsgebiete, nämlich in Hessen, die Reformation durch ihn zur geordneten Einführung gekommen ist. Darum gebürt es der evangelischen Gemeinde auch Lamberts Namen und Andenken in dankbarer Liebe festzuhalten und zu ehren.

Franz Lambert war im Jahre 1487 zu Avignon, wo sein Vater, der Nachkomme eines alten, ritterlichen Geschlechts, Geheimsecretär des päpstlichen Legaten war, geboren. Von seiner frühzeitig verwittweten Mutter den an seinem Geburtsorte seßhaften Franziscanern zur Erziehung übergeben, trat er schon als fünfzehnjähriger Jüngling in das Minoritenkloster der Observanten. Hier erkannte man alsbald die hervorragende Rednergabe, welche ihn auszeichnete, weshalb er um 1517 zum apostolischen Prediger des Ordens gewählt wurde und als solcher auf dem Lande zu predigen begann. In diesen Predigten trat Lambert mit einem Ernst und Eifer und mit einer Macht und Gewalt der Rede auf, welche nicht selten überwältigend wirkte. Einst kam es vor, daß in einem französischen Städtchen, in welchem er gegen den Ueberhand nehmenden Luxus und Tand des Lebens gepredigt hatte,

nach Beendigung der Predigt die Leute auf sein Geheiß willig ein Feuer anzündeten, ihre Karten, Würfel, Bilder 2c. herbeiholten und in das Feuer warfen. — Aber bald machte ihm die Wahrnehmung der in dem Kloster herrschenden Zuchtlosigkeit sowie der Neid, der wegen der außerordentlichen Erfolge seiner Predigten gegen ihn rege wurde, den Aufenthalt in dem Kloster zuwider. Es wurden über ihn die schändlichsten Verleumdungen ausgestreut und man quälte ihn in allerlei Weise, z. B. auch durch Entziehung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Da gedachte Franz Lambert, der zwar schon durch das Studium der heiligen Schrift, insbesondere des Römerbriefes zu einer Ahnung der Wahrheit des Evangeliums gelangt war, aber mit seinem Herzen immer noch am Klosterleben und an der Werkgerechtigkeit desselben hing, in ein Kloster der strengsten Regel, nämlich des Karthäuserordens überzugehen; aber die Verleumdungen, mit denen ihm seine Klosterbrüder in den Weg traten, verhinderten es. Franz Lambert blieb also in seiner Celle, und lebte nach wie vor nach der Regel seines Ordens.

Da fügte es sich, daß zufällig einige der Schriften Luthers in seine Hände kamen. Er las dieselben und erkannte es alsbald, welche Wege er zu gehen hatte. Eine Missionsreise, die ihm im Frühjahr 1522 der Klosterconvent auftrug, benutzte er daher, um dem Kloster ein für allemal Lebewohl zu sagen, und über Lausanne, wo ihn der Bischof Sebastian von Montfaucon freundlich aufnahm und mit Empfehlungen versah, nach Bern zu reisen. Hier, wo Berthold Haller und Andere von der Bewegung der Zeit schon ergriffen waren, predigte Lambert — noch mit der Mönchskutte angethan, und da er des Deutschen nicht mächtig war, in lateinischer Sprache — von den Gebrechen der Kirche; und die Gebildeten, die seinen Vortrag zu verstehen vermochten, wurden von demselben außerordentlich gefesselt.

Aber nach kurzem Aufenthalte eilte er, von Haller dringend empfohlen, nach Zürich, wo Zwingli seine reformatorische Thätigkeit eben begonnen hatte. Der Glaube an die Fürbitte der Heiligen schien ihm damals noch eine feststehende Wahrheit zu sein, weshalb er Zwingli zu einer Disputation über dieselbe aufforderte. Als er aber dessen Gegengründe gehört hatte, gestand er am Schluß der Disputation: „Ich erkläre, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die Schrift ist; ich gebe alle Rosenkränze und alle

Fürsprecher auf und will mich in aller Noth an Gott allein und an Jesum Christum halten, unsern Herrn."

Aber auch in Zürich konnte seines Bleibens nicht lange sein. Es trieb ihn, den Mann, dessen Glaubensmuth das Werk der Reformation begonnen hatte, in Wittenberg von Angesicht zu sehen. Unter dem pseudonymen Namen Johannes Serranus, mit welchem er sich gegen die Nachstellungen seines früheren Ordens zu schützen suchte, begab er sich daher über Basel nach Deutschland, wo er im November 1522 in Eisenach ankam. Hier machte er 139 Sätze über das Verbot der Priesterehe, über Ohrenbeichte, Taufe, Buße und Rechtfertigung bekannt und erbot sich dieselben in einer am Tage St. Thomä zu haltenden Disputation gegen Jedermann zu vertheidigen. Indessen fand sich kein Opponent zur Disputation ein. Da wendete sich Lambert an Spalatin zu Wittenberg mit der Bitte, ihn bei Luther als einen Flüchtling um des Evangeliums willen zu empfehlen, und ihm den Aufenthalt in Wittenberg möglich zu machen. Inzwischen erklärte er zu Eisenach in lateinischen Vorträgen das Evangelium des Johannes.

Luther, der von verlaufenen Mönchen schon oft getäuscht worden war, war anfangs gegen Lambert mißtrauisch, meinte jedoch, daß der Kurfürst ein kleines Wegegeld daran hängen und ihm die Reise nach Wittenberg gestatten möchte. — So kam Lambert im Januar 1523 nach Wittenberg, wo ihn Luther, der ihn hauptsächlich zu unterhalten hatte, bald lieb gewann. In einem Briefe an Spalatin erklärt Luther über ihn: „An der Unbescholtenheit des Mannes ist nicht zu zweifeln. Der Mann gefällt mir in allen Stücken, und ich glaube ihn, soweit es überhaupt möglich ist, hinlänglich bewährt und würdig gefunden zu haben, daß wir ihn in seiner Verbannung stützen und tragen." Um sich einigen Unterhalt zu verschaffen hielt Lambert Vorlesungen über alttestamentliche Bücher, übersetzte reformatorische Flugschriften in die französische und italienische Sprache und veröffentlichte seine „Commentare zur Regel der Minoriten" mit einem Vorwort Luthers. In dieser letzten Schrift zeigte Lambert das Eitle und Thörichte des Ordenslebens, erklärte sich aber nicht für sofortige und gänzliche Aufhebung der Klöster, sondern für deren Umwandlung in Schulen und Studienanstalten. — Auch verehelichte er sich — der erste gewesene französische Mönch, der einen solchen Schritt that, — mit Christine, der Tochter eines ehrbaren Bäckers aus Herzberg.

Uebrigens war seine Lage fortwährend eine jammervolle. Für seine Vorlesungen über Hosea, Lucas, Ezechiel und das hohe Lied erhielt er von seinem zahlreichen Auditorium schließlich 25 Groschen. Daher entschloß er sich endlich Wittenberg zu verlassen. „Denn ich erröthe darüber", sagte er, „daß ich auf Kosten des allerchristlichsten Martinus leben muß." Wahrscheinlich war aber ihm, der in der Kirche reformatorische Erfolge, die seiner Begeisterung und Thatenlust gleich kamen, erzielen zu müssen glaubte, auch das Leben neben den ihn weit überragenden Kirchenmännern zu Wittenberg unbehaglich. Mit Freuden folgte daher Lambert im März 1524 dem Rufe einiger Anhänger der Reformation nach Metz.

Allein hier gestattete ihm der Magistrat nicht diejenige Wirksamkeit, die er erwartet hatte. Seine Bitte, daß man ihm das Predigen erlauben möchte, indem er bereit sei seine in 116 Thesen dargestellte Lehre öffentlich zu vertheidigen, vorausgesetzt, daß nur die heilige Schrift als alleinige Richterin anerkannt würde, fand kein Gehör; vielmehr gab sich in der Stadt gegen den „lutherischen Ketzer" allerlei Feindseligkeit kund, weshalb ihm der Magistrat wohlmeinend rieth, an seine Sicherheit zu denken. Noch war daher Lambert kein volles halbes Jahr in Metz gewesen, als er sich genöthigt sah nach Straßburg überzusiedeln.

Auch hier, wo ihn freilich der Magistrat (im November 1524) mit Verleihung des Bürgerrechtes und mit Geschenken unterstützte, mußte er sich doch mit Vorlesungen, Uebersetzungen und schriftstellerischen Arbeiten kümmerlich ernähren. Insbesondere veröffentlichte er seine Commentare zu den Büchern des alten Testaments und seinen „Commentar über den heiligen Ehestand und über den Schmutz und die Verderblichkeit des Cölibats." Das Ziel seines Strebens — für Frankreich das zu werden, was Luther für Deutschland, Zwingli für die Schweiz geworden war, (weshalb er sich in Straßburg ebenso wie schon vorher in Metz mit reformatorischen Aufforderungen an den König von Frankreich wandte und von den Gegnern „der welsche Doctor" genannt wurde), erlangte er freilich auch hier nicht. Aber von großer Bedeutung für seine spätere Wirksamkeit war es, daß Lambert in Straßburg zum ersten Mal ein solches Kirchenwesen und eine solche dogmatische Denkweise ausgebildet fand, wie sie seinen eignen ursprünglichen Ideen entsprach. Die streng reformirten Anschauungen eines Jacob Sturm, Martin Bucer, Capito, Farel ꝛc. waren es, in denen sich

Lambert mit seinen eignen Ideen und Idealen wiederfand. In dem an den Bischof Sebastian von Montfaucon gerichteten Dedicationsvorwort, mit welchem er seine in Metz proponirten Thesen, bis zu 385 vermehrt, in Straßburg herausgab, schrieb er dem Bischof: „Es mag Ew. Herrlichkeit einen Bischof nennen wer da will, — ich nicht. Dafür möge sie sorgen, daß sie wahrhafte Bischöfe unter sich habe. Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden, weder Brief noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen." — Der Einfluß, welchen Luther auf ihn ausgeübt hatte, trat daher vor den mächtigen Eindrücken, die er in der neuen Sphäre empfing, sofort zurück[1]). — Um so mehr mochte er sich danach sehnen irgendwo in der Kirche seine reformatorischen Ideale verwirklichen zu können. Da berief ihn Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1526 — wie es scheint auf des Stadtmeisters Jacob Sturm Empfehlung, mit welchem der Landgraf auf dem Reichstage zu Speier bekannt geworden war, — nach Hessen, um mit seiner Hülfe die hessische Kirche evangelisch zu reformiren. Mit Freuden folgte Lambert einem Rufe, der ihn endlich das so lange ersehnte Ziel erreichen ließ.

In Cassel angekommen entwarf nun Lambert mit dem Landgrafen einen Plan, nach welchem die Reformation im Lande eingeführt werden sollte. Man beschloß die Stände des Landes, die Ritterschaft und die Städte mit den Geistlichen zu einer Synode oder vielmehr zu einem kirchlichen Landtag nach Homberg (dem Knotenpunkt der damaligen Hauptstraßen Hessens) einzuberufen. Der Landgraf ließ daher die Synode sofort für den 20. October 1526 ausschreiben, während Lambert es übernahm die erforder-

---

[1]) Dieses zeigt sich z. B. in seinen verschiedenen Aeußerungen über die Lehre vom Abendmahl. In der Ausgabe seines Commentars zu Lucas von 1524 hatte Lambert behauptet, daß Christus, da ihn nichts hindere mit seinem Leibe an einem bestimmten Orte zu sein, im Abendmahle mit dem Brote und Weine gegenwärtig sei. Dagegen in der Ausgabe von 1525 schreibt er, Brot und Wein seien „für die Gläubigen die sichersten Zeichen ihrer Nießung des Leibes und des Blutes Christi." Späterhin drückte sich Lambert über das Abendmahl sogar ganz zwinglisch aus.

lichen Vorlagen auszuarbeiten. Derselbe setzte daher in lateinischer Sprache unter 23 Titeln 158 Sätze auf, welche die Hauptgedanken seiner Reformationslehre enthielten, und welche er wegen ihres Widerspruchs mit der traditionellen Lehre Paradoxa nannte. Außerdem entwarf Lambert (ebenfalls lateinisch) eine diesen Paradoxen entsprechende Reformationsordnung, welche höchst wahrscheinlich in einer Conferenz der höheren Geistlichen (Stiftsdechanten und Klosteroberen) Sonnabends den 20. October berathen und festgestellt wurde. Die Thesen Lamberts wurden an den Thüren der Pfarrkirche angeheftet.

Am folgenden Tage, Sonntags den 21. October, wurde frühmorgens um 7 Uhr die eigentliche Synode im Beisein des Landgrafen in der Pfarrkirche zu Homberg eröffnet. Nachdem der Kanzler des Landgrafen die Versammlung über den Zweck derselben belehrt hatte, las Lambert auf Befehl Philipps seine Thesen vor, begründete dieselben aus der heiligen Schrift und beleuchtete hiernach die vorhandenen Mißbräuche der Kirche. Am folgenden Morgen, in der dritten Sitzung der Synode, las Lambert seine Thesen nochmals vor und forderte Jedermann auf, etwaige Bedenken gegen dieselben zur Sprache zu bringen. Aus der ganzen zahlreichen Versammlung erhob sich jedoch nur Ein Opponent, ein Franziscaner-Guardian, der in einem vielstündigen, ermüdenden Vortrag vom Standpunkt der Scholastik und des canonischen Rechtes aus Lamberts Thesen zu widerlegen suchte, dabei aber gegen diesen und gegen den Landgrafen selbst so anzüglich wurde, daß Lambert sich schließlich zu einem leidenschaftlichen Ausfall gegen den Guardian hinreißen ließ. Als nach Beendigung der Debatte Lambert dreimal mit lauter Stimme Jeden, der gegen seine Sätze Einsprache erheben zu müssen glaube, aufgefordert hatte das Wort zu ergreifen und sich Niemand meldete, schloß derselbe die Synode mit den danksagenden Worten des Priesters Zacharias: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk!"

Der Guardian, dessen Bleibens in Hessen nicht mehr war, begab sich nach Cöln, wo er in einer Ausgabe seiner zu Homberg vorgetragenen Sätze seinen angeblich über Lambert erfochtenen Sieg verherrlichte, wodurch dieser veranlaßt wurde auch seine Thesen mit einem Briefe an die Cölner zu veröffentlichen.

Da dieselben von der Synode zu Homberg stillschweigend approbirt waren, so war von derselben — dieses nahm man we-

nigstens an, — auch die auf ihnen beruhende Reformationsordnung Lamberts vom 20. October approbirt worden, weshalb man in Gemäßheit derselben am Schluß der Synode einige Visitatoren erwählte, welche die Kirchenreform in den einzelnen Gemeinden beginnen sollten.

In ihren 34 Kapiteln enthält dieselbe im Verhältniß zu andern evangelischen Kirchenordnungen der Reformationszeit manches Eigenthümliche; das Allereigenthümlichste liegt jedoch darin, daß sie auf dem Gedanken einer von der historischen Entwicklung der Kirche völlig losgerissenen fundamentalen Neubildung der Kirche beruht. Sie schreibt nämlich (Kap. 15) vor, daß überall im Lande, ehe das neue Kirchenwesen eingerichtet wird, eine (längere oder kürzere) Zeit hindurch das Evangelium gepredigt werden soll. Ist dieses geschehen, so daß Jedermann von der Lehre des Evangeliums hinlänglich Kunde erhalten hat, so sollen in den einzelnen Gemeinden constituirende Versammlungen gehalten werden, wo Diejenigen, welche zur Kirche, d. h. zur Gemeinde der Heiligen gehören wollen, sich zu melden haben, so daß die Kirche durchaus auf der freien Entschließung ihrer einzelnen Glieder und auf einer mit aller Strenge gehandhabten Kirchenzucht beruht, also eine scharf abgegrenzte Gemeinschaft wirklich wiedergeborenen Lebens ist. — Für die so zu constituirende Kirche werden nun folgende Bestimmungen gegeben: An der Spitze einer jeden Gemeinde steht ein von dieser erwählter Bischof, unter dessen Vorsitz sich die Gemeinde an jedem Sonntag versammelt. Die Gemeinde hat das Recht unwürdige Glieder durch den Bischof zu excommunizиren. Die Absolution eines Excommunizirten spricht der Bischof im Namen der Gemeinde. Neben dem Bischof fungiren Aelteste und Diaconen, jene für Aufrechthaltung der Zucht, diese vorzugsweise zur Ausübung der Armenpflege. Ueber der Gemeindeversammlung steht die jährlich am dritten Sonntag nach Ostern in Marburg zu haltende Synode, welche (als kirchlicher Landtag) aus sämmtlichen Bischöfen (d. h. Pfarrern), aus je einem Abgeordneten jeder Gemeinde, aus dem Landesherrn und den Grafen und Herren besteht. Die Synode wählt einen engeren Ausschuß von dreizehn Personen, der sie leitet und in der Zwischenzeit von einer Synode zur andern unaufschiebliche Geschäfte erledigt. Daneben bestehen drei Visitatoren, welche die Gemeinden regelmäßig visitiren und das Ergebniß der Visitationen an die Synode einberichten.

Von dem Fürsten und den geistlichen und weltlichen Ständen des Landes genehmigt und durch den Speierschen Reichstagsabschied geschützt hatte die (nicht im Namen des Landesherrn sondern der Synode, zu welcher der Landesherr gehörte, publizirte) Kirchenordnung Lamberts die Geltung eines Landesgesetzes, das keiner weiteren Autorisirung bedurfte, das vielmehr sofort zu vollziehen war. Daher traf der Landgraf, dem die Synode vorläufig die Ernennung der Visitatoren und der Pfarrer überlassen hatte, ungesäumt die dazu nöthigen Anordnungen, und eine Reihe einzelner Bestimmungen der Reformationsordnung kam schon im Jahre 1527 zur Ausführung. Vor Allem mußte dafür gesorgt werden, daß überall im Lande die reine Lehre des Evangeliums gepredigt wurde, indem die Reformationsordnung erst wenn dieses mit dem nöthigen Erfolg geschehen sei, ihrem ganzen Inhalte nach vollzogen werden sollte. Allein die Schwierigkeiten, welche hierbei in der Unwissenheit und Rohheit der Geistlichen und der Gemeinden vorlagen, waren so groß, daß das Ziel, welches in der Reformationsordnung als Voraussetzung für ihre volle Einführung bezeichnet war, niemals erreicht ward. Niemals kam man soweit, daß man zur Bildung von Gemeinden wahrhaft wiedergeborener Christen vorschreiten konnte. Indem daher neben der Reformationsordnung eine von dieser nur mittelbar abhängige kirchliche Gesetzgebung entstand, so geschah es im Laufe der Zeit, daß die Reformationsordnung Lamberts mehr und mehr zurückgestellt und schließlich ganz vergessen wurde. Aber einen dreifachen Gewinn hatte die Reformationsordnung Lamberts für die hessische Kirche, — und hierin haben wir die wahre Bedeutung derselben anzuerkennen —: Indem sich die kirchliche Gesetzgebung Hessens zunächst im Anschluß an Lamberts Reformationsordnung ausbildete, ging 1) der ideale, immer die höchsten und letzten Ziele scharf im Auge behaltende Geist, welcher diese auszeichnete, auch auf jene über, und bethätigte sich in einem Eifer für Zucht und Pflege des Lebens, der in dem Gebiete der sächsischen Reformation nicht in derselben Weise wahrzunehmen war; 2) gewann die hessische Kirche auf dem von der Homberger Kirchenordnung vorgezeichneten Wege einen Schatz, der im Gebiete der sächsischen Reformation auch nicht zu finden war, nämlich Presbyterien, in denen die kirchlichen Gemeinden als solche ihre lebendigen Organe erhielten; und 3) gewann die hessische Kirche durch die Homberger Reformationsordnung den Segen einer

selbständigen, nicht durch landesherrliche Consistorien bevormundeten, sondern durch freigewählte Visitatoren (Superintendenten) und Synoden geförderten freien Entwicklung, welche bis zum Ende des 16. Jahrhunderts eine unterscheidende Eigenthümlichkeit der hessischen Landeskirche war.

Nach der Homberger Synode bis zur Errichtung der Universität zu Marburg lebte Lambert in dem Kloster des eben aufgehobenen Carmeliterordens zu Cassel, in unmittelbarster Nähe des Schlosses und des damaligen Canzleigebäudes. Wie Landgraf Philipp ihn auch damals beurtheilte, erhellt daraus, daß er derjenige Theolog war, welchen Philipp (ausweislich der noch nicht gedruckten ältesten Urkunde über die Begründung der Universität) vor Allen und unter allen Umständen als Professor an seiner vorzugsweise zur Pflege der evangelischen Theologie bestimmten Hochschule haben wollte. Einer seiner ersten Schüler zu Marburg war der Schotte Patrik Hamilton, der von ihm die Weihe zum Martyrium erhielt. In dieser seiner academischen Stellung blieb Lambert bis zu seinem Tod am 18. April 1530. Der damals in Marburg grassirende „englische Schweiß" hat seinem Leben ein Ende gemacht.

Lambert hatte mancherlei Eigenthümlichkeiten, um deren willen ihn sein College Hermann von dem Busch das dreifache M zu nennen pflegte, indem derselbe behauptete, Lambert reise so oft nach Frankfurt, ut Manducet, Mendicet et Mentiatur, d. h. um gut zu essen, um bei den Buchführern zu Frankfurt seine noch restirenden Honorare einzumahnen, und um sich von dortigen Fremden, insbesondre Franzosen allerlei aufbinden zu lassen, was er dann leichtgläubig weiter erzählte. Daher hatte Lambert auch in Hessen allerlei Widersacher, welche ihm dieses und jenes nachsagten. Am wahrsten hat aber Lambert wohl sich selbst mit den Worten characterisirt, die er in einem Briefe an Friedrich Myconius schreibt: „Nachdem ich Christum erkannt und er mich zu seinem Evangelium berufen, habe ich niemals begehrt, daß weder irgend Jemand noch ich selbst nach meinem Sinne sich richte; sondern ich wünschte und habe mit allen Kräften dahin gestrebt, daß ich und Andre durch sein Wort regiert würden, und es schmerzte mich, wenn ich oder Andre nach unsrer Weise wandelten anstatt nach Gottes Anweisung. Ich wollte über Niemanden herrschen; aber das wünschte und wollte ich, wünsche und will ich noch, daß Alle

dem Worte Gottes gehorchten. Das Gegentheil habe ich bei mir und Anderen stets verabscheut. — Ich erinnere mich nicht, jemals Etwas als falsch verworfen oder als wahr behauptet zu haben, ohne völlige Gewißheit aus des Herrn Wort. — Ich hasse Niemanden, sondern es schmerzt mich und ich seufze, wenn ich sehe, daß Jemand die christliche Freiheit mißbraucht, oder daß fast keine Liebe mehr in der Welt, und daß Alles voll Verleumdung, Lüge, Neid und Schmähsucht ist; welches ich hasse. Was ich hier geschrieben, das habe ich nach der Wahrheit geschrieben, und so wie es sich verhält. Wer anders von mir denkt und urtheilt, der behauptet Dinge die nicht aus der Wahrheit sind."

Heinrich Heppe in Marburg.

---

## 3. Die Reformation in Württemberg.

### 276. Johann Brenz.

11. September.

Johann Brenz, der ehrwürdige Zeuge der evangelischen Wahrheit im Reformationszeitalter, war den 24. Juni 1499 geboren zu Weil, einer Reichsstadt in Schwaben, jetzt württembergischen Landstadt am südöstlichen Fuß des Schwarzwalds. Sein Vater, Schultheiß der Stadt, und seine Mutter, eine geborne Hennig, waren, wie Brenz noch in seinem Testament rühmt, auf die sorgfältigste, namentlich religiöse Erziehung ihrer Kinder bedacht; mußten aber ihre eigene Treue gegen das evangelische Bekenntniß, für das sie durch ihren Sohn später gewonnen wurden, noch nach ihrem Tode büßen, indem ihnen das Begräbniß auf dem Kirchhof verweigert und sie außerhalb der Stadt in ungeweihter Erde begraben wurden. Nachdem er den niedern Schulunterricht in Vaihingen und Heidelberg genossen, bezog er 1512 die letztgenannte hohe Schule, wo ihn ein Kreis von wißbegierigen Jünglingen aufnahm, die wie Melanchthon, Oekolampadius, Bucer, Lachmann, Schnepf, ein Jahrzehend nachher sich mit ihm in das große Werk der Kirchenverbesserung theilten. Als Luther im Jahre 1518,

nachdem die 95 Sätze bereits ganz Deutschland durchlaufen hatten, nach Heidelberg kam, freute er sich von diesen Studirenden die Hoffnung aussprechen zu können, sie würden einst, im Gegensatz gegen die in Vorurtheilen gefangenen Alten, die Träger der wahren Gotteslehre werden. In Heidelberg trat Brenz mit Beifall als Lehrer und Prediger auf, obwohl ihn die Anhänger der alten Lehre bald verdächtigten. Er folgte daher gern 1522 dem Rufe als Prediger nach Schwäbisch-Hall, wo er sich, kaum 23 Jahre alt, schon bei seiner Probepredigt durch den würdevollen Anstand und den gediegenen Inhalt seines Vortrages empfahl. Ebenso mild, als entschieden trat er den Misbräuchen der alten Kirche in Lehre und Gottesdienst entgegen und richtete das Kirchen- und Schulwesen auf evangelische Weise ein. Hinsichtlich der Heiligen lehrte er: man dürfe an ihnen nicht suchen was sie selbst nicht begehrt, dürfe sie, die in eingeleibter Einigkeit Gottes seien, nicht wider Gott richten und ein zerspalten Gebet machen. Als die Bauern 1525 sich empörten, hielt ihnen Brenz entgegen, wie das Evangelium lehre, daß man dem Uebel nicht widerstreben, sondern der Obrigkeit gehorchen soll; ihr Fürnehmen sei kein recht Mittel, evangelische Liebe und Brüderschaft zu erobern. Sie sollten Gott fleißig mit Bitten anliegen und auch die Obrigkeit bitten, wo sie überlegt seien, daß sie es ihnen gütlich nachlasse ꝛc. Der Stadt rieth er, sie solle sich aufs Schärffste wehren, denn wenn sie den Bauern willfahre, würden sie nur mehr haben wollen. Als seine gedoppelte Aufgabe sah er es an, wie dem Volk, so den Fürsten zum rechten Verständniß des Worts Gottes zu verhelfen, daß sie das Volk nach Gottes Willen regieren. Gleich Luther wandte er sein Augenmerk vornehmlich der christlichen Erziehung der Jugend zu; er verfaßte noch ein Jahr vor Luther den ersten evangelischen Katechismus, „Fragstücke des christlichen Glaubens für die Jugend zu Schw.-Hall" 1528. Vom Jahre 1525 an sah er sich in den Abendmahlsstreit hineingezogen, in welchem er den Schweizern gegenüber entschieden die von Luther geltend gemachte Ansicht von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl behauptete und aus der Schrift und den Kirchenlehrern begründete. Beim Gespräch zu Marburg 1529 sah er Luther wieder und lernte den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg kennen. Nicht bloß in Hall führte er eine treffliche Kirchenordnung ein; sein Rath wurde bald weithin eingeholt, so von den Edelleuten im Kraichgau, im Hohen-

loheschen, am untern Neckar, in den schwäbischen Reichsstädten, in Franken, besonders in Nürnberg und Anspach. Markgraf Georg von Brandenburg nahm ihn 1530 auf den Reichstag nach Augsburg mit, wo Brenz in den zu den Vergleichsverhandlungen niedergesetzten Ausschuß gewählt wurde. Nach seiner Rückkehr verehelichte er sich mit Margaretha Gräter, einer ehrsamen Wittwe, die ihm sechs Kinder gebar, von denen ihn drei überlebten. 1536—37 reformirte er auf Ansuchen des wieder in sein Fürstenthum eingesetzten Herzogs Ulrich die Universität Tübingen. Den verschiedenen Religionsgesprächen der Protestanten zu Schmalkalden, Worms u. s. w. wohnte Brenz thätig an. Da brach 1546, kurz nach Luthers Tod, der verderbliche schmalkaldische Krieg aus. Die Kaiserlichen zogen Anfangs 1547 in Hall ein; kaum konnte Brenz, auf den sie fahndeten, seine wichtigsten Papiere und seine Familie flüchten. Besonders gefährlich für Brenz war es, daß Briefe, in welchen er, der so lang gegen den Widerstand und für den Frieden mit dem Kaiser geeifert, nun behauptete: die Vertheidigung der angegriffenen Protestanten sei nicht ungerecht, und keine Verletzung des christlichen Gehorsams, aufgefunden und dem Kaiser überbracht wurden. Brenz mußte vom Thomastag an die kalten Wintertage in den Wäldern zubringen, bis er nach Abzug der kaiserlichen Truppen in seine ausgeplünderte Wohnung zurückkehren konnte. Nicht lang dauerte seine Ruhe. Das Interim, welches vom Kaiser als ein Mittel der Vereinigung der Katholiken und Protestanten in Lehre und Gottesdienst gewaltsam eingeführt wurde, konnte Brenz unmöglich billigen. Man könne unmöglich, sagte er, zweien unter sich uneinigen Herren dienen. Man irre, wenn man glaube, die Interimisten werden die evangelische Lehre gelten lassen, wenn man nur ihre Ceremonien annehme. Sie verlangen ja, daß man den Primat des Papsts anerkenne, während die h. Schrift Nichts für einen Vorzug des Petrus und seiner Nachfolger beweise. Auch gegen die Erzählung der einzelnen Sünden bei der Beichte, gegen die Messe und die Verwandlung im Abendmahl, gegen die Fürbitte für die im Fegfeuer u. A. erklärte er sich aufs Kräftigste. Seine entschiedene Verwerfung des Interim zog ihm neuen Haß und den Befehl Granvella's zu, Brenz lebendig oder todt in seine Hände zu liefern. Dießmal fand er eine Zufluchtstätte zuerst im Württembergischen, auf der Burg Hohenwittlingen bei Urach, und als er hier nicht mehr sicher war, in Basel. Von hier aus schrieb

er Calvin über den trostlosen Zustand in Deutschland, und erhielt von diesem ein schönes Trost- und Vermahnungsschreiben mit der Versicherung, wie er seiner unablässig in seinem Gebet gedenke. In Basel, wo er den damaligen Statthalter von Mömpelgard, Herzog Christoph von Württemberg kennen lernte, erhielt er die Nachricht vom Tod seiner Gattin. Die verwaiste Lage seiner Kinder ließ ihm keine Ruhe mehr; er eilte nach Stuttgart. Indessen hörte Herzog Ulrich von neuen Verfolgungsplanen und forderte ihn auf, sich zu retten, wie es ihm am besten dünke, ohne ihm jedoch seinen Zufluchtsort zu nennen. Da ging Brenz, nach einer unter dem Volk gehenden Sage, mit einem Laib Brot unter dem Arm in ein im oberen Theil der Stadt gelegenes Haus und verbarg sich hier zwischen einem Holzstoß und dem Dach. Vierzehn Tage lang wurden die Häuser seinetwegen durchsucht. Während dieser ganzen Zeit kam jeden Mittag eine Henne die Treppe hinauf und legte in seiner Nähe ein Ei, mit dem er sein Leben fristete, bis die Spanier abzogen und er seinen Schlupfwinkel verlassen konnte. Zunächst wohnte er nun in Hornberg auf dem Schwarzwald, unter dem Namen eines Vogts. Als er einst einen benachbarten Pfarrer erinnerte, nicht so lang zu predigen, erwiederte dieser: euch Vögten wird die Zeit in der Kirche gleich zu lang! Doch meinten Manche, einen solchen Vogt habe man noch nicht gesehen, da er nicht fluche und trinke, wie die andern; und als jener Pfarrer krank wurde und Brenz ihn aus Gottes Wort und seinen eigenen Predigten tröstete, da rief der Pfarrer endlich aus: O Herr, ihr seid fürwahr kein Vogt, mögt ihr auch sein wer ihr wollt!

1550 trat er in die zweite Ehe mit Katharina, der Tochter seines Freundes Isenmann, von der er auch 10 Kinder erhielt. Kaum hatte in demselben Jahr Herzog Christoph die Regierung angetreten, so berief er Brenz in seine Nähe, erst auf das Schloß Ehningen, bald als Propst nach Stuttgart. Hier war es nicht bloß das Predigtamt, das ihn in Anspruch nahm; er war der treue Rathgeber des Herzogs in allen kirchlichen Angelegenheiten. Vor allem arbeitete er das württembergische Glaubensbekenntniß aus, das Christoph 1552 der Kirchenversammlung zu Trient vorlegte und später durch Brenz selbst dort vertheidigen lassen wollte. Allein trotz aller Höflichkeit, die Brenz erwiesen ward, wurde er nicht öffentlich vorgelassen, da es „den versammelten Vätern nicht gebühre, von denen Unterricht anzunehmen, die ihnen Gehorsam

schuldig seien.“ Auch die wüttembergische Kirchenordnung von 1559, das Vorbild der chursächsischen von 1580 und so vieler andrer, ist wesentlich sein Werk. Seit Luthers Tod galt er nebst Melanchthon für das Haupt der deutschen evangelischen Kirche, und so ward er häufig berufen, um die vielfachen Lehrstreitigkeiten, besonders über die Abendmahls- und Rechtfertigungslehre, zu entscheiden. Daß er in den verschiedenen Zweigen seines Berufs auch traurige Erfahrungen zu machen, vielfachen Undank zu ernten hatte, kann nicht auffallen. Als einst ein fremder Prediger nach Stuttgart kam und Brenz predigen hörte, fand er die Kirche zu seinem Erstaunen leer, und theilte ihm nach dem Gottesdienst sein Befremden mit. Brenz führte ihn im Nachhausegehen an einen Brunnen und fragte seinen Begleiter: welches die schönste Tugend dieses Brunnens sei? und da dieser sie nicht anzugeben vermochte, erwiederte er: daß er stets Wasser gebe, es mögen Viele oder Wenige aus ihm schöpfen. Also müsse es der Prediger des göttlichen Wortes auch machen. In seinen letzten Jahren sehen wir ihn besonders thätig bei den Religionsverhandlungen in Frankreich, die Anfangs hoffen ließen, die evangelische Lehre werde Eingang im großen Nachbarreich erhalten. Allein bald sah Herzog Christoph, den der König von Navarra zum Vermittler angerufen, ein, daß er von den französischen Machthabern betrogen und die Sache des Evangeliums in Frankreich aufs Schnödeste preisgegeben sei.

Der Tod seines geliebten Landesherrn, 28. December 1568, mahnte den greisen Reformator an sein eignes nahes Ende. Schon 1566 hatte er beim Ausbruch der Pest sein Testament gemacht, in welchem er seine feste Ueberzeugung von dem göttlichen Inhalt der Bücher A. und N. T. ausgesprochen und der Lehre der Kirche nur soweit Werth beigelegt hatte, als sie mit jenen in Einklang stehe. Er dankte der göttlichen Gnade, daß sie durch Luther das rechte Licht wieder hatte hervorbrechen lassen. Insbesondere dankte er dem fürstlichen Hause Württemberg, das sich seiner in seinem Elend angenommen und bis an sein Lebensende ihn und seine Familie mit zahllosen Gutthaten bedacht habe, wofür Gott dasselbe in seinen Schutz nehmen und in rechter christlicher Erkenntniß erhalten wolle. Gegen das Ende des Jahres 1569 rührte ihn unter der Arbeit der Schlag. Zwar erholte er sich wieder etwas, aber im August 1570 kam ein heftiger Fieberanfall. Am 31. August genoß er mit

seiner Familie und seinen Stuttgarter Amtsbrüdern das heilige Abendmahl, ermahnte diese zu christlicher Beständigkeit und Einigkeit, gedachte besonders des Abschieds des Ap. Paulus von den Ephesern und schloß mit den Worten des Ps. 133. Unter inbrünstigem Gebet zum Herrn entschlief er Montag den 11. September und ward am 12. in der Stifts-Kirche in der Nähe der Canzel beigesetzt. Diesen Ort hatte er kurz vor seinem Tod gewählt, damit, wenn etwa nach der Zeit jemand von dieser Canzel eine andre Lehre verkündigen wollte, er sein Haupt aus dem Grab erheben und ihm zurufen könnte: du lügst!

Brenzs Schriften wurden allenthalben geschätzt, theilweise selbst in fremde Sprachen übersetzt. Luther schätzte sie so hoch, daß er Brenz das Zeugniß giebt: keiner unter den Theologen habe die heilige Schrift so trefflich erklärt, als Brentius, also daß er sich oft verwundert über seinen Geist und an seinem eignen Vermögen verzweifle. Mit Beziehung auf den vierfachen Geist des Elias (1 Kön. 19.) hatte Luther geäußert, ihm sei der Sturmwind zu Theil geworden, der Berge zerreiße und Felsen zerschmettre, während Brenzs Geist dem sanften Säuseln der Luft gleiche. Zwanzig Jahre nach seinem Tod schloß der katholische Pfarrer zu Oeffingen dem Diakonus Wolfart von Cannstatt, als von den Reichthümern der Mönche die Rede war, eine große Kiste auf und zeigte ihm die Werke von Brenz mit den Worten: das sind meine Schätze, die ich höher schätze, als alles Gold!

J. Hartmann in Tuttlingen.

---

## 277. Christoph, Herzog von Württemberg.

30. December.

Herzog Christoph von Württemberg, Vollender der Reformation dieses Landes, Ulrichs und der Herzogstochter Sabina von Bayern Sohn, unter den Zerwürfnissen seiner Eltern, vier Tage nach der Entleibung Hansens von Hutten durch den eifersüchtigen Herzog, am 12. Mai 1515 geboren, vom Vater mißtrauisch angesehen, ward nach Gottes Fügung im Elend und durchs Elend erzogen. Die Mutter entwich sechs Monate nach seiner Geburt; der Vater, von der Blutrache verfolgt, mußte sein Land in den Händen des schwäbischen Bundes, dann unter österreichischer

Herrschaft lassen, und gewann es erst durch seinen frommen Freund, den Landgrafen Philipp von Hessen, mit der Schlacht bei Lauffen am Neckar (1534) wieder.

Der vierjährige Christoph, anfangs auf Hohenurach bei dem gemüthskranken Großvater, Grafen Heinrich, aufgezogen, dem der greise Bart bis auf die Hälfte der langen Gestalt herabreichte, kam mit der Uebergabe Hohen-Tübingens an den schwäbischen Bund unter Rundsberg in des Kaisers Gewalt (April 1519) und ward neun Jahre lang in Inspruck verwahrt, wo ihm durch Gottes Fügung Michael Tyffernus, einst von einer Türkenhorde geraubt, und als Findelkind bei Triest erzogen und in Wien durch Wissenschaft gebildet, zum treuen Lehrer und Erzieher gegeben ward, der ihn aus der Hand der Türken, und bald des Kaisers rettete, als der Knabe auf dem Reichstag zu Augsburg die Glaubenskämpfe und die Belehnung des Feindes mit seinem Herzogthum angesehen und dem Kaiser Karl V. als Schreiber und Vorleser nach Italien und Spanien folgen und vielleicht in einem Kloster lebendig begraben werden sollte. An der Gränze Tyrols, mit verkehrten Hufen, ritten Lehrer und Schüler dem kaiserlichen Gefolge davon und kamen wohlbehalten nach Landshut ins Bayerland.

Von dort aus trat Christoph als achtzehnjähriger Jüngling durch Unterhandlungen für sein Recht in die Schranken und kämpfte, bis der Sieg bei Lauffen dem Vater Ulrich sein Erbland zurückgab.

Am fünften Tage nach der Schlacht, am 18. Mai 1534, berief dieser den Sohn nach Stuttgart, ihn, den er in der Wiege verlassen, und der jetzt, ein blühender Jüngling von neunzehn Jahren, starken und geraden Leibes, wie Vater und Großvater, mit schwarzen Augen und Haaren, und edlem Oval des Gesichts, vor dem kraushaarigen Vater mit blondem Bart und rother Wange stand. Doch hatte Ulrich noch kein rechtes Herz zum Sohne gefaßt. Dieser ward von ihm nach Frankreich entfernt, und diente, während Herzog Ulrich selbst, dem die Geschichte endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt, das große Werk der Reformation in Württemberg begann, dem Könige Franz I. mit 10000 Knechten, die er ihm zugeführt, in Savoyen. Meuchelmord, Seesturm, Gift, das er sein Leben lang nicht überwand, und tödtliche Krankheit verfolgten den Prinzen, und die häuslichen Bedrängnisse dauerten fort.

Unermüdlich wirkte für Christoph beim Vater, und bei Christoph fürs Evangelium der edle Landgraf Philipp, denn noch

wußte man nicht, wie der Sohn gesinnt war, obwohl er zu Nizza dem Papste, trotz der Ermahnung des Connétable's, den Pantoffelkuß, als eines freien Deutschen unwürdig, verweigert hatte.

Im verdorbenen Welschland behielt er sein deutsches Herz, seine deutschen Sitten und seinen Freund Tyffernus, den er lebenslang hoch hielt.

Endlich berief der Vater, mit den Schwägern und der Gemahlin versöhnt und von des Sohnes Treue überzeugt, diesen im Mai 1542 ins Land zurück, kredenzte ihm rothen und weißen Wein, und sandte ihn, auf die Wahl des letztern, zur Brautwerbung nach Onolzbach, von wo er, als Statthalter der württembergischen Grafschaft Mömpelgard, bald die sanfte Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg, Anna Maria, als Gemahlin über den Rhein führte (1543). Nach einem glücklichen Jahr und der Erstgeburt dieser Ehe folgten Sorge und Noth im Kriege zwischen Karl und Franz, und endlich mußte Christoph mit der schwangern Gemahlin nach Basel ziehen.

Mittlerweile beugten Kummer und Krankheit den Vater Ulrich, der sich dem Interim fügen mußte, und am 6. Novbr. 1550 in Böblingen vom Tode übereilt ward. Da ging, als ein im Feuer geprüftes Gold, Herzog Christoph aus dem Elend hervor, um sein Erbfürstenthum aus dem tiefsten Jammer zu erheben und den Grund für seine Wohlfahrt auf dritthalb Jahrhunderte zu legen.

Schöpfer oder Vollender einer ganz neuen Ordnung der Dinge gab er vor allem dem Lande, besonders durch seine großen Theologen Joh. Brenz und Jakob Andreä, seine kirchliche Einrichtung. Die württembergische Confession wurde auf dem Concil zu Trient übergeben (1551), von dem päpstlichen Legaten unterdrückt, von auswärtigen Bischöfen gesucht, auch im Herzogthum Preußen als Vorschrift des Glaubens und der Lehre aufgestellt. Jetzt schaffte der neue Herzog im Lande das Interim ab, trat dem Passauer Vertrag bei (1552), hob überall die Messe auf, reformirte die Klöster, rieth zu einer allgemeinen Synode in Deutschland (1557), briefwechselte mit Melanchthon über die Einigung der süddeutschen Fürsten und Theologen, bekämpfte die Sekten im eigenen Lande, ordnete den Kirchenkasten (die Verwaltung des Kirchenguts), stiftete die segensreichen Klosterschulen, erweiterte die Schöpfung seines Vaters, das theologische Stift zu Tübingen, und

erließ endlich im Jahre 1559 die große Kirchenordnung, welcher der Grundsatz vorangestellt war, „daß die weltliche Obrigkeit den Beruf und die Pflicht habe, vor allen Dingen das Land mit reiner Lehre zu versorgen," welche den Sekten steuern, und die Verwendung der Kirchengüter einzig zum Besten der Kirche sichern sollte.

Die Erfahrung bewährte das neue Kirchengesetzbuch, und willig übernahm das Land im Jahre 1565 über eine Million fürstlicher Schulden gegen die Versicherung, daß die augsburgische Confession und dieser Codex ihm nicht mehr geraubt werden solle, eine „gottselige Bitte, die dem Herzog zu ganz gnädigem Wohlgefallen gereichte."

Wie für die Kirche, so sorgte Christoph auch für die Staatsverwaltung, führte schon 1555 ein allgemeines Landrecht, zu gleicher Zeit eine Landesordnung, und 1557 gleiches Maß und Gewicht ein.

Vornämlich aber ließ er sich das Leben und die Ausbildung der württembergischen Verfassung, welche ein englischer Staatsmann der seines großen Vaterlands als naturwüchsiges Erzeugniß an die Seite zu stellen nicht verschmäht hat, angelegen sein.

Selbst seine einzige Liebhaberei, „der Baugeist" diente dem Lande zum Segen und zur Zierde. Unter ihm stieg das alte Schloß in Stuttgart und 22 fürstliche Häuser in den Städten des Landes empor, zum Theil noch jetzt nutzbare Staatsgebäude.

Herzog Christoph starb, müde von seinem Tagewerk und lebenssatt, längst von Herzen zu Gott hoffend, „er werde ihn bald zu seinen Gnaden nehmen", im 54sten Lebensjahre den 28. Dec. 1568, von seinem Jugendfreunde Maximilian II. beklagt, von seinem Volke betrauert, bis auf diesen Tag ein protestantischer Heiliger seines Landes. Wenigen Bösen kam sein Tod erwünscht.

Christoph stand an Kenntnissen und edlen Sitten keinem Fürsten nach, er sprach und schrieb Latein, las die Classiker und die Bibel, war des Französischen mächtig, führte das deutsche Wort mit männlichem Nachdruck auf Reichs- und Fürstentagen, kannte Kriegskunst, Rechtswissenschaft und Staatsverwaltung, und betrat die Schwelle der höchsten Wissenschaft, der Gottesgelahrtheit.

An Gedächtniß, Fassungskraft, Besonnenheit, Arbeitsamkeit kamen ihm wenige gleich. In Sänfte und Kutsche fehlten Bücher

und Schreibzeug nicht. Er mied das Spiel, er kürzte die Mahlzeit ab, um über Staats- und Glaubenssachen sich unterhalten zu können. Endlich floh ihn der Schlaf, den er so oft verscheucht. „Wohl gäbe ich hundert Gulden um ein Stündchen Schlaf!" konnte er sagen, und wieder sagten die Leute: „Herzog Christoph habe Jedermann Gutes gethan, ohne allein seinem Leib."

Offenheit, Redlichkeit, Milde, Bescheidenheit, Großmuth waren die Grundzüge seines Charakters. Selbstbeherrschung und Willenskraft hatte das Unglück in ihm befestigt. Seine erste Fürstentugend war die Gerechtigkeit. Nachsicht hatte er gegen die Schwächen der Menschen, nie gegen das Unrecht; am wenigsten Nachsicht gegen sich selbst.

Das Evangelium war bei ihm ins Leben übergegangen, und fleckenlose Sittenreinheit seine Frucht.

Jeden Tag las er einen Abschnitt der h. Schrift und betete für alle seine Unterthanen und Mitchristen. Ein eignes von ihm verfaßtes Gebetbuch für die wichtigsten Regierungsangelegenheiten ist verloren gegangen.

Diese Frömmigkeit beseelte seine ganze Denk- und Handlungsweise. Er lebte in dem großen Gedanken: „daß doch einst mit dem Sturz aller Glaubenstyrannei eine einhellige Reformation unter allen christlichen Völkern zu Stande kommen und daß Gott der Herr den Deutschen so viel Gnade verleihen werde, darin voranzugehen. Zeit und Mittel aber wisse Gott."

G. Schwab in Stuttgart †.

## 4. Die Reformation im Elsaß.

### 278. Martin Butzer.

27. Februar.

Es ist eine schwierige Aufgabe, das reiche Leben eines großen Mannes in einen engen Rahmen zusammenzufassen. Man kann da Manches nur andeuten und thut leicht zu viel oder zu wenig. Darum fühlen wir uns gedrungen die Nachsicht des Lesers in Anspruch zu nehmen bei gegenwärtiger Darstellung. Butzer hat noch kein seiner würdiges Denkmal gefunden und doch ist das Material reichlich vorhanden und zudem ward er, von unten herauf sich arbeitend und in die Weite wirkend, das unbestrittene Haupt der oberdeutschen Reformation, der Ordner und Rathgeber zahlreicher evangelischer Gemeinden, der Vermittler zwischen den sich abstoßenden Principien der Schweiz und Sachsens. Er war ein Mann, der seine Zeit und die Zukunft wie sonst kaum Einer seiner Zeitgenossen begriff. Als ein Mann der Zukunft, als eine Stimme aus den kommenden Jahrhunderten und darum oft ein Prediger in der Wüste, hatte er seine Zeitgenossen, auch die gerühmtesten, in mancher Hinsicht überschaut, aber dafür auch, wie es hier unten zu gehn pflegt, viel Trübsal von Freunden und Feinden zu tragen und fand den Frieden erst im fremden Lande, das ihn zur ewigen Heimath brachte. Das Charakterbild Butzers ist eins der edelsten der so reichen Reformationszeit. Unerschütterlich stand er auf dem Einen Grunde, der gelegt ist, und hat seiner selbst nicht geschont, stets bereit zu helfen, gelehrt und klug, streng gegen sich selber, milde und freundlich, aber wo es Noth that, ist er aufgefahren wie ein Löwe und doch war er ein Friedensbote in sturmvoller Zeit und schmiegsam, sanft wie ein Lamm. Die Wenigsten seiner Zeit, und auch der Nachzeit haben ihn begriffen.

Zu Schlettstadt, der elsässischen Reichsstadt, ward Butzer am 11. November, dem Martinstag 1491 geboren und erhielt in der heiligen Taufe seinen Beinamen von dem Heiligen des Tages, Martinus. Sein Vater Nicolaus Butzer war ein Kübler, seine

Mutter Eva, eine Hebamme; schlichte Bürgersleute, die im Hause der Großeltern, am Markt, wohnten und die „aller Zucht und Frommheit wegen berühmt gewesen.“ Später erst (1508) siedelten sich die Eltern in Straßburg an. Nach dem früh erfolgten Tode der Mutter nahm sich der andere Großvater, ebenfalls Claus genannt, des jungen Martins treulich an, besorgte seine Erziehung und schickte ihn in die damals zu Schlettstadt blühende Schule, unter Meister Crato Hofmann und seit 1501 unter Hieronymus Gebwiler. Diese Bildungsanstalt, die Pflanzschule vieler ausgezeichneter Männer, ward auch für den jungen Butzer das erste Anregungsmittel zum höhern geistigen Leben.

Seine Lernbegierde und sein von Jugend auf gewöhnter frommer Sinn trieb ihn zum Klosterleben, denn man hatte dem Knaben vorgesagt, daß er nur im Kloster zur vollen Genüge seinen Studien obliegen könnte. Er trat also in seinem 15. Jahr (1506) in das Dominikanerkloster zu Schlettstadt ein. Aber wie bald ward er enttäuscht! Die Klosterbrüder bemerkten eifersüchtig seine Fortschritte und nahmen ihm seine mühsam zusammengebrachten, lateinischen Bücher weg. „Von dem Leben, sagt Butzer, das ich bei ihnen gelehrt worden bin, sag ich nit mehr, denn Gott erbarme sich über sie und mich, verzeihe uns und lehre uns ein besseres. Wie wohl ohne Ruhm gemeldet, ich mit denen gezählt ward, so eines förmlichern (regelmäßigern) Lebens geachtet waren, daß sie mir selbst noch Zeugniß geben zu Heidelberg, und wo ich bei ihnen gewohnt habe. Darum bin ich aber nit desto besser, und gar nichts gerechtfertigt.“

Dessen ungeachtet wußten die Klosteroberen die Fähigkeiten und den Eifer des jungen Mönchs zu schätzen. Er wurde Lector (Lehrer der jungen Mönche); später sandten sie ihn, zu weiterer Ausbildung, auswärts nach Mainz und Heidelberg und vertrauten ihm eine bedeutende Zahl der dem Schlettstädter Kloster gehörigen Bücher an. In Heidelberg wurde Butzer „Baccalaureus der Theologie und Meister der Studenten.“ Hier lernte er vornehmlich die heilige Schrift kennen, aber dabei ward er genöthigt „den Thomas von Mossenburg, den Meister von den hohen Sinnen, (Thomas Aquinas) zu verzehren.“ Dabei sagt Butzer, neben der göttlichen Schrift, „die ich mit bestem Fleiß, als ich dazumal macht las, den jüngern Brüdern, die bei ihren nit vielen Antrieb nichts lernten, etwas dienstlich zu lateinischer und griechischer Sprach lehren sollt,

da war kein größrer Uebelthäter im Orden, denn ich, und so andere gefolgt hätt den elenden Feind Christi, Jakob Hochstraten, ketzerischen Meister zu Cöln, mit seinem Anhang Cunz Knöllin von Ulm und dergleichen der Nunnen Möstling, so hätte man mir nit allein das Lesen gar verbotten, sondern auch aller Ehren und Grad bei ihnen entsetzet und vielleicht noch anders mit mir umgangen, fürnehmlich da sie inne worden, daß ich mit etlichen gelehrten Leuten Kundschaft hätt. Dann ich acht daß kaum ein ander Münchsekten sey, die gelehrten Leuten so heftig zuwider sey und allweg gewesen, als die Predigermünch." In der That verklagte Hochstraten unseren Butzer bei dem päpstlichen Legaten, der zu Worms beim Kaiser sich befand, um Weihnachten 1520, auch bemühte sich der geistliche Vater, „den man zu Straßburg Doctor Jesus genannt hat, mich in große Gefahr zu bringen."

Unterdessen hatte sich Butzer die folgewichtige Freundschaft zum Theil schon von der Schule her gewonnen. Unter ihnen stand oben an der Landsmann Beatus Rhenanus, der berühmte Gelehrte und Freund des Erasmus, mit welchem er in fleißigem Briefwechsel stand. Mit Luther selber kam unser Butzer im April 1518 zu Heidelberg zusammen und er erzählt diesen für sein Leben entscheidenden Moment in einem Brief an Beatus Rhenanus. Auch mit Zwingli, Spalatin, Capito, Ulrich von Hutten u. A. stand Butzer damals in Briefwechsel, aus welchem hervorgeht, wie unleidlich ihm das Klosterleben ward, mit seiner Engherzigkeit und seinem Aberglauben, und wie er sich sehnte nach dem Licht des Evangeliums, denn für Butzer war der Humanismus Huttens und Anderer blos eine kurze Uebergangsperiode, durch die er zum Glauben an das Evangelium gelangte. Luther hatte in Heidelberg seine Seele gewonnen, in der ein tiefes Glaubensbedürfniß wohnte. Laut hatte er seine Freude an Luthers Lehre ausgesprochen und dieselbe zu Frankfurt am Main 1520 gegen Cochläus vertheidigt. Schwere Gefahr schwebte deshalb über dem jungen Mönch.

Da riethen ihm wohlmeinende und vielvermögende Freunde „gelehrte fromme Männer und in ganz Deutschland bei allen redlichen Leuten hochberühmt", aus dem Orden der Dominikaner zu treten und in der That erhielt Butzer durch die Verwendung mächtiger Freunde, eine officielle Entlassung durch den Weihbischof von Speier Anton Engelbrecht und auf Befehl des Papstes. Diese

Urkunde ist datirt Bruchsal den 29. April 1521, sie entbindet ihn von der Ordensregel, weil er durch Furcht und Gewalt als fünfzehnjähriger Jüngling zum Eintritt gezwungen worden, und erklärt ihn für einen weltlichen Priester.

Damals war der Name des Ritters Franz von Sickingen hochberühmt, weit über die Rheinlande hinaus; er galt als Vorkämpfer der politischen und religiösen Freiheit und seine Ebernburg war die „Herberg der Gerechtigkeit" genannt. Dorthin wandte sich Butzer im März 1521.

Als Luther im April 1521 nach dem Reichstag zu Worms reiste, sandte ihm Sickingen, auf den Vorschlag des Churfürsten von Mainz, unsern Butzer entgegen, um denselben einzuladen zu einem Besuch auf der Ebernburg: man wollte Luthern, im Beiseyn mehrerer Gelehrten, unter andern des kaiserlichen Beichtvaters Glapio, prüfen, welches denn eigentlich seine Absicht sey, und ihn zur Sanftmuth und Vorsicht ermahnen. Luther nahm zwar diese Einladung nicht an, sandte aber einige Wochen später, von der Wartburg aus, eine Empfehlung zu Gunsten Butzers an Sickingen.

Auf der Ebernburg traf er Geistesbrüder wie Oecolampadius, Joh. Schwebel, Adler u. A. Ein evangelischer, deutscher Gottesdienst wurde hier eingerichtet, auch Butzer nahm daran thätigen Antheil. Auf Sickingens Empfehlung wurde Butzer, im Frühling des Jahres 1522, Hofprediger (Kaplan) bei dem Pfalzgrafen Friedrich, aber das Hofleben, der Mangel an gleichgesinnten Umgebungen und, da der Pfalzgraf ein Dienstmann des Kaisers war, der ihm aufgelegte Gewissenszwang, dieses Alles bewog ihn solche Stelle bald wieder abzugeben. Er kehrte im Mai 1522 zu Sickingen zurück und wurde von diesem als evangelischer Pfarrer zu Lahnstall angestellt. Hier heirathete Butzer.

Aber schon nach fünf Monaten mußte er auch diese Stelle wieder verlassen, wegen der Fehde des Pfälzer Churfürsten und seiner Verbündeten gegen Sickingen. Butzer gedachte nach Wittenberg zu reisen, wo damals ein ungeheurer Zusammenfluß von lernbegierigen Männern war; er wollte des persönlichen Umgangs mit Luther sich erfreuen und sich daran erbauen, denn von Heidelberg her kannte er diesen. Aber die damals ausgebrochene Sickingische Fehde vernichtete diesen Plan, wie weh es auch unserm Butzer that. Der heimathlose Mann folgte endlich dem Ruf des

evangelisch gesinnten Pfarrer, Heinrich Motherer, zu Weissenburg, der elsässischen Reichsstadt, im November 1522. Butzer wurde Hilfsprediger in der Kirche St. Johann daselbst. Außer seinem nicht geringen natürlichen Talent (vox grandis et canora), eignete sich Butzer ganz vorzüglich zum Prediger durch seine Kenntniß der Bibel, des christlichen Alterthums und des menschlichen Herzens; auch hatte er als Predigermönch sein Talent in dieser Art der geistlichen Wirksamkeit vielfach geübt und dazu kam vor Allem die Wärme und Innigkeit seiner evangelischen Ueberzeugung. Butzer führte sein Amt mit großem Beifall und der Magistrat, wie das Volk, hingen ihm an. Aber die Baarfüßer- und Dominikanermönche zu Weissenburg schalten ihn einen Ketzer und suchten auf alle mögliche Weise ihn bei dem Volke zu verunglimpfen. Butzer erbot sich wiederholt zur Verantwortung, ja er sagte auf der Kanzel, wenn seine Lehre gegen die heilige Schrift sey, so möge man ihn, einem alten Gesetz zufolge (5 B. Mos. 8) steinigen; er begab sich sogar einst in Begleitung einiger Rathsherren und Bürger in das Baarfüßerkloster und stellte den Mönchen das Begehren, sie sollten ihm aus der heiligen Schrift beweisen, daß er irre. Aber die Mönche ließen sich nirgends finden und wichen stets zurück. Da Butzer auf keine andere Weise Genugthuung erlangen konnte, verfaßte er sechs Artikel, deren Inhalt war: daß Christus allein unser Meister, dem alle gehorchen sollen; daß das Christenwesen bestehe im Glauben und in Liebe zu Gott und nit in äußerlichen Dingen; mit Menschensatzungen dient man Gott vergeblich; alle Gewalt in der christlichen Gemeine ist nur zur Besserung gegeben, was nicht dazu dient, ist ohne Nutzen. Diese Sätze schlug Butzer in der Johanniskirche an und sandte sie in das Baarfüßerkloster, ob jemand Lust habe dieselben auf Grund der heiligen Schrift anzugreifen. Auf Mittwoch nach Ostern 1523 um 12 Uhr waren die Kampflustigen in die Johanniskirche eingeladen. Niemand zeigte sich, selbst nach mehrwöchentlicher Frist. Aber unterdessen ward Butzer von den Mönchen bei dem Bischof von Speyer verklagt und dieser sprach den Bann über ihn und Motherer aus. Mittlerweile rückte der Sickingische Krieg näher heran gegen die Stadt Weissenburg, welche sollte belagert werden; und der Magistrat, der die Macht nicht hatte Butzern zu schützen, sprach den Wunsch aus, er möge sich auf einige Zeit von Weissenburg entfernen. Der Anfang der Belagerung war schon gemacht.

Butzer entkam mit seiner Gattin, unter mancher Gefahr, und wandte sich nach Straßburg, wo sein Vater, Claus Butzer, ein Kübler, von Schlettstadt, seit 1508 eingebürgert war. Es war um Pfingsten 1523 als Butzer hier, in seiner zweiten Vaterstadt anlangte, arm und von allen Existenzmitteln entblößt, ein verlassener Flüchtling.

Aber damals hatte in Straßburg der evangelische Glauben bereits einen starken Anhang unter den Bürgern und das Ehepaar Butzer fand freundliche Aufnahme in dem gastlichen Pfarrhaus des ehrwürdigen Matthäus Zell, des ersten evangelischen Pfarrers, am Münster zu Straßburg.

Hier trat Butzer in eine ihm ganz neue Sphäre ein; evangelische Freunde waren es, die hier ihn umgaben und sich mit ihm, dem Manne reichen Wissens und lebendigen Glaubens befreundeten. Capito, Theobald Schlatz, Nicolaus Gerbel, Symphonian Pollio und die Rathsherren Jakob Sturm, Kinels, Röder u. A.

Butzer predigte in dem Münster, abwechselnd mit Zell; aber weil das Domcapitel ihm dieses nicht ferner gestatten wollte, da er verehelicht war, so fing er lateinische Vorlesungen über die Briefe an Timotheus an, für die Studirenden und die Geistlichen. Dennoch fühlte er sich unbehaglich in dieser zweifelhaften Lage und er bat Zwingli, ihm in Zürich für eine festere Stellung besorgt zu seyn.

Unterdessen predigte er im Münster unter großem Zulauf und, weil die Domherren hartnäckig die officielle, alte Münsterkanzel verschlossen hielten, so brachten die Schreiner aus der nahegelegenen Kurbengasse jedesmal einen hölzernen Lehrstuhl herbei, wie sie auch für Zell thaten. Abwechselnd predigten Beide. Der Bischof von Straßburg begehrte zwar bei dem Magistrat, daß er dem, schon von dem Bischof zu Speyer gebannten, verheiratheten Priester Butzer das Geleit abbürde, damit das bischöfliche Gericht, als mit einem Trünnigen, mit ihm handeln könne. Aber Butzer reichte seine schriftliche „Verantwortung an E. E. Rath seiner Person halb" ein, in welcher er seine Freude ausspricht darüber, daß ihm Gelegenheit gegeben sey sich seiner Lehre und seines Lebens halben zu verantworten und bezeugt, daß er sich in den Tod geben wolle, wo erfunden würde, daß er Etwas lehre, das nicht in der heiligen Schrift gegründet sey, den Glauben nicht mehre, die Liebe

nicht entzünde und Friede, Gehorsam und Unterthänigkeit pflanze, er habe Niemanden all sein Tag mit Wissen ein Aergerniß gegeben und bitte den Magistrat, als ein Bürgerssohn und als ein vertriebener Christ, um Schutz und um das Bürgerrecht. Seine Ehe, welche der Bischof ihm zum Hauptverbrechen gemacht hatte, erbietet er sich, aus der göttlichen Schrift zu rechtfertigen; er habe dieselbe auch nicht verbergen wollen, denn was recht ist, scheuet das Licht nicht. Zwar wisse er wohl, daß er mit diesem entscheidenden Schritt alle Vorrechte und Pfründen des geistlichen Standes verwirkt habe, deshalb begehre er auch, in allen Stücken wie ein Lai, die Obrigkeit zu erkennen und ihr Gehorsam zu leisten in Betreff Leibs und Guts, begehr auch keine Pfründ; Gott, der auch die Vögel speiset, werde das Zeitliche ihn wohl finden lassen." Aber dabei hofft Butzer auch, „daß die gemeine Freiheit aller Menschen, nämlich die, seinen Nächsten mit dem, was man gelernt hat, zu dienen und davon seine Nahrung zu haben, ihm nicht werde genommen werden." Butzers Vater, ein zu Straßburg seit 1508 eingebürgerter Kübler, begleitete diese Verantwortung mit einem Empfehlungsschreiben für seinen Sohn, dessen Ansuchen genehmigt wurde (Donnerstag post Matthaei 1524). Jeder neu eintretende Bürger, auch die Geistlichen, welche das Bürgerrecht erlangt, mußte einer der Zünfte, in welche die Bürgerschaft der Stadt Straßburg getheilt war, sich anschließen. Butzer wählte die Gärtnerzunft. Unter Gärtnern versteht man von Altersher in Straßburg den Ackerbauenden und Gemüse pflanzenden zahlreichen Theil der Bevölkerung, welcher sich wohl von den Gärtnern (Kunst- und Blumengärtnern) unterscheidet. Die evangelische Predigt, welche Matthäus Zell im Münster begann, hatte den beinahe ungetheilten Beifall der Bürgerschaft der freien Reichsstadt erhalten, aber die Gärtnerzunft war die allereifrigste; mit Einwilligung des Magistrats setzte sie nach Ostern 1524 Butzer als Pfarrer in ihrer Pfarrkirche zu St. Aurelien ein. Bis zum Jahr 1531 behielt er diese Stelle und entwickelte in derselben eine umfassende geistige Thätigkeit. Es mochte ihm oft schwer werden seine Aureliengemeinde in Ordnung zu erhalten während der unruhvollen Zeit des Bauernkriegs. Aber er hat sich das Vertrauen des Volks zu erwerben gewußt und er wurde sogar von den empörten Bauern, nebst Zell und Andern, als Schiedsrichter erwählt, ja er durfte es wagen, ihnen ihr Unrecht vorzuhalten. Seine ausgebreiteten Kennt-

nisse, sein scharfer, durchdringender Verstand, sein ruhiger, milder und versöhnlicher Sinn und dabei seine feste christliche Ueberzeugung, verschafften ihm Achtung bei dem Magistrat und der Bürgerschaft nicht blos, sondern auch auswärts. Nicht leicht wurde schon damals etwas Wichtiges in geistlichen Dingen unternommen, wozu nicht Butzer seinen Rath gegeben.

Schon gleich nach seiner Ankunft in Straßburg 1523 hatte Butzer eine Schrift herausgegeben, welche den Gedanken seines ganzen Lebens und Wirkens ausspricht. Ihr zusammenfassender Titel lautet: „Daß ihm selbst Niemand, sondern Andern leben soll und wie der Mensch dahin kommen mög." Er faßt den Zweck des Lebens von seiner praktischen Seite auf und schildert „den Stand der Vollkommenheit", der uns auf Erden zu erreichen möglich ist „als ein arbeitsames eingezogenes, gemeinnütziges Leben, frei von aller Selbstsucht, voll herzlicher Nächstenliebe mit steter Sorge für unser eigenes zeitliche und ewige Wohl. Die Quelle davon ist der Glaube an Jesum Christum.

Auch als Pfarrer zu St. Aurelien fuhr Butzer fort, Vorlesungen über einzelne biblische Bücher zu halten für die Gebildeten und die Studirenden; er las über den Brief an die Römer, die Psalmen, über einige Propheten. Auch die Polemik konnte nicht ermangeln zu einer Zeit, wo die Klöster in Straßburg noch nicht aufgehoben waren. Butzer vertheidigte mit seinen Collegen den evangelischen Glauben gegen die Schleichwege und Sophismen des Augustiner-Provinzials Conrad Treger und des Baarfüßermönchs Thomas Murner.

Aber weit wichtiger war der, durch Dr. Andreas Carlstadts Ankunft in Straßburg 1524, auch unter das hiesige Volk gebrachte Streit über die Bedeutung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls. Die straßburgischen Theologen, und an ihrer Spitze Butzer, gingen dabei ihren eigenen Weg. Sie lehrten, daß das Sacrament nur in so fern Werth habe, als es sittliche Besserung bewirke; keine übernatürliche Gnadenwirkungen seyen davon zu erwarten. Von solch' praktischer Seite her standen die straßburgischen Reformatoren und so auch Butzer, den Schweizern näher als den Sachsen.

Schon im November 1524 schrieben die Prediger von Straßburg an Dr. Luther, um sich über Carlstadts Lehren zu verständigen. Da aber Luther dies Schreiben derb beantwortete, so

mißbilligten Butzer und seine Collegen dieses Benehmen und ihr Gegensatz gegen Luther trat mehr an den Tag. Daß der beginnende Sacramentstreit ein verderblicher sey, daß ein guter Theil desselben nur Schulgezänk und bloßer Wortstreit genannt werden müsse, daß das Sacrament bloß in so fern Werth habe, als es sittliche Besserung bewirke, daß keine übernatürlichen Gnadenerwerbungen dabei zu erwarten seyen, dies waren die leitenden Grundanschauungen Butzers und seiner Collegen in Straßburg. In diesem Sinn hat er eine Reihe von Jahren hindurch bis zum Jahr 1530, in Druckschriften, Briefen und mündlichen Vorträgen die Lehransicht der Schweizer verfochten; in diesem Sinn sprach er sich aus auf der zu Bern 1528 gehaltenen Disputation, so wie auf dem Marburger Gespräch, 1529, wohin ihn sein Amtsgefährte Caspar Hedio und der Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck begleitet hatten. Wenn aber die Gemüther sich einmal entfremdet sind, so können oft geringfügige Umstände die gegenseitige Bitterkeit vermehren. Wir übergehen hier die hämischen Aeußerungen und Spitzworte, welche Freunde Luthers in Briefen gegen Butzer und seine Collegen sich zu Schulden kommen ließen. Wir erwähnen bloß folgender Vorfälle, die an sich unbedeutend, das Feuer der Zwietracht anschürten. Butzer hatte im Jahre 1526 Dr. Bugenhagens Commentar über die Psalmen in deutscher Uebersetzung herausgegeben und hatte Manches, mit Einwilligung des Verfassers, wo er es für passend hielt daran geändert, worüber nun Bugenhagen auf das Bitterste sich beklagte. Luther hatte im Jahre 1522 angefangen seine deutsche Kirchenpostille herauszugeben und Butzer übersetzte dieselbe im Jahre 1525 in's Lateinische, damit sie auch den französischen und italienischen Evangelischen dienen könne; weil aber nach Butzers Meinung der 4te Theil dieses Werkes manches Schroffe enthielt, was Jenen anstößig seyn konnte, so machte er hier und da mildernde Anmerkungen und setzte eine Vorrede vor. Darob erzürnte sich Luther also, daß er Butzern der Betrügerei, des Diebstahls, der Fälschung öffentlich beschuldigte. Butzer vertheidigte sich bloß dadurch, daß er sämmtliche hierauf Bezug habende Schriften, auch Luthers frühere einwilligende und billigende Briefe zusammendrucken ließ. Dieses und manches Andere trug dazu bei, daß Butzers Stellung gegen den hochgeehrten sächsischen Reformator immer schroffer wurde, die doch im Grunde gleichgesinnten Gemüther entfernten sich. In dem Gespräch zu

Marburg hielt sich Butzer zu Zwingli und Oecolampad. Butzer hatte starken Antheil an dem am 20sten Februar 1529 gefaßten Beschluß der straßburgischen Schöffen, welcher die Messe abschaffte. Unter drohenden Verhältnissen war er es, der in rührigster Thätigkeit mit Fürsten und Theologen Unterhandlung pflog und zuletzt 1530 die Tetrapolitana, das Bekenntniß der vier Städte (Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau), in Gemeinschaft mit Capito abfaßte, in welcher die Mitte gehalten wurde zwischen den Sachsen und den Schweizern. Nach dem Reichstag zu Augsburg setzte Butzer seine irenischen Bemühungen unablässig fort, in unzähligen Briefen an Fürsten, Stadtobern und Theologen, und in Reisen, um den Frieden zwischen den streitenden evangelischen Religionspartheien zu erreichen. Wir treffen ihn von jetzt an bald in Frankfurt und Augsburg, bald in Eßlingen und Ulm, bald in Constanz, Basel und Bern, wo ein Friedenswort zu reden war, durchaus unabhängig von politischen Einflüssen. Die officielle Vereinigung der straßburgischen Kirche mit der wittenbergisch-sächsischen geschah durch die Wittenberger Concordie 1536. Als friedliebend, nachgebend so weit möglich, verträglich und von Liebe erfüllt auch gegen Abweichende erscheint Butzer in seinen allgemeinen Verhältnissen zur evangelischen Kirche, aber der reformatorische Kampf gegen Rom dauerte bei ihm ununterbrochen fort. Er nahm den wärmsten Antheil an den zwischen den päbstlichen und evangelischen Abgeordneten zu Leipzig und Frankfurt, zu Hagenau, Nürnberg und Regensburg gepflogenen, fruchtlosen Friedensunterhandlungen. Selbst auf England und Italien hin erstreckte sich seine reformatorische Wirksamkeit. Mit Philipp von Hessen stand Butzer in fortdauerndem Briefwechsel, auch wurde er bewogen, das Gutachten für des Landgrafen Doppelehe zu unterschreiben, aber er läugnet wiederholt und gewiß mit Grund der Wahrheit, daß er an der Abfassung des Buchs: Huldricus Neobulus, in welchem die Polygamie vertheidigt ward, irgend einen Antheil gehabt. Er förderte die evangelischen Grundsätze nicht bloß durch seine zahlreichen Schriften, unter denen auch ein größerer und kleinerer Katechismus und ein Gesangbuch: nach Frankfurt, Augsburg, Eßlingen u. s. w. ward er berufen, um die Angelegenheiten der jungen Kirche zu ordnen; auch für die Evangelischen in Frankreich, Italien und die Waldenser schlug sein warmes Herz. In Verbindung mit Melanchthon war es Butzer vornehmlich, der

die Einführung der Reformation in dem Churfürstenthum Cöln förderte, unter dem Erzbischof Herrmann von Wied. In einem merkwürdigen, an diesen evangelischen Kirchenfürsten gerichteten Bedenken, vom Jahre 1543, gewöhnlich die „Cölner Kirchenordnung oder Reformation" genannt, räth Butzer die Errichtung einer theologischen Schule zu Bonn, ein Wunsch, der erst im Jahre 1818 in Erfüllung ging. Bei solch' ausgedehntem Wirken ist wohl kaum nöthig zu melden, daß Butzer auch in seinem engern Berufskreise die rührigste Thätigkeit entfaltete. Er betrieb die Einführung der Reformation in dem wichtigen elsassischen Gebiet der Grafen von Hanau-Lichtenberg, im Fleckensteinischen, in vielen ritterschaftlichen Orten des Elsasses. Als Präses des straßburgischen Kirchenconvents war ihm ein wichtiger Theil an der Bildung und Prüfung der jungen Geistlichen übertragen und seine Empfehlungen waren meistens entscheidend; für das Elsaß nicht bloß, sondern für das ganze Oberrheinland und weit über dasselbe hinaus war sein Rath von hoher Autorität bei Fürsten und Volk. An Stichreden und Spott über seine Rührigkeit und Schmiegsamkeit, auch an Spottschriften gegen ihn fehlte es nicht. Justus Jonas nannte ihn vulpecula. Andere machten ihn zu einem geheimen Juden, oder eines Juden Sohn, Andere dichteten ihm alle Laster an, wie die päbstlichen Zeloten es auch gegen Dr. Luther gethan haben, ja noch thun, und wie sich noch ganz neuerlich der Vicomte Th. de Bussière — ein Convertit aus einer achtbaren evangelischen Familie des Elsasses — verlauten läßt. Der Gipfelpunkt dieser Schmähungen gegen unseren Butzer ist in der „Abconterfeytung und wahren gründlichen Beschreibung Martin Butzers" ꝛc., welche ein Pseudonym „Warnher von Marosheim" im Jahre 1546 drucken ließ, ein Schandgedicht, welches der Erwähnung nicht verdiente, wenn es nicht Butzern beträfe. Er selber verantwortete sich in der „Auslegung des 120sten Psalms" und wie wenig solches Gift aus den Winkeln seinem Ruhme schadete, beweist, daß Butzer fortan zu den wichtigsten Unterhandlungen beigezogen wurde.

Vielfach von Straßburg abwesend und durch allgemeinere Kirchensachen in Anspruch genommen, gab Butzer im Jahre 1540 sein Pfarr- und Seelsorger-Amt zu St. Thomä auf, doch fuhr er fort, so oft er's vermochte, der Kirche zu dienen mit Predigen und Sacramentreichen u. dergl. Einen treuen Helfer und Hausfreund hatte er an Conrad Hubert, dem verdienstvollen und bescheide-

nen Manne. Nach des Schulrectors Joh. Sturms Bericht schrieb Butzer täglich so viel, daß seine zwei Ammanuenses, Conrad Hubert und Johann Lenglin zum Abschreiben kaum ausreichten.

Butzers häusliche Verhältnisse wechselten mannichfach. Als Pfarrer zu Lahnstall hatte er bereits im Jahre 1522 Elisabeth Pallas von Mosbach, welche zuvor Benedictiner Nonne im Kloster Lobenfeld bei Heidelberg gewesen war, geheirathet. Sie gebar in dieser Ehe 13 Kinder und starb im Jahre 1541 an der damals in Straßburg herrschenden Seuche. Fünf seiner Kinder starben zu derselben Zeit. Butzer trug diesen Verlust mit bewunderungswürdiger Fassung. Er gab seiner entschlafenen Gattin folgendes rühmliche Zeugniß: „Ich habe mit ihr bis in's 20ste Jahr gelebt, und sie ist mit solcher Zucht, Ehrbarkeit und Gottseligkeit in aller Haussorg und Arbeit begabt gewesen, wie das viel frommer Christen wissen, daß ich durch sie in meinem Dienst merklich bin gefördert worden und nit allein in dem, daß sie mich aller Haussorg und zeitlichem Geschäft enthoben, sondern auch daß sie durch ihren Fleiß und Mühe die leibliche Versehung, so uns etwa nit gar reichlich zukommen, also rathlich angelegt und ausgetheilet hat, daß wir gar viel Pilgern und Dienern Christi viel mehr Dienst haben beweisen können, dann ich wo ich allein wäre blieben, nimmermehr vermocht hätt." Aus diesen Gründen erkannten seine Freunde und auch Butzer selbst die Nothwendigkeit für ihn, in eine zweite Ehe einzutreten. Er heirathete im Jahre 1542 Wibrandis Rosenblatt, von Basel, die Wittwe Oecolampads und Capitos. Letzterer sogar hatte sterbend ihn darum gebeten. Wibrandis war die Schwester des Adelberg Rosenblatt, Münzmeisters zu Colmar und hatte aus ihren früheren Ehen vier Kinder mit einem ganz geringen Erbtheil. Butzer beschloß ihnen dieses Erbgut unangetastet zu lassen und sie mit seinen eigenen noch übrigen drei Kindern zu erziehen. Wibrandis war eine muntere, verständige, wohlwollende Frau, welche ganz der Erziehung ihrer Kinder lebte. Nach Butzers Tod zog sie gen Basel zurück, wo sie ihren Wittwenstand mit Werken der Barmherzigkeit zierte. Sie starb am 4ten November 1564 und ihre Leiche ward in Oecolampads Grab bestattet.

Butzer suchte, so viel an ihm war, den Ausbruch des schmalkaldischen Krieges zu verhindern. Als der Krieg nun doch ausbrach und das Augsburger Interim im Jahre 1548 erfolgte, weigerte er sich beharrlich es zu unterschreiben, ohngeachtet der

dringendsten Zureden des Churfürsten von Brandenburg und des kaiserlichen Ministers Granvella. Auch Straßburg wurde je mehr und mehr durch den Kaiser gedrängt, dem Interim sich zu unterwerfen. Die evangelische Bürgerschaft und ihre Prediger wehrten sich lange; insbesondere Butzer und Fagius, also daß der Kaiser auf diese Beiden vornehmlich seine Ungnade warf. Von allen Seiten geängstet und bedroht, und das Schreckensbild der Reichsstadt Constanz vor Augen habend, beschloß der Magistrat der Stadt Straßburg am 1. März 1549: „die Beiden, Butzer und Fagius, ihnen selbst zu Gutem, mit freundlichen, guten Worten zu beurlauben, mit einem Zehrgeld abzufertigen und sie mit einer Pension eine Zeitlang zu versehen, bis Gott Gnade gebe, daß es besser würde, daß man sie wieder an der Hand haben möchte.“ Butzer hatte diesen Ausgang vorhergesehen. Mit Sanftmuth antwortete er dem Stättmeister Jakob Sturm, der den Auftrag hatte, ihm diesen Urtheilsspruch zu eröffnen: „Er habe wohl gedacht, daß es also kommen würde: stets habe er gelehrt, was er der Schrift gemäß hielt; habe er die Gränze der Mäßigung überschritten, so sei dies menschliche Blödigkeit gewesen. Nirgends wollte er lieber, denn zu Straßburg geblieben seyn; jetzt sehe er aber ein, daß man seine Predigt länger nicht dulden könne.“

Am 23. März 1549 hielten Beide ihre letzte academische Vorlesung zu Straßburg, wie ihr Schüler Martin Crusius erzählt. Sie blieben noch einige Tage im Haus der Frau Katharina Zell, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen. Der Kaiser hatte schon Verhaftsbefehle gegen sie gegeben. Calvin, Melanchthon, Oswald Myconius zu Basel und Andere hatten unserm Butzer eine Zufluchtsstätte angeboten, aber er zog vor, um aus dem Bereich des Kaisers wegzukommen, den dringenden Einladungen zu folgen, welche seit geraumer Zeit von dem Erzbischof Cranmer und anderen hochgestellten Männern aus England an ihn ergangen waren. Er sollte helfen, die dortige junge evangelische Kirche zu ordnen, unter König Eduard VI. Am 5. April 1549 verließen Butzer, Fagius und Matthäus Negelin, ihr jüngerer Begleiter, der ein Tagebuch dieser Reise hinterließ, die Stadt Straßburg und das Elsaß. Ihre Familien sollten erst später ihnen nachfolgen. Die edlen Flüchtlinge kamen ohne Gefahr durch Lothringen, Champagne, Picardie nach Calais, der ersten englischen Stadt, wo sie von den Behörden und erzbischöflichen Gesandten auf das Ehren-

vollste empfangen wurden. Ihre Ueberfahrt war sehr günstig. Am 25. April 1549 langten sie zu London an. Der Erzbischof Cranmer nahm sie auf die freundschaftlichste Weise auf und suchte ihnen ihre schmerzliche Lage als Exulanten so viel als möglich zu erleichtern. Auf sein Verlangen beschäftigten sich nun Butzer und Fagius den Sommer hindurch mit einer neuen lateinischen Uebersetzung und Erklärung der Bibel. Beide waren als Bibelforscher rühmlichst bekannt. Allein diese vielversprechende Arbeit blieb unvollendet, da Butzer und Fagius, wegen des geänderten Clima und der neuen Lebensweise, oft erkrankten. Ein Heimweh blieb diesen edlen Männern, das an ihrer Lebenskraft zehrte. Fagius starb bereits am 13. November 1549.

Dessen ohngeachtet fuhr Butzer fort, mit unermüdlichem Eifer an der Befestigung der Reformation in England zu arbeiten. Eine Menge von Gutachten und Vorschlägen über Verbesserungen im Kirchenregiment und der Kirchenzucht geben Zeugniß hiervon. Er reinigte die englische Liturgie von vielen päbstlichen Ueberbleibseln und faßte die Grundzüge der Kirchenreformation in der, dem König Eduard VI. gewidmeten, gehaltvollen Schrift: „vom Reiche Christi" zusammen, welche in lateinischer, deutscher und französischer Sprache im Druck erschien. Butzer wurde als Professor der Theologie zu Cambridge ernannt, mit einem ansehnlichen Gehalt und erhielt den Ehrentitel eines Doktors der Gottesgelahrtheit, durch die einstimmige Wahl seiner Collegen, ohne die sonst gewöhnlichen Vorgänge. Aber bei allen diesen Ehren sehnte er sich nach Straßburg zurück und wie seine Briefe es beweisen, behielt er die Kirche fortwährend auch in der Fremde auf seinem Herzen. Wegen Kränklichkeit konnte er seine theologischen Vorlesungen erst im Januar 1550 beginnen und war genöthigt, sie oft zu unterbrechen. Da er der Landessprache nicht kundig war, so sah er seine unmittelbare Wirksamkeit bloß auf den engern Kreis der Gelehrten beschränkt. Tief betrübten ihn die hoffnungslose Lage der evangelischen Kirche in Deutschland überhaupt und insbesondere die Zerwürfnisse in der Mitte seiner straßburgischen Kirche. Er wäre gern wieder dahin zurückgekehrt; da übereilte ihn der Tod, am 28. Februar 1551. Die Herzogin von Suffolk und mehrere andere angesehene Personen waren ihm in seiner letzten Noth beigestanden, da er vom Kampf zum Frieden und Sieg ging.

Butzers Leiche wurde mit den höchsten Ehrenbezeugungen in

der Hauptkirche zu Cambridge bestattet; zahlreiche Gedichte feierten sein Gedächtniß. Aber auch im Grabe sollte der geplagte Mann noch nicht Ruhe haben. Als nach Eduards VI. frühem Tod der Rückschlag gegen die Reformation in England ausbrach, wurden die Gebeine Butzers, auf Befehl der Königin Maria, im Jahre 1556 ausgegraben; aber im Jahre 1560 wurden dieselben wieder gesammelt und mit großer Feierlichkeit bestattet.

Die Verwerthung seiner Habseligkeiten zu Gunsten seiner Erben verursachte dem Vormund und Sachführer dieser letzteren, Conrad Hubert in Straßburg, dem bewährten Freund und Gehilfen Butzers, viele Mühe; man mag sich dazu die damaligen mangelhaften Verbindungsmittel, und neben der örtlichen Entfernung auch mitunterlaufendes Uebelwollen denken. Butzers Bibliothek wurde an die Herzogin von Suffolk und an den Erzbischof Cranmer verkauft für 100 Pfund. Aber noch 1560 mußte Hubert einen Theil dieser Summe einfordern, mit dem Bemerken, es sei ja dies als eine Art von Almosen anzusehen, da Butzers Kinder erster Ehe in sehr dürftigen Umständen seien. Conrad Hubert gedachte eine Gesammtausgabe der Schriftwerke Butzers zu besorgen. Er hatte dieselben mit vieler Mühe gesammelt nebst einer bedeutenden Anzahl von Briefen des Reformators. Er hoffte dieselben in 10 Foliobänden zu Tage zu fördern — 4 Bände für die deutschen und wenigstens 6 Bände für die lateinischen Schriften. Aber es erschien nur Ein Band 1577 in Basel, darüber starb Hubert.

Von Butzers Kindern überlebte ihn ein Sohn Nathanael, die Töchter trugen ihre Namen in andere Familien über. Nathanael aber war schwachsinnig und träg, zu nichts recht zu gebrauchen und machte dem Vater viel Kummer. Er wurde zuletzt Siegrist zu Alt. St. Peter in Straßburg. Seitdem ist dieser Name ausgestorben. Butzers Gesichtszüge wurden mehrfach dargestellt. So in der „Abcontrafactur des ehrwürdigen und hochgeehrten Herrn Martin Butzer, Diener des Evangeliums Jesu Christi zu Straßburg, 1568. Fol.“, dann bei Pantaleon, Beza u. A. Es sind edle, ernste Züge, ein seelenvolles, kluges Gesicht mit gebogener Nase. Sein Körperbau war klein, wie häufig bei sehr thätigen, lebensvollen Menschen. Er hatte eine starke, wohltönende Stimme. Urban Rhegius nennt ihn 1524 „einen Mann groß an Geist, aber einen Zachäus an Körper“, und Lazarus Spengler von Nürnberg bezeugt, „daß er das Butzerlin schon lang für ein fast listigs Männ-

lein erkannt habe.“ Butzer pflegte in den späteren Jahren eine jährliche Badereise zu unternehmen, besonders in das Wildbad; bei der Rückkehr kamen ihm seine Familie und Freunde bis an den Rhein entgegen. In Butzers Testamenten endlich, die vor wenig Jahren erst zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden sind, erkennt man, wie aus seinen zahlreichen Schriften, den edlen, sich selbst verleugnenden, Christum von Herzen liebenden Mann, der um der Liebe willen über manche Nebensache hinwegblickte, die menschliche Weisheit als Trennungskluft ansah. Jeder Billige wird seinen Vereinigungsversuchen, seinem redlichen und unermüdlichen Eifer für Christi Reich Anerkennung zollen; statt des Abfalls, zog er den Tod in der Verbannung vor.

T. W. Röhrich in Straßburg †.

---

## 279. Jakob Sturm.

30. October.

Jakob Sturm ist einer der edelsten und ehrenwerthesten Charaktere der Reformationszeit, er ist der Ruhm seiner Vaterstadt, eine Zierde des deutschen Adels und der evangelischen Kirche; er war ein Mann, ein Christ im schönsten Sinne des Worts voll Thatkraft, Einsicht und Klugheit, voll Glauben und weitreichender Liebe. Wir versuchen hier in der Kürze sein gesegnetes, vielbewegtes Leben zu schildern und bemerken nur noch, daß von manchen Schriftstellern, z. B. Teissier u. A. unser Jakob Sturm mit dessen Zeitgenossen, dem straßburgischen Schulrector Johannes Sturm, von Sleida gebürtig, vielfach verwechselt worden.

Jakob Sturm gehörte einem alten straßburgischen, von Offenburg stammenden, Adelsgeschlecht an, das seine Ahnen bis auf die Zeiten Rudolphs von Habsburg hinauf führen konnte und dessen letzter Sprößling im Jahre 1640 starb, nachdem eine lange Reihe wackerer Männer aus dieser Familie die höhere Magistratur zu Straßburg geziert hatte. Aus der Ehe Martin Sturms von Sturmeck mit Odilia der Tochter des Alt-Ammeisters Peter Schott, des Schutzherrn Johann Geilers, entsprossen 4 Kinder, Friedrich, Jakob, Peter und Margaretha. Alle 4 Geschwister blieben unverehelicht. Die 3 Brüder bekleideten während vieler

Jahre die höchsten ritterlichen Würden in ihrer Vaterstadt. Die Schwester trat in früher Jugend als Nonne in das Margarethen-Kloster ein, verließ es aber in der Reformationszeit wieder und alle 4 Geschwister lebten bis an ihren Tod bei einander in lieblichster Eintracht, im elterlichen Haus in der Brandgasse neben dem ehemaligen Mauerhof.

Jakob Sturm von Sturmeck wurde im Jahr 1489 zu Straßburg geboren. Die verständige, fromme, aber schon in ihrem 34sten Jahr verstorbene Mutter leitete dessen erste Erziehung. Einen Theil seiner Kinderjahre und auch spätere Erholungstage brachte er auf dem väterlichen Schloß zu Breusch Liedersheim zu, einem zwei Stunden von Straßburg in lieblicher Gegend gelegenen Dorfe. Der berühmte Hausfreund der Eltern und Großeltern des jungen Sturm, Dr. Johann Geiler von Kaisersberg gab seinen gewichtigen Rath zu dessen Fortbildung und Jakob Wimpheling aus Schlettstadt, der Freund des Erasmus, der Kenner des classischen Alterthums und der heiligen Schrift, der Beförderer der wiederauflebenden Wissenschaften an den Ufern des Rheins, wurde von Heidelberg herbeigerufen, um der Lehrer und Führer des 10jährigen, hoffnungsreichen Jakob Sturm zu werden. Der vertraute Umgang mit dem tief religiösen, geistvollen Geiler und die treue Pflege des gelehrten und kindlich frommen Wimpheling, dessen tägliches Gebet war: „Du milter Jesu, biß gnädig mir armen Sünder, der ich des gemeinen Nutzens, der Einigkeit der Christen, der heiligen Geschrift, und daß die Jugend recht ufferzogen werd, ein Liebhaber bin," hatten entscheidenden Einfluß auf sein junges Gemüth. Diese Umgebungen so wie der Eifer mit dem er den Studien oblag, förderten in seinem reichbegabten Geist jenen nach Heiligung ringenden Glauben, der erst in den Grundsätzen und Bemühungen der Reformatoren seine volle Befriedigung fand. Wimpheling bezeugte seine achtungsvolle Liebe dem Zögling dadurch, daß er demselben mehrere seiner in Druck gegebenen Schriften in den Jahren 1501, 1506 und 1507 widmete und es ist in der That erstaunenswerth zu sehn, welche Fragen damals den Jüngling beschäftigten. Früh ergriff sein empfängliches Gemüth der Ernst des Lebens. Sturm bezeugte Lust in den geistlichen Stand zu treten und in ein Kloster zu gehn. Aber sein Lehrer Wimpheling, indem er ihm die Ehelosigkeit anpries, machte ihn aufmerksam auf die großen Gefahren, die auch im Klosterleben

seiner Tugend drohen würden und wies ihn hin auf das edle Vorbild seines mütterlichen Großvaters Peter Schott und auf Dr. Johann Geiler, die mitten im Weltleben ein reichgesegnetes Wirken und unbescholtene Sitten sich bewahrten.

Diese Ermahnungen des verehrten Meisters brachten Frucht. Sturm befolgte treu den vorgezeichneten Studienplan und an den Lebensgrundsätzen, welche Wimpheling mündlich und schriftlich ihm eingeprägt hatte, hielt er fest. In Begleitung seines Lehrers besuchte er die Hochschule zu Heidelberg, von der er aber in einem spätern Briefe urtheilt: sie sei in ihrem damaligen Zustand eher geeignet gewesen, Geist und Zeit zu verderben als ihnen Nutzen zu schaffen. Am 27sten Juli 1504 wurde Jakob Sturm von Sturmeck in die Verzeichnisse der Universität zu Freiburg im Breisgau eingeschrieben. Hier ergab er sich dem Studium der Rechtswissenschaft; schon im folgenden Jahr erhielt er mit Matthäus Zell die Magisterwürde und hielt nun bis zu seinem Abgang von Freiburg 1508 öffentliche Vorlesungen. In Lüttich und in Paris setzte Sturm hierauf seine Studien fort; allenthalben bewahrte er sich dieselbe Reinheit des Charakters, denselben fleckenlosen Wandel. Im Jahr 1518 treffen wir Sturm wieder in seiner Vaterstadt als Mitglied des literarischen Vereins, den Wimpheling und Sebastian Brandt gestiftet hatten und leiteten. In einem Brief an diesen Verein nennt Erasmus unsern Sturm: „einen unvergleichlichen Jüngling, der durch seine Rechtlichkeit die Bilder der Ahnen verherrliche, durch den strengen Ernst seiner Sitten die Jugend ziere, dessen gründliches Wissen eine unglaubliche Bescheidenheit erhöhe." Bei seinem Eintritt in das bürgerliche Leben verlobte ihm der würdige Stättmeister Johannes Bock, aus einem der angesehensten Adelsgeschlechter, seine Tochter; allein sie starb als Braut und Sturm wurde so durch das Schicksal auf den von Wimpheling ihm empfohlnen Cölibat hingewiesen.

Im Jahr 1524 wurde Jakob Sturm zugleich mit seinem Bruder Peter, als Konstoffler d. h. als Repräsentant des Adels, in den Rath gewählt und bereits im folgenden Jahre trat er, weil er in den Gefahren des Bauernkriegs sich durch Klugheit und Umsicht vielfaches Verdienst um den Staat erworben, in das beständige Regiment ein, zuerst in die Kammer der XV, dann 1526 in die wichtigere Kammer der XIII, welcher die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen war. Noch am Schlusse dieses

nämlichen Jahrs wurde er bei Erneuerung des Regiments als Stättmeister erwählt, die höchste Adelswürde der freien Reichsstadt Straßburg, zu welcher er 13mal nach einander erhoben wurde durch freie Wahl. Diese rasche Beförderung in so frühem Alter war die Folge der allgemeinen Anerkennung seiner Talente und seiner Verdienste. Auch ließ der Magistrat in demselben Jahr eine Schaumünze mit Sturms Brustbild zu dessen Ehrengedächtniß prägen, mit der Umschrift: Victrix Fortunae Patientia.

Jakob Sturm war der Mann, den die gnadenreiche Vorsehung als einen Führer und Schutzgeist in jenen großen und schwierigen Zeiten der Reformation, der Stadt Straßburg bestimmt hatte. Straßburg stand vornan in der Reihe der deutschen freien Reichsstädte. Seine Stimme war von großem Gewicht auf den Reichstagen. Straßburgs Bürger hatten sich fast einstimmig für die evangelische Lehre erklärt. Am 20sten Februar 1529 wurde durch einen feierlichen Beschluß die Messe abgeschafft. Schon früher war den Klosterleuten der Austritt frei gestellt worden. Es war vorauszusehen, daß solche Aenderungen die Stadt Straßburg in schwere Kämpfe verwickeln würden. Aber Sturm erhielt mit weiser und kräftiger Hand die innere Ruhe und die äußere Sicherheit der Vaterstadt; er hatte einen Hauptantheil an den wichtigsten Beschlüssen, welche der Magistrat in jener folgeschweren Zeit faßte, und seine Geistesklarheit und Tiefe blickt allenthalben durch. Seine amtlichen Vorträge und Bedächte (Rapporte) sind klar, bündig und abgerundet, einfach, ohne Ziererey. Ein ungemeines Gedächtniß und ein unerschöpflicher Vorrath an historischen Belegen unterstützten seine natürliche Rednergabe, welche auch äußerliche Vorzüge noch mehr hoben: eine deutliche, liebliche Aussprache, ein ebenmäßiger, wenn gleich nicht hoher Wuchs, ein freundliches, geistreiches, würdevolles Wesen, eine sanfte, ruhige Haltung und doch männliche Entschlossenheit und apostolischer Heldenmuth. Dazu kam noch sein biederer, offener Charakter, klug aber ohne Falsch, sein gewandter Blick, der leicht die verworrensten Verhältnisse durchschaute, seine unerschütterliche Ehrenhaftigkeit, die sich nie erniedrigte. Diese Eigenschaften machten Sturm zum Horte seiner Vaterstadt, seine Stimme galt wie keine sonst in den inneren Angelegenheiten Straßburgs und in den äußern Verhältnissen verschafften sie ihm die Achtung der Stände, der Fürsten und Könige. Die straßburgischen Gesandten und an deren Spitze Jakob Sturm, wurden

auf den Reichstagen vorzugsweise als Stimmführer der evangelischen Parthei erwählt, und ihre Anträge drangen gar oft durch.

Es kann hier nicht der Ort seyn, die einzelnen Verhandlungen, bei denen Sturm betheiligt war, näher zu charakterisiren. Sie sind zu sehr mit dem Ganzen der Zeitgeschichte verflochten, als daß dieses in der Kürze geschehen könnte. Nicht weniger als einundneunzigmal war Sturm Gesandter auf Reichstagen oder andern Zusammenkünften; auch auswärtige Sendungen an den französischen und englischen Hof wurden ihm anvertraut. In allen diesen Sendungen war die Sache der Religion beinahe immer die Hauptangelegenheit. Mit Ernst und Würde vertheidigte Sturm die Rechte des Gewissens und seiner Vaterstadt und so sehr er es verstand, die streitenden Partheien zu vermitteln und friedlicher Auskunft geneigt war, so hatte er doch auch den Muth auf schärfere Maaßregeln anzutragen, wo dies ihm nothwendig schien. Als Straßburg wegen seiner raschen Schritte im Reformationswerk auf dem Reichstag zu Speyer 1529 seiner Stimme bei den Reichsberathungen beraubt wurde, erklärte Sturm öffentlich, daß, so lange dies ungerechte Interdict bestehn würde, Straßburg nichts zu den allgemeinen Reichskosten beitragen würde. — Ueber die Aufhebung der Klöster in Straßburg wurde vom Bischof Klage geführt am kaiserlichen Hof. Bei einer Audienz setzte Kaiser Carl V. den straßburgischen Gesandten zu Rede wegen der erst kürzlich vorgenommenen Einziehung des Klosters der Karmeliter (Unsrer lieben Frauen Brüder). Sturm antwortete unbefangen: „Euer Majestät möge bedenken, daß so lange die Mönche Unsrer lieben Frauen Brüder waren, mochten wir sie wohl leiden, als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, konnten wir sie weiter nicht dulden.“ Der ernste Kaiser lachte herzlich über solche naive Antwort und gab sich vorerst zufrieden. — Auf dem Convent von Schmalkalden 1532, wo vom Kaiser bedroht, die evangelischen Stände berathschlagten: ob man sich mit den Waffen gegen die ungerechten Angriffe des Reichsoberhauptes vertheidigen dürfe? war es vorzüglich Straßburg, das diese Frage bejahte und Sturm sprach bei diesem Anlaß jenen unveräußerlichen Grundsatz des Protestantismus aus: „Daß er in Glaubenssachen Niemand, auch den Kaiser nicht, als seinen Gesetzgeber anerkenne, sondern nur das Wort Gottes.“ Dennoch rieth Sturm in vertrauter Unterredung mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, vorerst nur einige Hauptleute, mit Versprechen eines Wartgeldes,

in Sold zu nehmen um durch diesen Anschein von Kriegsrüstungen den Kaiser zu milderen Gesinnungen zu bewegen, denn der Friede schien ihm für die junge evangelische Kirche unentbehrlich.

Sturms vermittelnde Thätigkeit fand in den damaligen straßburgischen Theologen, und besonders in deren Haupt, Martin Butzer, ihren Stützpunkt. Was jener auf politischem Wege suchte, erzielten diese auf dogmatischem Wege. Der unselige Abendmahlsstreit zwischen Luther und den Schweizern drohte der jungen Kirche frühen Untergang. Straßburg in der Mitte zwischen Sachsen und den Schweizern stehend, lief Gefahr von beiden verlassen zu werden. Sturm aus politischen Gründen, Butzer aus dogmatischen suchten den Frieden zu vermitteln. Durch die Besprechung zu Marburg 1529, wobei beide, Sturm und Butzer, anwesend waren, durch die Tetrapolitana 1530, durch das politische Anschließen an die fürstlich Augsburgische Confession 1532, durch die Wittenberger Concordia 1536, durch viel Hin- und Herreisen und Schreiben, aber ohne großen Erfolg. Das bittere Gezänk der Theologen über das heilige Abendmahl empörte und betrübte unsern Sturm so, daß er, der früher oft das heilige Sacrament empfing, nun eine Reihe von Jahren sich desselben enthielt.

Bei Kaiser Karl stand Sturm in hoher Achtung; dieses that sich auch dadurch kund, daß der Kaiser ihn nebst andern ausgezeichneten Männern, im Jahr 1541 als Abgeordneten ernannte, die zu Regensburg über die Beilegung der Religionszwistigkeiten berathen sollten. Ueberhaupt war Sturm von 1539 bis 1549 beinahe fortwährend auf Reisen, so daß er sein Stättmeisteramt in Straßburg fast nie persönlich versehen konnte; er hatte in diesem Zeitraum über 90 Reisen für die Stadt gethan und zusammengerechnet über neun Jahre außerhalb der Stadt zugebracht!

Noch gegen das Ende seiner politischen Laufbahn zeigte sich Sturm in seiner ganzen Größe. Nach dem so unglücklichen Anfang des schmalkaldischen Kriegs, sollte das Interim angenommen werden. Der siegreiche Kaiser forderte vor Allem Unterwerfung. Diese war aber von der evangelischen Bürgerschaft in Straßburg schwer zu erlangen. Hunderte umlagerten murrend und scheltend das Rathhaus, wo der Beschluß gefaßt werden sollte. Manche schüchterne Rathsherrn suchten aus der Versammlung zu entschlüpfen. Da trat Sturm an die Thüre des Rathsaales und ließ keinen hinaus bis der Beschluß der Unterwerfung gefaßt war und nun benutzte Sturm

die Gunst des Kaisers, um die möglichst milden Bedingungen zu erlangen, was denn auch geschah. Statt in allen Kirchen der Stadt wurde das Interim nur in drei Stiftskirchen eingeführt; St. Thomä blieb den Evangelischen ungeschmälert durch einen feierlichen Vertrag. Noch im Jahr 1552 wurde Sturm, obwohl schon kränklich, von dem Magistrat beauftragt, den durchreisenden Kaiser bei dem Stadtthor und an der Spitze des Raths mit einer feierlichen Rede zu bewillkommnen; der auf ihm ruhenden kaiserlichen Gunst war die Wahl zu diesem Ehrenposten vornehmlich zuzuschreiben.

Bisher haben wir Sturm vornehmlich in seiner Hauptwirksamkeit, nämlich der politischen, betrachtet. Aber bei ihm ging das höhere geistige Interesse nicht im Weltmanne auf. Sturm blieb ein Freund der Wissenschaft sein ganzes Leben hindurch und die Errichtung von Schulen und Bildungsanstalten blieb eines seiner Lieblingsgeschäfte. Er war der erste unter den 1528 in dem evangelischen Straßburg neu eingesetzten Scholarchen oder Schulherrn. Er und Butzer beriethen sich über die zweckmäßigere Einrichtung der bisher vereinzelten Schulanstalten, er war es vornehmlich, der im Jahr 1538 die Gründung des noch jetzt blühenden, evangelischen Gymnasiums bewirkte und den ersten ruhmwürdigen Rector desselben, Johannes Sturm, von Paris hieherrief. Er war es, der zur Errichtung des ebenfalls noch bestehenden theologischen Studienstiftes für angehende Prediger, Stift St. Wilhelm genannt, im J. 1544 durch Rath und That auf das Kräftigste mitwirkte. Er war es, der durch einen Rathsbeschluß im Jahr 1531 die Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Straßburg bewirkte und der den ersten Fonds dazu lieferte mit den seltensten Ausgaben der griechischen Classiker von Aldus Manutius in Venedig; die Kleinode tragen noch sein Wappen, den Schwan, mit der Aufschrift: Studiosae juventuti sac. Sturm. Er war es, der nützliche gelehrte Arbeiten gern förderte, der den berühmten Geschichtschreiber der deutschen Reformation, Johann Sleidan, vermochte, sein monumentales Werk über die erste Geschichte der wiedergebornen Kirche zu vollenden, ihm wichtige Beiträge dazu lieferte und an der Abfassung half. Ja, Sturm hatte den großartigen Plan zu einer vollkommenen Akademie entworfen, „welche auf gemeine Kosten aller protestirenden Stände aufzurichten wäre, in welcher aus allen Religionen, auch aus den Papisten, gelehrte und vortreffliche Männer, die alle Völker mit Lehr und Geschicklichkeit

übertreffen und deren Ansehn Niemand könnte verachten, berufen würden.“ —

Jakob Sturm war nie krank gewesen. Aber seit 1552 nahten sich ihm die Vorboten des Alters. Er litt an einem zehrenden, viertägig wiederkehrenden Fieber. Im folgenden Spätjahr wurden die Krankheitssymptome ängstigender. Friedrich, Peter und Margaretha Sturm, die Geschwister, warteten seiner mit treuester Pflege. Diese hielten für nothwendig, am 30. October einen Geistlichen zu dem Todtkranken zu berufen. Es war Dr. Johann Marbach, damals Domprediger und wegen des Interims nicht im Münster, zu welcher Gemeinde Sturm gehörte, sondern in der Predigerkirche; Marbach aber war kein Geistesfreund Sturms. Marbach erzählt in seinem Tagebuch über diese Zusammenkunft Folgendes: „den 30. Octobris 1553 Morgens um vier Uhr bin ich erfordert worden zu Hrn. Jakob Sturm. Als ich zu ihm kam, lag er bereits im Todeskampf und wiewohl ihm die Red entgangen, so war er doch noch bei gutem Verstand, also daß er auf alle Sprüch, so ich ihm aus Gottes Wort recitirte, ja sprach auch mit zusammengeschlagenen Händen mit uns betete und zuletzt verständlich Amen sagte. Solches währte bis uff sechs Uhr und ohngefähr ein halb Viertel darnach sprach ich zu ihm: Herr, wollt ihr noch ein Spruch uß Gottes Wort hören? da that er seine Augen gegen mir auf und sah mich an, indem ich nun die Wort Joh. 3, 17, 18 betete, that er die Augen wieder zu und den Mund uff und ist in zweien Athmen verschieden, ohne alle der Natur weitere Bewegniß.“ Er hatte ein Alter von beinahe 64 Jahren erreicht.

Jokob Sturms Abscheiden war ein allgemeines Leid für die ganze Bürgerschaft. Am folgenden Tag den 31. October um ein Uhr Nachmittags hatte das Leichenbegängniß Statt. Das ganze Regiment, die Geistlichkeit, die Studirenden, der Adel und eine unübersehbare Reihe von Bürgern gaben der Leiche das Geleite nach dem Friedhof „Gott Lüten“ genannt (zu den guten Leuten oder St. Helena). Dr. Marbach hielt die Leichenpredigt über Philipper 1, 21: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“

Was Straßburg an Jakob Sturm verloren, das zeigten die von jetzt an auftauchenden leidenschaftlichen, theologischen Partheihändel. Sturms Friedensgeist und Ansehn fehlte leider. Johannes Sturm, der Schulrector, hat dem hohen Entschlafenen ein würdiges Denk-

mal gesetzet in seiner 1553 erschienenen Trostschrift an den Magistrat über Jakob Sturms Hinscheiden. Sleidan, De Thou, Bayle, Teissier, Adam, Pantaleon u. viele Andre verkündigten Sturms Verdienste. Die Vorsteher des Gymnasiums, außer Joh. Sturm, Jeremias Jakob Oberlin 1805, Carl Maximilian Fritz 1817, haben bei verschiedenen Anlässen Sturms Ehrengedächtniß erneuert. Sein Standbild befindet sich auf der von ihm gestifteten Stadtbibliothek, von einem geschickten Künstler, vielleicht von Baldung Grün gemalt. Im Jahr 1776 hatte die Gesellschaft der Philanthropen zu Straßburg einen Preis ausgesetzt für eine Ausarbeitung seines Lebens, aber die Preisfrage wurde nicht gelöst. Auf dem Guttenbergs Denkmal steht auch Sturms Gestalt, aber ein seiner würdiges Monument hat Jakob Sturm noch nicht erhalten. T. W. Röhrich in Straßburg †.

---

## 5. Frauen der Reformation.

## 280. Magdalena Luther.[1])

20. September.

Am 4. Mai 1529, da Dr. Martin Luther an seinen Freund, den Pastor in Magdeburg, Nikolaus Amsdorf, einen Geschäftsbrief schrieb, saß Katharina von Bora, seine Ehefrau, wohlgemuth an seiner Seite, und drei Stunden darauf war sie glücklich von einer gesunden Tochter entbunden. Am Morgen des nächsten Tages meldete unter Lobpreisung Gottes der glückliche Vater dies frohe Ereigniß dem Freunde und bat ihn mit folgenden Worten Pathenstelle zu übernehmen: „Achtbarer, würdiger Herr! Gott, der

[1]) Der Name und das Lebensbild dieser früh vollendeten Lieblingstochter Luthers ist hier aufgenommen zu Ehren des Ausspruchs des Erlösers: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", — damit es auch aus der Zeit der Väter der protestantischen Kirche an einem Vorbild für die Jugend im Kalender nicht fehle, in welchem einige solche aus der Zeit der Kirchenväter (Agnes, Dioscorus Nr. 91, 76.) ihre Stelle gefunden haben. S. Evang. Kalender für 1870. S. 103. F. P.

Vater aller Gnaden, hat mir und meiner lieben Kathen eine junge Tochter gnädiglich bescheret: so bitte ich euer Würden um Gottes willen, wollet ein christlich Amt annehmen, und derselbigen armen Heidin christlicher Vater seyn, und ihr zu der heiligen Christenheit helfen durch das himmlische hochwürdige Sacrament der Taufe." Diese Tochter war Magdalene, deren Seele Gott wohlgefiel, und der Herr eilte sie hinwegzunehmen aus dem bösen Leben: denn sie hatte noch nicht das vierzehnte Jahr vollendet, als der Herr, der sie gegeben, sie durch einen sanften Tod zu sich nahm in den Himmel.

Es war aber mit Dr. Luthers Hausstand, in welchen Magdalene hinein geboren wurde, also beschaffen. Luther hatte aus Gottes Wort erkannt, daß es wider des Herrn und Schöpfers Willen sei, die Ehe zu verbieten, und daß die Klostergelübde, die aus Zwang oder in Unverstand übernommen werden, unrecht sind und das Gewissen nicht binden sollen, daß aber der Ehestand ein von Gott geordneter heiliger Stand ist, auf welchem Gottes Verheißung und Segen ruht. So hatte er die Gewissen der Priester, Mönche und Nonnen, schon als er noch auf der Wartburg saß, im Winter 1522 von den Gelübden der Ehelosigkeit gelöset, und Viele waren in die Ehe getreten, ohne daß Luther, der eines frühen Todes gewärtig war, für sich selbst daran dachte. Zuletzt war er mit dem Prior Eberhard Brisger noch allein in seinem Augustiner-Kloster und war entschlossen, da auch dieser sich zum Austritt bereitete, das unbewohnte und herrenlos gewordene Gebäude dem Landesherrn zu übergeben: einstweilen hatte er es zu einer Pilger-Herberge für fromme Männer gemacht, die um des Evangeliums willen vertrieben waren. Nach Friedrichs des Weisen Tode († 5. Mai 1525) wurde ihm von dessen Bruder und Nachfolger Johann dem Beständigen das Kloster nebst dem Klostergarten geschenkt, ein weitläufiges, aber verfallenes Gebäude, an dem viel zu bauen und zu bessern war, und wovon nur etwa ein Drittheil bewohnt werden konnte. So wurde das Kloster zum Lutherhaus und am 13. Juni 1525 führte Luther Katharina von Bora als seine Ehefrau in dieses Haus ein. Hatte er doch kurz vorher am 2. Juni sogar den Kurfürsten Albrecht von Mainz schriftlich ermahnt, sich in den ehelichen Stand zu begeben, das Bisthum zum weltlichen Fürstenthum zu machen und den falschen Namen und Schein geistlichen Standes fallen und fahren zu lassen. Obwohl er den Ehestand

mit nüchternen Augen ansieht und alles Kreuz und alle Nöthe desselben kennt, so ist er doch unerschöpflich in dessen Lobe; „aber," sagt er, „zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person." Dann aber bezeugt er, giebt es „keine lieblichere, freundlichere, noch holdseligere Verwandtniß, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Friede und Einigkeit leben. Wiederum ist auch nichts Bitterers, Schmerzlicheres, denn wenn das Band von einander getrennt und geschieden wird. Nach welchem ist der Kinder Tod, wenn die sterben, welches ich versucht und erfahren habe."

Zweimal hat Luther den Tod von Kindern erfahren: als Magdalene starb, hatte er schon eine andere Tochter, Elisabeth mit Namen, verloren, deren Verlust aber nicht so wehe that, weil sie schon vor Vollendung des ersten Lebensjahres starb: indessen ist der Grabstein, der ihre Ruhestätte bezeichnet, auf dem alten Gottesacker in Wittenberg noch erhalten bis auf den heutigen Tag: neben ihr ruht eine Enkelin Melanchthons. Magdalene war den trauernden Aeltern wie zum Ersatz für Elisabeth geschenkt, genau neun Monate nach deren Tode, und sie war ein gar liebes frommes Kind, sanftmüthig und gehorsam. Sie war nun das nächste und dritthalb Jahre lang das einzige Kind neben dem erstgebornen Sohne Johannes[1]) und, wenn Luther auf Reisen war, vergaß er nicht leicht in den Briefen an seine Frau Kathe die beiden Kinder Hänschen und Lenchen nebst der Muhme Lene zu grüßen. Als er während des Augsburger Reichstags 1530, wo die Confession überreicht wurde, in Koburg verweilte, da schrieb er den bekannten lieblichen Brief von dem Kinder-Paradies, das er im Geiste gesehn, an das vierjährige Hänschen: Lenchen war noch zu jung, als daß er auch an sie damals hätte schreiben können: sie war nur wenig über ein Jahr alt.

Ob sie ihren Namen der Muhme Lene verdankt, die als Hausgenossin Luthers zuerst in einem Briefe vom 15. Februar 1530 erwähnt wird, wissen wir nicht. Diese vielgenannte Muhme Lene war ein verwaistes, aber schon erwachsenes Mädchen, eine Schwestertochter Luthers, die als Familienglied und wohl auch als

[1]) Luther hatte sechs Kinder: 1) Johannes, geb. 7. Juni 1526. 2) Elisabeth, geb. 10. December 1527. † 3. August 1528. 3) Magdalena, geb. 4. Mai 1529. † 20. September 1542. 4) Martin, geb. 7. November 1531. 5) Paulus, geb. 28. Januar 1533. 6) Margaretha, geb. 17. December 1534.

Gehülfin der Hausfrau in seinem Hause blieb, bis sie sich am 27. November 1538 mit einem werthen Freunde Luthers, M. Ambrosius Bernd (Bernhardus) aus Jüterbog, Amtsschösser in Wittenberg, verheirathete, der sie im Januar 1542 als Wittwe zurückließ. Dieser Ambrosius war ein frommer Mann, auf den Abschied aus dieser Welt vorbereitet, starb aber so sanft, daß er des Todes Bitterkeit nicht schmeckte: der Tod war ihm ein Schlaf geworden, und Luther gedachte seiner öfters mit dem Wunsche, so sanft und selig einzuschlummern, wie er. Um dieselbe Zeit, im Januar 1542, ging Luther viel mit Sterbensgedanken um und machte sein Testament, ohne zu ahnen, daß sein liebes Töchterlein ihm vorangehn und noch in demselben Jahre abscheiden sollte. Aber Gott hatte es so beschlossen.

Am Anfang Septembers war Magdalene tödtlich erkrankt: ihr Bruder Johannes, der Gespiele ihrer Kinderjahre, jetzt ein sechzehnjähriger Jüngling, war schon seit Jahren aus dem durch das Zuströmen vieler Besucher und Gäste vielbewegten Vaterhause zu dem wackern Freunde Marcus Cröbel in Torgau entsandt worden und wußte nichts von der Schwester Krankheit. Da schrieb am 6. September Luther folgenden Brief:

„Gnade und Frieden, mein lieber Marcus Cröbel! Bitte, laß meinen Sohn Johannes nicht wissen, was ich Dir schreibe. Meine Tochter Magdalene ist todtkrank und wird bald zum rechten Vater im Himmel gehen, wenn Gott es nicht anders versehn hat. Aber sie sehnt sich so nach dem Bruder, daß ich den Wagen schicken muß: sie liebten sich einander so sehr, vielleicht lebt sie wieder auf, wenn sie ihn sieht. Ich thue, was ich kann, daß mir nicht später mein Gewissen den Vorwurf macht, als hätte ich etwas versäumt. Laß ihn also, ohne ihm zu sagen warum, schnell mit diesem Wagen herfahren; er soll bald zurückkehren, sei es, daß sie im Herrn entschlafen, oder daß sie uns wiedergegeben wird. Lebe wohl in dem Herrn! Sage ihm nur, es wäre etwas Geheimes, das ihm hier eröffnet werden sollte. Uebrigens ist Alles gesund." Vierzehn Tage schwebte das liebe Kind zwischen Leben und Tod. In dieser Zeit sagte Luther einmal: „Ich habe sie sehr lieb und wollte sie gern behalten, wenn sie mir unser Herr Gott lassen wollte; aber ist es Dein Wille, lieber Gott, daß Du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gerne bei Dir wissen." Und zu dem Kinde sprach er: „Magdalenchen, mein Töchterlein, Du bliebest gerne

hier bei Deinem Vater, und zeuchst auch gern zu jenem Vater?" „Ja, Herzensvater, wie Gott will!" antwortete sie. Als sie in den letzten Zügen lag, fiel er in der Kammer vor dem Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und bat, daß sie Gott wolle erlösen. So entschlief sie am 20. September Abends nach neun Uhr. In der Nacht vor ihrem Tode hatte ihre Mutter einen Traum, daß zwei junge schöne Gesellen gekommen wären und hätten sie wollen zur Hochzeit führen. Als Philipp Melanchthon am andern Morgen von diesem Traume hörte, sagte er: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen." So ists geschehen: denn sie war ein rechtes Gnadenkind, wie Luther in Glaubenskraft und christlicher Ergebung, aber mit gebrochenem Vaterherzen am 23. September seinem Freunde Justus Jonas bezeugt. „Du wirst schon gehört haben, — schreibt er —, daß meine liebe Tochter Magdalene wiedergeboren ist zum ewigen Reiche Christi. Wohl sollten wir, ich und meine Frau, nun nichts als danken und uns freuen über einen so glücklichen Hingang und seliges Ende, wodurch sie der Macht des Fleisches, der Welt des Türken und des Teufels enthoben ist: aber die Kraft der natürlichen Liebe ist so groß, daß wir ohne Schluchzen und Herzensseufzer, ja ohne großes Herzbrechen das nicht können. Denn zu tief im Herzen sitzt uns die fromme, folgsame Tochter, ihre Blicke, ihre Worte, ihr ganzes Wesen, wie sie war im Leben und im Sterben, daß auch Christi Tod (und was ist doch im Vergleich mit diesem aller Menschen Tod!) das nicht ganz austreiben kann, wie es doch sollte. So danke Du Gott an unsrer Statt. Denn er hat wahrlich ein großes Gnadenwerk an uns gethan, daß er unser Fleisch so verklärt. Du weißest, wie so sanft und freundlich und gar liebreich sie war. Gelobt sei der Herr Jesus Christus, der sie berufen, auserwählt und herrlich gemacht hat. O daß doch mir und uns Allen solch ein Tod, oder vielmehr solch ein Leben zu Theil werden möge! Das ist das Einzige, was ich mir von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit erbitte." Etwas später schreibt er an Magdalenens Pathen Amsdorf, dem er für einen Trostbrief dankt. „Ja, ich hatte sie lieb, nicht nur darum daß sie mein Fleisch, sondern weil sie von so sanftem gelassenem Gemüthe war, und so kindlich mir ergeben. Aber nun freue ich mich, daß sie bei ihrem Vater lebt in so süßem Schlummer bis an jenen Tag.

Und wie unsre Zeit ist und immer schlimmer wird, so wünsche ich mir und den Meinigen Allen, auch Dir und allen den Unsrigen solch ein Stündlein, mit so viel Glauben, so sanfter Stille: das heißt wahrhaftig im Herrn entschlafen, den Tod nicht sehen noch schmecken, und auch nicht ein Haar von Todesangst empfinden." Mit ähnlichen Aeußerungen begleitete der Vater die verschiedenen traurigen Geschäfte, die zur Bestattung unsrer Todten gehören.

Als die Leiche in den Sarg gelegt ward, sprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist Dir geschehen," sah sie dann also liegend an und sprach weiter: „Ach, du liebes Lenchen, du wirst wieder auferstehn und leuchten, wie ein Stern, ja wie die Sonne." Da man ihr den Sarg zu kurz gemacht hatte, sprach er: „Das Bette ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist" (und der Körper im Tode sich gestreckt hatte), und fügte hinzu: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexirt einen über die Maßen sehr. Wunder Ding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig seyn." Als das Volk zum Begräbniß kam und ihm nach Gebrauch sein Beileid bezeugte, erwiederte er: „Es soll euch lieb seyn, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen." Da sagte Einer: „Ja, es ist wohl wahr, doch behält ein Jeder gern die Seinen." Luther antwortete: „Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut! ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da, denn die des Fleisches." Da man den Sarg mit Erde beschüttete, sprach er: „Es ist eine Auferstehung des Fleisches." Als sie von dem Begräbniß zurückkehrten: „Meine Tochter ist nun beschickt, beide an Leib und Seel. Wir Christen haben nichts zu klagen; wir wissen, daß es also seyn muß. Wir sind des ewigen Lebens aufs Allergewisseste: denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, der kann ja nicht lügen." Da aber die Mutter weinte und schluchzte und sich nicht trösten konnte, sprach er zu ihr: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt. Sie kommt ja wohl! Aber Fleisch und Blut fleischet und blutet, thut, wie seine Art ist; der Geist lebt und ist willig. Die Kinder disputiren nicht; wie man es ihnen sagt, so gläuben sie es. Bei den Kindern ist Alles einfältig, sterben ohne Schmerz und

Angst, ohne Disputiren, ohne Anfechtung des Todes, ohne Schmerzen am Leib, gleichwie sie entschlafen." Da aber sein Sohn Johannes weichlich seinem Schmerze nachhing, viel weinte und von Torgau aus klägliche Briefe schrieb, wodurch er der Mutter das Herz schwer machte, ermahnte er ihn mit väterlichem Ernst.

In diesem Familiengemälde ist nichts Ueberschwengliches, nichts Erkünsteltes, nichts von der Vergötterung des Fleisches, wie es oft die verfeinerte weltliche Bildung der neuesten Zeit uns sehen läßt, und nichts von der falschen Geistlichkeit, welche die von Gott geschaffenen Empfindungen der Natur unterdrückt, sondern das Leben aus Gott und das menschliche Herz stehen im rechten Verhältnisse zu einander in aller Einfalt und Wahrheit. Der Glaube hält das Fleisch durch die Kraft des Wortes Gottes im Zaum; die Natur aber verleugnet ihre Schwachheit nicht, die durch die Gnade geheiliget, aber nicht zerstört wird, sondern in erneuerter Unschuld rührend hervorleuchtet. Wer dieß gelesen und das Lutherhaus in Wittenberg besucht, der denke neben dem großen Reformator auch an seine frühvollendete Tochter Magdalene und an ihr kindliches Wort: „Ja, Herzensvater, wie Gott will."

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

## 281. Isabella, Königin von Dänemark.

19. Januar.

Eine der edlesten Gestalten des sechszehnten Jahrhundert führen wir unseren Lesern vor in der Person einer hochgeborenen Fürstinn, deren Loos es wurde durch Noth und Drangsal zu gehen, die im strengsten Katholicismus erzogen doch ihren evangelischen Glauben in harter Zeit bewährte, in ihres Lebens frühestem Lenz an einen damals mächtigen, leidenschaftlichen, später höchst unglücklichen König gebunden alles Leid mit ihm theilte, um nie von der Pflicht einer treuen Hausfrau zu weichen.

Isabella von Oesterreich war die Tochter des Philip von Burgund, der in seiner zehnjährigen Ehe mit der Infantinn Johanna von Spanien sechs Kinder hatte, geboren 1501 in Spanien, wohin die Eltern sich von den Niederlanden begeben hatten, um ihre Rechte auf den Thron zu sichern. Drei von den Kindern, Carl, Eleonora und Isabella, blieben bei der Muhme,

der thatkräftigen gescheiten Margrethe, welcher der Kaiser Maximilian die Statthalterschaft über die unruhigen Niederlande übergeben hatte. Margrethe nahm sich der Erziehung der ihr anvertrauten Kinder mit wahrer mütterlicher Fürsorge an, ernsthaft und sehr liebreich wußte sie die Herzen der Kinder so an sich zu fesseln, daß diese das ganze Leben hindurch sie mit kindlicher Liebe und Ergebenheit verehrten. Isabella war ein weiches und zartes Kind, erzogen zwar unter der ihrem Stand gebührenden Pracht, doch meistens in stiller Zurückgezogenheit; unter ihren Lehrern war der später berühmte Papst Adrian VI.

Aus diesem stillen Leben wurde Isabella bald herausgerissen und in das bewegte hineingezogen. Die Sitte der damaligen Zeit verlobte die Fürstinnen im zartesten Alter, so wurde auch Isabella in ihrem dreizehnten Jahre Christiern dem Zweiten, Beherrscher von den drei nordischen Reichen verlobt, einem zwanzig Jahre älteren Manne, der mit glänzenden Eigenschaften und mit einem scharfen Verstand und einer seltenen Einsicht in die Bedürfnisse der neuen Zeit, welche in Anbruch war, eine große Leidenschaftlichkeit und Härte der Gesinnung verband. In einem Alter von 20 Jahren hatte er, nach dem Wunsche seines Vaters, Königs Hans, die Verwaltung Norwegens übernommen, wo seine Kraft und Tüchtigkeit sich auch bewährten. Dort lernte er die Düvcke kennen, die sein Herz einnahm, und deren Mutter Siegbritt, welche später großen Einfluß auf die Regierung Christierns bekam. Nach dem Tode seines Vaters (1513) den Thron besteigend, mußte Christiern einen harten Kronvertrag eingehen, welcher ihn fast in allen Regierungshandlungen von der Willkür des Adels und der höheren Geistlichkeit abhängig machte. Seine kräftige Natur widerstrebte dem unnatürlichen Zwange, und von dem Wunsche beseelt, die unberechtigten Gewalten zu brechen, suchte er Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm die Aussicht auf Erfüllung derselben erleichterten. So bot er Isabellen, der Enkelinn des Kaisers Maximilian und der reichen Marie von Burgund, seine Hand. Als Christiern als Brautwerber dastand, war er durch seine Reiche und seine Verbindungen einer der mächtigsten Fürsten in Europa, sein Mutterbruder war der Churfürst Friedrich von Sachsen, sein Schwager Churfürst Joachim von Brandenburg; mit Frankreich, Schottland und England war er theils verschwägert, theils befreundet, so konnte er der hochgeborenen Fürstinn eine königliche Hand

bieten, und Isabella, die beinahe noch ein Kind war, willigte ein. Das Schönste in ihrem Leben von nun an war, daß sie, sobald sie ihr Jawort dem so viele Jahre älteren Bräutigam gegeben hatte, ihm eine unverbrüchliche Treue, Ehrerbietung und Liebe in ihrem Herzen gelobte, und diese Tugenden bis zu ihrem Tode unter den schwierigsten Verhältnissen bewährte. Die Hochzeit wurde per procuram den 11. Juni 1514 begangen. Im nächsten Jahre holte eine glänzende Gesandtschaft auf sechs oder sieben prächtig ausgerüsteten Schiffen die Prinzessinn von den Niederlanden nach Dänemark ab.

Man hätte an dem burgundischen Hof gern gesehen, daß die Abreise noch verzögert worden wäre, nicht allein weil Isabella überall beliebt war und das Scheiden sehr schwer wurde, sondern vornemlich weil allerlei ungünstige Gerüchte über den König und sein Verhältniß zu Düveke umhergingen. Isabella blieb jedoch fest, die Heiligkeit Ihres Verlöbnisses stand ihr klar vor der Seele. Begleitet von einigen der edelsten Familien verließ sie ihre freundliche Heimath und landete nach einer überaus stürmischen Seereise, ermattet an Leib und Seele in Helsingör den 4. Aug. 1515. Von da schrieb sie gleich nach ihrer Landung einen demüthigen und liebevollen Brief an ihre Muhme. Ihr Einzug in Kopenhagen wurde durch die Anwesenheit vieler fürstlichen und anderen hochgestellten Personen verherrlicht. Gegenwärtig waren Christierns Oheim der Herzog Friedrich von Holstein, seine Schwester Elisabeth, Churfürstinn von Brandenburg und ihr Gemahl Joachim, Gesandter seines mütterlichen Oheims, der Herzog von Mecklenburg, im Auftrag ihres Großvaters Maximilian, der Gesandte des Papstes u. a. Den 12. Aug. fand die Vermählung und Krönung statt durch den Erzbischof B i r g e r, alles war voller Festlichkeit und Pracht. Nur die junge Königinn war sehr leidend; sie hatte sich kaum von der Seekrankheit erholt; manche Gerüchte über das Verhältniß des Königs zu seiner Buhlinn trübten auch die Aussicht auf die Zukunft; doch gab eine strenge Religiosität und ein unerschütterliches Pflichtgefühl der jungen Königinn Stärke, alles, auch das Härteste, zu ertragen.

Der König bezeugte übrigens seiner Gemahlinn alle mögliche Ehre und Aufmerksamkeit, bestimmte ihr große Einkünfte, gab ihr Antheil an den Regierungsgeschäften, berieth sich mit ihr über die wichtigsten Angelegenheiten, ertheilte ihr seine Befehle in entschei-

denden Augenblicken und führte, wenn er abwesend war, einen lebhaften Briefwechsel mit ihr, immer auf Dänisch, welche Sprache sie sehr schnell erlernte, wenn gleich man aus ihrem Styl die französische Weise und die niederländische Herkunft spüren konnte. Merkwürdig ist es, daß nach dem plötzlichen Tode der Düveke — der allgemeinen Meinung zufolge veranlaßt durch Gift — die Mutter derselben Siegbritt sogar in genauere Verbindung mit der Isabella kam, sei es, daß die Königinn ihrem Gemahl auch dieses Opfer brachte, oder, was wahrscheinlicher ist, daß die junge in Dänemark einsam dastehende Frau an der klugen und erfahrenen Landsmännin eine gute Stütze fand. Die Alte stand der Königinn bei der Geburt ihrer Kinder bei; ihr wurde die Erziehung des Prinzen Johann übergeben; der König theilte oft seiner Gemahlinn Befehle durch Siegbritt mit, empfahl auch derselben in gefährlichen Umständen, daß sie auf Siegbritt passe, „damit diese auch das Maul halte;“ der Klugheit und der Erfahrung dieser Frau ist es auch zuzuschreiben, daß die Königinn, die so jung war, als sie in die Ehe trat und die Krone empfing, sobald die Lage der Verhältnisse kennen lernte, so daß der König ihren Beistand und ihre Verwendung bei mehreren Gelegenheiten gebrauchen konnte. —

Die Zustände in Schweden wurden sehr drohend; der König gebrauchte Geld zu seinen Rüstungen wider die Aufrühreriſchen, und so erhielt Isabella öfters auf ziemlich unzarte Weise den Befehl, den Rest des ihr zustehenden Brautschatzes bei ihrem Bruder Carl einzufordern. Dies brachte sie oft in große Verlegenheit. So lange die Kaiserwahl noch unentschieden war, nahm Carl Rücksicht auf seinen Schwager, der durch seine Verbindungen sich für ihn verwenden konnte. Sobald er aber Kaiser geworden war, behandelte er ihn mit Kälte. Darüber mußte Isabella manches von dem Unmuth ihres Gemahls hören; ihr Beichtvater wurde entfernt und einer ihrer Hofbeamten wurde aus noch unerklärten Ursachen hingerichtet. Der burgundische Hof schrieb drohende Briefe an Christiern in dieser Angelegenheit; dadurch wurde Isabellas drückende Lage vergrößert. Sie hing ja mit kindlicher und dankbarer Liebe an ihrer mütterlichen Tante, mit schwesterlicher Anhänglichkeit an ihrem Bruder, während Pflicht und Neigung sie zu ihrem Gemahl hinzog.

Noch mehreres kam hinzu, um diesen von ihren Verwandten

zu entfernen. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland zogen sehr bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Da er Gelegenheit genug gehabt hatte, die Misbräuche des Clerus zu erfahren und mit redlichem Sinne auf die Beglückung der niedrig gestellten Bevölkerung hinarbeitete, war die Reformation der Kirche ihm eine sehr willkommene Erscheinung, er lud sogar Luther selbst ein (1519) nach Dänemark zu kommen, um die Kirchenverbesserung zu fördern. Erasmus, mit dem der König in Brügge Bekanntschaft machte, wo er ihn täglich zur Tafel zog, erzählt in einem Briefe an Hutten, daß Christiern ihm geäußert hätte: „Die Lage der Kirche wäre so schlimm, daß man durch gelinde Mittel nichts ausrichten könne, man müsse eine Radicalkur anwenden". Isabella, deren tief religiöses Gemüth sich in allen ihren Briefen ausspricht, wurde wahrscheinlich schon sehr früh für das reine Evangelium gewonnen, und sie hielt unter den schwierigsten Verhältnissen ihre Ueberzeugung fest mit der ganzen Stärke eines weiblichen Herzens.

Wie hart wurde von nun an das Schicksal der erlauchten Frau! Das Stockholmer Blutbad im November 1520 hatte manche Anhänger des Königs von ihm entfremdet. Bald nach seiner Rückkehr von Schweden zog sich auch in Dänemark ein Unwetter über sein Haupt zusammen, das sich um so erschütternder auf ihn entlud, je weniger er darauf vorbereitet war. Der Adel und die Geistlichkeit in Jütland kündigten ihm den Gehorsam auf (20. Jan. 1523) und beriefen seinen Oheim den Herzog Friedrich von Holstein auf den Thron. Merkwürdig genug war der Muth dem Könige im entscheidenden Augenblicke entfallen; er hätte den Bürger- und Bauernstand, der ihm für die zahlreichen Wohlthaten, die er empfangen, mit treuer Liebe anhing, zu wirksamer Vertheidigung aufrufen können; so aber verlor er die Fassung und entschloß sich mit Frau und drei Kindern (d. 14. April 1523) zu entweichen und in den Niederlanden Hülfe zu suchen. Der Reichsrath und Friedrich boten der Isabella an, im Lande zu bleiben und wollten ihr ein anständiges Leibgeding zusichern; sie wollte nichts davon hören, sondern folgte ihrem Manne mit unwandelbarer Treue in der Landflüchtigkeit und theilte mit ihm alle Leiden und Entbehrungen und Kränkungen mit der aufrichtigen Demuth einer christlichen Dulderinn. Die vielen Briefe aus der Verbannung, die jetzt zum Vorschein gekommen sind, geben ein glänzendes Zeugniß von der Treue und der klaren Einsicht dieser jungen Frau;

so schwach und zart ihre Gesundheit war, so stark war ihr Geist. Es ist kein übles Zeugniß für den König, daß eine Anzahl angesehener Männer, die sich von seinem Schicksal nicht trennen wollten, ihn begleiteten, mit diesen stand Isabella in steter Verbindung; der König ertheilte ihnen öfter seine Aufträge durch sie, und es ist bewunderungswürdig, mit welchem Verstand, Ruhe und Glaubenskraft die oft einsame Fürstinn die Unterhandlungen betrieb. Mit diesen Männern, Geistlichen und Weltlichen führte sie eine sehr lebhafte Correspondenz, immer um die Sache ihres Gemahls zu fördern; von ihnen empfing sie so manches Schreiben, das sie in ihrem Elende mit dem Evangelium herzlich tröstete.

Die Hinneigung des königlichen Paars zur lutherischen Lehre entfremdete ihnen ihre mächtigen Verwandten, und das Gerücht von der Grausamkeit des Königs machte, daß auch einige hochgestellte Genossen seines Glaubens sich scheu von ihm zurückzogen. Beständige Geldverlegenheiten lösten oft die Truppen auf, die er mühsam zusammengebracht hatte, um sein Reich wieder zu erobern. Nach einem kurzen Aufenthalt in den Niederlanden und England, von wo der König nach Spanien wollte, um Carl aufzusuchen, zogen sie nach Deutschland. Längere Zeit lebte die unglückliche Königinn am Hofe ihres Schwagers, des Churfürsten Joachim von Brandenburg, wo sie in der Schwester ihres Gemahls eine treue Anhängerinn der evangelischen Lehre hatte, während der König unruhig herumreiste, stets von dem Gedanken erfüllt, seine Reiche wieder zu erlangen. Aber auch der dortige Aufenthalt war für Isabella eine Quelle mancher Trübsal. Der Churfürst war dem Könige nicht gut. Oft wußte sie nicht, wo ihr Gatte weilte, und bei der drückenden Geldverlegenheit, worin sie sich befand, sah sie sich mehrmals genöthigt, ihre Kleinodien zu verkaufen. Trotzdem athmen ihre vielen Briefe die innigste Zärtlichkeit für den König. Sie warnte ihn oft, daß er sich vorsehe, denn sie wisse, daß Viele ihm nach dem Leben stehen; sie bittet ihn unaufhörlich, daß er sie zu sich kommen lasse, denn sie wolle lieber bei ihm bleiben und leiden, was es auch wäre, als getrennt von ihm leben: „Ich sehne mich zum Tode,“ schreibt sie, „wofern Eure Gnaden mir nicht bald Nachricht zukommen lassen.“ — „Ich weiß nicht, wo ich besser sein kann als bei Euren Gnaden.“ — Auf seinen Reisen durch Deutschland lernte Christiern auch Luther und Melanchthon persönlich kennen und hörte den Ersteren predigen. „Ich hatte,“ schreibt er,

„noch nie Jemand also das Evangelium predigen hören; ich bin bereit, Alles zu leiden, da Christus so viel für uns gelitten." Daß es vom Könige ernstlich gemeint war, leidet keinen Zweifel. Er suchte ja auf eigene Kosten die Bibel durch Hans Mikkelsen, früher Bürgermeister zu Malmö, ins Dänische übersetzen zu lassen und sandte seiner Gemahlinn die einzelnen Bogen, welche erschienen, wie auch andere evangelische Schriften. Luther hatte auch die beste Hoffnung von der Bekehrung des Königs und äußerte einmal: „Gott möge vielleicht ein seltenes Wildprett, das heißt einen König und eine Königinn in den Himmel haben wollen; und das den König, von dem man es am wenigsten gehofft hätte; so wunderbar ist Er zu täuschen der Menschen Gedanken." Der König arbeitete sogar selbst an der Uebersetzung mehrerer alttestamentlichen Bücher, was man aus seinen Briefen sieht. Auch spricht er sich hinsichtlich ihrer Besorgnisse um sein Leben in einer wahrhaft gottesfürchtigen Weise aus. Aber seine unstäte Sinnesweise und sein beständiges Trachten, den verlorenen Thron wieder zu bekommen, wobei er auf den Kaiser und andre streng katholische Fürsten hoffte, ließen ihn die gewonnene Ueberzeugung nicht festhalten. Anders war es mit Elisabeth. Sie ergriff das reine Evangelium mit der Innigkeit eines weiblichen Gemüthes, suchte ihren Trost und ihre Erhebung darin und bewahrte ihren Glauben unter den härtesten Prüfungen, ja unter den größten Anfechtungen.

Wahrhaft erhebend ist es, wenn wir hören, wie Isabella auf den Wunsch ihres Gemahls den Nürnberger Reichstag (1524) besuchte, um dort seine Sache zu führen und ihm Freunde zu erwecken. Die einfachen aber beredten Worte der frommen tiefgebeugten Frau machten einen gewaltigen Eindruck auf die glänzende Versammlung, und Wenige waren, deren Augen sich nicht mit Thränen gefüllt hatten, allein der Ruf ihres Gatten war so übel, und alle Hoffnung schlug fehl. Da hier viele Anhänger der reinen Lehre um ihren Glauben zu bezeugen, öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen, so verbarg auch Elisabeth ihre Ueberzeugung nicht in der entscheidenden Stunde. Von ihrem Herzen getrieben und zugleich dem Rathe ihres Gatten folgend, beichtete sie vor Osiander und nahm das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn. Ihrem Bruder, König Ferdinand, der, hierüber aufs äußerste erbittert, sie nicht mehr als seine Schwester betrachten

wollte, antwortete sie mit christlicher Demuth und Zuversicht: „Unsre gemeinsame Mutter hat uns doch Beide als leibliche Geschwister zur Welt gebracht. Ich will mich an Gottes Wort halten, und darin Gott und keinen Menschen anerkennen; in allen andern Dingen will ich mich gern meinem Bruder unterwerfen und ihm gehorchen. Will er mich als seine Schwester verläugnen, so mag er es thun; ich werde das Gott anheimstellen."

Nach unausgesetzten Unterhandlungen, wobei sie eine ausführliche Correspondenz übernehmen mußte, kam sie sehr leidend nach den Niederlanden, wo Margarethe ihr und ihren Kindern das freundliche Städtchen Lier in der jetzigen Provinz Antwerpen zum Aufenthalt anwies und für eine anständige Hofhaltung Sorge trug. Inzwischen war Isabellens Gesundheit von Kummer und Sorge, sowie von Anstrengungen in der Sache ihres Gatten gänzlich zerrüttet worden. Vergebens hatte man die Bäder in Aachen versucht. Doch noch war ihr flüchtiges Umherirren nicht zu Ende. Vermuthlich, um Geld aufzubringen, mußte sie wieder nach Deutschland, und im November 1524 finden wir sie wieder in Berlin. Schon im nächsten Monat kehrte sie indeß mit ihrem Gatten nach Lier zurück.

Im Mai 1525 holte die Statthalterinn die Kinder, damit sie wegen der schwächlichen Gesundheit der Königinn in Mecheln erzogen würden. Natürlich war dies ein harter Schlag für das liebende Mutterherz. Bald kamen Seelenleiden hinzu, welche aus neuen widerwärtigen Verwickelungen ihres Gatten hervorgingen. Gegen Ende des Jahres reiste Christiern mit der kranken Königinn nach Zwynarde, einem Kloster unweit Gent, mit dessen Abte Gerhard der König befreundet war. Sie kamen dort den 5. December 1525 an. Isabella fühlte, daß ihre Tage gezählt seien und wünschte innigst ihre Kinder zu sehen. Margaretha sandte sie nebst mehreren Hofleuten und einem Geistlichen, der sie mit der römischen Kirche vereinigen sollte. Wie zärtlich sie ihren Gatten liebte, davon zeugt ein noch aufbewahrter Brief, welchen die Königinn fünf Tage vor ihrem Tode geschrieben, und in welchem sie die Angelegenheiten ihres Gatten der Fürsorge Margarethens empfahl. Ihrer evangelischen Ueberzeugung blieb sie treu. Der König hatte ihren Beichtvater Hans Möenbo aufgefordert, nach Zwynarde zu kommen, um zu ihren Diensten zu sein, doch ist es ungewiß, ob er früh genug kam. Sie starb den 19. Januar 1526.

Ihr Gatte schildert ihren Tod in einem Briefe an Luther (den 28. Januar 1526) mit folgenden Worten: „Aber in dem Maße, als ihre Krankheit zunahm, hat sich unsere Gemahlinn Gott, unserm Vater, und Christo, unserm Erlöser, ganz und gar hingegeben, Herz und Sinn auf ihn allein in einem festen Glauben gestellt, alle Menschen um Verzeihung gebeten und von Jedem demüthig begehrt, daß er in der Fürbitte für sie zu dem Allmächtigen beständig anhalte, damit er ihr seine göttliche Gnade verleihe um einen wahren, starken, festen Glauben an ihn zu haben, sich seiner grundlosen Barmherzigkeit zu getrösten und gern nach seinem Willen den Tod zu erleiden u. s. w. Und da nun die Schwäche immer mehr zunahm, hat Frau Margarethe ihr Gefolge und andere vornehme Leute zu ihr geschickt, welche sie bereden sollten, den papistischen antichristlichen Glaubensweg zu betreten. So hat denn Gott nach seiner Milde unserer Gemahlinn die Sprache zu rechter Zeit genommen, so daß sie ihnen keine Antwort darauf gab; nichts desto weniger haben sie sie mit Oel bestrichen und mit Ueberredungen nicht nachgelassen. Aber sie hatte zuvor mit inniger Sehnsucht, festem Glauben und wohl bedachtem Muth das heilige hochwürdige Sacrament nach rechter christlicher Weise genommen, und da einer unserer Prediger sie nach Gottes Wort ermahnte, versprach sie uns beständig in einem rechten starken Glauben an den Herrn zu bleiben und auf den Aberglauben der Andern nicht zu antworten, bis sie ganz sprachlos wurde. Sie nahm aber mit vielen Zeichen eines wahren Glaubens zuletzt Abschied von der Welt den 19. Januar. Der Allmächtige sei ihrer Seele gnädig in aller Ewigkeit. Aber wir haben die unzweifelhafte Hoffnung, daß sie ein Kind der ewigen Seligkeit ist. Dazu helfe uns Gott. Amen."

Der König wollte jedoch nicht diesen Brief sogleich bekannt gemacht haben. Denn dem burgundischen Hofe mußte es unangenehm sein, wenn man erführe, daß eine Schwester des Kaisers, des ersten Vertheidigers der katholischen Kirche, als Ketzerinn gestorben sei. Man ließ daher auch eine Beschreibung ihres Todes von Thomas Blankaert, Rektor und Notar in Zwynarde, verfassen, zufolge welcher sie im katholischen Glauben starb.[1]) Ihr Tod

[1]) Dieser Bericht auf Pergament geschrieben wurde in dem Sarg der Königinn gefunden, als die Kaiserinn Maria Theresia bei einem Besuche in Gent den Sarg öffnen ließ.

erregte allgemeines Bedauern; in Belgien, Spanien, Oesterreich, ja selbst in Dänemark wurden Seelenmessen für sie gelesen. Luther gedenkt ihres Lebens und Todes mit großer Hochachtung; selbst Heinrich VIII. war bewegt. Sie wurde mit königlicher Pracht in Gent begraben, wo ihr kostbares Monument stand, bis die Franzosen Gent im Jahre 1810 eroberten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kirche in ein Magazin verwandelt, und die Soldaten raubten Alles, was an Silber und Kupfer werthvoll war. Der Prediger an der Petri-Kirche Malingie nahm sich der Gebeine der edlen Königinn an und ließ sie in der restaurirten Kirche beisetzen, wo sie sich noch befinden. Die Versuche, den irdischen Ueberresten einer der edelsten Persönlichkeiten ihrer Zeit ein würdigeres Begräbniß zu verschaffen, sind bisher mißlungen.

C. H. Kalkar in Kopenhagen.

---

## 282. Argula von Grumbach.

15. September.

In keinem Theile von Süddeutschland ist die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts von der mit der Hierarchie verbündeten weltlichen Macht energischer bekämpft und unterdrückt worden, als in Bayern. Ueberzeugt, daß der Landesherr nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, die hergebrachte Religion aufrecht zu erhalten, und entschlossen, alle entgegengesetzten Regungen im Keime zu ersticken, hatten die von ihrer Universität Ingolstadt geleiteten herzoglichen Brüder, Wilhem IV. und dessen Mitregent Ludwig, am Aschermittwoch des J. 1522 jenes erste Mandat gegen Luther und seine Anhänger erlassen, in welchem sie allen ihren Unterthanen unter Androhung schwerer Pönen geboten, bei dem Glauben ihrer Voreltern zu verharren. Von da ab begann jenes unerbittlich strenge Verfahren, dessen consequenter, vor keinem Mittel zurückscheuender Durchführung Herzog Wilhelm den Beinamen des „Standhaften" verdankt. Viele mußten damals, nachdem sie abgeschworen, als Verbannte „über die vier Wälder" wandern; wer zu widerrufen sich weigerte, war der Censur und nach Umständen dem Henker verfallen. Der fromme Leonhard Käser, der in Schärding den Holzstoß hat besteigen müssen, ist nicht das einzige Opfer des Fanatismus gewesen; in München allein

wurden 29, in Landsberg 9 Menschen gleichzeitig hingerichtet, weil sie die Lehre Luthers verbreitet hatten.

In diese Zeit der Verfolgung ist das Leben der Wahrheitszeugin gefallen, welche hier geschildert werden soll.

Argula von Grumbach, geb. Freiin von Stauffen, erblickte das Licht der Welt um das J. 1492. Ihr Vater, Bernhardin von Stauffen, Freiherr zu Ehrenfels, war der Sohn eines von den sogenannten „drei großen bayerischen Hansen" und gehörte zu den ritterlichsten Männern seiner Zeit; denn er hat in vielen Turnieren geglänzt und manchen „Dank" davon getragen; ihre Mutter Katharina war eine geborne von Törring. Die Anfänge ihres Lebens trafen mit Ereignissen zusammen, welche fast den völligen Ruin des Hauses zur Folge gehabt hätten; denn in den ersten Tagen des Jahres 1492 sah Bernhardin als eines von den Häuptern des von dem Kaiser begünstigten, von Herzog Albrecht befehdeten „Löwenbundes" seine Burgen zerstört, seinen Wohlstand untergraben. Darauf bezieht sich, was Argula später an einen ihrer Verwandten geschrieben hat: „Ihr wisset, daß mein Vater unter den Heeren von Bayern verdorben, und seine Kinder zu Bettlern worden sind." Je weniger glänzend aber in Folge dessen die äußeren Verhältnisse waren, unter welchen sie aufwuchs, desto früher war sie bereits in den Besitz eines Schatzes gekommen, welchen sie seiner Zeit nach Gebühr zu würdigen gelernt hat. Sie hatte eben das zehnte Lebensjahr erreicht, als ihr würdiger Vater ihr eine von jenen Bibelübersetzungen, deren es schon vor Luther gab, zum Geschenke machte und ihr „hoch befahl, dieselbe fleißig zu lesen." Daß sie ihm leider nicht gefolgt, weil die Geistlichen, besonders die Bettelmönche, ihr eingeredet, „sie verführe sich," fiel ihr in der Folge schwer auf's Herz. Der Herr hat sie aber früh genug in seine Schule genommen, damit die Anfechtung sie auf's Wort merken lehre; denn ehe sie noch völlig herangereift war, wurden ihr in Zeit von fünf Tagen beide Aeltern durch den Tod entrissen. Und noch war das Maß ihres Unglücks nicht voll. Der einzige Blutsverwandte, welcher sich der älternlosen Waisen mit Rath und That hätte annehmen können, war ihr mächtiger Oheim Hieronymus von Stauffen. Als nun aber dieser zur Besiegelung der zwischen den herzoglichen Brüdern geschlossenen Versöhnung 1516 auf dem Blutgerüste hatte sterben müssen, würde sie mit ihren sechs Geschwistern ganz verlassen da gestanden sein, hätte nicht,

vielleicht durch eine Gewissensregung dazu angetrieben, Herzog Wilhelm Argula an den Hof gezogen und für ihr weiteres Fortkommen gesorgt. „Es ist mir noch unvergessen," schreibt sie später an ihn, „daß ich nach Absterben Vater und Mutter Euer Fürstl. Gnaden als oberstem Vormünder befohlen und in meinem Elend von Denselben getröstet wurde, mit diesen Worten: Ich sollte nicht also weinen, Sie wollten nicht allein mein Landesfürst, sondern auch mein Vater sein." — So blieb sie nun im Frauen-Zimmer der Herzogin Mutter und lernte bei ihr „Zucht und göttliche Furcht." Nie hat sie sich daran erinnern können, ohne mit dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit hinzuzusetzen: „Gott sei ihre Belohnung, hie in der Zeit, und dort in Ewigkeit!"

Am herzoglichen Hofe war es auch, wo ihr späteres Lebensschicksal sich entschied. Angezogen durch ihre Schönheit und ihren Verstand, warb Friedrich von Grumbach, ein fränkischer Edelmann, welcher zugleich in Bayern begütert und herzoglicher Pfleger zu Altmannstein war, um ihre Hand und erhielt sie. Zwei Söhne und zwei Töchter waren die Frucht dieser Ehe; auch mit irdischen Gütern wäre die Familie reich gesegnet gewesen, hätte sie nicht mit der Zeit in Franken große Einbußen erlitten. Was Argula ihrem Gatten und seinem Hause war, darüber hat sie selbst sich einmal vernehmen lassen, als später ein Pasquillant sie beschuldigte, daß sie über ihrem Disputiren ihre Obliegenheiten als Gattin und Hausfrau vernachlässige. „Dieser Meister von hohen Sinnen," sagt sie, „will mich lehren haushalten und spinnen. Thu' doch täglich damit umgahn, daß ich nicht wohl vergessen kann." Was ihren Mann betreffe, so sei ihr Herz und Gemüth dazu geneigt, ihm gehorsamlich mit ganzer Freude zu dienen; sollte sie es nicht gethan haben, so wäre es ihr leid; sie glaube aber, es sei am Tag, daß er keine Klage über sie führe. „Hoff', Gott werd' mich auch lehren wohl, wie ich mich gegen ihn halten soll."

Während aber Argula im häuslichen Kreise als geschäftige Martha waltete, gab sie sich zugleich als eine den himmlischen Dingen zugewandte Maria mit allem Verlangen eines Wahrheit suchenden Gemüths dem Einen, was noth ist, hin. Luthers gewaltige Stimme war auch zu ihren Ohren gedrungen; das Leben an dem streng katholischen Hofe hatte ihre Sinne nicht verwirrt; sie griff jetzt wieder nach ihrer Bibel, verglich, was sie las, mit der aus seinen Schriften, diesen „Leitbächlein zum Worte Gottes," wie

sie dieselben später genannt hat, geschöpften Lehre des Wittenberger Reformators, und bald war sie so fest von der Schriftmäßigkeit der letzteren überzeugt, daß sie das kühne Wort aussprechen konnte: „Und ob's gleich dazu käme, daß Luther widerriefe, soll es mir nichts zu schaffen geben. Ich bau nicht auf seinen, meinen, oder irgend eines Menschen Verstand, sondern auf den wahren Felsen Christum selbst.“ Nachdem aber sie zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gelangt war, fühlte sie sich in ihrem Gewissen gedrungen, dieselbe auch Andern mitzutheilen. Während ihr gleichgesinnter älterer Bruder Bernhardin seit dem J. 1520 zuerst auf seinem Gute Beratshausen einen von den Bewohnern der Umgegend fleißig besuchten evangelischen Gottesdienst eingerichtet hatte und späterhin auch in seinem Hause zu Regensburg einen eigenen lutherischen Prediger hielt, ließ Argula es sich nicht nehmen, in Dietfurt, wo ihr Mann jetzt Pfleger war, als Lehrerin aufzutreten, was in Bayern nicht geringes Aufsehen erregte.

Ihr Bekenntnißtrieb sollte aber bald Gelegenheit finden, sich in noch weiteren Kreisen zu bethätigen. Am 7. Sept. 1523 stand ein junger Geselle, M. Arsatius Seehofer, eines Münchner Bürgers Sohn, des Lutherthums angeklagt, vor dem Ketzergerichte der Universität Ingolstadt. Von Wittenberg zurückgekehrt, wo er Luther und Melanchthon gehört, hatte er durch Collegien, welche er über die Episteln des h. Paulus las, das reine Wort Gottes zu verbreiten gesucht, war aber bald darauf verhaftet worden und so lange eingekerkert gewesen, bis des Herzogs Befehl ihn befreite. In der Zwischenzeit hatte die theologische Facultät „mit inbrünstigem, ernstlichem Fleiß“ aus den Papieren des Angeklagten 17 — meist paulinische Sätze gezogen und dieselben als ketzerisch verdammt. Seehofer, noch zu jung und unreif, als daß er durch die drohenden Geberden der Inquisitoren nicht hätte eingeschüchtert werden sollen, ließ sich bei dem mit ihm angestellten Verhöre zum Widerruf drängen und sprach die ihm vorgeschriebenen Worte nach, daß Alles, was er geredet und geschrieben, „eine rechte Erzketzerei und Büberei“ sei; aber nachdem es geschehen war, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, so daß schon damals ein Jurist meinte: es scheine, daß er doch noch ein Ketzer sei. Von einer Disputation oder Widerlegung war natürlich keine Rede gewesen. Im Kloster Ettal, wo er „Andern zum Ebenbild mit seinem Selbst-

leib" sich stellen mußte, sollte nun die letzte Hand an das gewaltthätige Werk seiner Bekehrung gelegt werden.

Die erste Kunde von diesem Vorgang erhielt Argula durch einen Bürger der Stadt Nürnberg, welcher bei diesem Anlaß sich zugleich ziemlich spöttisch über den Herzog von Bayern und seine Universität ausließ. Es ist ein Zeichen ihrer treuen Gesinnung, daß sie sich vor Allem ihres Landesfürsten annahm und, so weit es möglich war, denselben zu entschuldigen suchte. Er sei es ja gewesen, erwiederte sie, welcher den Gefangenen aus der Haft befreit habe, und wenn nicht treulose Rathgeber ihn irre geleitet hätten, so würde er bei seinem christlichen Gemüth gewiß nicht in das grausame und gottlose Verfahren der hohen Schule gewilligt haben. Was Seehofer betrifft, so hofft sie „daß noch viel Gutes aus diesem Jüngling kommen, und daß Gott, welcher nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, ihn noch ansehen werde mit den Augen seiner Barmherzigkeit, als Petrum, der den Herrn zu dreien Malen verläugnet:" eine Ahnung, welche, beiläufig gesagt, in Erfüllung gegangen ist, als er glücklich aus dem Kloster entkam und, von Luther absolvirt, zuerst in Preußen das Evangelium predigte, zuletzt als Pfarrer zu Winnenden in Württemberg starb. Nichtsdestoweniger befand sich Argula in großer Unruhe; denn ihr Herz war entbrannt über die „verstockten und erblindeten Herzen" derjenigen, durch welche „das achtzehnjährige Kind" zur Verläugnung gezwungen worden war, und sie würde unverzüglich die Feder ergriffen haben, um öffentliche Rechenschaft von ihnen zu fordern, hätte nicht das apostolische Wort: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine!" sie davon abgehalten. Später warf sie wohl mit glücklichem Humor den Vers hin: „Ihr seid dermaßen von Gott geschlagen, daß euch nur müssen Weiber plagen;" aber jetzt war sie über ihren inneren Beruf zu einem so ungewöhnlichen Schritte noch nicht in's Klare gekommen. „Niedergedrückten Geistes und in Schwermuth" brachte sie eine Woche hin; als sie aber auch jetzt noch keinen Mann sah, „der reden wollte oder durfte," (denn Luthers vernichtende Schrift „wider das blind und toll Verdammniß der 17 Artikel, von der elenden, schändlichen Universität zu Ingolstadt ausgangen," erschien erst ein Jahr später,) faßte sie sich ein Herz und schrieb unter feierlicher Berufung auf die Sprüche heiliger Schrift, in welchen alle Gläubigen ohne Unterschied des Geschlechts vermahnt werden, Jesum

Christum vor den Menschen zu bekennen, am 14. Sept. 1523 ihre berühmte Strafepistel an die hohe Schule zu Ingolstadt nieder. Dieses wie alle ihre Schriftstücke sind merkwürdige Zeugnisse der Bibelfestigkeit und eines fast männlichen Glaubensmuths. „Wie werdet ihr," redet sie die Gegner an, „bestehen mit eurer hohen Schul, daß ihr so thöricht und gewaltiglich handelt wider das Wort Gottes und mit Gewalt zwinget, das heilig Evangelium in der Hand zu halten, dasselbige dazu zu verläugnen, als ihr denn mit Arsatio Seehofer gethan habt, und ihm einen solchen Eid und Verschreibung fürgehalten, mit Gefängniß und Dräuung des Feuers dazu gezwungen, Christum und sein Wort zu verläugnen? Ja so ich's also betrachte, so erzittert mein Herz und alle meine Glieder. Was lehret dich Luther und Melanchthon anders, denn das Wort Gottes? Ihr verdammet sie unüberwunden; hat euch das Christus gelehret, oder seine Apostel, Propheten, oder Evangelisten? Zeiget mir, wo es stehet? Ihr hohen Meister, ich finde es an keinem Ort der Bibel, daß Christus, noch seine Apostel oder Propheten gekerkert, gebrennet noch gemordet haben." In diesem Tone fährt sie fort. „Um eine Hand voll Gerste und Stück Brod erschlagen sie die Seelen, die da nicht sterben, und sagen lebendig die Seelen, die da nicht leben." Aber man solle nur ja nicht denken, als ob das Evangelium ihnen weichen werde. „Weder des Papstes Decretal, noch Aristoteles, der nie kein Christ worden ist, vermögen mit sammt euch nicht, Gott, seine Propheten und Apostel vom Himmel zu stoßen und aus der Welt zu treiben; es geschieht nicht. Bitt euch, meine liebe Herrn, ihn länger bleiben zu lassen." Nach solchen ironischen Wendungen immer wieder in den ernstesten Ton übergehend, redet sie die Widersacher an: „Ihr Heuchler! ihr habt zu nichte gemacht das Gebot Gottes von wegen eurer Auffätze; es heißt aber vergeblich geehret, wenn man ihn verehret mit Menschengeboten!" Sie klagt nicht ihre Landesherrn an, sondern deren blinde Leiter. „Mich erbarmen unsre Fürsten, daß ihr sie so jämmerlich verführet und betrüget." Sie zürnt über die große Untreue, daß man sie und ihre löbliche Universität zur Nachrede der ganzen Welt mache, daß sie niemand Getreues haben, welches sie der Wahrheit berichte, und daß ihre Pfenninge, so man täglich von ihnen abreißt, viel mehr denn sie geliebt werden: „ich bin Willens," setzt sie hinzu, „ihnen solches zu schreiben; denn sie vor andern Geschäften nicht über dem Lesen sitzen mögen, wiewohl ja

das Wort Gottes das nöthigste wäre; aber sie verlassen sich auf euch als die Schriftweisen" ... Zuletzt fordert sie „durch das Urtheil und bei der Gerechtigkeit Gottes" die Universität auf, ihr diejenigen Artikel Luthers oder Melanchthons, welche ketzerisch sein sollten, schriftlich anzuzeigen; Hieronymus habe sich auch nicht geschämt, an Frauen zu schreiben, ja unser Herr Christus selbst habe Mariä Magdalenä und dem Fräulein bei dem Brunnen gepredigt. Sie erbietet sich aber auch zugleich, persönlich, und zwar am liebsten in Gegenwart ihrer drei Fürsten und der ganzen Gemeinde, Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben; denn sie schäme sich des Evangeliums von Christo nicht, fürchte sich auch nicht vor den hohen Meistern, wenn anders dieselben nicht gewaltiglich mit Gefängniß oder dem Feuer unterweisen wollten. „Ich kann zwar," bemerkt sie gelegentlich, „kein Latein, aber ihr könnt teutsch, in dieser Zung geboren und erzogen." Der prophetische Zuruf: „Kehrt wieder, kehret wieder zu dem Herrn; denn er ist gütig und barmherzig!" bildet einen der letzten Gedanken des muthigen Schreibens.

Der Inhalt desselben war bald in die Oeffentlichkeit gedrungen. Weil man aber manchen ihrer Aeußerungen eine falsche Deutung unterlegte, so glaubte Argula, „nicht um sich zu verantworten, wohl aber um Aergerniß zu verhüten," auch dem Rathe von Ingolstadt eine Copie ihres Fehdebriefs mittheilen zu sollen. Begleitet war dieselbe von einem Schreiben, in welchem sie erklärte, daß sie als eine getaufte Christin, welche dem Teufel, so wie all' seinem Pomp und Gespenst, widersagt, und als eine von den Töchtern, von welchen Gott durch Joel vorher verkündigt, daß sie aus Antrieb des heil. Geistes weissagen würden, nur gethan habe, was sie nicht hätte unterlassen dürfen. Freilich seien darob Etliche so sehr erzürnt, daß sie nicht wüßten, wie sie es nur schickten, daß sie vom Leben zum Tod käme; aber sie fürchte sich nicht vor tausend; denn sie sei in Gottes Händen, und wie gewaltsam auch ihre Fürsten handeln müßten, wollten sie anders vor dem Laufen ihrer Widersacher Ruhe haben: man würde ja, wenn sie die Gnade hätte, um des Namens Christi willen den Tod zu leiden, nicht einmal einen Gewinn davon haben, sondern nur bewirken, daß desto mehr Herzen erweckt, und tausend andre Weiber, welche belesener und geschickter seien, wider sie schreiben würden. Ihren Verfolgern, welche nicht wüßten, was sie thun, wolle Gott

verzeihen und sie erleuchten; die Herren des Raths aber möchten sich wohl vorsehen, daß sie nicht sammt ihnen verderben!

Antwort erhielt Argula weder von dem Rath, noch von der Universität. Ob Dr. Eck sich für ihr unbequemes Schreiben durch Uebersendung eines Rockens mit Spindel an ihr zu rächen gesucht, muß als nicht beglaubigt dahingestellt bleiben. Ein kümmerliches, mit unwürdigen Schmähungen angefülltes Product in Knittelversen („ein Spruch von der Staufferin ihres Disputirens halber"), in welchem sie zum Spinnen, Haubenstricken und Bortenwirken aufgefordert wird, war das einzige unmittelbare Lebenszeichen der Gegner. Der Verfasser hatte nicht gewagt, sich zu nennen, sondern unter dem fingirten Namen M. Johann von Landshut geschrieben. Argula antwortete, den Rath Salomo's befolgend, „dem Narren nach seiner Narrheit," und zwar in demselben Versmaß, worauf er verstummte.

Dem Herzog Wilhelm hatte sie schon bald nach ihrem ersten öffentlichen Auftreten ihr Herz ausgeschüttet und ihn „um Gottes willen" gebeten, dem Evangelium freien Lauf zu lassen: so werde Glück und Heil über Land und Leute kommen; wo nicht, so werde Gott es nicht ungerochen lassen. Gestützt auf den Grundsatz, „daß nicht den weltlichen Herren das Wort Gottes unterworfen sein soll, sondern sie demselben getreuen und gewissen Wort Gottes," ruft sie mit unerschrockenem Freimuth aus: „O ihr Fürsten, wollte Gott, daß eure Augen aufgethan würden!" Sie giebt dem Herzog die feierliche Versicherung, daß sie schon aus Dankbarkeit für die empfangene Gutthat ihm als ihrem Bruder in Christo die Wahrheit nicht habe vorenthalten dürfen und bittet ihn, zu Herzen zu nehmen, daß Gott fürwahr die Seelen seiner Unterthanen aus seiner Hand fordern werde. — Vor Gott demüthig wie ein Kind und auf das tiefste davon durchdrungen, „daß sie aus sich selbst nichts Gutes zu thun vermöge, denn sündigen," hat sie in dem Bewußtsein, daß sie die Sache Christi zu vertreten gewürdigt sei, selbst einem Mächtigen der Erde gegenüber sich zu dem kühnsten Vertrauen erhoben.

Argula's Lage fing jetzt an bedenklich zu werden. Der mächtige Kanzler von Eck stellte dem Herzog vor, daß im Interesse der obrigkeitlichen Autorität das Religionsmandat, obgleich sie ein Weib sei, auch auf sie angewendet werden müsse, und letzterer, um so entrüsteter über „das ungeschickte Schreiben der Grumbacherin,"

da sie einst seine Schutzbefohlene gewesen, suchte sofort seinen Bruder Ludwig dahin zu bestimmen, daß er ihren Mann vorfordre, ihn befrage, warum er solches seinem Weibe gestatte? und denselben „von Stund an seines Amtes entsetze, ihre Bestrafung aber vorbehalte." An ihrem Manne hatte Argula keine Stütze. Er ließ sie zwar nicht einmauern, wie man ihm freundschaftlich gerathen haben soll; aber „er that," wie sie einmal ihrem Vetter Adam von Törring klagte, „leider sehr viel dazu, daß er Christum in ihr verfolgte." Letzterer, pfalzneuburgischer Statthalter, war „als eingesippter Freund" sehr ungehalten darüber, daß sie sich so vieler Schmach aussetze; sie dankt ihm für seine Theilnahme, giebt ihm aber zugleich die beruhigende Versicherung, daß sie bereit sei, um ihres Bekenntnisses willen Alles über sich ergehen zu lassen. „Und ob es gleich dazu käme, daß ich darob müßte zu Grunde gehen: hätte ich die Gnade, wie ein Edel-Kleinod müßte meine Seele Gott dem Herrn sein!" Auch ihre Kinder machen ihr, obwohl nunmehr „die Pfaffen zu Würzburg" ihres jungen Herrn Gut auch verzehrt haben, keine Unruhe. „Meine Kindlein wird der Herr schon versorgen und die speisen mit den Vögeln in der Luft, auch die bekleiden mit den Blümlein des Feldes; er hat's gesagt, er kann nicht lügen." Schließlich giebt sie ihrem „herzlieben Vetter" noch zu erkennen, was sie von ihm erwarte. Für sie möge er Gott ernstlich bitten, daß er ihr den Glauben mehre; er selbst aber solle doch ja nicht unterlassen, vor seinem Ende die Bibel, oder wenigstens die vier Evangelisten noch hinauszulesen: er habe lange genug den Fürsten berathschlagt, er solle nun anfangen, seine unsterbliche Seele zu berathen: dadurch werde er zugleich in seinem Regiment viel Nutzen schaffen.

Daß diese außergewöhnliche Frau auch die allgemeinen Angelegenheiten nicht aus den Augen ließ, beweisen u. A. die zwei vertrauensvollen Schreiben, welche sie im J. 1523 an den Kurfürsten Friedrich und den Pfalzgrafen Johannes gerichtet hat. Wie sie anderswo gesagt, es sei zu wünschen, daß der Reichstag nicht vergeblich seinen Namen habe, sondern uns reich mache an Seele und Leib, so sieht sie nun zu beiden Reichsfürsten mit der gewissen Zuversicht auf, daß sie fröhlich und ohne Zittern vor alle gewaltigen Angesichter treten werden. Ein öffentliches Sendschreiben andrer Art hat sie ein Jahr später „an die von Regensburg" ergehen lassen, weil „aus Anrichtung des Satans" diese Reichsstadt allein unter allen übrigen den Lauf des heil. Evangelii verhinderte. Die meisten

Briefe aber hat sie wohl mit den Wittenbergern gewechselt. Mit dem Manne, von welchem sie einmal sagt: „er hat mich durch Gottes Wort wiedergeboren," mit Luther, „dem getreuen Arbeiter des Evangelii," welchem sie für seine gerechte Bibelverdeutschung und Alles, was Gott durch ihn gewirkt, Gottes Lohn in Zeit und Ewigkeit wünscht, war sie schon seit 1522 in brieflichen Verkehr getreten. Damals hatte sie ihm fröhlichen Herzens melden können, „daß das Evangelium fruchtbar im Lande sei;" später holte sie sich Trost bei ihm. Luther nennt sie „die Jüngerin Christi, Argula," und fordert Spalatin auf, sich mit den Engeln über sie zu freuen als über eine sündige Tochter Adams, welche eine Tochter Gottes geworden sei, sie selbst aber, wenn er sie erreichen könne, von seinetwegen zu grüßen und in Christi Namen zu trösten. Daß sie sehr bekannt mit ihm gewesen sein muß, darf man auch aus dem Umstand schließen, daß sie als eine abgesagte Feindin der „Teufelslehre" vom Cölibat (1. Tim. 4, 1 ff.) ihn zu einer Zeit, wo er selbst noch nicht daran dachte, aufforderte, in den heiligen Ehestand zu treten. Persönlich scheint sie ihn kennen gelernt zu haben, als sie während des Augsburger Reichstags ihn in Coburg besuchte. Schon zwei Jahre früher hatte Luther an Spalatin geschrieben: „Aus dem beiliegenden Briefe unsrer Argula wirst Du ersehen, was das gottselige Weib zu ertragen und zu erdulden hat;" jetzt hatten ihre Anfechtungen den höchsten Grad erreicht. Von allen Seiten angefeindet, vom Klerus verunglimpft und von der weltlichen Gewalt mit Argusaugen überwacht, bedurfte sie mehr als je des Trostes der Gemeinschaft; aber sie stand, von Gleichgesinnten verlassen, wie in einer Wüste da. „Daß ich doch," hört man sie einmal ausrufen, „Einen erführe, der sich annehme die Bibel zu lesen, auch sich gewißlich erkundigte, was der Befehl Gottes wäre!" Von allen Seiten her vernimmt sie nichts, als die gemeine Rede: „ich glaub', was meine Aeltern geglaubt haben;" darin stimmten die Fürsten und der meiste Adel überein: darum seien auch alle Stände so voll von Buben und Bübinnen. Ohne Zweifel gebe es zwar auch viele „heimliche Jünger des Herrn;" aber diesen unmännlichen Männern sei ein Schloß vor den Mund gelegt; „Gott schicke ihnen einen herzhaftigen Geist!" Die inneren Zustände des Landes mißfielen ihr auf das äußerste; dennoch blieb ihr Muth ungebrochen. Was sie während des Augsburger Reichstags an Spalatin geschrieben: „Fürchtet euch nicht, die Sache ist Gottes, der sie in uns ohne uns angefangen hat, der

weiß und wird uns wohl beschützen; er schläft nicht, der da behütet Israel, die Sache ist sein; er wird den Streit wohl stillen und hinausführen," das stand ihr auch unter den mißlichsten Umständen fest. Weil sie nun aber eben deshalb sich weder durch Warnungen noch durch Drohungen abhalten ließ, die Lehre Luthers zu bekennen und zu verbreiten, so wurde sie endlich (man weiß nicht, in welchem Jahre) des Landes verwiesen und ihr Sohn Hans Georg aus dem herzoglichen Dienste entlassen. Daß es so kommen würde, hatte sie längst vorhergesehen. „Wir müssen ja", sprach sie schon vor Jahren, „Alles verlassen, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kinder, Gut, Leib, Leben." Von ihren letzten Schicksalen ist nichts bekannt, als daß sie sich nach Franken gewendet und, nachdem sie noch den Passauer Vertrag und den Regierungsantritt des milderen Albrecht erlebt, auf evangelischem Grund und Boden ihren unruhvollen Erdenlauf beschlossen hat. Ihr Mann war ihr, man sagt, um 1530, bereits vorangegangen; sie selbst starb 1554 in Zeilitzheim unweit Schweinfurt, wo sie auch begraben liegt. Der Jesuit Gretser hat sie noch nach ihrem seligen Hingang „eine lutherische Medea oder Furie" genannt; wir segnen ihr Andenken als das einer auserwählten Frau und guten Streiterin Christi.

Ch. H. Sixt in Nürnberg, später in Anspach †.

## 283. Margaretha Blaarer.

27. November.

Johannes Huß war auf dem Scheiterhaufen, als Märtyrer, unter Lobpreisungen Christi gestorben, im Glauben, daß dessen Sache siegen werde durch größere Männer nach ihm; das Concil zu Constanz, welches ihn nebst seinem Freunde Hieronymus von Prag zum Flammentode verurtheilt hatte, hatte ohne merklichen Erfolg für eine Reformation der Kirche sich aufgelöst; allein der Geist, welcher einmal erwacht war, ließ sich nimmermehr dämpfen noch fesseln, der Fortgang der Wahrheit nimmer hemmen, und kaum war zu Wittenberg und Zürich das göttliche Wort wieder unter dem Scheffel hervorgezogen und auf den Leuchter gesetzt worden, brach auch über Constanz die Morgenröthe an, und gingen Hussens prophetische Worte in Erfüllung. Frühzeitig ward auch diese Stadt, obwohl ein Bischofssitz, von den erwärmenden Strahlen des neuen Lichtes

erreicht, und begann durch die Bemühungen der Prediger Johann Dvanner, Bartholomäus Metzler, Johann Zwick, des Bürgermeisters Bartholomäus Blaarer u. A. ein schönes, evangelisches Leben sich zu entfalten, woran selbst der damalige Bischof Hugo von Landenberg sammt seinem Domcapitel anfangs Wohlgefallen fand. Sobald jedoch die Geistlichkeit ihr Ansehen und ihre Einkünfte gefährdet glaubte, versuchte sie jedes Mittel, um die geistige Bewegung zu unterdrücken, bis nach der Einnahme der Stadt Constanz durch die Spanier und der Einführung des Interim das neue Leben gewaltsam erstickt wurde.

Zu jener Zeit blühte in Constanz das alte, angesehene, adeliche Geschlecht der Blaarer (Blaurer) von Wartensee (so zugenannt von einer Besitzung in der Nähe des Bodensees), das auch in Zürich das Bürgerrecht besaß; mehrere seiner Sprößlinge hatten auf dem bischöflichen Stuhle von Constanz gesessen, und andere geistliche und weltliche Ehrenämter bekleidet; um das Jahr 1530 waren drei Blaarer zumal Aebte, in Weingarten, St. Gallen und Einsiedeln. Daß diese Würdenträger Gegner der Reformation waren, mag uns nicht befremden. Dagegen finden wir drei Geschwister, Kinder des Rathsherrn Augustin Blaarer, deren Namen unter den Freunden und Beförderern der Kirchenverbesserung einen guten Klang haben, Ambrosius, Thomas und Margaretha, an welche sich ein Sohn des Thomas, Augustin, anreiht, der in einem benachbarten schweizerischen Dorfe als reformirter Pfarrer mit Segen wirkte. Es ist nun Margaretha's Bild, auf welches wir die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken beabsichtigen; einige Nachrichten über die Brüder mögen vorangehen.

Ambrosius hatte sich in seiner Jugend schon durch seine Talente und Kenntnisse solche Achtung unter seinen Mitbürgern erworben, und solche Hoffnungen erweckt, daß, als er in das würtembergische Benedictinerkloster Alberspach sich aufnehmen ließ, der Rath seine Mutter bat, sie möchte ihn zum Rücktritt vom Orden zu bewegen suchen, damit seine Vaterstadt künftig seiner Dienste sich erfreuen könnte. Alle Bitten blieben zwar umsonst; als er jedoch in seiner Zelle mit Luthers Schriften bekannt geworden, verließ er aus eigenem Antriebe und nicht ohne Gefahr das Kloster, wurde im Verfolge als Prediger in seiner Vaterstadt angestellt, und erwarb sich durch seine Verkündigung der evangelischen Wahrheit solchen Beifall, daß mehrere deutsche Reichsstädte ihn zur Einfüh-

rung der Kirchenverbesserung beriefen, und ihn Herzog Ulrich von Würtemberg zu demselben Zwecke für seine Lande sich von der Stadt Constanz erbat, weshalb ihn der Straßburger Reformator Martin Bucer in seinen Briefen nicht selten „Apostel der Schwaben" anredet. Außerdem machte er sich durch Verfertigung geistlicher Lieder verdient. Nach der Einführung des Interim war seines Bleibens im Vaterlande nicht mehr; er begab sich nach der Schweiz, predigte da in mehreren Gemeinden das Evangelium, und starb im Herrn 1564 zu Winterthur im Kreise seiner Verwandten in hohem Greisenalter. Thomas hatte auf der Universität zu Wittenberg die neue Lehre kennen und lieben gelernt, und ward, nachdem er mit Redlichkeit und Einsicht alle Stufen der Ehre bestiegen hatte, Bürgermeister zu Constanz, auch er hat geistliche Gesänge gedichtet.

Mit diesen Brüdern stritt, jedoch in ungestörter Eintracht, ihre Schwester Margaretha um alle die Vorzüge, die jene auszeichneten. Wenn von Ambrosius gemeldet wird, er habe eine gute Erziehung genossen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß ebenfalls ihr dieses Göttergeschenk zu Theil geworden, da sie an Gelehrsamkeit ihren Brüdern nicht nachstand, gleich ihnen die alten Römer und Griechen in der Ursprache las, mit mehreren Gelehrten einen gehaltreichen Briefwechsel, meistens in lateinischer Sprache, unterhielt, auch in der Poesie wohl erfahren war, daher von Erasmus, Bullinger und Gualther hochgeehrt. Allein weder die Achtung, in welcher sie bei berühmten Zeitgenossen stand, noch ihr „Wissen blähete sie auf"; sie „bekleidete sich mit dem Schmucke der Bescheidenheit", und machte ihrem Namen dadurch Ehre, daß sie nicht bloß im Evangelium „die gute Perle gefunden" hatte, sondern selbst eine Perle wurde, durch den Glanz ihrer Reinheit, ihr „Vorbild guter Werke und unverfälschter Lehre" eine Zierde ihrer Vaterstadt; ihr höchster Schmuck war „inwendig, der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geiste, welcher köstlich vor Gott ist." Mit ihrer Anspruchslosigkeit verband sie eine aufopfernde Liebe, und ihr Beispiel war nicht minder anziehend und erbaulich, als ihre Worte belehrend waren; „unermüdlich im Gutes Thun, gastfrei und gütig" gegen Vertriebene und Unglückliche jeder Art, erwarb sie sich ein vorzügliches Verdienst durch Unterweisung armer Kinder im Lesen, Arbeiten und im Christenthum; „ihr Gottesdienst war, die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen," und so ward sie, belebt vom Hauche des göttlichen Geistes,

mit ihren Brüdern wetteifernd, während Ambrosius „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes", führte, und Thomas im Rathe ihrer Vaterstadt die gereinigte Lehre gegen deren Feinde vertheidigte, deren Gehülfin am Reiche Gottes. Rudolf Gualther singt von ihr unter andern:

Der armen Kind hast vyl erneert,
Sy trülich gleert,
Gotzforcht, arbeit und läsen,
Darinn gehabt groß muy und flyß
Vff sonder weyß,
Das Christlich wär jr wäsen,
Und Gottes huß
Wurd buwen vß,
Hast gmehrt sin rych,
Und bist zuoglych
Jungkfrauw vnd fruchtbar gewesen.

Am besten führen uns die Briefe, die ihr Bruder Ambrosius an sie oder über sie schrieb, in den Kreis hinein, in welchem diese treue Jüngerinn des Heilandes lebte und wirkte. Als sich, nach dem Muster der Diaconissen in der ersten christlichen Kirche, zu Constanz ein Verein christlicher Gattinnen und Jungfrauen gebildet hatte, weit und breit bekannt durch die Hülfe, die er einheimischen und fremden Armen, Kranken, Verlassenen angedeihen ließ, an seiner Spitze Margaretha, nicht nur das Amt einer Schwester, sondern die Pflichten der frömmsten Mutter übend, schrieb er ihr den 4. Juli 1540 von Hagenau: „Ich bitte Dich, daß Du die „Sache der Kirche Christi dem himmlischen Vater in flehentlichen „und gläubigen Gebeten anempfehlest; denn sie wird sehr zwischen „den Klippen und Stürmen menschlicher Macht und Weisheit um- „hergetrieben. Darum, so rufe oft mit Deiner heiligen Gemeinde, „die Du daheim hast, den Geber alles Friedens inbrünstig an, „daß er diese Stürme stille, und uns mit seinem festen, ewig „dauernden Frieden bekräftige und stärke, damit die Pforten der „Hölle nichts wider uns vermögen. Ich weiß, wie schwesterlich „Du für mein Weib und meine Kinder sorgst. Grüße Dein gan- „zes Haus sammt allen Deinen Kranken und Armen, durch deren „Fürbitte bei dem Herrn ich wünsche unterstützt zu werden. Lebe „wohl, beste, liebste Schwester, o mein Herz in dem Herrn! Thue, „was Du thust, geflissentlich; nähre, tränke, besuche, sammle in den „Hungrigen, Dürstenden, Kranken, Vertriebenen Christum, in der „gewissen Zuversicht, daß Dein Lohn bei ihm im Reiche seiner Herr- „lichkeit Dir bereitet ist. Lebe recht wohl!"

Im Jahr 1541 wüthete die herrschende Pest auch in Constanz verheerend; doch die sich selbst vergessende Margaretha ließ sich dadurch nicht abhalten, die Kranken selber zu pflegen und zu warten, und ihnen den Trost der Religion zu bringen. In einem Schreiben vom 5. Nov. schildert Ambrosius ihr liebevolles Wesen und Walten in einem Briefe an Bullinger in folgenden schönen Zügen: „Margaretha, die beste Schwester, benimmt sich jetzt wahrhaftig „wie eine Archidiaconisse unserer Kirche, indem sie ihr Leben und „alles in Gefahr setzt. Täglich besucht sie jene öffentlichen Häuser, „in denen die von der Pest Befallenen, jene gemeinen Knechte und „Mägde und andere Leute dieser Art gepflegt werden, und das „mit Muth und erhabenem Geiste. Auch hat sie jetzt ein Mädchen, „welches sie schon seit ungefähr zehen Jahren unterhält, und das „gegenwärtig beinahe in den letzten Zügen liegt, in ihr Haus auf„genommen. Bitte, ich beschwöre Dich, den Herrn, daß er sie, „welche jetzt unser einziger Trost ist, uns nicht entreiße."

Das heiße Flehen der Brüder und Freunde sollte nicht erfüllt werden, die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Krankheit ergriff ebenfalls sie; weil „ihre Seele Gott gefiel, eilte er mit ihr aus dem bösen Leben"; sie „vollendete ihren Lauf", ein Opfer ihrer Hingebung, den 27. Nov. in einem Alter von 47 Jahren. Rührend ist die Klage des Ambrosius über ihren Hingang, von welchem er sogleich (30. Nov.) ihrem gemeinschaftlichen Freunde Antistes Bullinger Kunde gibt. „Unter Denen, welche der Pest unterlagen, hat", so schreibt er, „der Herr, der Geber „des Lebens, auch unsere treffliche und in Wahrheit unserer Kirche „getreuste Dienerin, meine leibliche Schwester Margaretha, zum „großen Leidwesen Aller vom Tode zum Leben hinübergeführt, zu „der für sie allerdings geeigneten, für uns jedoch ungünstigsten „Zeit, was meine Seele zuweilen so sehr erschüttert, daß ich hier „die heftigen Erregungen meines Herzens fühle, und durchaus „fürchte, es möchte dieser Tod eine schlimme Vorbedeutung für die „ganze Stadt haben, was noch viele Wohlgesinnte mit mir besor„gen. — Denn jene anlangend, so sind wir völlig gewiß, daß sie „nicht todt ist, sondern den Tod mit dem glücklichsten Leben ver„tauscht hat; sie hat auch ihren letzten Athem unter heiligen Re„den ausgehaucht, im Vertrauen, sie sterbe nicht, so daß Du gesagt „hättest, sie sei sanft entschlafen, und habe ihren Geist in die Hände „des treuen Schöpfers übergeben. Uns aber ist ein so großer

„Trost und Segen entzogen, daß wir in unserer unbeschreiblichen „Trauer mehr als die Hälfte unsers Lebens verloren zu haben stets „empfindlicher fühlen. Bitte Du für uns, daß es uns vergönnt „werde, in ihren Fußstapfen Christo nachzufolgen."

Bullinger ehrt den gerechten Schmerz, weiß aber durch sein Zeugniß, welches er über die Heimgegangene ablegt, tröstenden Balsam in die Wunden zu gießen; er erwidert unterm 10. Dec.: „Von Herzen thut es mir leid, verehrungswürdigster Ambrosius, „daß durch den Tod Deine leibliche Schwester hinweggenommen „ward, die so vielen Armen eine vorzügliche Hoffnung auf Erden „war und ein Edelstein aller Unschuld. Der Herr, welcher alles „nach gerechtem Urtheil thut, tröste Dich und alle, die in Wahr„heit ihr größtes Vertrauen auf sie gesetzt haben. Sie genießt „jetzt unvergänglicher Freude, und lobet den Herrn von Ewigkeit „zu Ewigkeit. Freue Dich daher mit ihr im Herrn, und flehe, den „Schmerz besiegend: Zukomme Dein Reich! Ich habe meinen „Gualther, einen Jüngling von großer Gelehrsamkeit, unsers „Zwingli's Eidam, gebeten, daß er der heiligsten Jungfrau ein „Leichengedicht widme." Und dieser, Bullingers Pflegesohn und Nachfolger in der Stelle des Antistes, in zweiter Ehe (1566) mit einer Tochter des Ambrosius Blaarer verheirathet, verfaßte „ein Klaglied vm die Christlichen Jungkfrauw Margret Blaurerin MDXLII.", aus welchem auch obige Strophe entlehnt ist, und das sowohl um seines poetischen Werthes willen, als weil es alle Züge des Charakters dieser Edeln, einer der vorzüglichsten weiblichen Persönlichkeiten ihres Zeitalters berührt, der Mittheilung werth wäre; wir können es uns aber nicht versagen, zum Schlusse unserer Darstellung wenigstens Eine Strophe noch anzuführen:

Die klag ist auch nit min allain,<br>
Das Laid ist gmain,<br>
Hat manch fromm hertz verseret,<br>
Din tod die ganzen kirch bedurt,<br>
Hat hertzlich trurt,<br>
Der zächren vil verreret.<br>
Dins glaubens frucht,<br>
Vnd Christlich zucht<br>
Jungkfrölich gmüt,<br>
Mit gnad verhüt,<br>
Hat sy an dir verehret.

Fel. Orelli in Zürich †.

## 284. Katharina Zell.

9. Januar.

**Matthäus Zell**, vormals Professor und Rector der Universität zu Freiburg im Breisgau, seit 1518 Leutpriester zu St. Lorenz an dem Münster zu Straßburg, war der erste evangelische Pfarrer d. h. Prediger und Seelsorger dieser wichtigen Reichsstadt. Sein Leben hat der Unterzeichnete anderwärts nach den Quellen dargestellt.

Mit Zell's Wirken auf das Innigste verbunden war dessen Ehefrau **Katharina**, seine altera ego, eine wackere Frau, wohlbegabt an Verstand und Gemüth; mit Beredsamkeit und nicht geringem Muthe ausgerüstet, mit einem menschenfreundlichen, dem Herrn Christo innig zugewandten Herzen voll warmen Eifers für das Evangelium, steht diese merkwürdige Frau da, als eines der schönsten Denkmale der oberrheinischen Reformationsgeschichte in Glaube und Liebe, in Treue und Thatkraft. Es mag sein, daß Frau Katharina Zell in ihrem Eifer zuweilen zu weit gegangen sei, daß sie in spätern Jahren vornehmlich, nach ihres Gatten Tod, sich in Streitigkeiten gemischt habe, wie ihr vielleicht nicht zustand; daß ferner in ihren schriftlichen Aeußerungen sich ein Selbstgefühl, eine Art von Selbstgefälligkeit finde, die allerdings nicht zu rühmen; — auf jeden Fall bleibt Frau Zell ein nicht minder bemerkenswerthes, ehrwürdiges Bild aus der bewegten Zeit der Reformation. Ihre Lebensgeschichte ist ein ergänzender Theil in der Localgeschichte dieser Periode und es kann von Matthäus Zell nicht gesprochen werden, ohne daß der Frau Katharina Zell ehrende Erwähnung geschehe.

Charakteristisch ist noch folgende Zusammenstellung. Butzer, Zell's Amtsgenosse, nennt achselzuckend unsern Zell als „von einem Weibe beherrscht". Frau Katharina Zell dagegen bezeugt, wie sie in Allem ihrem Manne gefolgt sei und ihres Mannes Ehre und Willen ihr als das Höchste auf Erden gegolten habe. Es sind zwei Willen, die dasselbe Ziel erstrebten auf verschiedenen Wegen. Dieß ist ein durchsichtiger Blick in das Leben der Reformatoren und auch anderer Leute, bis in die einfache Pfarrwohnung herab. Wie aus Kleinem oft Großes entstehe, unter der leitenden Hand der göttlichen Fürsehung, mag sich hier ahnen lassen. Auf jeden Fall verdient es Frau Katharina Zell, die ehrenwerthe Gattin des

Reformators, die edle Menschenfreundin, die geübte und geistreiche Schriftstellerin, als „ein Stücklein von der Ripp des seligen Matthis Zellen“, wie sie selber sich nennt, hier aufgeführt zu werden. — Auch fand sie auswärts, obwohl ziemlich selten, Anerkennung. Gottfried Arnold erwähnt ihrer neben der gelehrten Olympia Fulvia Morata; Joh. Georg Müller, in seinen Reliquien, hat ihr ein Denkmal gestiftet[1]) und während der plumpe Waislinger auch über Frau Katharina Zell seinen Geifer ausgelassen hat, ließen ihr die Geschichtschreiber der elsässischen Reformation die ihr gebührende Ehre widerfahren. Ihr Ehrengedächtniß wurde erneuert bei Anlaß der Jubelfeier der Reformation 1817, indem zu Straßburg das Facsimile eines Briefes von Luther, nebst einigen Notizen über die Frau von Matthäus Zell, an welche dieser Brief geschrieben ist, in Druck erschienen ist. Allein diese Nachrichten sind nur kurz und dürftig[2]).

Frau Katharina war zu Straßburg geboren, um das Jahr 1497, aus einer ehrbaren Handwerkerfamilie, der Vater war Schreiner. Einen wohlbegabten Geist und ein warmfühlendes Herz hatte sie. Diese Naturgaben wurden erhöht durch eine sorgfältige Erziehung, welche dieselben entwickelte und ihren Sinn auf's Geistliche richtete. „Von Mutter Leibe an“, schreibt sie, „hat mich der Herr gezogen und von Jugend auf gelehrt; darum hab' ich mich auch seiner Kirche, nach dem Maaße meines Verstands und der verliehenen Gnade, zu jeder Zeit fleißig angenommen und treulich gehandelt, ohne Schalkheit und mit Ernst gesucht, was des Herrn Jesu ist; daß mich auch in meiner frühen Jugend alle Pfarrherrn und Kirchenverwandten geliebt und geehrt haben. Deshalb auch mein frommer Matthäus Zell zur Zeit und Anfang seiner Predigt des Evangeliums mich zur ehelichen Gesellin begehrt hat, dem ich auch eine treue Hülfe in seinem Amt und Haushaltung gewesen bin, zur Ehre Christi, welcher auch dessen Zeugniß geben wird am großen Tag seines Gerichts, daß ich treulich und

---

[1]) In Burk's Spiegel edler Pfarrfrauen, Stuttgart 1842, fehlt Frau Katharina Zell.

[2]) Die Hauptquelle für das Leben der Frau Zell ist ihr: „Brief an die ganze Bürgerschafft der Statt Straßburg, von Katharina Zellin“. Getruckt und vollendt den 30. December 1557. Er enthält 53 Blätter in 4. unpaginirt und ist abgedruckt in Füßlin, Beyträgen zur Erläuterung der Reformationsgeschichte V. p. 191. ff.

einfältig gethan habe, mit großer Freud und Arbeit, Tag und Nacht meinen Leib, meine Kraft, Ehre und Gut, dir, du liebes Straßburg! zum Schemel deiner Füße gemacht habe. Dieß hat auch mein frommer Mann mir herzlich gern zugelassen, und mich sehr darum geliebet, sich selbst und sein Haus meiner oft ermangeln lassen, und mich gern der Gemeinde geschenket".

Weiter erzählt dieselbe Katharina Zell, vornehmlich in Beziehung auf ihre spätere Wirksamkeit: „Ich bin seit meinem zehnten Jahre eine Kirchenmutter, eine Zierde des Predigtstuhls und der Schule gewesen, habe alle Gelehrte geliebt, viele besucht und mit ihnen mein Gespräch, nicht von Tanz, Weltfreuden, noch Fastnacht, sondern vom Reich Gottes gehabt. Deshalb auch mein Vatter, Mutter, Freunde und Bürger, auch viele Gelehrte, deren ich viele besprochen, mich in hoher Lieb, Ehr und Furcht gehalten haben. Da aber meine Anfechtung um des Himmelreichs willen groß ward und ich in all meinen schweren Werken, Gottesdienst und großer Pein meines Leibes, auch von allen Gelehrten kein Trost, noch Sicherheit der Lieb und Gnade Gottes konnte finden, noch überkommen, bin ich an Seel und Leib bis auf den Tod krank und schwach worden und ist mir gangen, wie dem armen Weiblein im Evangelio, das alles sein Gut bei den Aerzten immerdar verlor; da es aber von Christo höret und zu ihm kam, da wurde ihm durch denselbigen geholfen. Also mir auch, und manchen bekümmerten Herzen, die damals mit mir in großer Anfechtung, viel herrlicher alter Frauen und auch Jungfrauen, die meiner Gesellschaft begierig und mit Freuden meine Gespielen waren. Und da wir in solcher Angst und Sorg der Gnaden Gottes stunden, und aber in allen unsern vielen Werken, Uebung und Sacramenten derselbigen Kirche nie keine Ruh finden mochten, da erbarmte sich Gott unser und vieler Menschen, erweckte und sandte aus, mit Mund und Schriften, den lieben und jetzt seligen Doctor Martin Luther, der mir und Andern den Herrn Jesum Christum so lieblich fürschriebe, daß ich meinte, man zöge mich aus dem Erdreich herauf, ja aus der grimmen, bitteren Hölle in das lieblich süß Himmelreich, daß ich gedacht an das Wort des Herrn Christi, da er zu Petro sprach: „Ich will dich zu einem Menschenfischer machen und hinfüro sollt du Menschen fahen". Und hab mich Tag und Nacht bearbeitet, daß ich ergriffe den Weg der Wahrheit Gottes, welcher ist Christus, der Sohn Gottes. Was Anfechtung ich dar-

über aufgenommen, da ich hie das Evangelium habe lernen erkennen, und helfen bekennen, das laß ich Gott befohlen sein."

Wenige ihres Geschlechts möchten wohl ein ähnliches Bekenntniß abzulegen im Stande sein. Frühe schon hatten sich also in diesem reichen Gemüth die Elemente des Christenlebens entwickelt; eifriger, demüthiger Glaube, thätige oder doch nach Thätigkeit sich sehnende Liebe und eine Thatkraft und Hingebung, wie sie selten gefunden werden.

Am 3. December 1523 verheirathete sich Katharina Schütz, in ihrem 26. Lebensjahre, mit M. Matthäus Zell, Pfarrer zu St. Lorenz in dem Münster zu Straßburg. Martin Butzer, der schon früher in die Ehe getreten war, segnete diesen Bund ein; zum Schluß der heiligen Handlung feierte das neue Ehepaar das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten. Die weiten Räume des Münstergebäudes waren dabei gedrängt voll Menschen, die Alle ihre frohe Beistimmung bezeugten. Frau Zell ward eine fromme, thätige, treue, verständige Hausfrau nicht blos, sondern auch eine Helferin ihres Mannes im Amt, eine rechte Diaconissin, im apostolischen Sinne des Wortes.

Das zunächst in die Augen fallende dieses schönen Berufs that sich kund bei ihr durch Werke unermüdlicher Wohlthätigkeit gegen Nothdürftige überhaupt und insbesondere gegen bedrängte, verfolgte, flüchtige Glaubensgenossen. Wir lassen auch hier am liebsten die edle Frau selber Zeugniß geben:

„Ich hab schon im Anfang meiner Ehe viel herrlicher gelehrter Leute in ihrer Flucht aufgenommen, in ihrer Kleinmüthigkeit getröstet und herzhaft gemacht, wie Gott im Propheten lehrt, unterstütze und stärke die müden Kniee. Das hab ich nach meinem Vermögen, und gegebner Gnaden Gottes gethan, da einmal funfzehn lieber Männer aus der Markgrafschaft Baden mußten weichen, sie wollten dann wider ihr Gewissen thun, unter welchen ein gelehrter, alter Mann war, heißt Doctor Mantel, der mich sammt andern zu Baden innen ward, zu mir kame, Rath und Trost von mir begehrte, da er mit Weinen sagte: „Ach ich alter Mann mit viel kleiner Kinder"! Da ich ihm aber Mathäi Zellen Haus und Herberge zusagte, wie ward sein Herz erfreuet und seine müden Kniee gestärket! Dann er Angst und Schrecken versucht hatte, vier Jahre schwer gefangen gelegen. — Im 1524. Jahre mußten auf Eine Nacht anderthalb hundert Bürger aus dem Städtlein

Kenzingen im Breisgau entweichen, kamen gen Straßburg, deren ich auf dieselbe Nacht achtzig in unser Haus aufgenommen und vier Wochen lang nie minder dann fünfzig oder sechzig gespeiset, darzu viel frommer Herren und Bürger steuerten und halfen erhalten. — Im 1525. Jahre, nach dem Todtschlag der armen Bauern, da so viel elender erschrockener Leut gen Straßburg kamen, hab ich sie mit Meister Lux Hackfurt, den gemeinen Almosens Schaffner, nebst zwei ehrsamen Wittwen, die Kräftinnen genannt, in das Barfüßer Kloster geführt, da es eine große Menge ward und hab viel ehrlicher Leute, Mann und Weib angerichtet, daß sie ihnen dieneten und große Steuer und Almosen gegeben wurden".

Dieselbe erzählt an einer andern Stelle, wie ihr Mann solche Werke der Barmherzigkeit ihr herzlich gern zugelassen; „er hat mich um so mehr, sagt sie, darum geliebet, sein Leib und Haus meiner vielmehr lassen ermangeln und mich gern der Gemeinde geschenket; mir auch solches nicht mit Gebot, sondern mit freundlicher Bitt, solchem weiter nachzukommen an seinem Ende befohlen; dem ich auch, wie ich hoff, treulich nachkommen bin, da ich noch zwei Jahr und eilf Wochen nach Zell's Abschied im Pfarrhaus geblieben, die Verzagten und Armen aufgenommen, die Kirche helfen erhalten, und derselbigen Gutes gethan habe, in meinen Kosten, ohne Jemandes Steuer." Unter andern rief sie nach Straßburg in ihr Haus den treuen frommen Prediger, Marx Heilandt, von Calw im Würtemberger Land, damals verjagt, „durch mich beschrieben hieher", sagt Frau Zell, „kam er hie auf den Predigtstuhl und hat auch hie sein Leben geendet". — Frau Zell fuhr fort in diesem Sinne zu handeln und wo ein wohlthätiges Werk zu vollbringen war, da war sie eine der Vordersten, die Hand anlegten und das Ihre nicht sparten. Als im Jahr 1543 in Folge der Reformation, und da Straßburg ein von alter Zeit her berühmter Bildungsort war, sich eine bedeutende Zahl armer Schüler in dieser Stadt zusammengefunden hatte, da war Frau Zell eine der thätigsten, um denselben ein Unterkommen zu verschaffen. Sie fanden dasselbe in dem ehemaligen Wilhelmskloster und Frau Zell pflegte ihrer auf die treueste Weise. Sie half nach Kräften dazu mit, daß das noch jetzt bestehende Studienstift, St. Wilhelm genannt, zu Stande kam.

Doch nicht blos an Armen und Flüchtigen bewies Zell's Hausfrau ihre Liebesthätigkeit. Sie gefiel sich besonders im Um-

gang mit gelehrten und berühmten Männern, die ihren Gatten besuchten; auch unterhielt sie sich mit nicht wenigen derselben in Briefwechsel. So gedenkt sie selber des Bischofs von Straßburg, dem sie „rauhe Briefe“ geschrieben habe. Auch an Dr. Luther schrieb sie mehrmals und erhielt von ihm freundliche Antwort. Eine Glanzperiode in ihrem thätigen Hausleben war die Zeit, als im Spätjahr 1529 die berühmtesten oberdeutschen und schweizerischen Theologen auf das Religionsgespräch zu Marburg reisten. „Ich bin, so erzählt sie selber, vierzehn Tag Magd und Köchin gewesen, da die lieben Männer Oecolampad und Zwingli im 29. Jahr hie zu Straßburg waren, daß sie sammt den Unsern gen Marburg zu Doctor Luther reiseten“.

Wie ihr Gatte, so misbilligte auch Frau Zell die Abendmahlsstreitigkeiten und überhaupt die manchfachen Lehrhändel in der jungen evangelischen Kirche. Sie erkannte das Wesen dieser letztern im liebethätigen Glauben und nicht im Festhalten an gewissen Worten und Formeln. Daher geschah es, daß sie nicht selten durch ihre freimüthigen Aeußerungen mit den lehreifrigen Collegen ihres Mannes in Conflikt kam, insbesondere mit Martin Butzer, der in diese Lehrstreitigkeiten als Friedensstifter vielfach verflochten war und der in einem ungedruckten Brief sich äußert: „Frau Zell sei eine tadellose Frau, doch habe sie zu viel Selbstliebe.[1])“

Nachdem endlich im Jahre 1536 die Wittenberger Concordie abgeschlossen worden, unternahm der schon alternde Zell noch eine Reise zu Dr. Luther nach Wittenberg, gleichsam zur Versiegelung des Friedens. Seine Gattin begleitete ihn. Sie erzählt: „Ich bin eine schwache Frau, habe viel Arbeit, Krankheit und Schmerzen in meiner Ehe erlitten, hab dennoch meinen Mann so lieb gehabt, daß ich ihn nit allein hab lassen wandeln, da er (1538) unsern lieben Doctor Luther, und die Seestädte bis an das Meer, ihre Kirchen und Prediger, hat wollen sehen und hören, hab ich meinen alten fünf und achtzig jährigen Vater, Freunde und Alles hinter mir gelassen und bin mit ihm wohl dreihundert Meilen aus und ein auf derselbigen Reis gezogen. So bin ich mit ihm in das Schweizerland, Schwaben, Nürnberg, Pfalz und andre Ort gereiset, diese Gelehrten alle auch wollen sehen und hören, auch ihm zu

---

[1]) Uxor Zellii sancta est, etsi amat, ut nos omnes, sua impensius.

dienen und Sorg auf ihn zu tragen, wie er es denn wohl bedurft hatte, daß ich mehr denn sechshundert Meilen mit ihm in seinem Alter gereiset mit großer Mühe und Arbeit meines Leibes, und großen Kosten unserer bloßen Nahrung, das mich aber nit gedauert, und noch nit reuet, sondern Gott darum danke, daß er mich solches Alles sehen und hören hat lassen."

Die Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft der Frau Zell war weitherzig und umfassend. In völliger Uebereinstimmung mit ihrem Gatten wiederholte die edle Frau oft: „Es soll jeder seinen Zugang zu uns haben und Alle, so den Herrn Christum für den wahren Sohn Gottes und einigen Heiland aller Menschen glauben und bekennen, die sollen Theil und Gemein an unserm Tisch und Herberg haben, wir wollen auch Theil mit ihnen an Christo und im Himmel haben, er sei wer er woll'.. Also hab ich, mit Zell's Willen und Wohlgefallen, mich vieler Leut angenommen, für sie geredt und geschrieben, es seien die so unserm lieben Dr. Luther angehangen, oder Zwinglin, oder Schwenkfelden und die armen Taufbrüder, reich und arm, weis oder unweis, nach der Red des heiligen Pauli, Alle haben zu uns dürfen kommen. Was hat uns ihr Namen angegangen? Wir sind auch nit gezwungen gewesen, Jedes Meinung und Glaubens zu sein, sind aber schuldig gewesen, einem Jeden Liebe, Dienst und Barmherzigkeit zu beweisen, das hat uns unser Lehrmeister Christus gelehrt."

Eben weil ihr Herz so warm war für Andrer Noth, fiel es der wackern Frau so schwer, daß frühe schon in der evangelischen Kirche der alte Pharisäergeist sich regte, nämlich die Verfolgungssucht gegen Andersgläubige, zunächst gegen die Wiedertäufer. Sie äußert sich hierüber also gegen die Verfolger: „Die armen Täufer, da ihr so grimmig zornig über sie seid, und die Obrigkeit allenthalben über sie hetzet, wie ein Jäger die Hund auf ein wild Schwein und Hasen, die doch Christum den Herrn auch mit uns bekennen, im Hauptstück, darinnen wir uns vom Pabstthum getheilt haben, über die Erlösung Christi, aber sich in andern Dingen nit vergleichen können, soll man sie gleich darum verfolgen, und Christum in ihnen, den sie doch mit Eifer bekennen, und viel unter ihnen bis in das Elend, Gefängniß, Feuer und Wasser bekannt haben? Lieber gebet euch die Schuld, daß wir in Lehr und Leben Ursach sind, daß sie sich von uns trennen. Wer Böses thut, den soll eine Obrigkeit strafen, den Glauben aber nit zwingen und re-

gieren, wie ihr meinet, er gehört dem Herzen und Gewissen zu, nit dem äußerlichen Menschen. Leset alle alten Lehrer und die, so auch das Evangelium bei uns wiederum erneuert haben, zuvor unsern lieben Luther und Brenzen, der noch lebet, was er geschrieben hat von ihnen, und sie so hoch beschirmet, daß eine Obrigkeit nit mit ihnen zu thun hab, dann in bürgerlichen Sachen. Leset es in dem Büchlein, das der gut Mann Martinus Bellius an den Fürsten und Herzog Christofel zu Wirtemberg geschrieben hat, nach des armen Serveti Todbrand zu Genf, da er für und zu dieser Zeit aller Frommen, Verständigen, Gelehrten . . . Rede und Meinung fleißig zusammengezogen hat, wie man mit irrenden Menschen, die man Ketzer nennt, soll handeln. — Wenn euch die Obrigkeit folgete, so würde bald ein Tyranney anfangen, daß Städt und Dörfer leer würden. — Straßburg stehet noch nicht zum Exempel, Schand und Spott dem Teutschen Land, sondern vielmehr zum Exempel der Barmherzigkeit, Mitleidens und Aufnehmung der Elenden; ist auch noch nit müd worden, Gott sei Lob, und ist mancher armer Christ noch darinnen, den ihr gern hättet gesehen hinaus treiben. Das hat der alte Matthäus Zell nit gethan, sondern die Schafe gesammelt, nit zerstreut; hat auch in solches nie gewilliget, sondern mit traurigem Herzen und großem Ernst, da es die Gelehrten auch einmal also bei der Obrigkeit anrichteten, öffentlich auf der Kanzel und im Convent der Prediger gesagt: ich nimm Gott, Himmel und Erdreich zum Zeugen an jenem Tag, daß ich unschuldig will sein an dem Kreuz und Verjagen dieser armen Leute". —

Unter all' den vielen Fremden, welche Gastfreundschaft im Zell'schen Hause genossen, war's insbesondere Caspar Schwenkfeld, der schlesische Edelmann, welcher als Vertriebener im Jahre 1528 nach Straßburg kam, der den meisten Anklang fand. Die Innerlichkeit seiner Religionsauffassung, sein achtungswerther Charakter und seine auserlesene, adeliche, äußere Erscheinung gewannen ihm das Herz des Zell'schen Ehepaars. Je mehr er von den Predigern als Kirchenfeind angefochten war, desto mehr fühlte sich Frau Zell von seiner Lehransicht angezogen. Sie ehrte ihn als einen frommen, obwohl irrenden, aber sehr demüthigen Mann. Auch nachdem Schwenkfeld die Stadt Straßburg verlassen hatte, blieb Frau Zell im Briefwechsel mit ihm. Mehrere dieser Briefe sind gedruckt in Schwenkfeld's Epistolar; andere sind blos hand-

schriftlich vorhanden. Diese Briefe sprechen alle gegenseitige innige Hochachtung, Liebe und Geistesgemeinschaft aus. Schwenkfeld nennt sie „herzliebe Frau Katharina", wünscht ihr Beständigkeit und Wachsthum im Glauben und für ihren Hauswirth Meister Matthäus Zell bittet er, „der Herr Jesus Christus wolle ihm in wahrer Einfalt des heiligen Geistes sich selbsten mit Fried und Freud im Herzen zu erkennen geben, daß er mit dem lieben alten Simeon vor seinem End nu recht wahrhaftig das Nunc dimittis möge singen." — In einem ungedruckten Briefe (19. Oct. 1553) erzählt Frau Zell: „Mein lieber Mann hat mir Plath und Weile gegeben, ist mir auch auf alle Art förderlich gewesen, zu lesen, hören, beten, studiren, hat es mir früh und spät, Tag und Nacht vergönnt, ja große Freud daran gehabt, ob es schon mit Nachlassung seiner Leibeswartung und Schaden seines Haushaltens geschehen wäre. Er hat mir auch nie gewehret, mit euch (Schwenkfeld), dieweil ihr in Straßburg gewesen, zu reden, zu euch und euch zu mir zu gehen, euch zu hören, Guts zu beweisen, oder euch hernach zu schreiben, hat mich nie darum gestraft oder gehasset, sondern vielmehr deshalb mich sehr geliebet."

Frau Zell bewies übrigens ihre geistige Thätigkeit nicht blos durch ihre fleißige Correspondenz, sondern auch durch mehrere Schriften, die sie bei verschiedenen Anlässen veröffentlichte zum Frommen der ihr so theuern evangelischen Kirche. So ließ sie im Jahr 1524 eine Entschuldigung des M. Matth. Zell erscheinen, die aber von der Obrigkeit eingezogen wurde und wahrscheinlich nicht mehr vorhanden ist. In demselben Jahr verfaßte sie eine Trostschrift „an die leidenden christgläubigen Weiber der Gemeine zu Kenzingen meinen Mitschwestern." 150 Bürger von Kenzingen waren damals um ihres evangelischen Glaubens willen durch östreichische Soldaten aus der Stadt Kenzingen, im Badischen Lande, vertrieben worden; sie fanden gastliche Aufnahme in Straßburg und besonders im Zell'schen Hause. Im Jahr 1534 schrieb Frau Zell eine Vorrede zu dem bei Jakob Frölich in Straßburg erscheinenden Abdruck des Michael Weisse'schen Gesangbuchs, unter dem Titel: „Von Christo Jesu, unserm säligmacher, seiner Menschwerdung, u. s. w. etlich christliche und trostliche Lobgesäng, aus einem fast herrlichen Gesangbuch gezogen." In der Vorrede sagt Frau Katharina Zell: „dieweil so viel schandlicher Lieder von Mann und Frauen, auch den Kindern gesungen werden,

in der ganzen Welt, in welcher aller Laster, Buhlerey und anderer schandlicher Ding, den Alten und Jungen fürtragen wird, und die Welt je gesungen will haben, dunkt es mich ein sehr gut und nutz Ding seyn, wie dieser Mann (Michael Weisse) gethan hat, die ganz Handlung Christi und unsers Heils in Gsang zu bringen, ob doch die Leut also mit lustiger Weis und heller Stimmen ins Heil ermahnet möchten werden, und der Teufel mit seinem Gsang nit also bei ihnen Statt hätte." Uebrigens war dieses von Frau Zell bevorwortete Gesangbuch keineswegs ein Gemeindegesangbuch, ein solches gab es damals noch nicht. Aber die gangbarsten Kirchenlieder finden sich in allen damaligen Liedersammlungen wieder, und so auch in dieser. — Unter viel Arbeit, Mühe und Liebesthaten alterte Frau Zell. Sie war aber noch rüstig als ihr ehrwürdiger Gatte starb, am 9. Januar 1548 im 71. Lebensjahr. Noch in der letzten Nacht hatte Zell seine Frau gebeten, „sie solle seinen Helfern (Diaconen, Unterpredigern) sagen, daß sie Schwenkfeld und die Täufer in Frieden lassen, und Christum predigen"[1]). Herzerhebend war Zell's Hinscheiden und rührend ist der Bericht, den dessen Gattin uns davon hinterlassen hat. Betend für seine Gemeinde entschlief er. Die treue Gattin hatte seiner bis zum letzten Athemzug gepflegt und auch bei dessen Leichenbegängniß bewies sich Frau Zell als glaubensstarke Christin. Durch den Magistrat ward ihr vergönnt, noch längere Zeit in der Pfarrwohnung zu verbleiben.

Die stückweise Einführung des Interim in Straßburg fiel ihr gar schwer, als eifriger Protestantin. Es ist ein Band von Interimsschriften erhalten worden[2]), welcher der Frau Zell gehörte und dem sie schriftliche Randnoten beigegeben hat. Wir theilen hier nur einige dieser charakteristischen Aeußerungen mit:

„O Straßburg, wie willst du bestehen um deines Unglaubens willen. Nimmt Gott Matthis Zellen bald davon, lug um wie es dir wird gehn!"

Und ferner: „Oh Herr Jesu, was hast du uns heiliger Lehr, Lüt und Bücher geben, erbarm dich auch unserer Nachkommen. Kath. Zellin." — „Oh Herr Christus, mach mich fromm in dir; mein Herz soll solchem Recht nimmermehr abfallen. Katharina Zellin."

---

[1]) Ungedr. Brief. 19. Oct. 1553.

[2]) In der Bibl. des Wilhelmsstiftes zu Straßburg.

Diese Aeußerungen deuten auf die Gemüthsstimmung hin, welche in dem Herzen der Frau Zellin von jetzt an die herrschende wurde. Es erfüllte sie eine Sehnsucht, ein Heimweh nach der Vergangenheit, das durch die Umstände noch gesteigert wurde und zwar auf sehr empfindliche Weise.

Mit dem Tode Zell's und der Abreise Butzer's nach England, trat in Straßburg eine große Aenderung ein in dogmatisch-theologischer Hinsicht. Die freiere, vermittelnde, ächt evangelische Ansicht und Auffassung der Kirchenlehre, wurde allmählig verdrängt durch starre Eiferer für das, was sie orthodoxes Lutherthum nannten. Diese Leute, meist jüngere Prediger, verfuhren mit rücksichtsloser Schroffheit, ja mit bitterer Feindschaft gegen die alten, ehrwürdigen Lehrer und Reformatoren der straßburgischen Kirche, welche Frau Zell so werth hielt. Am empfindlichsten aber schmerzte es sie, als ihr gleichsam aus ihrem eigenen Hause ein Widersacher erwuchs. Dr. Ludwig Rabus von Memmingen war Pflegling im Zell'schen Hause gewesen als unbemittelter Jüngling, der sich dem evangelischen Lehramt widmete. Frau Zell erwies sich ihm als treu sorgende Mutter. Der junge Rabus war wohl begabt und entwickelte ein nicht geringes Rednertalent. Er wurde bald ein Lieblingsprediger des Volkes in Straßburg und nach Zell's Tode ward Rabus als dessen Nachfolger erwählt. Von jetzt an steigerte sich sein heftiger Charakter je mehr und mehr. Anfänglich war es das Interim und der Chorrock, gegen die er sich entsetzte und ereiferte. Bald aber warf sich seine scharfe Polemik auf die frühern Zustände der straßburgschen Kirche, auf die Lehransichten der Reformatoren und auf den gutmüthigen Schwärmer Schwenkfeld. In harten Ausdrücken ließ er sich gegen Beide aus nicht blos im Privatgespräch, sondern auch in öffentlicher Predigt. Frau Zell, als „noch ein Stücklein von der Ripp des seligen Matthis Zellen", konnte dies neue Wesen nicht ertragen. Sie übernahm die Ehrenrettung der Geschmäheten. Zuerst mündlich, dann schriftlich. Rabus antwortete der würdigen Frau auf die gröbste Weise, von Ulm aus im Jahre 1557, wohin er als Superintendent war berufen worden. Sein Brief beginnt also: „Dein heidnisch, unchristlich, erstunken und erlogen Schreiben ist mir zukommen den 16. Aprilis, welcher der Charfreitag gewesen, da ich sonst mit Predigen ziemlich unruhig und beladen. Dieweil ich dann in selbigem, giftigen, neidischen, erstunkenen und erlogenen Schreiben befunden, ob dich Gott wun-

derbarlich heimsucht, dennoch kein Besserung an dir zu verhoffen, sondern du für und für in schrecklichen Irrthumben, falscher Zeugniß und teuflischem Ausgeben verstockter Weise verharrest" u. s. w. Auf solche Anrede antwortete Frau Zell mit ebensoviel Sanftmuth als Ernst, mit richtigem Verstand, warmem Gefühl und in bibelfestem Ton. Wir theilen nur Einiges aus ihrer Verantwortung mit, die sie im Jahre 1557 an die ganze Bürgerschaft der Stadt Straßburg gerichtet, in Druck ausgehn ließ: „Lieber Herr Ludwig, ich hab euch zu Straßburg vor einem Jahr einen freundlichen, mütterlichen, wahrhaftigen Brief, aus großen Ursachen geschrieben und zugeschickt, denselben habet ihr mir unfreundlich und zugeschlossen wiederum geschickt und nit gewöllt lesen. Das hat mir wohl weh gethan, als einer die euch geliebet, auch Ehr und Gutes bewiesen, nach meines frommen Mannes Abscheiden, auch helfen fürdern nach meiner Maß, dahin ihr gekommen seid. Ich hab es wohl aber auch mit Geduld können aufnehmen und tragen als einen Mangel und Unerfahrenheit eines jungen Mannes, der zu früh und vor der Zeit auf den Altar gesetzet ist worden, hab gedacht Jahr und Verstand kommen mit der Zeit miteinander, der Herr Christus könne alle Ding ändern und Verstand geben. Habs demselbigen also befohlen und kein arges Herz gegen euch getragen, wiewohl es euch übel angestanden ist". — „Ach Gott, wie seid ihr doch, lieber Herr Ludwig, so blind, daß ihr meinet, die Leut seien Narren und verstehen nit, wann sie die Bücher lesen, was Schwenkfeld schreibe, red' und lehre, und was ihr vielmal aus Unverstand, auch vielleicht eitel Ehre und eigen Gesuch, redet und lehret! Und ihr sollet es nit zürnen, ihr lernet erst aus Schwenkfeld's Schriften viel von Christo reden, auch zu Zeiten dasselbig in euern Predigen, und fluchet ihm dannoch gleich darauf; gleichwie die armen Päbstler aus unsers lieben Dr. Luther's seligen Büchern haben etwas gelernet und ihn darnach verdammen; und wann ihre Bücher nicht noch vorhanden wären, dürften sie wohl sagen, Luther redete die Unwahrheit von ihnen, sie hätten nit also gelehret. Luget! machet euch ihrer nit theilhaftig, es wird euch sonst gehn wie dem Propheten Bileam: was du fluchest, will ich segnen." — An einer andern Stelle sagt dieselbe: „O seliger Wolf Capito, Caspar Hedio, Matthäus Zell, wie ruhet ihr so wohl in Christo, die so treulich gehandelt, und eure Mitarbeiter nit also dem Teufel übergeben habt, deß müsset ihr jetzt im Grund verachtet werden,

(aber ohn Zweifel hoch vor Gott geehrt). Ich glaub' aber, lebtet ihr jetzt noch bei uns, man hüge (hiebe) euch wiederum mit Ruthen, ihr müßtet schweigende Kinder werden und bei denen die ihr geboren wiederum in die Schulen gehn, und Krummes für Schlechtes (Gerades) lernen. Gott hat euch aber aus Gnaden, vor dem und viel Unglück hinweggeruckt, ihm sei darum Lob. Amen."

Die Wohlthätigkeit, welche Frau Katharina während ihrer Ehe so reichlich und im Einverständniß mit ihrem würdigen Gatten, in so hohem Grade geübt hatte, wurde von ihr auch als Wittwe fortgesetzt. Folgendes Beispiel mag dieß bezeugen. Als des Interims wegen im April 1549 die beiden Straßburger Prediger Butzer und Paul Fagius ihr Amt ablegen und nach England fliehen mußten, hinterließen sie der Wittwe Zell, ohne deren Wissen, etliche Goldstücke, um dieselbe in ihrer bedrängten Lage zu unterstützen. Wie Frau Zell dieselben angewandt habe, erzählt sie selber in einem Brief an diese Männer: „Ihr habt mich mit dem Geld, so ihr mir heimlich in dem Brief hinterlassen, auf das äußerste betrübet. Auf daß aber meine Schamröthe eines Theils hingelegt werde, hab' ich euch eure zwei Stücke Golds wiederum in diesen Brief wollen legen, wie Joseph seinen Brüdern. Da ist ein des Interims wegen verjagter Prädikant mit fünf Kindern zu mir kommen, und eines Prädikanten Frau, deren Mann vor ihren Augen man den Kopf abgeschlagen hat. Die hab ich zehn Tag bei mir gehabt und hab das eine Stück Gold diesen Beiden zur Zehrung geschenkt, aber nicht mein, sondern euretwegen; das andre hab ich euch wiederum in diesen Brief gethan, daß ihr es selber sollet brauchen und ein andersmal nit so gütig seyn. Ihr werdet noch viel bedürfen, auch euer Volk (Familie), wenn es in Engelland euch nachkommen soll, und seid also Gott befohlen in seinem Schutz und Schirm ewiglich, wider alle seine und eure Feind!"[1]) —

Das Todesjahr dieser ehrwürdigen Frau ist nicht bekannt. Aber noch am 3. März 1562 ließ sie sich durch Conrad Hubert, ihren bewährten Hausfreund, bei Ludwig Lavater von Zürich entschuldigen, daß sie diesem so lange nicht geantwortet habe; sie seye durch lange Krankheit halb todt und könne seit vielen Monaten sich der Feder nicht mehr bedienen. T. W. Röhrich in Straßburg †.

---

[1]) Simler, Rede von der brüderlichen Liebe. 1767. Zürich. p. 73.

## 6. Die ersten Märtyrer der Reformation 1524—1529.

### 285. Heinrich von Zütphen.

11. December.

Zu Meldorf in Süderdithmarschen hatten der dasige Pastor Nicolaus Boje und eine daselbst wohnende Wittwe Wiebge Junge geb. Nanne von der evangelischen Predigt gehört, mit welcher zu Bremen ein Mönch, Heinrich von Zütphen, aufgetreten wäre und fortwährend Beifall fände. Derselbige nach seiner Geburtsstadt so genannt, sein Familienname Möller, auch ein Augustinermönch wie Luther, war aus den Niederlanden nach Wittenberg gereist, um von Dr. Luther den wahren Glauben und das rechte Predigen zu lernen. Wohl ausgerüstet ging er in sein Vaterland zurück: daselbst fing er zu Antwerpen zu predigen an, ward aber in's Gefängniß gebracht. Mit Hülfe evangelischgesinnter Freunde entfloh er und kam über Wittenberg nach Bremen, woselbst er in der Ansgarii-Kirche von 1522 an mit großem Beifall und gesegneter Arbeit predigte.

Nach diesem Mann verlangte die beiden zu Anfang Genenneten und andere fromme Leute, daß sie ihn nach Meldorf bekämen und sandten ein Schreiben an ihn, daß er käme, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen und sie aus dem Rachen des Antichrists zu reißen, weil derselbige so gewaltig regierte bei ihnen. Heinrich's Freunde in Bremen wollten ihn gern behalten, fürchteten alles für ihn in Dithmarschen, er aber wußte sie zu trösten und beschloß dahin zu gehen, reiste am Montag nach dem ersten Advent ab und kam in den letzten Tagen dieser Woche glücklich über Brunsbüttel in Meldorf an, wo ihn seine Freunde mit großem Frohlocken empfingen, 1524. Aber seine Feinde ruhten auch nicht. Eine alte Schrift damaliger Zeit sagt, der Teufel roch den Braten und ward zornig mit seinen Leuten. Meldorf hatte ein Augustinerkloster, der Prior Torneborch machte sich Sonnabends nach Heide zu den 48 Verwesern (Herrn Regenten) des Landes, welche daselbst beisammen waren, gab ihnen Nachricht, daß ein Ketzerprediger,

Heinrich von Zütphen mit Namen, aus Bremen nach Meldorf gekommen sei, wo man eben so viel Wesens aus ihm machen würde wie in Bremen, zur Verkehrung der ganzen Landschaft. Torneborch fand besonders Gehör bei einem Landesverweser Peter Nanne, der ein Bruder war von jener Wiebge Junge und bei dem Landschreiber Herrn Günther Werner. Diese Beiden stellten der Versammlung vor: Wenn die Ketzerei bei ihnen einrisse, wie dann das Marienlob bald fallen, Zwiespalt und Aufruhr entstehen würde, darüber sie ihre Freiheit verlieren könnten, daß sie dagegen sich Gunst und Gnade erwerben würden, wenn sie den Kerl verbrenneten. Es wurde indessen doch kein Todesurtheil gesprochen, sondern sie gaben dem Prior einen Brief mit, an das Kirchspiel Meldorf, und einen an den Pastor Boje, des Inhalts: Sie sollten den Mönch nicht predigen lassen, sie sollten ihn fortjagen bei der höchsten Strafe, nach Gelegenheit des Landes. In der Nacht auf den Sonntag ließ der Prior diesen Brief dem Pastor insinuiren, dieser erklärte darauf: dem Befehl kann ich nicht willfahren, die 48er haben um Kirchensachen sich nicht zu bekümmern, das kommt der Gemeine zu und hier hat, (Meldorf war damals eine Stadt) Bürgermeister und Rath zu sprechen. Heinrich war eben sowol nicht erschrocken, als Boje ihm hiervon Nachricht gab und da er hörte, was Landes-Recht und Brauch war in solcher Sache, erklärte er: Ich will meinem Beruf nachkommen, will predigen so lange als es der Gemeinde gefällt, denn man muß Gottes Wort mehr gehorchen als der Menschen, will Gott, daß ich in Dithmarschen sterben soll, so ist der Himmel mir hier so nahe, als anders wo, — ich muß doch um Gottes Wort willen mein Blut noch vergießen.

Des Morgens stand er auf der Kanzel, das Evangelium des 2. Advents, Lucä 16, 25—36: „Und es werden Zeichen geschehen ꝛc." war wie gewählt. Welchen Eindruck diese Predigt machte, kann man aus dem allgemeinen Urtheil darüber abnehmen: der heilige Geist spricht aus ihm, denn er hat uns ganz entzündet und angesteckt. Nachmittags hat er wahrscheinlich wieder und über die Epistel gepredigt; angemerkt findet sich der gebrauchte Spruch, Röm. 15, 1: „Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben!" So wohnet die Demuth jeder Zeit in Einem Hause mit dem Muth. Am Mittwochen wieder zweimal und das Volk lief aus allen Winkeln zu Haufen, so auch des Freitags. In diesen Predigten vor-

nämlich wurde das Volk überzeugt, daß die Mönche und Pfaffen bisher mit lauter Lug und Trug umgegangen waren. Heinrich wurde gebeten, bei ihnen zu bleiben, wenigstens Weihnachten noch. Während er so in Meldorf predigte, bewirkte der Prior einen Befehl von den 48ern, man sollte Heinrich nicht predigen lassen, bei Strafe von 1000 rhein. Gulden und das Kirchspiel solle am Montag einige Bevollmächtigte nach Heide schicken, da die Landschaft wichtiger Dinge wegen zusammen käme. Mit großem Widerwillen und Zorn wurde dieser Brief angehört, weil solcher Brief ganz gegen Verfassung und Landesbrauch anging. „Jedes Kirchspiel im ganzen Lande kann ja Priester einsetzen und absetzen, wie es will! Sie greifen zu weit, das können wir und müssen wir nimmer leiden." Sie beschlossen, Bevollmächtigte hinzuschicken mit freundlichen und ernsthaften Vorstellungen. Diese aber halfen nichts, die Herren waren zu sehr erbost, der eine sagte dieß, der andere sagte das, und sie konnten nicht zum Schluß kommen. Zuletzt trat der alte weise Peter Detlefs von Delve hervor und sagte: „Wir wissen ja, lieben Freunde, daß in allen Ländern großer Zwiespalt über den Glauben ist, Leute wie wir, ungelehrte, unverständige Menschen in solcher Sache, können nicht richten, darum laßt das unsere Meinung sein, daß wir die Sache aufschieben bis zu einem allgemeinen Concilium, welches ja binnen Kurzem gehalten wird, wie unser Herr Landschreiber berichtet; was dann unsere guten Nachbaren halten und glauben werden, dasselbige, denke ich, nehmen wir auch an; ist es aber der Fall, was man sagt, daß Gottes Wort nicht genugsam klar gelehrt wird und jemand ist, der es klarer und reiner lehren kann, wollen wir das nicht verbieten, denn wir können keinen Aufruhr haben; — darum sei jeder zufrieden und lasse die Sache auf sich beruhen bis zu Ostern, mittlerweile wird es sich von selbst schon ausweisen, was recht und was unrecht ist." Die Rede fand Beifall, davor denn ja auch kein Bauer sich schämen darf, und was Peter Detlefs wollte ward beschlossen. Die Meldorfer aber zogen mit großer Freude nach Hause, brachten der Gemeinde diese angenehme Botschaft und Jeder hoffte, daß die Sache nun wohl gut gehen würde.

Die Mönche und andere Feinde hatten sich den Ausfall in Heide nicht also gedacht und mußten nun dafür sorgen, daß das angelegte und angeblasene Feuer nicht wieder kalt würde. Torneborch reiste nach Lunden zu den dortigen Mönchen und brachte

durch diese zu wege, daß einige angesehene Männer zum Rathschlagen zusammen kämen, namentlich Peter Nanne, Claus Rode, Peter Swyn; diese wollten nicht recht in die Sache eingehen, sagten: Wir haben ja nach Meldorf geschrieben, wenn es nöthig thut, wollen wir noch einmal. „Nicht schreiben, sie werden wieder schreiben und ihr werdet in die Ketzerei verflochten, wir müssen der Sache anders beikommen. Das beste Mittel ist, wir nehmen ihn des Nachts gefangen und verbrennen ihn, bevor die Landschaft und das Volk es gewahr wird." Der Anschlag gefiel Peter Nanne und er übernahm das Weitere. Er ging zum Landschreiber Günther und in dessen Hause wurde beschlossen, einige große, starke, verwegene Leute zu Hülfe zu rufen, welche wiederum andere an sich ziehen sollten und mit diesen zu erscheinen in Hemmingstedt den 10. December gegen Abend, wenn die Betglocke schlüge. Wie auch geschah.

Zu bestimmter Zeit kamen sie in Hemmingstedt, eine halbe Meile nördlich von Meldorf, zusammen, bei 500 Mann stark. Zuerst wurden die Wege, die nach Meldorf gingen, besetzt, damit keiner hinkommen und warnen könne, dann machte man dem Haufen bekannt, was geschehen sollte; allein dieser entsetzte sich vor solcher That. Die Hauptleute mußten mit schwerer Brüche drohen, die Mönche mußten einige Tonnen Bier zum Besten geben, da gingen sie voll und toll darauf los. Gegen Mitternacht zogen sie in Meldorf ein. Alle lagen im tiefsten Schlafe. Aber im Kloster war man munter und wach. Hier bekamen sie Licht und Fackeln. Ein Verräther, Namens Johann Maaß der Große, der im Predigerhause Bescheid wußte, stieg in die Bodenlucke und machte von innen die Hausthür auf. Den Pfarrherrn Boje rissen sie hinaus auf die Straße und schrien, er solle mit, andere dagegen, sie sollten ihn gehen lassen, dazu hätten sie keinen Befehl; den guten Heinrich konnten sie erst nicht finden, sie schrien: „wo ist der Mönch? wo ist der Mönch?" bis sie den auch trafen, rissen ihn aus dem Bett, schlugen und stießen ihn, banden ihm die Hände fest auf den Rücken und zogen also mit ihm fort. Sie rissen so fürchterlich mit ihm herum, daß selbst sein arger Feind Peter Nanne sich erbarmen mußte und sagte, sie sollten ihn los machen, er ginge wol von selbst. Darauf ward ein großer Kerl gerufen, Bolke Johann aus dem Dorfe Lieth, der sollte ihn leiten, wo der Unmensch aber nur Gelegenheit sahe, da führte er den armen Mann durch Pfützen

und durch junges Eis, daß ihm das rothe Blut aus den Füßen sprang. In Hemmingstedt hielten sie wieder an. Heinrich war ganz erschöpft, er konnte nicht weiter und mußte es doch. Er bat, sie möchten ihm ein Pferd geben. Da fingen sie an zu lachen: ob man dem Ketzer noch ein Pferd halten solle! man fragte ihn, auf welche Art er in's Land gekommen sei und was er hier verloren habe, worauf er mild und freundlich antwortete, daß sie in ihrem Gemüth sehr bewegt wurden, da hieß es: Nur weg! Nur weg! sprecht ihr mit ihm, so macht er euch zu Ketzern. Also ging es wieder vorwärts nach Heide zu, das ist noch eine halbe Meile weiter.

In Heide brachte man ihn in einen Hauskeller, hier trieb man allerlei Spektakel mit ihm, wie ein plumpes und dummes Volk es nicht anders kann, bis der Landschreiber Günther zu ihm hinab stieg und ihn fragte, ob er nach dem Bischof in Bremen geschickt werden, oder ob er seinen Lohn in Heide empfangen wolle. Heinrich antwortete: Habe ich etwas Unchristliches gelehrt oder gethan, so könntet ihr mich wol darum strafen, der Wille Gottes geschehe! Hört, lieben Freunde, sagte Günther, er will in Dithmarschen sterben. Morgens 8 Uhr traten sie auf dem Markt zusammen, Rath zu halten, was jetzt weiter mit dem Ketzer zu machen sei. Da schrien sie Alle: Zum Feuer! Zum Feuer! und die Kehlen, die noch etwas heller waren, setzten hinzu, so werden wir heut bei Gott und Menschen Ehre erwerben, er muß sterben. So wurde die Unschuld verdammt, unverhörter und unbezeugter Weise.

Darauf wurde ausgerufen: Alle, welche den Mönch geholt haben, sollen sich mit Gewehren versehen und ihn hinausführen zum Feuer. Da banden sie ihm Stränge und Riemen um den Leib, um den Hals, um Hände und Füße und ein Jeder hielt ein Ende derselben in seiner Hand, schleppten ihn fort, einer zog hier-, der andere dorthin, bis östlich von Heide, wo das Feuer schon angezündet war. Auf Lütjenheide, da sie vorbeikamen, stand eine Hausfrau in ihrer Thür, die sah den Jammer an und weinte, das wurde Heinrich gewahr und sagte zu ihr: Liebe Frau, weint nicht über mich, denn das ist Gottes Wille! Als sie zum Feuer kamen, wo Heinrich sich vor großer Mattigkeit niedersetzte, trat der Vogt hervor und sprach das Urtheil mit den Worten: Dieser Bösewicht hat gepredigt wider die Mutter Gottes und den christlichen Glauben, aus welcher Ursache ich ihn verurtheile, anstatt meines gnä-

digen Bischofs in Bremen, zum Feuertode. Heinrich antwortete darauf: das habe ich nicht gethan, doch Herr, dein Wille geschehe! Darnach betete er seinen Glauben, schlug seine Augen aufwärts zum Himmel und sagte: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater!

Eine kleine Labung für Heinrich. Seine Meldorfer Freunde hatten ihn doch nicht alle verlassen. Pastor Boje mußte wohl zu Hause bleiben, den sie so böse zugerichtet hatten; aber Wiebke Junge wollte sich nicht halten lassen, sondern reiste sogleich hinterher. Wie mag Heinrich's Herz erfreuet sein, als er Wiebke Junge sah! Sie wollte ihn noch retten, arbeitete sich durch das Volk, trat vor das Feuer und redete die Mörder mit freiem Muthe an: Was wollt Ihr? was macht Ihr? ich habe ihn gerufen, ich habe ihn in's Land gebracht. Schlagt mich, peitscht mich, und ich will noch tausend Gulden dazu verlegen, wenn ihr den Mann frei lasset bis zum nächsten Montag, damit das ganze Land ihn verhöre und dann verurtheile! Ach! das half nichts, sie stießen sie zurück.

Wenn bei schlechten Menschen eine Fürbitte nicht hilft, so thut sie Schaden. Als Wiebke Junge weggestoßen war, drangen sie heftiger auf Heinrich ein. Johann Holm von Neuenkirchen schlug ihn mit einem Fausthammer, ein anderer mit einem Stoßdegen über'n Kopf, ein anderer stach ihm in die Seite, in den Rücken, in die Arme, allenthalben, wo sie nur beikommen konnten, und das zwei volle Stunden, weil das Feuer nicht brennen wollte. Nackend im Regen und Schnee, über und über blutend, stand Heinrich vor dem Feuer, seine Hände gefalten, zum Himmel aufblickend. Zuletzt nahmen sie eine Leiter und banden ihn darauf, um ihn so in's Feuer zu schieben. Da fing er an, seinen Glauben noch einmal zu sprechen, sie schlugen ihn aber auf den Mund, konnten ihm das nicht gönnen und sagten: Erst sollst du brennen, nachdem kannst du beten. So fürchterlich hielt der Mordgeist sie besessen. Sie banden ihm den Strang so fest um den Leib, daß ihm das Blut aus Nase und Mund lief, schoben ihn auf der Leiter über das Feuer, das schlecht brannte, mehr Rauch als Flamme gab. So lag Heinrich eine Weile. Da schlug ihn Johann von Neuenkirchen mit einem Fausthammer auf die Brust und tödtete ihm das Herz im Leibe. Jetzt regete er sich nicht mehr.

Da das Feuer gar nicht auflodern wollte, zogen sie den Leichnam vom Holzhaufen herunter, hieben Kopf, Hände und Füße ab,

welche sie verbrannten, den Rumpf aber begruben sie an einer Stelle, die den Namen Mönchberg bekommen hat.[1]

Solches ist geschehen 1524 am 10. und 11. December. Dreihundert Jahre später ist dieses Feld zu einem Begräbnißplatze für die Gemeinde Heide gemacht, geweiht, und Heinrich daselbst ein Denkmal errichtet worden. — Seit 1847 steht sein Name im Schlesw.-Holsteinischen Kalender unter Dec. 10.

Claus Harms in Kiel †.

---

## 286. Johann Chastellain.

12. Januar.

Luther's Schriften waren schon in den ersten Jahren nach ihrer Erscheinung, durch den lebhaften Handelsverkehr und die Messen, über den Rhein nach Lothringen, dem Elsaß, und bis nach Lyon und anderen Gewerbsstädten Frankreichs gekommen, und begierig aufgenommen, heimlich vervielfältigt, und bald sogar in die Volkssprache übertragen worden. Seit die Kunde von Luther's Heldenmuth zu Worms in alle Welt gedrungen war, stieg die um sich greifende Gährung immer höher. Auch in der Stadt Metz in Lothringen wurden alle Gemüther für oder wider die lutherische Sache eingenommen. Es verging kein Tag, keine Zusammenkunft von Geistlichen und Laien, ohne Verhandlung und Streit darüber; ja es wurde schon in demselben Sinne öffentlich gepredigt. Von den Kanzeln herab hörte man den bittersten Tadel gegen die Lehre der Kirche und das Leben der Geistlichkeit, und das Volk strömte schaarenweis solchen Predigern zu.

Einer der frömmsten und muthigsten unter diesen Zeugen der Wahrheit war Jean Chastellain (Johannes Castellanus), Mönch des Augustiner-Ordens, ein wohlgebildeter, großer und stattlicher, durch seine Leutseligkeit einnehmender Mann, der, ausgerüstet mit einer ungewöhnlichen Gabe, volksthümlich zu reden, Aller Herzen und Sinne sich zugewendet sah. Er scheint jedoch, für seine Person, nicht sowohl durch die Schriften Luther's, als durch eigne Forschung auf denselben Weg der Wahrheit gekommen zu sein.

Im Jahre 1523 hatte Chastellain zu Vic, einem lothringischen Städtchen unweit Metz, die Adventspredigten gehalten. Zur Fasten-

zeit des folgenden Jahres 1524 trat er in dieser letzteren Stadt auf. In seinen eindringlichen Predigten, die er mit großer Beredtsamkeit und unter wachsendem Zulauf in der Kirche des dortigen Augustinerklosters hielt, strafte er rücksichtslos die Sünden und Laster der Prälaten und Priester, insbesondre der Bettelmönche. Je mehr er sich dadurch in der Gunst des Adels und des Volkes festsetzte, desto heftiger entbrannte wider ihn der Haß und die Rachsucht der Geistlichkeit. Schon gegen Ende des Jahres 1523 hatte der Herzog Antonius von Lothringen ein Edikt erlassen, daß Niemand eine Schrift Luther's besitzen, und daß, wenn ein Geistlicher heimlich oder öffentlich die lutherische Lehre vortrüge, er sofort gefangen und gebunden dem Inquisitionsrathe überliefert werden solle. Wahrscheinlich auf Grund dieses Edikts ward Chastellain eines Tages in den bischöflichen Pallast beschieden, wo ihn mehrere Aebte und Prälaten, unter anderen der Abt von St. Antonius von Viennois, und auch der Haushofmeister des Kardinals Johann von Lothringen, Martin Pinguet, Gouverneur der benachbarten Stadt Gorz, erwarteten. Man überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen verschiedener, angeblich verleumderischen Aeußerungen und ketzerischen Behauptungen, die in seinen Predigten vorgekommen sein sollten, und nannte ihn geradezu einen abtrünnigen Lutheraner. Doch kam er, für dies Mal noch, mit solchen Vorhaltungen davon; nur daß seine kühnen Erwiederungen seine Feinde immer mehr gegen ihn aufbrachten. Natürlich ließ er sich dadurch in seiner Predigtweise nicht irre machen. Zu wiederholten Malen erklärte er öffentlich: keine Menschenfurcht, keine Todesgefahr könne ihn bestimmen, die Wahrheit zu verschweigen; fügte auch hinzu: wer, Geistlicher oder Laie, an seinen Reden etwas auszusetzen habe, der möge nur zu ihm kommen, er wolle ihn überzeugen und zufrieden stellen, anderen Falls aber sich jeglicher Strafe unterwerfen. Am nächstfolgenden Pfingstfeste sollte er, der damaligen Sitte gemäß, Nachmittags auf offener Straße vor der Heiligengeistkirche predigen. Da erging im Geheim der Befehl an den Pfarrer, dies um jeden Preis zu verhindern, und lieber statt Chastellain's einen gewissen Jakobinermönch auftreten zu lassen. Doch erhielt ein in der Stadt viel vermögender Mann noch zeitig genug Nachricht davon. Dieser ließ, am Festtage selbst, als das Volk sich schon vor der Kirche versammelt hatte, durch einen Gerichtsdiener bekannt machen, jener Jakobiner sollte es nicht

wagen, dem Befehl nachzukommen. So unterblieb die Predigt ganz. Dieser Vorfall machte aber wiederum gewaltiges Aufsehen in der Stadt. Der Haß der Feinde konnte sich nicht länger mit halben Maßregeln begnügen.

Jetzt versuchte man, Chastellain aus der Stadt zu locken. Ein anderer Augustinermönch, Namens Bonnestraine, wurde für dreißig Sonnenthaler gewonnen. Dieser mußte ihm die falsche Nachricht bringen, der Provinzial seines Ordens wolle ihn sprechen, und harre seiner in der Nähe an einem bestimmten Orte. Chastellain ging in die Falle, und machte sich mit Bonnestraine und einem Novizen auf den Weg. Als er durch Gorz kam, wurde er dem Gouverneur Martin Pinguet verrathen. Dieser ließ ihm nachsetzen. Chastellain verbarg sich in dem Gehölz von Chamblé. Hier wurde er gefangen genommen und nach Gorz zurückgebracht. Es war am Himmelfahrtstage, den 5. Mai 1524. Zwei Tage darauf schleppte man ihn nach Nomeney, um ihn auf dem dortigen Schlosse in sicherem Gewahrsam zu halten. Vorher schon nahm der Magistrat von Metz, der ihn schätzte und liebte, sich seiner an. Am Himmelfahrtstage selbst sandte derselbe Söldner aus, um ihn zu befreien. Sie suchten ihn die ganze Nacht vergeblich. Am folgenden Tage, Freitag, ließ der Magistrat funfzehn oder sechszehn Einwohner von Gorz an den Thoren der Stadt festnehmen, und hielt sie längere Zeit gefangen. Sie wurden wieder frei gegeben, nachdem der Abt von St. Antonius nach Metz gekommen war, und versprochen hatte, alles Mögliche zu thun, um Chastellain zu retten. Natürlich dachte er nicht daran, sein Versprechen zu halten. Da entbrannte die Wuth des Volks gegen ihn und Martin Pinguet. Wenig fehlte, so hätte man ihre Häuser zerstört, und, wären sie in Metz gewesen, sich thätlich an ihnen vergriffen. Um dieselbe Zeit hatte der berühmte Franziskanermönch Franz Lambert von Avignon, ein eifriger Anhänger Luther's, auf seiner Rückkehr von Wittenberg, einige Wochen in Metz verweilt, und ein inniges Freundschaftsbündniß mit Chastellain geschlossen. Lambert, jetzt in Straßburg, schrieb Briefe über Briefe an den Magistrat und an den Herzog Antonius von Lothringen, um sich für seinen Freund zu verwenden. Er erbot sich sogar, selbst nach Metz zu kommen, wenn man ihm freies Geleit gäbe, und gegen alle Geistlichen und Mönche zu disputiren. Wollten die Gegner sich aber lieber nach Straßburg begeben, so werde er ihnen freies Geleit

verschaffen. Könnten sie ihn dann eines Irrthums überführen, so wolle er sich mit seinen Büchern verbrennen lassen. Ueberführte er sie, so solle ihnen nichts geschehen. Würden sie aber Chastellain und seine Genossen zum Tode verurtheilen, so müsse er diese öffentlich für heilige Märtyrer erklären. Alles blieb fruchtlos. Der damalige Inquisitor Nikolaus Salvin, vom Dominikanerorden, zeigte sich am thätigsten in der Sache. Viele Zeugen wurden vernommen. Chastellain, mit seinem einfachen, ehrlichen und treuherzigen Wesen, konnte nicht durchdringen. Nach neunmonatlicher, harter Gefangenschaft, fällte man das Urtheil über ihn, er solle in der Stadt Vic öffentlich ausgestellt und seiner geistlichen Würde entkleidet, demnächst aber dem weltlichen Gericht übergeben, und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Dies Urtheil zu vollstrecken, wurde er von Nomeney nach Vic gebracht. Und kurz darauf am Donnerstag den 12. Januar 1525 erlitt er den Märtyrertod.

Um acht Uhr Morgens stand er am Pranger, eine gewaltige Volksmenge um ihn her. Dann wurde er ins Gefängniß zurückgeführt, wo er bis Nachmittag blieb. Als er abgeholt werden sollte, fand man ihn im Hemd und barfuß. So wollte er zum Tode gehn; „denn, sagte er, unser Herr Jesus Christus hat viel mehr für uns gelitten.“ Man ließ es nicht zu. Er mußte eine alte graue Jacke anziehn, und einen elenden deutschen Hut aufsetzen. Das Armesünderglöckchen ertönte. Chastellain, der fromme Prediger, der mächtige Volksredner ward in diesem Aufzug durch die Stadt zum Richtplatz geführt. Die Berichterstatter sagen: Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und seinen Mund nicht aufthut. (Jesaias 53, 7.) Von Zeit zu Zeit nur rief er: „Gott helfe mir!“ Den Umstehenden brach das Herz; Alles weinte vor Rührung und Mitleid. Am Scheiterhaufen fing er an zu beten in lateinischer und in romanischer Sprache, sagte auch mit großer Andacht mehrere Psalmen her. Dann erhob er die Augen zum Himmel, und betheuerte laut, es sei lange sein heißester Wunsch gewesen, daß es so weit mit ihm kommen, und er für den Glauben, als Zeuge der Wahrheit den Tod erleiden möchte. Dann bat er das umstehende Volk um Verzeihung, wenn er etwas ihm Mißfälliges oder Unerbauliches sollte gepredigt haben. „Doch, fügte er hinzu, ich habe nichts gepredigt, was nicht schon der heilige Augustin und der heilige Ambrosius vor mir gepredigt haben.

Habe ich also falsch gepredigt, so haben sie auch falsch gepredigt. Man hat mich einen Lutheraner, einen Luthergläubigen genannt. Aber auf meinen Tod und meinen Antheil am Paradiese will ich es nehmen, daß ich Luthern niemals gesehen. Von ihm und seiner Lehre habe ich nichts entlehnt. Darauf will ich sterben." Diese und andere Worte vermehrten das Weinen und Schluchzen. Man führte ihn an den Pfahl, wo er sich auf ein Brett setzen sollte. Er bat, man möchte ihn aufrecht stehen lassen; es werde ihm so noch viel zu gut gehen, der Heiland habe viel mehr für ihn gelitten. Dann half er dem Henker, ihn zurecht zu stellen. Sonst litt er Alles mit freudigem Muth und geduldiger Ergebung. Endlich hob er die gefalteten Hände hoch empor, und rief zu wiederholten Malen mit lauter Stimme: „Der Name Jesu sei mein Heil!" So gab er seinen Geist auf und verschied.

Bestürzung, Entrüstung und tiefe Trauer verbreiteten sich in Vic, in Metz und allen umliegenden Ortschaften, wo man sich so oft an Chastellain's herrlichen Predigten erbaut hatte. Als am folgenden Tage der Abt von St. Antonius nach Metz kam, wurde er von dem Volk mit der größten Verachtung behandelt. In der Nacht warf man ihm die Fenster ein. Am Sonnabend wollte er in der Hauptkirche die Messe hören. Man empfing ihn mit Schimpfreden. Die Einen nannten ihn Pilatus, die Andern Annas oder Kaiphas. Sein Leben war in Gefahr. Er mußte durch eine Hinterthür gerettet werden. Auch in seinem Hause konnte er nicht sicher bleiben. Volkshaufen sammelten sich vor demselben mit großem Geschrei. Man warf ihnen Brod und andere Eßwaaren aus den Fenstern zu. Vergebens. Sie wollten den Abt in Stücke zerreißen. Er entwich endlich mit großer Mühe nach Pont de Mousson zum Herzog. Jetzt wandte sich die Wuth des Pöbels gegen das Haus des Gouverneurs von Gorz. Dies wurde rein ausgeplündert, und bis auf die Mauern zerstört, alle Geräthschaften und Vorräthe vernichtet. Mehrere angesehene Männer bemühten sich, das Volk zu besänftigen. Es gelang ihnen nicht. Man zerstörte auf dieselbe Weise noch ein Haus, welches dem Gouverneur gehörte. Dann wandten sich die Haufen nach dem Gefängniß, wo ein zweiter Zeuge der Wahrheit in Haft gehalten wurde. Man mußte ihnen die Schlüssel ausliefern. Und Vedastus aus Lille, ein Freund und Genosse Chastellain's, wurde in der That befreit, und dem muthmaßlich ebenfalls schon auf ihn harrenden Flammentode entrissen. A. Fournier in Berlin.

---

## 287. Georg Wagner.

7. Februar.

Als das helle Licht des Evangeliums von Wittenberg aus ganz Deutschland erfüllte, ward auch Baiern davon berührt. Wie anderwärts die Fürsten dem Evangelium Raum boten, so auch im Anfang die Herzöge von Baiern. Das Brüderpaar Wilhelm und Ludwig, von denen jeder ein Gebiet beherrschte, verwandelten jedoch bald ihre Neigung für das Wort Gottes in Feindschaft. Schon im Juli 1523 wurde in München ein Bäcker auf Befehl des Herzogs Wilhelm enthauptet. Ihm folgten um des Evangeliums willen noch manche andere Zeugen der Wahrheit. Viele flohen nach Augsburg, welches Herzog Wilhelm „die Grube aller lutherischen und andern verdammten Ketzereien" nannte. Wer aber in seine Hände fiel, mußte bluten. In Landsberg starben neun Männer den Feuertod, in München wurden 29 Männer ersäuft, drei andre Männer mußten mit ihren Frauen auf den Scheiterhaufen steigen, weil sie nicht zum Glauben der römischen Kirche zurückkehren wollten. Am 16. August 1527 starb der edle Märtyrer Leonhard Käser den Feuertod (s. Nr. 290).

In demselben Jahre mußte ein andrer Prediger des Evangeliums sein Leben endigen, weil er nicht widerrufen wollte. Er war von Emmeringen in Baiern und hieß Georg Wagner, in der lateinischen Sprache Carpentarius genannt. Sein Lebensgang ist uns nicht näher bekannt. Kurz, er kennt, liebt und verkündigt das Evangelium. Manche haben behauptet, er sei ein Wiedertäufer gewesen, aber so weit wir die Untersuchung kennen, finden wir nichts von der Wiedertäuferei, wohl aber die mehr reformirte Auffassung der heiligen Schrift. Er war ein Mann, dessen Herz ruhte in Christo. Seine letzten Reden bewiesen das. Er saß im Falkenthurm in München. Als das Schlußurtheil über ihn gefällt war, holten ihn am 8. Februar 1527 zwei Henker ab, um ihn zum Richtplatz zu führen. Auch Barfüßermönche erschienen, um den Blutzeugen zu geleiten und auf ihre Weise zu trösten. Wagner bat sie, ihn zu verschonen und lieber in ihre Klöster zurückzukehren. Was sie ihn lehren und womit sie ihn trösten wollten, das könne er nicht brauchen.

In Begleitung der Schergen kam er vor das Rathhaus. Hier wurden ihm noch alle Artikel, die er bekannt und vertheidigt

hatte, vorgelesen. Es waren ihrer hauptsächlich vier. Der erste verwarf die Behauptung der römischen Kirche, als könne ein Priester einem Menschen in der Ohrenbeichte seine Sünden vergeben. Zweitens hatte er die Lehre, nach welcher der Meßpriester das Brod in den Sohn Gottes verwandelte, verworfen, und damit zusammenhängend sprach er aus, er könne nicht glauben, daß ein Mensch unsern Herrn Gott vom Himmel zu holen vermöge. Nach dem vierten Punkte, der ihm vorgehalten wurde, läugnete er, daß die Wassertaufe den Menschen ohne weiters selig machen könne. Man gab sich noch alle Mühe, ihn zum Widerrufe und Abfalle zu bewegen, und scheute sich nicht, ihn zu plagen. Er aber blieb fest und unerschütterlich. Unter andern fragte ihn Einer: „Mein Freund Georg, fürchtest du dich denn nicht vor dem Tod, den du leiden sollst? Willst du nicht lieber frei sein und zu deinem Weib und deinen Kindern gehen?" Zarte Bande waren mit diesen Fragen angeregt, Wagner verläugnete sie nicht, aber er kannte ein höheres Ziel, das ihm jetzt so nahe stand. In diesem Sinne erwiderte er: „Wenn mich der Richter freigeben wollte, wohin sollte ich lieber eilen, als zu meinem herzlieben Weib und Kindern?" „Widerrufe nur," sagte Jener, „so kannst du wieder frei werden." „Nein," sagte Carpentarius, „es sind mir zwar mein Weib und Kinder so lieb und werth, daß ich sie dem Herzog von Baiern um all' sein Land und Leute, Geld und Gut nicht geben wollte, aber doch habe ich Gott noch viel lieber, um welches willen ich sie auch gerne verlasse."

Bei der Hinführung zum Richtplatze machte sich der eben angeführte Gelehrte abermals an Wagner mitten auf dem Markte, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. „Mein Freund Georg," sagte er, „ich glaube das Sakrament des Altars, und nicht blos das Zeichen." Wir verstehen ihn, er meinte die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi. Deshalb antwortete ihm Wagner: „ich halte das Sakrament des Altars, wie ihr es nennt, für ein Zeichen des Leibes und Blutes Jesu Christi, der für uns in den Tod des Kreuzes gegeben worden ist." Da wandte sich auch ein Prediger am Dom zu München, Namens Schritter, an den Zeugen mit einem scheinbar unverfänglichen Vorschlage: „Georg," sagte er, „willst du nicht glauben an das Sakrament, so setze doch zum wenigsten deine Hoffnung auf Gott, und sprich: Ich bin meiner Sache gewiß. Gleichwohl will ich,

wenn ich mich geirrt habe, es mir lassen leid sein und mich bekehren." Diese Versuchung abweisend antwortete Wagner: „Gott läßt mich nicht also irren." Der schon mehrmals genannte Schulmeister, wie ihn der alte Bericht titulirt, zeigte ihm jetzt einen Ausweg, indem er sagte: „Lieber, übereile dich nicht, erwähle dir einen frommen Christen, es sei Schritter oder ein Andrer, welchem du dein Herz eröffnest, zwar nicht beichtweise, sondern allein rathsweise." „Das werde ich nicht thun," erwiderte Georg, „denn ich habe es nicht nöthig."

Nach diesem Gespräche fing der genannte Domprediger an, das Vater Unser dem zum Tode Verurtheilten vorzubeten. Als er den Anfang sprach: „Vater unser, der du bist in dem Himmel," fiel ihm Georg in die Rede mit den Worten: „Fürwahr mein Gott, du bist unser Vater, und kein andrer. Heute an diesem Tage begehre ich, bei dir zu sein." Der Vorbeter fuhr mit der ersten Bitte fort: „Geheiliget werde dein Name." Georg fügte hinzu: „Ach mein Gott, daß dein Name recht geheiligt würde!" Der Domprediger: „Dein Reich komme." Georg: „Heute darf ich hineinkommen." Bei der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel," sagte Georg: „Hie bin ich, Vater, dein Wille geschehe, und nicht der meine!" Schritter: „Unser täglich Brod gieb uns heute." Georg: „Der Herr Jesus Christus, das rechte Brod, sei heute meine Speise." Schritter: „Vergieb uns unsre Schulden, als wir vergeben unsern Schuldigern." Da wandte sich Georg an die Umstehenden: „Lieben Freunde, ich will Allen gerne vergeben, sowohl meinen Freunden, als auch meinen Feinden." Und als der Domprediger mit den zwei letzten Bitten schloß: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel," schloß auch Georg mit dem sehnlichen Seufzer: „O mein Gott und Herr, du wirst mich ohne allen Zweifel erlösen, denn auf dich allein habe ich gehofft." Nun ging Schritter an den christlichen Glauben, indem er sagte: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." Georg fügte bei: „Ach mein Gott, auf dich allein hoffe ich, an dich allein glaube ich und an keine Kreatur. Aber sie haben mich von dir abwenden wollen. Stärke mich, o Herr!" Aehnliches setzte er den beiden andern Artikeln des Glaubens bei.

Nach solchen Gebeten fragte ihn der Schulmeister: „Georg, glaubst du so stark an Gott deinen Herrn, als du es mit dem

Munde bekennst?" „Es würde mir schwer fallen," antwortete der Gefragte, „ja es würde unmöglich sein, den Tod zu leiden, wenn ich nicht von Herzen glaubte, was ich mit dem Munde bekenne. Denn ich habe wohl gewußt, daß ich um Christi willen leiden müßte, wenn ich ihn bekennen und ihm nachfolgen würde. Ach mein Gott, wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz." Darauf fragte ihn der Domprediger: „Georg, hälst du es für nöthig, daß man für dich nach deinem Tode bete, so will ich für die Erlösung deiner Seele eine Messe halten." Georg gab zur Antwort: „So lange die Seele in diesem meinem Leib sein wird, so lange bittet Gottes Sohn für mich, daß er mir wahre Geduld, Demuth und einen christlichen Glauben verleihen wolle, auf daß ich diese Marter desto standhafter ertragen könne. Wenn aber Leib und Seele von einander geschieden sein werden, alsdann habe ich keines Betens mehr vonnöthen."

Unter solchen Reden kam man auf dem Richtplatz an. Der Henker band den edlen Märtyrer auf die Leiter. Da that Georg seinen Mund auf und erklärte dem Volke etliche Punkte des christlichen Glaubens. Einige fromme Christen traten zu ihm mit der Bitte, ein Zeichen von sich zu geben, wenn er in's Feuer geworfen würde, woran sie seinen Glauben zu erkennen vermöchten: „Das soll das Zeichen sein, antwortete er, daß, so lange ich meinen Mund aufthun kann, ich den Namen Jesu Christi bekennen will." So fest stand dieser Mann. Eben richteten ihn die beiden Henker mit der Leiter auf, da sagte er zu einem christlichen Freunde, der zugegen war: „Gute Nacht!" und bat ihn mit fröhlichem Angesichte um Verzeihung. Sobald ihn aber der Henker in's Feuer stieß, rief er mit lauter Stimme: „Jesu, Jesu!" Und als der Scherge abermals mit dem Haken auf ihn stieß, hörte man noch etliche Male den süßen Jesusnamen aus seinem Munde, und dann verschied er.

Das geschah am 8. Februar 1527 in der Stadt München.

Karl Friedrich Ledderhose in Neckarau.

---

## 288. Matthias Waibel.

6. September.

Zwischen Reformation und Revolution ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Die Revolution ist eine Ausgeburt der Finsterniß, die sich vergeblich in den Schein des Lichts zu kleiden sucht. Sie fordert Recht, aber sie selbst übet Gewalt; sie verheißt Besserung, aber sie macht das Uebel ärger. Sie ist wie ein verheerendes Gewitter, ein Strafgericht über die Menschen und Völker, das der Herr zuläßt zu ihrer Besserung, um gut zu machen, wenn sie sich bekehren, was sie übel machten. Die Reformation dagegen ist eine Tochter des Lichtes. Als das Licht des Evangeliums Christi in seiner eignen Kirche von dem Papst und seiner zahlreichen Priesterschaft in aller Welt unter den Scheffel gesetzt war, daß es dem Volke nur noch spärlich leuchtete, hat sie es wieder auf den Leuchter gesetzt. Da wurde es wieder licht in der Kirche des Herrn wie zu der Apostel Zeit und noch manches Jahrhundert danach, und lichter und besser durch manche Reform auch in der bürgerlichen Ordnung der Christenheit. Aber diejenigen, welche von der Finsterniß und der Ungerechtigkeit Nutzen ziehn nach ihrer Art, nannten und nennen bis auf den heutigen Tag die Reformation Revolution, dagegen die, welche von der Revolution, dem gewaltsamen, rechtlosen, gottlosen Umsturz des Bestehenden, für sich einen Nutzen hoffen, dieselbe gerne Reformation der Kirche und Reform des Staates nennen möchten. Nur die Unverbesserlichen können verwechseln, weil sie es wollen, was so erkennbar von einander geschieden ist, wie Tag und Nacht. Dieser Unterschied wurde im Ganzen und Einzelnen vollkommen erkennbar im Zeitalter der Reformation selbst, da sich neben dem hellen Lichte der Reformation der dunkle Schatten der Revolution des Bauernkriegs gelagert hat. Besonders deutlich tritt dieser Unterschied im Leben und Ende des Reformators im Allgäu hervor, dessen wohlverdientes Gedächtniß wir hier erneuern.

Matthias Waibel ist von ehrbaren und frommen Aeltern geboren in einem Dorfe, genannt Martinszell, welches ungefähr 2 Meilen Wegs von der Stadt Kempten im Allgäu liegt und im ehemaligen Gebiet der vormaligen gefürsteten Abtei von Kempten. Sein Vater war Hans Waibel, ein aufrichtiger, frommer Bauersmann. Dieser hat ihn nachmals vom Hirtenstab in der Stadt



Kempten zu einem Bürger in Kost gethan und zwei ganze Jahre zur Schule, die dazumal der Abt im Kloster eingerichtet hatte, gezogen und angehalten. In welcher Schule denn auch Matthias dermaßen sich vor Andern in Zucht und Lehre hervorgethan, daß ihn der Abt sogar zu sich ins Kloster auf seine eignen Kosten aufgenommen und folgends bald hernach, weil er sich in Lehre und Leben alleweg fromm, fleißig und eingezogen hielt, mit etlichen jungen Mönchen von Adel, deren Pädagogus oder Aufseher er sein sollte, auf die hohe Schule gen Wien in Oesterreich geschicket hat. Daselbst ist er im Studiren gar fleißig und ernstlich fortgefahren und eines züchtigen und ehrbaren Lebens und Wandels für und für geblieben, wie denn davon wahrhaftig Zeugniß gaben viele fromme und gottesgelehrte Leute, die zum Theil noch am Leben waren, als Ludwig Rabus, Prediger der Kirchen zu Straßburg, ein Landsmann, Zeit- und Glaubensgenosse desselben, im andern Theile seiner Historien der heiligen auserwählten Gotteszeugen im Jahre 1556 auch vom Leben und Ende unseres frommen Matthias Alles gar fleißig erforscht und für die Nachwelt getreulich erzählt hat.

Nachdem nun aber Matthias von der hohen Schule wiederum heim gekommen, hat ihm der Abt von Kempten die Schule desselbigen Ortes anvertraut und ihn erstlich zu einem Schulmeister gemacht, bald darauf aber ihn auch zu einem Priester, wie zur selbigen Zeit der Brauch gewesen, weihen lassen und ihm als einem verständigen und gottseligen Manne die Seelsorge sammt dem Predigtamt in einer besondern Pfarrei, genannt die Pfarr auf dem Berg, welche Kirche außerhalb der Stadt Kempten zunächst am Kloster unter des Abtes Herrschaft gelegen ist, anvertraut und anbefohlen. In solchem Pfarramt also bei St. Lorenz hat er sich ohngefähr in die 6 ganze Jahre dermaßen in Lehre und Leben gehalten, daß er von männiglich in Stadt und Land lieb gehalten worden ist, auch einen großen Zugang frommer Christenleute bekommen hat, die, des papistischen Joches überdrüßig, mit höchster Begierde und Andacht die reine Lehre des Evangeliums von ihm angehört haben. Denn Gott der Herr ihn bei Zeiten und gar bald aus des Antichrists Greueln in die Erkenntniß seines heiligen Wortes durch seinen heiligen Geist gnädiglich geführt hat. Und ob er gleichwohl im Anfang nach papistischer Gewohnheit noch Messe gelesen, so ist doch dies in alleweg seine vornehmste Sorge gewesen, wie er den Zuhörern von der Kanzel Gottes Wort rein und

lauter predigte und dasselbige auch mit nachfolgendem züchtigen Wandel, wie einem rechtschaffenen Hirten und Seelsorger zusteht, zieren möchte. Hat auch daneben alles Opfer, so ihm das Jahr durch geworden, den Armen um Gottes willen zu ihrem Unterhalt verabfolgen lassen. Und endlich ist er des Meßkrames gar müßig und ledig gestanden.

Die Summa seiner Lehre zum Volke aber bestand vornehmlich aus folgenden 2 Stücken. Das 1. Stück ist dieses: daß Vergebung der Sünden, Gottes Gnade und das ewige und selige Leben nicht durch unser Verdienst oder Thun, sondern allein durch einen rechten, wahren Glauben an den lebendigen eingebornen Sohn Gottes, den Herrn Jesum Christum, welcher um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist (Röm. 4, 25), erlangt und erhalten werde; das andere Stück aber ist dieses: daß aber danach aus einem solchen Glauben zum Zeugniß, daß er rechtschaffen und wahr sei, die rechten christlichen und in Gottes Wort gegründeten guten Früchte und Werke der Liebe gegen Gott und den Nächsten folgen sollen und müssen. Das ist auch die Hauptsumme des Evangeliums und der Lehre des theuern Gottesmannes Dr. Martin Luther.

Und da im Jahre 1525 aus Verhängniß des zornigen Gottes, „dessen Gericht dahin gieng", wie die Chronik der Stadt Kempten sich ausdrückt, „daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorsamen Unterthanen einander selber strafen mußten" (was denn auch reichlich und schrecklich geschehen), nach langen vergeblichen Verhandlungen zwischen dem Abt von Kempten und seinen Unterthanen endlich eine erschreckliche Empörung der Bauern wider ihre verordnete Obrigkeit zuerst gerade in der Gegend von Kempten ausbrach, um sich von da fast über ganz Deutschland auszubreiten und dasselbe jämmerlich zu verwüsten, so hat unser Matthias, wie alle Reformatoren und zumal unser Luther, in seinen Predigten solchem Unwesen mit höchstem Ernste widersprochen, seine Zuhörer von solchem aufrührerischen Vornehmen öffentlich abgemahnt, auch angezeigt, wie sie mit solcher Unweis den allmächtigen, ewigen Gott schwer erzürnen und daneben auch Ursache geben werden, daß die reine Lehre des Evangeliums, die doch alle Christen ermahnt, einem Jeden zu geben, was man ihm schuldig ist, von den Feinden und Widersachern desselben zur Lästerung göttlichen Namens geschändet und geschmäht und also der Lauf göttlichen Wortes

verhindert werde. Endlich aber, weil ohne Zweifel der heilige Geist ihm inwendig in seinem Herzen zu verstehen gegeben, wie er nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit seinem Blut und Tod den Herrn Christum preisen und bekennen sollte, hat er oftmals in seinen Predigten neben andern Vermahnungen die Zuhörer auch vor der zukünftigen Aergerniß des Kreuzes und Todes vermahnt, so ihm etwa auferlegt und widerfahren möchte, daß sie sich daran ja nicht wollten weder seiner Person noch seiner Lehre halben stoßen und ärgern, wenn sie schon sehen sollten, daß er um seiner Predigten willen vom Widerpart gefangen genommen, geschmähet, verspottet, ja gar getödtet und erwürgt würde, sondern dagegen gedenken und sich aus Gottes Wort dessen erinnern, daß solches nicht allein ihm, sondern den heiligen Propheten im alten, den heiligen Aposteln im neuen Testament, ja dem Sohne Gottes Jesu Christo selber begegnet und widerfahren sei, und wissen, daß nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus alle die, so da wollen in Christo Jesu gottselig leben, in dieser Welt Verfolgung leiden müssen (2 Tim. 3, 12). Und so ist es denn auch bald geschehen.

Es ist eine papistische Gewohnheit desselbigen Ortes gewesen, daß man jährlich an der Herren Tag, wie sie es nannten, Gordiani und Epimachi das Heiligthum aus dem Kloster hinaus auf die Wiese, genannt die Schwaigwiese, getragen und dem armen Volk bei der Maria-Kapelle dasselbige gezeigt und dabei großen Ablaß verkündet hat. Wider diese heidnische Abgötterei und Unweis hat der gottesfürchtige Matthias als ein rechter Eiferer der Ehre Gottes und der Wohlfahrt vieler armen Seelen etwas ernstlicher, ja gar heftig und mit großer Freudigkeit aus Gottes Wort geprediget und hiemit die Herzen der falsch genannten Geistlichen wider sich erbittert. Bald aber nach solchem, damit eines zum andern käme, hat der neue Abt, genannt Sebastian Breitensteiner, seine erste Messe gesungen, darauf viele Prälaten, Edle und andre Herrn erschienen und zugegen gewesen sind. Bei derselbigen ersten Messe hat auch Matthias gepredigt und neben Anderem der Geistlichen Pracht, Stolz, Hoffart, Uebermuth und Pomp sammt dem ganzen Papstthum ernstlich gestraft und verworfen, so daß ihn auch nach gethaner Predigt des Abtes Bruder, Hans von Breitenstein, erstochen hätte, wäre die blutige That nicht vom Bürgermeister der Stadt verhütet worden. Gailin, lateinischer Schulmeister in der Stadt, nahm den Pfarrer mit sich und beherbergte

ihn mehre Nächte in seinem Hause, da er in seiner eignen Wohnung außerhalb der Stadt nicht sicher war. Daher sich also der Neid und Haß der Papisten wider ihn erhoben hat, daß sie ferner Tag und Nacht ohne Unterlaß danach trachteten, wie sie ihn vertilgen möchten, auch bei dem schwäbischen Bunde, der damals wider die aufrührerischen Bauern gerüstet war, nicht allein die Aufrührer, so den Reichsständen zuwider, sondern auch alle evangelischen Prediger, die sie betreten konnten, hinzurichten, daß sie also auch bei dem Bunde hierüber Rath suchten und mit Ernst darum anhielten. Der Rath aber war bald gefunden, bewilligt und beschlossen (denn Herodes, die Pharisäer und Pontius Pilatus werden gar bald eines, wenn Etwas wider Christum und seine Glieder zu thun ist), daß man ihn nämlich bei erster gelegener Zeit auffangen und tödten sollte. Die Praktik ward auch bald erdacht und zwar auf den nächsten Sonntag nach St. Bartholomäi Tag (im Jahre 1525) und auf diese Weise.

Sein Sigrist oder Kirchner ist nämlich zu ihm gekommen an demselbigen Sonntag in den Pfarrhof der St. Mangenkirche zu Kempten, woselbst er bei dem Prediger an derselben Kirche, M. Paul Gälin, mit andern evangelischen Glaubensbrüdern versammelt war, und hat ihn berufen, er sollte daheim in seiner Pfarrei zuerst ein Kind taufen und dann dem andern Volke, so zugegen sein würde, eine Predigt halten. Wiewohl ihm nun solches die Andern alle widerriethen und ihn ermahneten, nicht hinauszugehen, sondern bei ihnen in der Stadt zu bleiben, denn man der papistischen Geistlichen Gemüth gegen ihn gar wohl erkennen konnte, hat er doch geantwortet: weil sein Amt und Beruf solches erheische und er nun auch zu Pfarrgeschäften erfordert werde, so wolle er hinausgehen und erwarten, was ihm Gott der Herr hierüber zuschicken werde. Wie er nun aus der Stadt hinaus zu seiner Pfarr gegangen, wo ihm auf dem Wege vor dem Kloster ein Kaplan begegnete und ihn warnte, und er zuvor in sein Haus gehen wollte, ist er von etlichen reisigen Knechten des Bundes bei seinem Garten überfallen und gefangen genommen worden, wobei er auch, obwohl er sich ohne Sträuben in die Hände der Blutgierigen ergab, einen Stich empfangen hat und also verwundet worden ist, daß man seine Mutter, welche zur selben Zeit noch lebte, glauben machte, sie auch nicht anders glaubte, als daß ihr geliebter Sohn am selbigen Stich gestorben sei.

Was sich aber nach seiner Gefangennehmung noch weiter mit ihm zugetragen und wie es ihm ergangen sei bis zur Zeit seines Todes, wollen wir aus einem „Volkslied von der Lehre, dem Leben, dem Gefängniß und dem Tod des theuren Märtyrers Matthias Waibel"[1]), besonders aber aus der Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft und Abtei Kempten von Joh. Bapt. Haggenmüller gar entnehmen.

Auf ein Pferd gebunden, wurde er eiligst nach Leutkirch entführt, 3 Meilen von Kempten, und daselbst 12 Tage lang gefangen gehalten, ohne ein einziges Verhör erlangen zu können, so man doch selbst einem Mörder nicht verweigert. Die Bürgerschaft von Kempten aber, die den frommen evangelischen Pfarrherrn gar sehr geliebet, wollte, als sie erfuhr, was geschehen, alsbald nacheilen, um ihn aus den Händen der Henker zu befreien. Weil aber kein Geleit gegeben war, so ließ der Rath die Thore der Stadt vorsorglich schließen. Doch machte der Rath sogleich ernstliche Vorstellungen bei dem Abte. Dieser weigerte sich mit Entschiedenheit und mit Grimm, eine Bitte für den evangelischen Pfarrer bei dem Bunde einzulegen. Die Stadt Leutkirch aber, welche ihn auch losbitten wollte, wies der Hauptmann, der seit dem 20. August 1525 mit etwa 12 Pferden sammt dem Profoßen Achelin, dem

---

[1]) Welches Rabus an dem vorhin (S. 590.) angeführten Ort mittheilt. Es fängt also an:

Die Wahrheit thut mich zwingen
Aus meines Herzens Grund,
Daß ich ein Lied muß singen,
Dadurch ich thue kund,
Wie's traurig ist ergangen,
Davon ich sing' und sag';
Ein Hirt ward schnell gefangen,
Den Schafen zu großer Klag'.

Den Hirten thu' ich nennen,
Herrn Matthias Waibel gut.
Wer seiner sich thut schämen,
Der hat kein Christenblut.
Sein' Schäflein hat er trieben
Auf die Weid' zu guter Frucht,
Beim Wort Gott's ist er blieben,
In Gottes Ehr' und Zucht.

Und schließt mit diesem Zeugniß von seinem Märtyrerthum, aus dem Munde seiner Henker:

Auch thaten sie umgehen
Mit Wahrheit allbehend:
„Keiner hab' je gesehen
Ein christlicheres End'".
Er opfert' Gott sein Leben
Und auch die große Schand.
Er thät' ihn'n all'n vergeben,
Nur Liebe er empfand.

„Gott Vater", thät er sprechen,
„Mein' Geist befehl' ich dir,
Mein' Tod wollst, Herr, nicht rächen,
Bitt' ich dich mit Begier".
Also hat sich geendet
Das christlich Leben sein;
All Leid hat sich gewendet,
Er ging in den Himmel ein.

letzten Wissenden des westphälischen oder des Fehm-Gerichts, daselbst gelegen, falsch und listig an den Truchseß Georg von Waldburg, des schwäbischen Bundes Obersten, zu dem er den Pfarrherrn bringen wolle, ihm loszuhelfen. Der Hauptmann ritt nun alsbald fort. Zwei Stunden später aber wurde ihm Waibel, auf ein Pferd gebunden, gen Waldsee eiligst nachgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm 2 papistisch gesinnte Mönche von Lenzfried. Die trieben mit ihm gottlosen Spott, aber der fromme Pfarrherr lobete Gott und stimmte Psalmen an. Zwischen Leutkirch und Diepoldshofen lenkte der Profoß einem Walde zu; bei einer Buche angekommen, verkündete er dem Pfarrherrn sein nahes Ende. Dieser grüßte vor Freuden den Baum, an dem er sterben sollte, und küßte den Strick, den man ihm alsbald um den Hals legte, betete zu Gott und vergab allen seinen Feinden von Herzen. — Dann endete der Profoß sein trauriges Geschäft.

Es war nach der Erzählung bei Haggenmüller der Abend vor Mariä Geburt, also der 7. September, nach andrer allgemeiner Annahme aber schon der 6. September im Jahre des Heils 1525, als der Reformator des Allgäus, Matthias Waibel, dessen Geburtstag für das Leben auf Erden und dessen erreichtes irdisches Lebensalter uns Niemand aufgezeichnet, an seinem Geburtstag für das höhere Leben reif und vollendet in den Himmel einging.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibet auch bei den Menschen im Segen. Nach einigen Tagen erlaubte der Vogt zu Zeil, Martin Fürsthäuser, zwei Bürgern von Leutkirch, den Leichnam in der Feldcapelle bei St. Wolfgang auf der Haide mit Ehren zu bestatten. Das ganze Volk aber erkannte in dem frommen Pfarrherrn und Märtyrer mit Recht einen Heiligen, der in seinem heiligen Zeugentode für den Herrn und sein Reich noch mehr gewirkt, als in seinem frommen Leben. — Sein Gedächtniß sei bei uns evangelischen Christen allen alle Zeit gesegnet!

Johann Paul Hechtfischer in Benk,
jetzt in Seibelsdorf (Bayern).

---

## 289. Johann Heuglin.

10. Mai.

Die Schriften Dr. M. Luthers, welche weit über den Rhein und Bodensee bis in die einsame Zelle des Schweizer Ulrich Zwingli mit der Botschaft des Lebens drangen, hatten auch am „schwäbischen Meer" und besonders wo aus seinem Becken der mächtige Alpenstrom die gereinigten Fluthen hell und heiter weiterwälzt, mächtigen Eingang gefunden. Die alte Bischofsstadt Constanz neigte sich bereits 1518 dem Evangelium zu und 1526 mußte der Bischof nach der Meersburg hinüber weichen, sein Domcapitel und sein geistliches Gericht aber in Radolfszell und in Ueberlingen ein Obdach suchen. In letzterer Reichsstadt war Johannes Schlüpf ein Eiferer um das väterliche Gesetz des Pabstes und ein Todfeind der Reformation. Den edlen Reformator von Constanz A. Blaarer hätte er schier einmal böslich gefangen genommen. Den Rath von Ueberlingen hielt er gefangen in den geistlichen Fesseln, daß die Stadt streng papistisch blieb und ein ehrsamer Rath den Unterthanen in Stadt und Land die „neue Lehre", die auch hier zu rumoren anfieng, bei schwerer Strafe verbot. Es war freilich Noth, daß die Obrigkeit ein ernstes Aufsehen hatte, denn mit dem guten Samen des göttlichen Wortes hat der Feind dort sogleich böses Unkraut gesäet. Der unsaubere Schwarmgeist Thomas Münzers hat jene Gegenden durchzogen und besonders in der Stadt Waldshut am Rhein seit 1521 eine Stätte gefunden durch Balthasar Hubmeier aus Friedberg in Bayern. Dieser unruhige Mann hatte sich auch im Klettgau und Hegau umgetrieben und dem Landvolk die evangelische Freiheit als einen Deckmantel der Bosheit zur Empörung wider die rechtmäßige Obrigkeit vorgespiegelt. So rotteten sich 1524 die Unterthanen des Grafen von Lupfen zusammen, um die „schriftwidrigen" Abgaben und Frohnden mit Gewalt abzuwerfen. Anlaß zum Ausbruch der Unzufriedenheit gab, daß ihnen aufgetragen worden, in der Hafererndte Schneckenhäuschen in der Frohnde zu sammeln, damit das Hofgesinde Garn darauf winden könnte. Dieser Aufruhr war der Anfang des Bauernkrieges in Süddeutschland und im März 1525 war auch in dem kleinen Gebiete der Reichsstadt Ueberlingen am Bodensee kaum ein Ort mehr seiner Herrschaft treu. Die Aufrührer zwangen auch ihre Pfarrer mit in ihre böse Sache; wer nicht zu den Bauern

stand, mußte fliehen. Dazumal diente an der Kirche zu Sernatingen (dem heutigen Ludwigshafen am Ende des „Ueberlinger" See's) als Frühmesser ein frommer, einfältiger Pfarrherr Namens Johann Heuglin (oder Hüglin), eines Tuchscheerers Sohn aus dem unfernen Lindau. Der war mit Fleiß in der väterlichen Religion erzogen und lehrte recht und schlecht den papistischen Glauben, bis der Herr ihm ein neues deutsches Testament in die Hände fallen ließ. Dazu mußte ihm der benachbarte Pfarrer von Bodenau die Büchlein geben, welche Dr. Luther damals ausgehen ließ von der babylonischen Gefangenschaft des Pabstes und über die Psalmen, auch Etliches von Pomeranus (Bugenhagen) sammt den Schutzschriften der Constanzer Prediger gegen ihren Verfolger, den Stadtpfarrer Schlüpf von Ueberlingen. Die las er seit 1522 mit allem Bedacht, hörte auch fleißig lutherische und widerlutherische Predigten, auf daß er Alles wohl prüfen und das Beste behalten möchte. Wie er nun die neue Botschaft vernommen und in der Schrift geforscht, ob sich's also verhielte — da fielen auch ihm die Schuppen von den Augen und er konnte es nicht lassen, er mußte auch zeugen von dem, deß er überzeugt worden war. Obwohl er nun ein schüchterner und friedsamer Mann war, und ferne von weltlichen Händeln, so haben ihn doch 1525 die aufständischen Bauern, wie manchen Biedermann mehr zu ihnen genöthigt, daß er ihnen rathen und helfen solle. Als nun das Volk versammelt war, kam vom Rathe zu Ueberlingen Botschaft des Inhalts: „Wenn die von Sernatingen nicht zu den andern Bauern stehen würden, so solle ihnen Alles nachgelassen werden, was auch den Uebrigen. Und wenn sie eine besondere Beschwerde hätten, so möchten sie's anzeigen." Da haben die Sernatinger Bauern ihren Pfarrherrn überkommen, daß er ihnen ihre Artikel in eine Schrift fassete und stellete. Das hat er in der Noth und aus Liebe gethan glimpflich und zum Frieden, aber nichts wider der Stadt Bestes gerathen oder geschrieben, und war der Meinung, er thäte seinen Herren zu Ueberlingen ein Wohlgefallen. Die aber wurden ihm feind, als einem, der falsche Lehre gepflanzet und Aufruhr gefördert und als 1526 die Bauern blutig darniedergeschlagen waren, sollte es auch an sein Urtheil und Gericht gehen. Johann Hüglin ward (mit 3 andern Priestern, die aber wieder frei wurden) vor das geistliche Gericht des Bischofs von Constanz geliefert und zu Meersburg in den Thurm geworfen. Allda hat

man ihn übel gepeinigt und gemartert, aber alle Schmerzen der Folter und alle Einreden des Predigermönches Pirata und des General-Vikar Dr. Faber vermochten ihn nicht, daß er sich des Aufruhrs schuldig bekannt, oder das Evangelium verleugnet hätte. Dennoch wurde er des Gerichts für schuldig erklärt und am 10. Mai 1527 ward in der Frühe auf dem Marktplatze zu Meersburg ein Gerüste aufgeschlagen, da nahm der Weihbischof in seinem Meßgewande den Stuhl ein, rechts und links setzten sich die Aebte von Petershausen und Kreuzlingen, weiterhin der General-Vikar, auch etliche Doktoren und Richter. Vor dies Gericht ließen sie führen und stellen Johann Hüglin und der Notarius beklagte ihn der neuen Lehr und Ketzerei. Er aber gab einfältige und beständige Antwort: „er glaube der heiligen göttlichen Schrift und den Artikeln des uralten, wahren christlichen Glaubens. Und dawider habe er nicht gelehrt, sei deshalb kein Ketzer, sondern ein Christenmann. Ob man im göttlichen Wort anzeigen und beweisen könnte, daß er etwarin geirret und nicht recht gelehret hätte, da wolle er sich gern berichten lassen und sich nimmer wider Gott und sein wahrhaftig Wort setzen." Darauf sagten ihm die Doktoren und Richter, daß er seine Lehr schlechthin als irrig solle widerrufen, daß er sich aller lutherischen Lehr solle entschlagen und sie verdammen und verschwören, daß er sich allerdinge zu der römischen Kirche bekehren und sich derselben überall begeben solle ohne Einred. Der fromme Mann befahl nun seine Sache mit lauter Stimme Gott, hernach wurde ihm seine Urgicht verlesen, welche in 21 Artikeln ihn schuldigte, er habe gelehrt, man solle keine Obrigkeit haben; alle Christen seien frei und nicht schuldig, Fall noch Laß (Abgabe) zu geben; es gebe nur 2 Sakramente; die guten Werke seien zur Seligkeit nicht nöthig noch nützlich; er verachte die Kirchengebräuche und Fasten; halte keine Feiertage als den Sonntag und die Marientage; verwerfe das Meßopfer, Jahrtage und Kirchenbilder; verlange für die Laien den Kelch und für die Priester die Ehe; läugne das Fegfeuer; habe lutherische Bücher gelesen und lutherische Predigten lieber gehört als andere, auch das verfälschte neue Testament besessen; den Bauern ihre Artikeln und Briefe geschrieben; habe die Concilien verachtet; nicht auf die Satzungen der Kirche gehalten und wenn er den Abgestorbenen die Messe gelesen, nicht an deren Nutzen geglaubt.

Darauf verantwortete sich Hüglin mannlich seines Gehorsams

gegen weltliche Obrigkeit und wie er eines Christenmenschen inwendige Freiheit im Gewissen gelehrt und den Bauern zum Guten, nicht zum Bösen berathen oder bestärkt; daß auch nur 2 Sakramente zur Seligkeit nöthig seien; wie denn Viel seliglich sterben, die weder Oelung noch Weihe erhalten. — Diese Antwort gefiel dem Vikarius mit nichten und er hieß den Johann Heuglin schweigen und anstatt Disputirens bloß zu jedem Artikel erklären: ich glaube, oder glaube nicht. Dagegen bat der Verklagte: „Lieber Herr, übereilet mich nicht; es stehet geschrieben: ihr Menschenkinder, richtet recht. Ihr greift Gott in's Urtheil. Fragt wie doch auch die schnöden Juden den Herrn Christum fragten: nicht was er glaube, sondern was er gelehrt. Ihr seid, als man mich marterte, zu mir gekommen und habt mir gesprochen: Luther schreibe, es seien nur 2 Sakramente und probire das aus der Schrift. Da antwortete ich auch: „was die Schrift sagt, bei dem will ich bleiben, ob auch Luther Nichts davon schreibt." Ferner rechtfertigte er sich von wegen der guten Werke, daß sie nichts werth seien, wenn sie nicht aus rechtem Glauben geschehen. Von Feiertagen sagte er: es wäre viel besser arbeiten, als tanzen, springen, trinken und dergleichen, habe aber keinen Feiertag abgethan, lasse das der Obrigkeit und sei nur wider die Mißbräuche. Fleisch habe er gegessen am Fasttage aus Noth, nicht auf Frevel und halte dafür, es solle das Gewissen nicht beschweren. Die lutherischen Bücher hab' er in guter Meinung gelesen, ihm sei Gottes Wort nicht lutherisch. „Luther ist ein gelehrter Mann, ich aber bin ein armer Mensch und kann weder Luthers, noch eines Andern Lehre beschirmen, will auch nur das verantworten, womit ich mein Gewissen vor Gott frei halte. Wahr ist, ich habe ein neu Testament gehabt, aber keine Fälschung in der Dolmetschung wahrgenommen, noch selber gemacht. Nach Paulus, des Auserwählten Wort weiß ich nicht anders, denn daß Christus unser Herr im Nachtmahl Brod und Wein genommen und gesprochen: das ist mein Leib, das ist mein Blut u. s. w. Bei dem will ich bleiben und will's halten, wie Christus das Sakrament eingesetzt und der Apostel gehalten hat." Wegen der Priesterehe war er der Anklage geständig, daß er dafür halte, die Priester dürfen, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, heirathen und er würde es selbst so gemacht haben, hätte er sich nicht vor geistlicher und weltlicher Obrigkeit mehr fürchten müssen, als vor Gott. „Von dem Fegfeuer aber habe ich nie viel

gelesen und bin darüber noch nicht in mir einig. Ihr wisset, die Schrift sagt nichts davon, sondern nur von 2 Wegen, nämlich in den Himmel oder die Hölle. Als man mich während der Gefängniß übel peinigte, da kamt ihr zu mir und sagtet: die Schrift sage nichts vom Fegfeuer und ich antwortete: lieber Gott, ich hab Fegfeuers genug durch die großen Schmerzen, die ich erdulden mußte. O ihr liebe Christen, wenn das nicht Fegfeuer genug ist, das ich erlitten, so sei es Gott geklagt!" Bei diesen Worten fieng er an, heftig zu weinen und manchem Biedermann brach das Herz, daß er mußte mit ihm weinen. Aber des Bischofs Vikar saß und lachte, als der arme Mann also den Umstehenden sein Leid klagte, worauf dieser anhob: „Lieber Herr! warum lachet ihr mein? Ich bin ein verlassener elender Mensch und nicht des Lachens werth. Lachet über euch selbst! Gott verzeih euch, ihr wisset nicht, was ihr thut!" Da wurde der Vikar roth, das Volk aber jammerte des armen Hüglin. Dieser ermahnte nochmals seine geistlichen Richter, daß sie sollten ihr Gewissen bedenken und ihr Urtheil nicht übereilen; befahl auch sich und seine Sache in Gottes Willen, der sei all' seine Zuversicht und Hoffnung.

Nun wurden Zeugen vorgefordert. Bloß 2 standen wider ihn auf und als der Notar ihnen den Eid abnehmen wollte, wehrte es Heuglin und sagte: er traue ihnen die Wahrheit zu auch ohne Eid. Die Beiden sagten aus, daß sie dies und das, weß er angeklagt sei, von ihm selbsten gehört hätten. Alsbald stand der Vikar auf und sprach in lateinischer Rede das Urtheil: „Aus Vollmacht des hochwürdigsten Bischof Hugo von Constanz verurtheilen wir, verwerfen und zertreten wir diesen Mann als einen Ketzer und Feind unserer heiligen Mutter, der Kirche und Stürmer des katholischen Glaubens und verordnen, daß er als Unwürdiger der heiligen Weihen beraubt und seines Standes entsetzt werde." Hierauf ward er zur Stund dem Doktor Melchior Vattli, dem Weihbischof übergeben, der ließ ihm die Priesterkleider an-, darauf mit Verfluchung wieder ausziehen, das Haupt scheeren und die Finger schaben. Sodann ward er vor das weltlich Gericht gestellt und dem Vogt zu Meersburg Herrn Kilian Reichlin zu Meldegg überantwortet; der klagte ihn an als einen Ketzer und that den Spruch: „Auf Hansen Hüglin's von Lindau, des armen Mannes Verhandlung, Vergicht und Bekenntniß, Klag und Widerredung erkennen die Herrn, meine Richter auf ihr Eid zu Recht, daß der arme

Mann Hans Hüglin weger (besser) todt dann lebendig sei, und solle demnach dem Nachrichter zu Handen befohlen und an die End da man sich der Enden pfligt (auf den Schindanger) geführt, mit dem Feuer vom Leben zum Tod gebracht und sein Gebein und Fleisch zu Pulver und Aeschen verbrennt werden und so das geschehen, sei den kaiserlichen Rechten genug beschehen." —

Deß entsatzt sich Hans Hüglin nicht, ruft Gott ernstlich an um beständigen Glauben und Gottes Gnade, dankt denen, die in seiner Gefängniß und sonst ihm hatten Guts gethan. Er bat auch ernstlich für seine Feind und Verfolger, daß ihnen Gott verzeihen und Erkenntniß der Wahrheit geben wolle. Und als man ihn hinauf führte, sprach er etliche Gebet, insonders: „Meine Seele erhebe den Herrn" und „Herr Gott, dich loben wir." Wie nun das Feuer ward angezündet, ruft er treulich an den Namen Jesu und gab im Feuer seinen Geist auf, des obgemeldten Tages im Maien. Viel und Mancherlei ward von des unschuldigen Mannes Tod geredet; es ward auch das gemeldt, „das wäre ein Muster der (eine Woche nachher zu haltenden) Disputation in Baden, so der Zwingli sie besuchen würde. Denn die diese That zu Meersburg an Hans Hüglin dem Märtyrer und Zeugen der Wahrheit begangen haben, sind die obersten Bickelmeister und Rädelsführer auf der Disputation." — Dieselben haben ihn noch nach dem Tode verunehrt und ausgesagt, er sei als bekehrter, katholischer Christ mit aufrichtiger Reue gestorben — also reuig in den Schoß der „Mutter"-Kirche zurückgekehrt und dennoch so schrecklichem Tode übergeben!! Weil aber das Volk, das dabei war, mit Weinen und viel Klagen und Unwillen heimgegangen, so haben die Feinde ihn noch desto mehr verlästert und die schändliche Lüge ausgestreut, Heuglin habe mit seiner eigenen Mutter wider das sechste Gebot und sonst viel Schanden gethan, von dem doch in dem peinlichen Verhör nicht die geringste Erwähnung geschehen ist! — Doch „wie ein Vogel dahin fähret und eine Schwalbe fleugt, also ein unverdienter Fluch trifft nicht." Jener Balthasar Hubmeier freilich mußte folgenden Jahres zu Wien den Lohn seiner Ungerechtigkeit am 10. März 1528 auch auf dem Scheiterhaufen bezahlen. Das Gedächtniß dieses gerechten Heuglin aber ist bewährt durch's Feuer und bleibet im Segen. Und wie aus dem Blut der Märtyrer die Saat der Kirche immer desto fröhlicher wuchs, so „trug ohne Zweifel Heuglins Tod nicht wenig dazu bei, daß sofort in



seiner Vaterstadt Lindau die Reformation so schnell und ohne Widerspruch erfolgte." —

Heinrich v. Merz in Schwäbisch Hall, jetzt in Stuttgart.

---

## 290. Leonhard Käser.

4. August.

„Ich halte dafür, daß wir, so wir Christen sein wollen, nicht ohne Sünde schweigen mögen das herrlich Bekenntnis der Wahrheit, so Herr Leonhard Kayser aus großer Gnade Gottes gethan hat; und wir schuldig sind, Gott zu danken für seine überschwängliche Gnade, daß er unsern Glauben und Lehre mit solchem großen schönen Exempel hat wollen stärken und trösten zu dieser bösen Zeit, da so viel Gräuel und Aergernis toben und wüthen wider das heilsame Wort Gottes." So beginnt Luther seinen Bericht über die Leiden des evangelischen Märtyrers Leonhard Käser, oder wie Luther zu schreiben pflegte, Kayser. Darnach wollen auch wir thun und uns nicht beirren lassen durch römische Schwindelforschung, die neuerdings gewagt hat, Käser für einen der auch von der evangelischen Kirche verworfenen Wiedertäufer auszugeben. Er ist ein treuer Blutzeuge der Wahrheit, dessen Name in der evangelischen Kirche nicht vergessen werden soll.

Leonhard Käser ward in einer wohlangesehenen Familie geboren zu Raab, vier Meilen von Passau in dem damals zu Baiern gehörigen Landgericht Schärding. Ueber sein früheres Leben erfahren wir nichts, als „daß er für seine Person ein ehrbares, züchtiges Leben führte als ein sonderlicher frommer Priester, bei Jedermann darum lieb und werth gehalten." Sieben Jahre lang wirkte er als Vikar des Passauer Domherrn Johann Berger in der benachbarten Pfarrei Waizenkirchen. In dieser Zeit ward er mit der evangelischen Wahrheit bekannt und verschwieg sie nun auch der Gemeinde nicht. Die Reformation gewann ja überhaupt damals in jenen Gegenden schon viele Anhänger, so daß die geistlichen und weltlichen Fürsten anfiengen, sich zu fürchten. Unter dem Vorsitze des Cardinal Campegius schlossen sie am 6. Juli 1524 zu Regensburg ein Bündnis, bekannt unter dem Namen der „Regensburger Reformation", durch welches den Fortschritten der evangelischen Predigt im südöstlichen Deutschland ein Ende ge-

macht werden sollte. Die bairischen Herzöge erließen am 24. Sept. ein scharfes Religionsedikt und ordneten den geistlichen Ketzerrichtern landesherrliche Commissäre bei. Diese begannen alsbald ihr Werk. Schon im Oktober konnte Luther von der heftigen in Baiern ausgebrochenen Verfolgung berichten. Und die Verfolgung traf auch Käser. Bereits im Sommer war er vor den Bischof von Passau geladen und drei Tage lang dort im Gefängnisse behalten worden. Man legte ihm auf, der lutherischen Lehre zu entsagen und er war damals noch schwach genug, sich schriftlich hierzu zu verpflichten. So erhielt er die Erlaubnis, nach Waizenkirchen zurückzukehren; allein nun ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe. Er konnte nicht schweigen von dem, was ihm wirklich im Herzen lebte, und da die Verfolgung ihm in Baiern das Reden nicht gestattete, verließ er das Land. Im Januar 1525 war er bei Luther in Wittenberg, um sich weiter in der Erkenntnis der Wahrheit fördern zu lassen, und hielt sich hier und an einigen andern Orten etwa zwei Jahre lang auf. Als ihm die Kunde zukam, sein Vater sei schwer erkrankt und sehe seinem Ende entgegen, eilte er im Januar 1527 in die Heimath zurück und traf den Vater noch zwei Stunden vor dessen Tode. Dann aber verfiel er selbst in eine Krankheit, die ihn fünf Wochen festhielt und so gewann der Pfarrherr zu Raab Zeit, ihn bei den kirchlichen Obern anzugeben und seine Gefangennehmung zu bewirken. Auf Befehl des Fürstbischofs zu Passau ward er ergriffen, am 10. März nach Schärding geführt und am nächsten Tage auf dem Inn nach Passau gebracht. Hier warf man ihn in dem Oberhaus oder Schloß in ein Loch, „darin er Mäuse und Stanks genug hatte“.

Nun begannen die Verhöre, an denen der Bischof selbst theilnahm, und die Versuche, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Besonders eingehend war die Verhandlung am Pfingsttage, über welche Käser selbst einen Bericht aufsetzte. Und hier vornehmlich zeigte es sich, wie der Mann durchweg die evangelische Wahrheit vertrat und von allem wiedertäuferischen Wesen sich freihielt. Er bekannte beim Verhöre als seine Ueberzeugung, daß der Glaube allein ohne Zuthun der Werke gerecht mache, die Werke aber seien Zeichen des Glaubens; die müsse man herunter lassen bei dem Nächsten, ihm damit zu dienen und nicht über sich zu führen vor Gott. Man müsse Glauben und Werke soweit von einanderscheiden als Himmel und Erde, Engel und Teufel; „nur nichts vor Gott mit Werken

gehandelt, sondern Christo allein die Ehre gelassen". Von den Sacramenten wollte er nur Abendmahl und Taufe als nach der Schrift begründet gelten lassen, lehrte aber dabei ausdrücklich, daß die Taufe nicht zu versäumen sei, ein Gottes Werk, dadurch der alte Mensch ersäuft und ein neuer Mensch geboren werde. Er vertheidigte die christliche Freiheit und sprach gegen eine Reihe römischer Misbräuche. Dies Alles zog ihm natürlich den Zorn der Richter in hohem Maße zu und besonders scheint man ihm die zufällige Aeußerung verübelt zu haben, „er glaube, daß Deutschland das Evangelium noch nie gehabt noch recht gehört habe". Es half ihm nichts, daß er erklärte, nach göttlicher Schrift sich weisen lassen zu wollen; daß er bat, man möge auf seine Kosten die Sache an angesehene Reichsstädte senden und sein vermeintes Verbrechen dort vorbringen lassen; werde er dort verurtheilt, so begehre er weiter keine Gnade. Es war umsonst, daß angesehene Männer, daß selbst der Kurfürst von Sachsen Fürsprache für ihn einlegten. Seine Verurtheilung war eine beschlossene Sache. Der 11. Juli ward ihm als Rechtstag angesetzt, doch ließ der Bischof dies den Angehörigen erst am Tage zuvor ansagen, so daß sie keine Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen konnten. Eine Erstreckung des Termins ward verweigert. Am Morgen des 11. Juli führte man den Gefangenen in das Capitelhaus auf den Pfaffenhof, wo der Bischof mit den Richtern und vielen Theologen, unter ihnen auch Joh. Eck von Ingolstadt, saß. Man verlas die Anklage, in der man sich besonders auf das Wormser Edikt, die Regensburger Verordnung und die von Käser selbst eingegangene Verpflichtung berief. Gegen alles das habe er sich vergangen. Er vertheidigte sich mit großer Freudigkeit in deutscher Sprache, so daß alles Volk ihn hören konnte. Aber es half nichts mehr. Der Bischof las selbst das Urtheil vor und übergab ihn dem weltlichen Gericht. Bis zum 13. August blieb er in Passau im Gefängnis; dann führte man ihn mit Ketten auf ein Pferd gebunden nach Schärding, dessen Landrichter vom Herzog Wilhelm von Baiern den ernsten Befehl erhalten hatte, „er solle Herrn Leonhard ohne alle Urtheil und Recht mit dem Brand richten lassen". Diesem Befehle, an dem die Einwohner von Schärding kein Wohlgefallen hatten, ward Folge geleistet. Am Morgen des 16. Aug. ward Käser auf den Gries, eine Insel im Inn gebracht, wo man den Scheiterhaufen hergerichtet hatte. Die Glaubensfreudigkeit, die ihn während der

ganzen Gefangenschaft nicht verlassen hatte, hielt auch jetzt im Angesicht des Todes Stand. Als man ihn band, bat er das Volk: „Komm heiliger Geist“ zu singen, und als das Feuer aufloderte, rief er: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig“. In seines Heilandes Hände gab er seinen Geist.

Luther, der ihm ein Trostschreiben ins Gefängnis geschickt hatte, beschrieb seine Geschichte und mit ihm betrauert die evangelische Kirche Leonhard Käser, den Märtyrer in Baiern. In Baiern aber loderten der Scheiterhaufen noch mehrere; die Scenen des 11. Juli wiederholten sich und Finsternis lagerte sich über das Land für Jahrhunderte. G. Plitt in Erlangen.

---

## 291. Adolph Clarenbach und Peter Fleisteden.

28. September.

Diese beiden Männer sind zusammengestellt, weil sie an einem Tage, am 28. Sept. 1529 in Cöln den Feuertod erlitten.

Adolph Clarenbach wurde auf dem Buscherhofe in der Gemeinde Lüttinghausen (unter der Jurisdiction der Stadt Lennep) im Bergischen gegen das Ende des 15. Jahrh. von armen Eltern geboren, und zeigte schon als Knabe viel Lernbegierde, weshalb er auf die hohen Schulen zu Münster und Cöln geschickt wurde. Hier kam er bald dahin, die h. Schrift in den Grundsprachen lesen zu können, mit der er sich dann auf das Eifrigste beschäftigte; auch hatte er den Ruhm eines eingezogenen, keuschen, gottesfürchtigen Wandels. Er widmete sich dem Schulfach und wurde im J. 1523 zuerst Conrector in Münster, wo er nicht nur in der ihm anvertrauten Jugend, sondern auch in vielen Bürgern der Stadt Liebe zu dem lautern Evangelio weckte. Seit 1525 that er dasselbe als Conrector in Wesel, und als er von dort auf Betreiben des cölnischen Officials Trip verwiesen war, bei fortgesetzter Verfolgung in Osnabrück, in Meldorp im Diethmarsischen, in seinem Geburtsorte, in Lennep, Elberfeld und Umgegend mit sichtbarem Erfolge. Einer seiner Freunde, der Pastor Klopreis zu Büderich wurde damals wegen evangelischer Ketzerei nach Cöln vorgeladen; Clarenbach begleitete ihn freiwillig, in der Hoffnung, ihm nützlich sein zu können, ward aber bei seiner Ankunft in Cöln am 3. April 1528 alsbald verhaftet und in den Frankenthurm gesetzt. Damit

begann nun die Reihe von Mißhandlungen und Versuchungen zum Widerruf, deren Ende der Flammentod war.

In den wiederholten Verhören bezeugte Clarenbach freudig seinen Glauben an den lebendigen Christus, den alleinigen Heiland und Erlöser des in Sünden verlorenen Menschengeschlechts, und an die Wahrhaftigkeit der h. Schrift. Er wies die Ketzerrichter, zum Theil seine ehemaligen cölner Lehrer, die ihm durch verfängliche Fragen über das Ansehen des Papstes, der Kirche und ihrer Satzungen Schlingen legten, darauf hin, daß der h. Geist ihn innerlich von der Wahrheit der im apostolischen Glaubensbekenntniß niedergelegten Lehren überzeugt habe, und daß er nur dann widerrufen könne, wenn man ihn aus der h. Schrift eines Irrthums überführe.

Gegen das Ende seiner Gefangenschaft wurde Pet. Fleisteden aus dem Dorf Fleisteden im Jülichschen der Mitgenosse seines Kerkers. Peter hatte während der Messe im Domchor den Hut aufbehalten, und äußerlich seinen Abscheu gegen dieselbe auf das stärkste zu erkennen gegeben, in der später erklärten Absicht, daß das Volk ihn über die Gründe seines Benehmens fragen sollte, und er dann dasselbe über die Richtigkeit der Meßgebräuche belehren wolle. Das Volk aber schwieg, und auch die Geistlichkeit hielt sich ruhig. Kaum hatte er aber den Dom verlassen, so ward er alsbald verhaftet, und zu Clarenbach ins Gefängniß geführt. Fleistedens herausforderndes Wesen brach sich schnell an dem sanften Ernste Clarenbachs; beide Freunde stärkten sich gegenseitig zur Glaubenstreue und sahen fröhlich dem Scheiterhaufen entgegen.

Als der 28. September 1529 anbrach, wurden die Märtyrer unter großem Zulauf des Volks durch die ganze Stadt bis zur weitentlegenen Richtstätte geleitet. Auch jetzt noch wurden sie von bekehrungssüchtigen Mönchen belästigt; aber dieses hinderte sie nicht, auf dem ganzen Wege Gott mit lauter Stimme zu loben, und das Volk zu lehren. So sprach unter andern Adolph: „Lob, Ehre und Dank sei Dir, Vater, daß Du uns diesen Tag hast erscheinen lassen, nach dem uns so sehr verlangt.“ „Ich bin in Christo getröstet, ich sterbe des Christen Tod und es geschieht der Wille des Herrn. Ihm erging es so, wie sollte es uns nicht so gehen? Er ging voran, und wir müssen nachfolgen, wenn wir seine Brüder werden sollen.“ „O Cöln, Cöln, fuhr er nach einer Weile fort, wie verfolgest du das Wort Gottes! Es ist eine Wolke

in der Luft, die wird noch einmal herabfließen."[1]) Nachdem er unter anderm den Glauben gebetet, sprach Adolph zum Volk: „Also müssen wir dem neuen Adam, Christo, im Leiden nachfolgen, soll er anders zu uns kommen. Je mehr Druck und Verfolgung, desto größeres Wachsthum des neuen Menschen und Tod des alten, des Fleisches, der Sünde, des Teufels und der Welt. Diese verspottet uns jetzt und läßt uns trostlos, aber wir setzen gegen sie den einigen Christum, unsern Tröster, Vertreter und einzigen Mittler, der uns wohl vertreten wird vor seinem himmlischen Vater. Aergert euch nicht an unserm Tode; denn Christus mußte auch leiden und durch's Leiden in sein Reich eingehen. Durch diesen Christum ermahne ich euch, lieben Brüder, daß ihr ohne Aufruhr, liebreich, brüderlich und christlich unter einander leben wollet und aller Obrigkeit gehorchen. Unser Herr wird alles zum Besten kehren, und euch seine Gnade und sein göttliches Wort geben."

Dann fuhr Peter fort, weil Adolph über Müdigkeit klagte: „Wir waren Sünder, da wir aus Mutterleibe kamen, und hätten nach Gottes Gerechtigkeit den Tod sogleich verdient. So ermahne ich euch heute im Namen Gottes, haltet euch allein an sein Wort, allein an Christum, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und kehret euch weg von dem Papst in Rom und von seiner Kirche, die euch von der Gnade Gottes und von Christi Genugthuung abführt, und euch dafür Siegel, Bullen, Ablaß, Wallfahrten und gottlose Menschen- und Teufelslehren giebt, damit sie ihre Beutel und Küchen füllen."

Auf dem Hochgericht angekommen, betete Clarenbach: „O Herr, erhebe meinen Geist, daß ich meinen Feinden verzeihen möge von Grund meines Herzens," und sprach sodann zu den Bürgern: „Ihr lieben Brüder und Bürger, sage es einer dem andern, was ich jetzt reden will, denn alle können's nicht hören. Zuerst bitten wir euch, daß Niemand unsern Tod rächen wolle an den Papisten in Cöln; weiter, daß ihr uns nicht anderes nachredet, als ihr von uns gehöret habt, und von mir hören werdet. Höret aber, was wir glauben." Hier sagte er den Glauben her, und legte ihn

[1]) In Cöln sammelte sich im ersten Jahrhundert nach der Reformation eine ansehnliche evangelische Gemeinde, die aber im 17. Jahrh. ausgetrieben wurde. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat sich eine neue blühende Gemeinde von mehr als 8000 Seelen gebildet, zu der die angesehensten Personen der Stadt gehören. (Geschrieben 1850.)

kürzlich aus. „An diese Artikel glaubt der Teufel auch, aber er glaubt nicht, daß sie auch ihn und seine Seligkeit angehen. Ich aber glaube festiglich, daß alles, was in ihnen steht, meiner armen Seele und den Seelen aller Gläubigen zu Gute kommt."

Bei großem Durste hatte man Adolph bisher einen Labetrunk verweigert; jetzt reichte ihm der Henker mitleidig die Flasche, und dadurch gestärkt begann er von neuem: „Wir müssen nun von euch scheiden. Wenn aber der Richter kommt, der uns alle zur Rechten und zur Linken sondert, dann werden wir uns alle wiedersehen. Damit wir dann zu denen kommen, die zur Rechten stehen, so wollen wir diesen Tod, will's Gott der Herr, geduldiglich und williglich leiden. Dort wird sich's dann ausweisen, was ein Jeglicher geglaubt hat und wir glauben; ob wir Recht oder Unrecht haben, wird dann an den hellen Tag kommen. Darum sehe ein Jeder wohl zu, was er zu thun hat, und halte sich an Gott und sein Wort allein, und die das thun, mit denen werden wir uns in dem Herrn alle wiedersehen und wiederfinden." Dann fleheten Beide den Herrn um Vergebung ihrer Sünden an.

Nach dem Gebet verhieß Peter seinem Freunde die Vergebung seiner Sünden in dem Blute Jesu Christi, und fragte ihn: Glaubst du, daß dich dies Blut rein machen wird von allen Sünden? Ja, antwortete Adolph, das ist mein Trost. — Nun, so verzeihe auch mir, sprach Peter, alles, was ich dir gethan haben möchte in der Zeit, da wir bei einander gelegen haben. Adolph: Ja, gerne thue ich das, und vergieb du auch mir, wenn ich dich etwa erzürnt hätte.

Als Peter zum Scheiterhaufen geführt wurde, rief ihm Clarenbach zu: Bruder, sei stark in dem Herrn, und vertraue auf ihn, denn heute kommen wir zu unserm Bruder Christo und werden mit ihm leben in Ewigkeit. Darum sei standhaft im Glauben, und laß dich das Feuer nicht erschrecken. Auch ich will auf den Herrn vertrauen, und sein Wort soll mein Siegel sein. Zuletzt empfing Adolph noch einen süßen Trost. Einer der ihn begleitenden Begharden fuhr ihn mit harten Scheltworten an, worauf ihn ein Augustinermönch mit diesen Worten ansprach: „Lieber Adolph, ich habe euch noch nicht zugeredet, so höret denn, was der Herr sagt Joh. am 11.: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er schon stürbe, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird leben, ob er gleich stürbe." Adolph: „Lieber, saget mir das noch einmal." Der Mönch wiederholt das

Wort, und Clarenbach erwiedert: „Dank habt ihr, daß ihr mir das Evangelium Christi verkündigt habt, und grüßet alle Brüder in dem Herrn Christo." Dann entkleidete er sich selbst, schlug seine Augen gen Himmel und seufzte: „O Herr, hiernach hat mich verlanget, denn so muß es geschehen, daß wir durchs Kreuz bewähret werden." Inzwischen steckte der Henker das Feuer an, und als es schon hoch empor loderte, schrie Adolph mit heller Stimme: „O Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist," und ward nun von dem Dampfe erstickt.

Es war am 28. September 1829, da bewegte sich ein anderer Zug, wie vor 300 Jahren in Cöln, unter Psalmengesang aus Lüttinghausen, nachdem man dort das Gedächtniß des Märtyrers in feierlichem Gottesdienst erneuert, zu einem unweit gelegenen Eichenhain, der ehedem zum Buscherhof gehörte, um da den Grundstein zu einem Denkmal Clarenbachs, des Bergischen Reformators zu legen. An der Spitze desselben waren die meisten Superintendenten und Pfarrer des Bergischen Landes, etwa 50 an der Zahl, so wie die Presbyterien von Lüttinghausen und Lennep. Man muß Zeuge dieses aus wenigstens 12000 Menschen bestehenden Zuges gewesen sein, um das Rührende und Ergreifende desselben nachfühlen zu können. Da empfand Mancher einen Anhauch der Kraft des Glaubens, welcher die Welt überwindet, und pries im Stillen den Herrn, der die Zeiten des Wahns vorübergehen hieß, und an die Stelle einer wild aufgeregten Menge eine andere Menge berufen hatte, welche jetzt in frommer Bewegung des Herzens des Märtyrers segnendes Andenken ehrte. Um die Stätte des Denkmals reiheten sich nun die wogenden Menschenhaufen, und selbst die höchsten Gipfel der nahestehenden Eichen waren mit Menschen besetzt. Dann ward in lautloser Stille der Grundstein unter Rede und Gebet gelegt. Zum Schluß ertönte tausendstimmig Luthers: „Ein veste Burg ist unser Gott", und in ernster Stimmung lösete sich die Menge auf.

Das Denkmal ist ein einfacher viereckiger Thurm in gothischer Form, dessen Spitze ein Kreuz krönt, und trägt dasselbe in seinen Feldern folgende Inschriften und Embleme. Auf der Vorderseite im obern Felde: Adolph Clarenbach, dem Zeugen der Wahrheit 1529. 28. September. Das Bergische Land 1829. 28. September. Im untern Felde: Offenb. Joh. 7, 13. 14. Wer sind diese mit weißen Kleidern angethan. Diese sind's, die kommen

sind, aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Rückseite: Geboren auf dem Buscherhofe. Gestorben zu Cöln. Darunter Marci 8, 35. Wer sein Leben will behalten, der wird's verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangelii willen, der wird's behalten. Erste Nebenseite: Auf dem aufgeschlagenen Evangelienbuche ein brennender Leuchter. Darunter Hebr. 13, 7. 8. Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit. Zweite Nebenseite: ein verschlungener Palmen- und Lorbeerzweig von Sternen umkränzt. Darunter Joh. 11, 25. Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Am Denkmal erblickt man häufig sinnende Wanderer, die sich an solchem Vorbilde der Glaubenstreue stärken, und das Gedächtniß des Mannes erneuern, aus dessen Asche der Baum des Lebens für die jetzt mit himmlischen Gütern reich gesegneten Gauen des Bergischen Landes hervorgrünte. Möge das helllodernde Feuer des Glaubens auf jenen Bergen nimmer erlöschen!

Wiesmann in Lennep, später in Coblenz †.

---

## 7. Die Reformation vor Kaiser und Reich.

### 292. Luther in Worms 1521.

18. April.

Als Luther am 31. October 1517 die 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, war er überzeugt, im Einverständnisse mit der Kirche zu handeln. Das Feuer, welches seine Thesen in deutschen Herzen überall und weit über Deutschlands Grenzmarken hinaus angezündet hatten, hätte er um des Friedens willen gern selbst wieder gedämpft. Aber der Uebermuth der Gegner und Gottes gnädige Leitung ließen das nicht zu. Der Papst hatte Luthern innerhalb einer Frist von 60 Tagen nach Rom citirt; ein vom 27. August 1518 datirtes päpstliches Breve ermächtigte den Cardinal-Legaten Thomas de Vio von Gaeta für den Fall einer Verweigerung des Widerrufes von Seiten Luthers zu dessen Verhaftung, und Luther hatte kaum noch Zeit gehabt, mit Zurücklassung einer Appellation an den Papst aus Augsburg zu entfliehen, wo der Cardinal zum Schein mit ihm verhandelt hatte. Dem schlauen Höflinge Carl von Miltitz, dem Ueberbringer der geweihten goldnen Rose an den Kurfürsten von Sachsen, schien gelungen, was dem Priester mißlungen war. Luther demüthigte sich unter die Autorität des Papstes und gelobte zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen. Da war es Dr. Ecks von Ingolstadt Ehrgeiz und Mißgunst, was den Streit neu entflammte und Luthern zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausforderte. Dr. Eck ging selbst nach Rom, um mit einer Bannbulle gegen Luther nach Deutschland zurückzukehren. Im Juni 1520 war diese ausgefertigt worden. Ein und vierzig Sätze in Luthers Schriften waren in ihr als „ketzerisch, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich" verdammt, sämmtliche Schriften zum Feuer verurtheilt, er selbst sollte binnen 60 Tagen widerrufen, sofort verhaftet und nach Rom abgeführt werden. Die Verbrennung der Bannbulle am 10. Dezember 1520 vor dem Elsterthore

zu Wittenberg war Luthers Antwort auf die Eck'sche Bulle. Aber eine noch kühnere That sollte folgen.

Bei dem in Worms versammelten Reichstage hatte der päpstliche Legat Aleander darauf gedrungen, daß der weltliche Arm der lutherischen „Ketzerei" einmal ein Ende machen wolle. Der Kurfürst von Sachsen wollte aber gegen Luthern nichts vornehmen, bevor er verhört worden war. Der Kaiser hatte sich endlich entschlossen, in diesem Punkte nachzugeben, und dem Churfürsten (28. November 1520) aufgetragen, Luthern nach Worms auf den Reichstag zu bringen, um „von gelehrten und hochverständigen Personen allda genugsam verhört zu werden."

Eine ansehnlichere, ehrwürdigere und glänzendere Versammlung konnte nicht gefunden werden, als diese Versammlung deutscher, geistlicher und weltlicher Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Herren und Städte. Daß ein armer Mönch vor dieser erscheinen sollte, sich zu verantworten, war etwas Unerhörtes. Den Verfechtern des römischen Stuhls war es gar nicht recht, daß Luthers Sache von den Reichsständen untersucht werden sollte. Wozu noch untersuchen, wo der Papst bereits verurtheilt hatte? Der päpstliche Nuntius Aleander hielt in Worms eine lange wohlstudirte Rede, worin er darzuthun suchte, daß um der Ketzereien Luthers willen wohl hunderttausend Ketzer verbrannt zu werden verdienten. Wenn Luther den Teufel nicht hätte, so würde er nicht klüger sein wollen als die Väter und die Kirche. Den Laien, d. h. der Reichsversammlung, stehe kein Urtheil über geistliche Dinge zu. Dagegen habe sie die Pflicht, der Ketzerei zu wehren, den Verkauf der Schriften Luthers zu hindern, sie verbrennen zu lassen. Besonders eiferte Aleander auch dagegen, daß einem Ketzer freies Geleite zugesichert werde, welches dem Kurfürsten von Sachsen, für den Fall, daß er Luthern nach Worms bringe, vom Kaiser verheißen worden war. In der That war es auch gelungen, den Kaiser wieder wankend zu machen. Unter dem 17. Dezember hatte er dem Kurfürsten geschrieben, daß Luther nur unter der Bedingung kommen solle, daß er erstens zuvor Alles, was er gegen den Papst geschrieben, widerrufe, und zweitens sich dem päpstlichen Urtheil von vorn herein unterwerfe. Als ein mit dem Bann Bedrohter sollte er auch nur in eine Stadt oder einen Ort nahe bei Worms gebracht werden dürfen. Der junge Kaiser theilte nicht die Ge-

fühle der deutschen Nation, und wollte es mit dem Papste nicht verderben.

Beim Empfange der Nachricht, daß er nach Worms vorgeladen werden sollte, hatte sich Luther herzlich gefreut. Könne er nicht gesund kommen, so schrieb er (21. Dezember 1520) an Spatinus, so wolle er krank kommen. Wenn der Kaiser rufe, so rufe der Herr selbst. Noch lebe und regiere Der, welcher die drei Männer im Feuerofen erhalten habe. „Mit Hülfe des Allmächtigen, schrieb er (25. Januar 1521) an den Kurfürsten, bin ich bereit mich dermaßen zu erzeigen und zu verantworten, daß männiglich in der Wahrheit erfahren soll, daß ich bisher nicht aus frevelm, unbedächtigem, ungeordnetem Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzens willen, sondern — meinem Gewissen, Eid und Pflichten nach als ein armer Lehrer der h. Schrift, Gott zu Lob, zu Heil und Seligkeit gemeiner Christenheit, der ganzen Deutschen Nation zu gut, zu Ausrottung gefährlicher Mißbräuche und Aberglaubens . . Alles geschrieben und gelehret habe."

Den Reichsständen lag unstreitig in ihrer Mehrheit daran, Luthern schonend zu behandeln. Sie drangen mit der Ansicht durch, daß er selbst gehört werden müsse. Auch erschien ihnen eine Verurtheilung *aller* Sätze Luthers in Bausch und Bogen als ungerecht. Sie unterschieden zwischen dem Tadel von wirklichen kirchlichen Mißbräuchen, welchen sie nicht für ohne Weiteres verwerflich hielten, und der Abweichung von allgemein gültigen kirchlichen Lehrsätzen, in welcher Beziehung Luther, so weit er sich einer solchen schuldig gemacht hätte, widerrufen sollte. Dieser bestimmt ausgesprochenen Meinung der Stände konnte der Kaiser nicht widerstehen. Die *Reformpartei* hatte innerhalb der Reichsversammlung in so fern gesiegt, als der Kaiser versprach, beim päpstlichen Stuhle auf Abhülfe der gegen denselben erhobenen Beschwerden zu dringen. So weit Luther mit seinen Verbesserungsvorschlägen das Gebiet der Lehre nicht berührte, durfte er hoffen, in Worms ein geneigtes Ohr zu finden. An eine Reformation des *christlichen Volkslebens* aus dem *Gewissen* und dem evangelischen, auf die h. Schrift gegründeten *Glauben* dachte die Mehrheit jener glänzenden Versammlung nicht.

Auf die Nachricht, daß der Kaiser ihn blos zu *dem* Zwecke wollte nach Worms kommen lassen, um vor der Reichsversammlung einen öffentlichen Widerruf zu leisten, war Luther wieder ins

Schwanken gekommen. Wenn er widerrufen wollte, schreibt er an Spalatinus (19. März 1521), so könnte er das auch in Wittenberg. Zwar schrieb er unter demselben Datum an den Kurfürsten einen demüthigen Brief, in welchem er seinen guten Willen, den Handel zu schlichten, betheuert. Wenn er aber sagt, daß „er der römischen Kirche nichts weder im Himmel noch auf Erden vorziehen werde, denn allein Gott selbst und dessen Wort“: so hatte er damit den Grundsatz der Reformation unumwunden ausgesprochen. Luther sprach damals immer noch von dem „Handel zwischen ihm und dem päpstlichen Ablaß.“ Allein es war — ohne daß er bereits zum vollen Bewußtsein davon gekommen war — ein Handel zwischen dem Grundsatze der evangelischen Freiheit und der traditionellen Kirchengewalt, zwischen innerer und äußerer Autorität auf dem religiösen Gebiete, daraus geworden. Seit Jahrhunderten, seitdem das Christenthum die Form einer Staatsreligion angenommen hatte, war das Recht der Individualität in Glaubenssachen unterdrückt, ja, längere Zeit hindurch in Blut und Feuer erstickt worden. Sollte es auch jetzt wieder gelingen, das Zeugniß des evangelischen Gewissens durch Mittel der Gewalt zum Schweigen zu bringen? Luther war auf Alles gefaßt: „Will mich der Kaiser rufen, um mich zu tödten: ich will dennoch kommen. Ich fliehe nicht, so der Herr will, und verlasse sein Wort nicht im Streite. Aber das weiß ich, daß jene Blutmenschen keine Ruhe haben werden, bis sie mich getödtet haben.“ Das ist nicht die Sprache eines Mannes, der in eitler Ruhmbegierde nach Märtyrerkronen hascht, sondern eines solchen, der, im Vertrauen auf Gottes Hülfe, entschlossen ist, wenn der Wahrheit nicht anders geholfen werden kann, sie in heißem Kampfe zu verdienen.

Unter dem 6. März hatte der Kaiser die förmliche Citation Luthers nach Worms ausgestellt, worin ihm freies Geleite verheißen und er aufgefordert war, binnen 21 Tagen in Worms zu erscheinen. Zwischen dem 24. und 26. März wurde ihm dieselbe von dem kaiserlichen Ehrenherold Kaspar Sturm aus Oppenheim eingehändigt. In größter Eile brach er auf. An schlimmen Vorzeichen auf der Reise fehlte es nicht. Schon in Weimar traf er auf das Gerücht: er und seine Bücher seien in Worms bereits verdammt. Mit eigenen Augen sah er die kaiserlichen Boten, welche beauftragt waren, das kaiserliche Verbot gegen seine Bücher öffent-

lich anzuschlagen. Der ihn begleitende Herold ward selbst zweifelhaft und fragte ihn: ob er weiter fortziehen wolle? Aber Luther ließ sich nicht irre machen. Er durchschaute den Plan seiner Feinde, daß sie ihn zum Rückzuge bewegen wollten, um ihn nachher der Feigheit zeihen und abwesend verurtheilen zu können. Arbeit — er predigte in mehreren Städten — und Aufregung hatten ihn so sehr erschöpft, daß er in Eisenach erkrankte und bis Frankfurt a. M. sich ernstlich unwohl fühlte. An manchen Orten glich jedoch seine Reise einem Triumphzuge. In den Städten ging ihm die Bevölkerung entgegen, um den „Wundermann" zu sehen, der so kühn war, sich wider den Papst und alle Welt zu erheben. Manche warnten: „es werde ihm zu Worms ergehen, wie dem Hus zu Costnitz, man werde ihn zu Pulver brennen." Aber Luther antwortete: „Wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms gen Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen."

Als die Kunde nach Worms gelangte, daß Luther komme, suchten seine Gegner durch List seinen Einzug in Worms zu hintertreiben. Franz von Sickingen wurde durch den Beichtvater des Kaisers, Glapio, einen Baarfüßermönch, dahin gebracht, Luthern die Ebernburg als sicheren Aufenthaltsort anzubieten, und der schwache Martin Bucer ließ sich dazu gebrauchen, Luthern zur Annahme des Vorschlags zu überreden. Luther blieb aber unerschütterlich. „Ich werde weiter ziehen", sagte er zu Bucer; „hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so kann er solches in Worms wohl thun." Aber auch der Hofprediger des Kurfürsten Friedrich ließ ihn, als er in die Nähe von Worms gekommen war, warnen, daß er nicht in die Stadt kommen, in solche Gefährlichkeit sich begeben möchte. Damals sprach Luther das große Glaubenswort: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein." In späteren Lebensjahren wunderte er sich selbst über so kühnen Muth: „Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Am 16. April hielt Luther seinen Einzug in die Stadt Worms. Er fuhr in Begleitung von Amsdorff, Johann Pezenstein und Peter von Suaven auf einem sächsischen Rollwagen; voran ritt der kaiserliche Herold in Amtstracht und Wappen mit seinem Knecht;

Justus Jonas folgte. Namentlich viele sächsische Edelleute waren ihm entgegengeritten. Bei 2000 Personen gaben ihm das Geleite bis an seine Herberge, die in der Nähe des Gasthofs zum Schwanen lag, in welchem Kurfürst Ludwig von der Pfalz residirte. Bis tief in die Nacht hatte er Besuche anzunehmen, darunter auch den des ritterlichen Landgrafen von Hessen, der ihm beim Weggehen die Hand drückte mit den Worten: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' euch Gott."

Wohl war Luther als ein Daniel in die Löwengrube nach Worms gegangen. Die römische Partei zählte im geheimen Rathe des Kaisers nicht wenige Anhänger; allein auch solche Reichsfürsten, welche, wie Pfalzgraf Ludwig, Luthern persönlich nicht günstig gesinnt waren, verabscheuten doch einen arglistigen Wortbruch, und auch der Kaiser erklärte: „Was man zugesagt hat, das soll man halten."

So ward denn Luther am 17. April 1521 von dem Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim im Namen des Kaisers aufgefordert, Nachmittags um 4 Uhr vor der Reichsversammlung zu erscheinen. Mit einem herzinnigen Gebete hatte er sich auf die Stunde des Zeugnisses und Bekenntnisses gestärkt: „Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, du mein Gott, stehe Du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber Dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist; stehe mir bei du treuer, ewiger Gott; ich verlasse mich auf keinen Menschen ..... Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen; die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre. Und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehn ... die Seele ist dein und gehört dir zu, und bleibet auch bei dir ewig." Auf den Schlag vier wurde er durch Ulrich von Pappenheim und Kaspar Sturm abgeholt, und, um dem Zudrange der Menge zu entgehen, aus welcher Manche, um ihn zu sehen, auf die Dächer

und Zinnen gestiegen waren, durch heimliche Gänge auf das Rathhaus geführt. Vor dem Eingange in den Ständesaal klopfte ihm noch Ritter Georg von Frundsberg auf die Achsel mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost: Gott wird dich nicht verlassen."

Nach seinem Eintritt in den Saal wurde Luther durch den Herrn von Pappenheim zunächst erinnert, daß er nichts reden sollte, wenn er nicht gefragt würde. Die Verhandlung begann damit, daß der kaiserliche Orator und Official des Bischofs von Trier, Dr. J. Eck (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gegner Luthers, Dr. Eck von Ingolstadt), mit lauter Stimme, in lateinischer und deutscher Sprache, im Namen des Kaisers an Luther zwei Fragen richtete: Erstlich, ob er bekenne, daß diese Bücher (ein großes Convolut von lateinischen und deutschen Druckschriften wurde vorgezeigt) sein seien und ob er dieselben für die seinen erkenne oder nicht? Zum andern, ob er dieselben und was drinnen ist widerrufen, oder auf denselben verharren und bestehen wolle?" Bevor Luther noch antworten konnte, rief der Luthern als rechtsgelehrter Beistand zugegebene Dr. Hieronymus Schurf: man möge die Bücher mit Namen nennen, und da sich nun unter denselben auch Schriften lediglich erbaulichen Inhalts befanden: so war eine Unterscheidung gewiß wohlbegründet. Luther anerkannte, daß er die benannten Bücher alle geschrieben habe. Was aber die Frage anbetreffe, ob er sie vertheidigen, oder widerrufen wolle: so handle es sich hierbei um den Glauben, der Seele Seligkeit und Gottes Wort, den höchsten und größten Schatz im Himmel und auf Erden. Daher wäre es vermessentlich und gefährlich gehandelt, unbedacht hierüber sich zu erklären, zumal Christus sage: Wer mich vor den Menschen verläugnen wird, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verläugnen. Luther schloß seine ebenfalls in lateinischer und deutscher Sprache ertheilte Antwort mit der Bitte um Bedenkzeit.

Eigentlich war das Urtheil über seine Schriften, und darum auch über seine Person, bereits gefällt. Die Minderheit der Reichsstände wollte ihm auch seine Bitte verweigern. Aber der Eindruck, welchen sein eben so freimüthiges, als bescheidenes Auftreten auf

die Reichsversammlung hervorbrachte, war dennoch ein so günstiger, daß ihm die Kaiserliche Majestät im Einverständnisse mit der Mehrheit der Reichsstände „aus angeborner Güte" einen Tag Bedenkzeit bewilligte. Morgen um dieselbe Stunde sollte das Verhör seinen Fortgang nehmen. Auch ward ihm zur Bedingung gemacht, daß er seine Antwort nur mündlich vortragen dürfe. Unter dem Jubel des Volkes kehrte er in seine Herberge zurück. Die Theilnahme unter Großen und Geringen war sichtlich für ihn im Wachsen. „Herr Doktor, sie dürfen euch nicht verbrennen, sie sollen uns denn alle mit verderben", riefen ihm wackere deutsche Ritter auf dem Rückwege zu. Wieder Andere erinnerten an Matth. 10, 27 und Luc. 21, 12. Eine Stimme rief ihm im Vorbeigehen zu: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat." Ulrich von Hutten hatte schon unter dem 15. April von der Ebernburg ein erquickliches Trostschreiben an den „unüberwindlichen Theologen und Evangelisten, seinen heiligen Freund" gerichtet. „Streitet tapfer für Christum, rief er ihm zu, und weichet dem Uebel nicht, sondern gehet ihm getrost entgegen. Leidet euch als ein guter Streiter Jesu."

Unter großem Gedränge wurde Luther am folgenden Tage Nachmittags 4 Uhr abermals vor die Reichsversammlung geführt. Die Spannung war aufs Aeußerste gestiegen. Erst um 6 Uhr begannen die Verhandlungen. Die Anrede des Officials war nicht freundlich; es hätte eigentlich, meinte er, keiner Bedenkzeit bedurft; Luther hätte schon längst wissen sollen, was er zu thun habe; er solle sich jetzt endlich erklären, ob er seine Bücher widerrufen, oder vertheidigen wolle? Die Antwort Luthers zeichnet sich eben so sehr durch ihre Bescheidenheit, als ihre Umsicht und Bestimmtheit aus. Nachdem er sich entschuldigt, wenn er „aus Unverstand" nicht einem Jeden der Herren den gebührenden Titel gebe oder sich sonst nicht „nach Hofgebrauch" erzeige, erklärte er, daß er in Allem, was von ihm bis jetzt mit einfältigem Herzen gelehret und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit gesucht habe. In Betreff der gestern an ihn im Namen Kaiserlicher Majestät gerichteten zwei Fragen bemerkte er zu der ersten, daß er die benannten Bücher nochmals als von ihm geschrieben erkenne, vorbehalten, daß nicht etwa durch der Gegner Arglist etwas daran verändert worden sei. Hinsichtlich der zweiten Frage erinnerte er, daß nicht alle seine Bücher

einerlei Art seien. Er unterschied drei Klassen. Zu der ersten Klasse zählte er diejenigen, in welchen vom christlichen Glauben und guten Werken so schlicht, einfältig und christlich gelehret sei, daß auch die Widersacher bekennen müßten: sie seien nützlich und würdig, von Christen gelesen zu werden. In die zweite Klasse gehörten die, in welchen das Papstthum und der Papisten Lehre bekämpft werde. In einer dritten Klasse von Büchern hätte er einzelne Personen, welche die römische Tyrannei vertheidigt und die von ihm bekannte gottselige Lehre gefälscht und gedämpft hätten, angegriffen. Was die Schriften erster Klasse betreffe, so könne er sie nicht widerrufen; denn er würde ja damit die Wahrheit, welche Freund und Feind gemeinsam bekennen, verdammen. Wenn er die Schriften zweiter Klasse widerriefe, so würde er päpstliche Tyrannei stärken und ihrem gottlosen Wesen nicht nur die Fenster, sondern auch Thür und Thor öffnen. Mit Beziehung auf die dritte Klasse bekannte er, daß er etwas heftiger und schärfer gewesen sei, denn es nach Gelegenheit der Religion und Profession sich gebühre. Von einem Widerrufe seiner Schriften könne also nicht die Rede sein. Ueberhaupt vermöge er seine Lehre nicht anders zu vertheidigen, als wie Jesus Christus die seinige vertheidigt habe: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. „Darum", fuhr er fort, „bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Euer Kaiserliche Majestät, Churfürstliche und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugniß geben, mich mit Prophetischen und Apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe. Alsdann, so ich Deß überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will." Mit edelm Freimuthe warnte er noch die Fürsten vor falscher Klugheit, welche die Staaten in den größten Schaden und ihr Verderben bringe. Er sage das nicht, weil er meine, die Fürsten bedürften seines Rathes, „sondern" — und mit diesen Worten schloß er seinen Vortrag — „daß ich deutscher Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht habe sollen noch wollen entziehen, und will mich hiermit Eurer Kaiserlichen Majestät, Churfürstl. und Fürstl. Gnaden, aufs unterthänigste befohlen und demüthigst gebeten haben, sie wollten sich von meinen Widersachern wider mich ohn' Ursache nicht bewegen lassen. Das will ich um dieselbigen mit meinem armen Gebet

gegen Gott zu erbitten in aller Unterthänigkeit allzeit beflissen sein." Auch diese Antwort ertheilte Luther in beiden Sprachen, zuerst in deutscher, und nachher, weil es gewünscht wurde, noch in lateinischer.

Wie hätte sie seine Gegner, wie den Kaiser und die Fürsten, welche um jeden Preis den Frieden in der Kirche wiederherzustellen wünschten, befriedigen können? Nicht um zu disputiren, antwortete ihm der kaiserliche Orator, und um wieder in Zweifel zu ziehen, was durch Concilien seit Jahrhunderten erledigt sei, sei er hier; eine „runde Antwort ohne Hörner" werde von ihm verlangt: ob er widerrufen wolle oder nicht? Man wollte also nicht gründliche, unbefangene Prüfung; mit einem Schlage wollte man dem widerwärtigen Handel ein Ende machen.

Der entscheidungsvolle Augenblick war eingetreten. Mit einem Gewissensopfer konnte sich Luther Ruhe, Bequemlichkeit und auch eine äußerlich ehrenvolle Zukunft erkaufen. Allein er wäre damit nicht nur ein Verräther an sich selbst, sondern an der christlichen Wahrheit geworden, welche mit Wort und That zu vertreten er von Gott den heiligen Beruf empfangen hatte. Hier galt darum auch keine weitere Ueberlegung; hier stand vor der Seele nur ein gewaltiges Entweder — Oder. Er sprach: „Weil denn Euer Kaiserliche Majestät, Churfürstliche und Fürstliche Gnaden, eine schlichte Antwort begehrt, so will ich die geben, die nicht stößt und beißt. Ich verlange, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift, oder mit einleuchtenden Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein nicht, weil es am Tag ist, daß sie oft geirret und sich selbst widersprochen haben). Ich bin überwunden durch die von mir angeführten prophetischen und evangelischen Schriften und mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen. Derhalben kann und werde ich nichts widerrufen; weil etwas wider das Gewissen zu thun, beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helfe mir, Amen."

Eine solche Antwort hatten die Stände nicht erwartet. Der kaiserliche Orator und Official von Trier erwiederte nach einiger Berathung von Seiten der Stände sehr empfindlich: Luther habe unbescheidener als ihm gebühre geredet, und seine Antwort thue nichts zur Sache. Er gab ihm zu verstehen, wenn er seine Streit-

schriften widerrufen hätte, dann würde der Kaiser „aus angeborner Güte" die Verfolgung gegen seine übrigen Bücher eingestellt haben. Er rege wieder auf, was zu Costnitz bereits verdammt sei, und wenn er meine, es bedürfe gegen ihn des Schriftbeweises, so irre er ganz und gar. Was schon vor Jahrhunderten von der Kirche verdammt sei, darüber werde man nicht neue Disputationen vornehmen. Dann gäbe es ja in der Christenheit nichts Gewisses, nichts für immer Beschlossenes. Daher sei hier ein rundes „Ja" oder „Nein" erforderlich: ob er das Seine für katholisch und christlich vertheidigen, oder widerrufen wolle?

Es ist der kirchenpolitisch-juristische Standpunkt, auf welchen sich hier die Reichsstände stellen. Daß es ewige Gewissensrechte in den Angelegenheiten des Glaubens gebe, davon hat dieser Standpunkt keine Ahnung. In der Kirche waltet wie im Staate das unerbittliche Gesetz. Es muß diesen Ohren ganz seltsam geklungen haben, als Luther nochmals erklärte: es handle sich hier um das Gewissen, und Kaiserliche Majestät möge doch nicht zugeben, daß er wider sein Gewissen gedrungen werde. Die Concilien hätten oftmals geirrt und sich selbst widersprochen, das wolle er beweisen. Als der kaiserliche Official erwiederte: man könne nicht beweisen, daß die Concilien geirrt hätten, erbot sich Luther dazu. Es war also nicht mehr blos die Autorität des Papstes, es war auch diejenige der Concilien, welche er auf dem Standpunkte des Gewissens und des göttlichen Wortes in Zweifel zog. Es war mit einem Worte die Autorität der Kirche, welcher er die Autorität des Gewissens und des göttlichen Wortes entgegenstellte. Die gläubige und wiedergeborne Persönlichkeit erhebt sich in ihm zum Kampfe gegen die Macht des in Gesetzesformen erstarrten Kirchenthums. In diesem Kampfe fühlt er sich als der Träger der deutschen Frömmigkeit. Es ist ein Kampf germanischer Glaubensinnigkeit mit romanischer Vergewaltigung.

So wenig die Reichsversammlung in ihrer großen Mehrheit Luthers Standpunkt zu würdigen vermochte, dennoch widerstand sie dem Drängen der Gegner, welche die „Ketzerei" rasch in Feuer und Blut zu ersticken wünschten. Als Luther nach seiner Schlußrede hinausgeführt wurde, entstand unter den deutschen Rittern eine unruhige Bewegung: „ob man ihn gefangen führe?" Ihm das freie Geleite zu brechen, das hätte der Kaiser schon dem Kur-

fürsten von Sachsen gegenüber nicht wagen dürfen. Und so groß soll der Eindruck seiner männlichen Beredsamkeit auf deutsche fürstliche Gegner gewesen sein, daß z. B. Herzog Erich von Braunschweig ihm eine silberne, mit köstlichem Eimbecker gefüllte, Kanne zur Erquickung gesandt habe. Aber der Kaiser sagte kopfschüttelnd: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen", und die Spanier verspotteten ihn auf dem Wege nach der Herberge und traten seine Schriften und diejenigen Huttens mit Füßen.

Hätte Deutschland damals an seiner Spitze einen deutschen Kaiser gehabt: der Nothruf des Gewissens der Nation, welcher aus Luthers Mund an sein Ohr gedrungen war, hätte ihn nicht ungerührt gelassen. Der Gewissensnoth war die Brust Karls V., in welcher romanische Anschauungen lebten, verschlossen. Es wurde sofort am 19. April, also am folgenden Tage, den Ständen der kaiserliche Abschied vorgelegt, des Inhalts: die kaiserlichen Vorfahren seien stets der römischen Kirche, welche Martin Luther anfechte, gehorsam gewesen. Auch der Kaiser könne nicht anders als dem Beispiele seiner Vorfahren folgen, den alten Glauben zu schützen und dem römischen Stuhle Hülfe zu leisten. Daher müsse Luther mit seinen Anhängern durch Bann und Acht, und welche Wege sich sonst zu ihrer Vernichtung darböten, verfolgt werden. Das sichere Geleit dagegen wollte er ihm nicht brechen. Die Vernichtung Luthers und seiner Partei war also vom Kaiser beschlossen; doch sollte ihm der Proceß in offener, ehrlicher Weise gemacht werden.

Unterdessen, während die Stände in Bestürzung diese kaiserliche Mittheilung beriethen, versuchte die römische Partei durch Unterhandlungen zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Eine solche Privatverhandlung war durch den Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, auf Mittwoch den 24. April im Beisein mehrerer Fürsten, wie des Markgrafen Joachim von Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, der Bischöfe von Augsburg, Brandenburg u. A. veranstaltet worden. Der markgräflich badische Kanzler Dr. Vehus (Veuß) hielt bei dieser Gelegenheit an Luthern eine wohlgesetzte Rede, in welcher er ihn ermahnte, die Autorität der menschlichen Satzungen, Ceremonien und Ordnungen nicht gering zu schätzen, die Kirche könne ihrer nicht entbehren. Die christliche Freiheit sei dem Mißbrauche des Pöbels ausgesetzt; Ehrbarkeit, Ehre, Zucht, Gesetz, Recht und Ordnung seien auf dem

Spiele. Wenn er nicht widerrufe, so müsse ihn der Kaiser als Gesetzesübertreter aus dem Reiche stoßen. Auch hier wieder derselbe einseitige staats- und kirchenrechtliche Gesichtspunkt, der in der Reformation von vorn herein die „Revolution" sieht und verdammt. Luther traf in seiner Erwiederung darum auch den rechten Fleck, wenn er den herkömmlichen Begriff von der Kirche, als einer überlieferten Rechtsanstalt, bekämpfte und die Kirche als „den gemeinen Haufen" derer bezeichnete, „die zur Seligkeit versehen sind". Daß er zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet sei, wisse er wohl; allein dieser fordre nicht Verläugnung des göttlichen Wortes. Es gebe ein doppeltes Aergerniß, der Liebe und des Glaubens: das erstere solle man meiden, das letztere könne der Welt nicht erspart werden. Als nach einiger Berathschlagung die Fürsten ihn wieder vorforderten und Dr. Vehus nochmals seine kirchenpolitischen Zweckmäßigkeits-Maximen darlegte und ihn ermahnte, das Urtheil über seine Schriften dem Kaiser und den Reichsständen heimzustellen, da erklärte er, dem Worte Gottes werde er allein weichen. „Ihr wollet also nicht weichen, fragte ihn der Markgraf Joachim, ihr seid denn mit der h. Schrift überwunden?" „Ja, gnädigster Herr, erwiederte Luther, oder mit einleuchtenden Gründen."

So viel lag dem Erzbischof von Trier daran, Luthern zum Nachgeben zu bewegen, daß, nachdem die übrigen Fürsten und Herren sich entfernt hatten, er auf seinem Zimmer die Unterhandlung mit Luther fortsetzte. Auf seinen Betrieb wurde das freie Geleite Luthern noch um zwei Tage verlängert. Auf eine Unterredung in Luthers Herberge am 25. April in der Morgenfrühe, in welcher Dr. Vehus und Dr. Peutinger den Vorschlag machten, Luther möchte das Weitere dem Kaiser und den Reichsständen überlassen, folgte noch eine Nachmittagsverhandlung, in welcher Luther bedingungsweise die Entscheidung einem allgemeinen Concil anheimzustellen bereit war. Die Bedingung, bis dahin sich schweigsam zu verhalten, nahm er jedoch nicht an. So zerschlug sich Alles. Der Erzbischof war nichtsdestoweniger unermüdlich. „Wie denn dieser Sache könnte gerathen und geholfen werden; Luther möge es selbst anzeigen": fragte er zuletzt. Keinen besseren Rath wisse er, erwiederte Luther, als den Gamaliels (Apost. 5, 38). Denn wäre dies sein Vornehmen und Thun nicht aus Gott, so würde es in dreien, ja zweien Jahren untergehen. Und er schloß: „Drum

will ich eher Leib und Leben, Stumpf und Stiel drüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort übergeben."

Alle Mittel diplomatischer Kunst waren jetzt erschöpft. Der Kaiser hatte jetzt keine andere Wahl, als entweder den Grundsatz der religiösen Freiheit offen anzuerkennen, oder Luthern als einem beharrlichen Ketzer den Proceß zu machen. Welchen von beiden er einschlagen werde, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Wenige Stunden nach der letzten Unterredung Luthers mit dem Erzbischof von Trier erschienen der kaiserliche Orator Dr. Joh. Eck und der kaiserliche Secretarius Maximilian Transilvanus, um Luthern im kaiserlichen Auftrage zu vermelden, daß „nachdem er von Kaiserlicher Majestät, Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs so oft und mancherlei Weise, aber vergebens, vermahnet wäre worden, und er gleichwohl Solches nicht wollte zu Herzen nehmen, sich nicht bessern, noch zur Einigkeit der Kirchen begeben, noch sich mit ihr vergleichen wollte, so müßte Kaiserliche Majestät als ein Advokat und Voigt des katholischen Glaubens procediren und fortfahren." Das freie Geleite sollte ihm während einer Frist von 21 Tagen gehalten werden, doch sollte er auf der Rückreise das Volk weder mit Predigen noch mit Schreiben erregen. Auf diese Meldung hin sprach Luther als ein getreuer Knecht des Herrn: „Wie es dem Herrn gefallen, also ist's geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeiet." Wenn er tausend Köpfe hätte, äußerte er sich zu jener Zeit, wollte er lieber alle sich abschlagen lassen, als einen Widerruf thun.

Am Freitag nach Jubilate, den 26. April, Morgens um 10 Uhr, verließ Luther Worms, dieser Daniel errettet aus der Löwengrube. Der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte in tiefer Bewegung das Wahrheitszeugniß aus dem Munde des treuen Lehrers von Wittenberg vernommen. „Wenn es in meiner Macht stände, wollte ich ihm gern zum Recht helfen": so hatte er schon am 23. April an seinen Bruder geschrieben. Dazu war er freilich zu schwach, und hatte auch noch nicht das rechte und volle Vertrauen auf die Sache des Evangeliums. Dagegen entschloß er sich Luthern, wenigstens in der nächsten Zeit, den Wirkungen des Schlages zu entziehen, der gegen ihn fallen mußte. Noch vor der Abreise aus Worms war Luthern ein Wink zugekommen, daß er für einige Zeit, bis zu weiterer Beilegung der Sachen, bei Seite

gebracht werden sollte. Von Friedberg aus richtete er am 28. April an den Kaiser ein lateinisches, an die Reichsstände ein deutsches Schreiben, beide gleichen Inhaltes, worin er seine reformatorischen Grundsätze nochmals in gedrängter Kürze entwickelt. Hier verließ ihn auch der kaiserliche Ehrenhold Caspar Sturm, der ihn bis auf hessisches Gebiet zu seinem Schutze begleitet hatte. In Hersfeld, wo er mit Reitergefolge in die Stadt begleitet worden war, entließ ihn der Rath nicht, bis er gepredigt hatte. Auch in Eisenach zog ihm das Volk entgegen, und er mußte predigen. Luther dachte, trotz des ihm auferlegten Schweigens: „das Wort Gottes ist nicht gebunden.“ Auf dem Weg nach Waltershausen unweit von dem Schlosse Altenstein in einer Hohlgasse entführten ihn aber Reisige — auf Befehl des Kurfürsten — nach der Wartburg, wo er verborgen als ein Reitersmann lebte und seine Feinde dachten es wäre gar aus mit ihm. In Worms aber wurde er durch das berüchtigte Wormser Edikt (datirt vom 8., erlassen vom 26. Mai 1521) „als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte“, „als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied und ein verstockter Zertrenner und offenbarer Ketzer“ in die Reichsacht erklärt. Der „schädlichen, verderblichen Sucht“ der evangelischen Freiheit suchte man dadurch zu steuern, daß der deutsche Gesammtverlag unter die Censur der katholischen theologischen Fakultäten gestellt wurde. Es schien — als hätte die alte Knechtschaft gesiegt, als sei der Morgenstern, der den nahenden Sonnenaufgang ankündigte, erloschen. Es schien nur so. Der Reitersmann auf der Wartburg schärfte unterdessen sein gutes Schwert. Führ' es in starker Hand auch heute noch, evangelische Christenheit! Es ist das Schwert des Geistes, welches da ist das Wort Gottes.

Dan. Schenkel in Heidelberg.

---

## 293. Uebergabe der Augsburgischen Confession 1530.

25. Juni.

Im Jahre 1529 hatten auf dem Reichstag zu Speier die evangelischen Stände feierlich sich gegen die Anmuthung verwahrt, daß in Glaubenssachen ein Mehrheitsbeschluß der Reichsversammlung Gültigkeit haben könne und hatten durch ihre eingelegte Protestation die Ungnade des Kaisers in hohem Grade sich zuge-

zogen. Sie waren daher sehr erfreut, als der Kaiser in dem Einladungsschreiben zu einem neuen Reichstag, das am 21. Jan. 1530 erlassen ward, sich wieder gelinder und freundlicher Worte bediente, und die Absicht zu erkennen gab, beide Parteien ruhig anzuhören und auf dem Wege gegenseitiger Verständigung Friede und Einigkeit wieder herstellen zu helfen. In Folge dessen ertheilte das Haupt der evangelischen Stände, der Churfürst von Sachsen, Johann der Beständige, Luther und Melanchthon und andern Wittenbergischen Theologen den Auftrag, unverzüglich einen Aufsatz zu verfertigen, der durch Zusammenfassung der mit dem römischen Religionstheil streitigen Punkte geeignet wäre, den bevorstehenden Verhandlungen auf dem Reichstag zur Grundlage zu dienen. Die Theologen vollzogen diesen Auftrag rasch unter Benutzung verschiedener, durch frühere Anlässe entstandener Vorarbeiten. Sie freuten sich aber über denselben um so mehr, als ihnen dadurch Gelegenheit geboten wurde, die Partei des reinen Evangeliums gegen viele eben so schädliche, als schändliche Verleumdungen ihrer erbitterten Gegner, namentlich des Dr. Eck von Ingolstadt, vor Kaiser und Reich zu vertheidigen, und den Grundsätzen, zu denen diese sich wahrhaft bekannte, einen öffentlichen und amtlichen Ausdruck zu verleihen. Hatten ja die Gegner sich vermessen, dem Volk und den Fürsten vorzulügen, daß die Evangelischen nicht an Gott und die heilige Dreifaltigkeit glaubten, Christus und Maria verachteten, die thörichten und frevelhaften Irrthümer der Wiedertäufer theilten u. dgl. m.! Die Theologen lieferten den verlangten Aufsatz auftraggemäß in Torgau an den Churfürsten ab. Dieser aber brach am 3. April von dort nach Augsburg auf, nachdem er vorher noch den Befehl an die Prediger erlassen hatte, im ganzen Land im Kirchengebet einen gesegneten Ausgang des Reichstages von Gott zu erbitten. Im Gefolge des Churfürsten befanden sich viele evangelisch gesinnte Fürsten, Herren, Räthe und Gelehrte! Von Theologen waren mitgenommen Luther, Melanchthon, Justus Jonas und der churfürstliche Hofprediger Georg Spalatin. Doch wurde der Erstere, der sich unter des Papstes Bann und des Kaisers Acht befand, aus Besorgniß für die Sicherheit seiner Person in Koburg zurückgelassen. Am 2. Mai langte der Churfürst in Augsburg an, und nach und nach auch der Landgraf Philipp von Hessen und andre evangelische Fürsten und Stände; desgleichen auch die römisch Gesinnten, unter ihnen die Bischöfe und Prälaten;

nur der Kaiser selbst ließ auf sich warten. Obschon der Reichstag ursprünglich schon am 1. Mai eröffnet werden sollte, so verzog sich die Ankunft des Kaisers Woche um Woche. Dieser Verzug, so unangenehm und kostspielig er nach der einen Seite hin sein mochte, war doch nach der andern Seite hin für die Evangelischen und den Hauptzweck, den sie auf dem Reichstag zu verfolgen hatten, von großem Segen. Der in Torgau dem Churfürsten überreichte Aufsatz war bei der Eile, in der er abgefaßt werden mußte, nach Form und Inhalt noch ein ziemlich unvollkommnes Werk. Melanchthon benutzte daher die Muße in Augsburg um denselben nach allen Seiten, wo es noch nöthig schien, zu verbessern und zu erweitern. Er widmete sich diesem Geschäft mit solchem Eifer, daß statt des ersten Entwurfs ein fast neues Werk aus seiner Hand hervorging. In dieser Gestalt sendete der Churfürst die Arbeit Melanchthons an Luther, von welchem sie bald mit dessen vollständiger Billigung zurückkam. Allein auch jetzt noch widmete Melanchthon seinen Fleiß noch unablässig der Vervollkommnung seines Werkes, theils weil sich der gewissenhafte und vom reinsten Eifer für die Wahrheit erfüllte Mann in seinen Arbeiten überhaupt nie genug that, theils weil er durch die Umstände eine neue höchst erfreuliche Aufforderung dazu erhielt. Der Churfürst hatte die von ihm gebilligte Arbeit seiner Theologen anfänglich nur im Namen von Chursachsen vorzulegen gedacht. Als er nun in Augsburg mit den übrigen evangelischen Ständen zusammentraf, welche ebenfalls ähnliche Entwürfe mitgebracht hatten, konnte es nicht fehlen, daß man sich zu verständigen suchte und so allmählig der Nothwendigkeit sich bewußt wurde, im Interesse Aller sich zu einem gemeinsamen Bekenntniß zu vereinigen. In Folge dessen wurde das Werk Melanchthons den Ständen und umgekehrt die Entwürfe der Stände Melanchthon zur Prüfung mitgetheilt und zuerst vorläufig, dann nach sorgfältigen in's Einzelne gehenden Berathungen darüber von Seiten aller Stände und ihrer Theologen, besonders auch in Folge der warmen Befürwortung durch die Markgrafen von Anspach und Baden, entscheidend der Beitritt der übrigen zu dem Sächsischen Entwurf beschlossen. Nur die Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Memmingen, und Lindau beharrten, weil sie die Lehre vom h. Abendmahl mehr im Sinn der Zwinglischen Auffassung bekannten, bei ihrem eigenen Entwurf, der seinem ganzen sonstigen Inhalt nach mit der Schrift Melanchthons einstimmig,

später als Bekenntniß der vier Städte (Confessio Tetrapolitana) dem Kaiser abgesondert überreicht ward.

So war das Schriftwerk, welches in Augsburg zu Stande kam, obschon Melanchthon als der eigentliche Verfasser und die Seele der Berathungen zu betrachten ist, doch nicht bloß sein Werk, sondern, mit jener einzigen Ausnahme, das aller dort im reinen Evangelium Verbundenen. Es wuchs ihm die gewichtige Bestimmung zu, nicht bloß im Namen Sachsens, sondern der gesammten evangelischen Partei zu reden. Es verlor in der Gestalt, die es angenommen, den Charakter einer bloßen Grundlage für Verhandlungen und gewann dafür die hohe Bedeutung des frühesten gemeinsamen Glaubensbekenntnisses der Evangelischen in Deutschland. Schon im Jahre seiner Abfassung erhielt es den Namen der Augsburgischen Confession.

Mittlerweile hatte der Kaiser am 15. Juni seinen feierlichen Einzug in Augsburg gehalten. Eine seiner ersten Handlungen bestand in der Erneuerung eines schon früher erlassenen Verbots gegen das Predigen der von den evangelischen Ständen nach Augsburg mitgebrachten Theologen. Allein wie schon einige Wochen vorher, so wurde auch jetzt von den Ständen gegen dieses Verbot Widerspruch eingelegt. Eben so standhaft weigerten sich die Evangelischen der ihnen angemutheten Theilnahme an der in diese Tage fallenden Fronleichnamsprozession. Als des Kaisers Bruder Ferdinand ernstlich darauf bestand, gerieth Markgraf Georg von Brandenburg in solchen Eifer, daß er unter andern sagte: „ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollt' ich hie vor Kaiserl. Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen." Verriethen nun schon diese Vorgänge nicht die gehoffte geneigte Stimmung des Kaisers für die Ausgleichung der Religionszwistigkeiten, so wurde dessen Gesinnung noch deutlicher durch die Art, wie die gleich Anfangs von den Evangelischen beantragte öffentliche Verlesung ihrer Confession unter den leersten Vorwänden verzögert wurde. Endlich waren jedoch diese Schwierigkeiten überwunden und es brach Sonnabend nach Johannis, 25. Juni 1530 der ewig denkwürdige Tag an, an welchem das lebendige Zeugniß evangelischer Wahrheit, folgenreich für alle Zeiten des christlichen Deutschlands, laut und öffentlich abgelegt werden sollte. Es war gegen 4 Uhr Nachmittags als der Kaiser, sein Bruder der römische König Ferdinand und alle anwesenden Churfürsten und

Stände sich in der bischöflichen Pfalz, wo der Kaiser residirte, versammelten. Man hatte absichtlich, um eine größere Menge von Zuhörern auszuschließen, nicht den geräumigen Rathhaussaal, wo die Reichsversammlungen gehalten wurden, zu diesem Akt gewählt, sondern die enge bischöfliche Kapelle, und selbst aus dieser mußten sich auf kaiserlichen Befehl alle entfernen, welche nicht zu den Fürsten, ihren Räthen oder Abgeordneten gehörten. Als alle Anwesenden ihre Sitze eingenommen, erhoben sich die protestantischen Stände, um die Vorlesung ihres Bekenntnisses stehend anzuhören, setzten sich aber auf die Aufforderung des Kaisers wieder nieder. Sodann traten die beiden Sächsischen Kanzler Dr. Brück und Dr. Bayer in die Mitte des Gemachs; jener hatte das lateinische, dieser das deutsche Exemplar der Confession in den Händen. Der Kaiser wollte das lateinische vorlesen lassen, wohl wiederum nicht ohne die Absicht das Verständniß des Vorgelesenen zu erschweren. Der Churfürst von Sachsen aber wendete ein: man sei auf deutschem Grund und Boden, darum hoffe er Seine Maj. werde auch die deutsche Sprache erlauben, und nun gab der Kaiser nach. Hierauf hielt Namens der Evangelischen Dr. Brück zuerst noch eine kurze Rede. Als diese geendigt, las Dr. Bayer die deutsche Confession vor und zwar mit so lauter und vernehmlicher Stimme, daß man ihn selbst im Schloßhof, wo die aus der Kapelle Verwiesenen und sonst eine zahlreiche Menge versammelt war, deutlich verstehn konnte. Die Vorlesung dauerte zwei Stunden. Doch wurde mit Stille, Ernst und Aufmerksamkeit zugehört. Nach beendigter Vorlesung ließ der Kaiser antworten, daß er alles gnädiglich vernommen habe, es mit Fleiß erwägen und seinen Entschluß den Evangelischen mittheilen wolle. Diese aber statteten dem Kaiser und den übrigen Zuhörern eine Danksagung für gnädiges Gehör ab. Darauf wollte Dr. Brück die deutsche Confession sammt der lateinischen dem kaiserlichen Secretair Alexander Schmeist übergeben, um sie dem Churfürsten von Mainz als Reichskanzler zuzustellen, aber der Kaiser streckte selbst die Hand danach aus und gab die deutsche dem genannten Churfürsten, die lateinische aber behielt er selbst.

Welchen Eindruck die Verlesung der Confession auf den Kaiser gemacht habe, der übrigens schon vorher mit dem Lehrbegriff der Protestanten nicht unbekannt war, ließ sich bei dessen verschlossenem Wesen nicht wahrnehmen. Bei den andern Zuhörern dagegen war dieser Eindruck ein überwiegend günstiger. Viele

lernten jetzt erst die Lehre der Evangelischen im rechten Licht kennen. Alle die falschen Vorstellungen, welche von den Feinden des evangelischen Glaubens bisher über denselben so angelegentlich waren verbreitet worden, wurden jetzt auf einmal ganz zu nichte. Man erstaunte, da man einen so bündigen, wohlgeordneten und ruhigen Vortrag, einen so trefflichen Inbegriff des ächtesten christlichen Glaubens vernahm. Der streng römisch gesinnte Herzog Wilhelm von Bayern sprach nach der Verlesung den Churfürsten von Sachsen freundlich an und äußerte, als er nach Hause kam: „so habe man ihm vorher nicht von dieser Sache und Lehre gesagt.“ Er äußerte dieß auch gegen Dr. Eck und erinnerte diesen daran, daß er ihn vertröstet, die Lehre der Evangelischen sei zu widerlegen, und soll auf dessen Erwiederung: „mit den Kirchenvätern getraue ich mir's wohl, aber nicht mit der Schrift“ die Bemerkung gemacht haben: „so hör' ich wohl, die Lutherischen sitzen auf der Schrift und wir Päpstlichen daneben.“ Ueberhaupt wurden die Stände der Gegenseite seitdem milder gestimmt. Ja noch während des Reichstags erboten sich die Gesandten von Frankfurt a. M. der Confession beizutreten; vier andre Reichsstädte aber: Heilbronn, Kempten, Windsheim und Weissenburg traten wirklich bei. Einige Fürsten unter den Zuhörern dagegen, wie der Pfalzgraf Otto Heinrich, Hermann Churfürst von Köln, Joachim der Jüngere Markgraf von Brandenburg, selbst Pfalzgraf Friedrich, in Augsburg Präsident des kaiserlichen Rathes, wendeten sich wenigstens später zu der evangelischen Kirche. Durch die Berichte der zu Augsburg anwesenden Gesandten, wie durch die noch während des Reichstags erfolgenden Uebersetzungen der Confession in die französische, italienische, spanische und portugiesische Sprache erhielten auch die übrigen europäischen Nationen Kenntniß von der wahren Lehre der deutschen Evangelischen. Diese aber fühlten durch das feste Band eines gemeinsamen Glaubens sich jetzt mehr als je innig verbunden. Trefflich sagt ein neuerer Geschichtschreiber: „Vor Kaiser und Reich, ja vor der ganzen christlichen Welt, standen sie, mit einem großen Gebet im Herzen, ihre Rechtfertigung darstellend in ihrem Bekenntniß, in vollkommenster Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen und christlichen Gemüthern in der ganzen Welt, von wo sie mit göttlicher Zuversicht auf viele Jahrhunderte hinsehen konnten.“

C. B. Hundeshagen in Heidelberg, später in Bonn †.

---

## 294. Augsburgischer Religionsfriede 1555.

25. September.

Das lautere Evangelium war in Deutschland schon Jahrzehnde lang gepredigt worden, ohne daß seine zahlreichen Bekenner eine reichsgesetzliche Anerkennung ihres Glaubens und Kirchenthums hätten erlangen können. Das Höchste, was man ihnen auf ihr vielfaches Andringen von Seiten des Kaisers und Reiches zugestand, war eine sehr zweifelhafte und immer nur für eine bestimmte Zeitfrist eingeräumte Duldung in denjenigen Gebieten, wo die Obrigkeiten ohnehin auf Seiten des reinen Glaubens standen und ihm nöthigenfalls gegen äußere Angriffe Schutz zu gewähren vermochten. Unter diesen Umständen war die gegenseitige Spannung der beiden Religionsparteien natürlich im beständigen Wachsen. Die Römischgesinnten erbitterten sich über das stets weitere Vordringen der gereinigten Lehre selbst unter dem katholischen Szepter; die Evangelischen fühlten sich herausgefordert durch die zum Theil blutigen Verfolgungen, denen sie ihre Glaubensgenossen unter jenem Szepter ausgesetzt sahen. Allmählig bildeten sich auf beiden Seiten Schutzbündnisse. Den Anfang machten die nicht bloß ohne alle Rechtssicherheit gelassenen, sondern vielmehr stets bedrohten evangelischen Stände. Sie schlossen schon am 19. März 1531 den sogenannten Schmalkaldischen Bund, der alsdann unter Hinzutritt von vielen neuen Bundesgenossen am Ende des Jahres 1535 bis Febr. 1547 erneuert wurde. Ihm wurde unter Aegide des Kaisers im Juni 1537 der sogenannte heilige Bund der römischgläubigen Reichsstände entgegengestellt. Seitdem schwebte Jahre lang ein kriegerischer Ausbruch drohend über Deutschland. Gehindert wurde derselbe einstweilen nur dadurch, daß Kaiser Karl V. noch zu sehr mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt war, um seine volle Kraft der längst beschlossenen Unterdrückung der Reformation in Deutschland zuwenden zu können. Endlich im Jahre 1546 war der langersehnte Moment gekommen, indem es dem Kaiser möglich wurde seine spanischen und italienischen Truppen gegen den Schmalkaldischen Bund aufzustellen. Der sogenannte Schmalkaldische Krieg brach — wenige Monate nach dem Tode Luthers — aus und war leider durch die Uneinigkeit und Saumseligkeit der Schmalkaldischen Bundesgenossen rasch und gänzlich zu Gunsten des Kaisers entschieden. Das Haupt des Bundes,

Churfürst Johann Friedrich von Sachsen wurde in Folge dessen der Churwürde entsetzt, Landgraf Philipp von Hessen vertragswidrig als Gefangener festgehalten, viele Reichsstädte hart bestraft, und allerlei drohende Anstalten getroffen Deutschland wieder unter das Joch des Papstthums zurückzuführen. Bevor jedoch die letztern in Ausführung gebracht werden konnten, änderte sich unerwartet rasch die Lage der Dinge wieder zu Gunsten der Evangelischen. Immer deutlicher enthüllte es sich nehmlich, daß die eigentliche Absicht des Kaisers nicht bloß dahin gehe, die evangelische Partei niederzuwerfen, sondern zugleich die Selbstständigkeit des deutschen Fürstenthums zu brechen und das deutsche Wahlreich zu einer Erbmonarchie des Hauses Habsburg umzugestalten. Durch diesen Plan waren nicht nur die evangelischen, sondern auch die katholischen Fürsten bedroht; der Kaiser verlor ihr Vertrauen und ihren Beistand, indem bei ihnen doch das politische Interesse das religiöse überwog. Selbst der Papst sah nicht gerne, daß der Kaiser übermächtig werde und wünschte im Geheimen die Widerstandsfähigkeit der deutschen Fürsten durch den evangelischen Theil derselben verstärkt. Auch fehlte es diesem Interesse nicht an einem Vertreter. Der Herzog Moriz von Sachsen, ehemals den Schmalkaldischen Bundesgenossen zugehörig, war mit diesen zerfallen, hatte sogar in dem letzten unglücklichen Krieg gegen sie auf Seiten des Kaisers gefochten und war dafür mit der seinem Vetter Johann Friedrich entzogenen Churwürde belohnt worden. Jetzt im drückenden Gefühl der Gehässigkeit und Unwürdigkeit seiner bisherigen Stellung, so wie in der Ueberzeugung von der Bedrohlichkeit der ehrgeizigen Pläne des Kaisers für die deutsche Reichsfreiheit, fiel er plötzlich vom Kaiser ab und überraschte denselben mit einem unter täuschenden Vorwänden gesammelten Heere, als derselbe unvorbereitet in Oberschwaben und Tyrol stand. Ein kühner Zug Morizens nach Inspruck Ende März 1552 vereitelte nicht nur jeden Widerstand des Kaisers, sondern brachte diesen beinahe selbst in Morizens Hände. Dadurch wurde Karl V. genöthigt, sich den Forderungen Morizens zu fügen und in einem im Monat August zu Passau abgeschlossenen Vertrag zunächst alle die Vortheile wieder aufzugeben, welche ihm der Schmalkaldische Krieg gebracht hatte, insbesondere aber den evangelischen Reichsständen Religionsfreiheit zuzusichern. Auf diesen vorläufigen Vertrag folgte dann 1555 ein entscheidender Reichsbeschluß auf dem Reichstag zu Augsburg, da-

her der Augsburgische Religionsfriede genannt. Wie wichtig und vortheilhaft dieser Religionsfriede für die evangelische Partei in Deutschland war, beweist der Hauptinhalt der in demselben enthaltenen Festsetzungen: 1) das Bekenntniß Augsburgischer Confession wurde als gleichberechtigt mit dem römischen Katholizismus im deutschen Reiche erklärt und kein Reichsstand sollte den andern in Uebung seines Gottesdienstes in einem dieser beiden Bekenntnisse stören oder vergewaltigen. Das friedliche Nebeneinanderbestehen derselben wurde also nicht bloß für möglich erklärt, sondern unter den Schutz des Reiches selbst gestellt. Auch konnte jedes der beiden Bekenntnisse mit einer gewissen Sicherheit auf diesen Schutz rechnen. Denn sie waren so ziemlich gleich in Beziehung auf Länder- und Machtbestand. Den drei geistlichen Churfürsten Mainz, Trier, Köln römischerseits entsprachen die drei evangelischen Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und Pfalz. Den größern katholischen Reichsfürsten und dem Kaiserhaus gegenüber bildete ein Gegengewicht die große Macht ansehnlicher Reichsstädte, kleinerer Fürsten und zahlreicher Ritterschaften auf protestantischer Seite. 2) Die bischöfliche Gerichtsbarkeit sollte in ihrer Ausdehnung auf die Länder Augsburgischer Confession „suspendirt" sein bis zu einer endlichen Ausgleichung der religiösen Gegensätze. Eine solche Ausgleichung durch ein Concil oder auf einem andern Wege wurde in dem Friedensinstrument immer noch als möglich angenommen, obschon im Grunde nur Wenige noch wirklich daran glauben mochten. Darum wurde die bischöfliche Gerichtsbarkeit nicht förmlich aufgehoben. Aber von Rechtswegen sollte sie für suspendirt gelten und die kirchliche Organisation der evangelischen Gebiete durch den Anspruch der ehemaligen Diöcesanbischöfe nicht mehr gehemmt werden können.

Indessen besaßen die Bestimmungen dieses Friedens nicht diejenige Ausdehnung, die wir ihnen, obenhin angesehen, heutzutage beilegen würden; vielmehr muß hier auf zwei höchst wesentliche Mängel des Augsburger Reichsschlusses ausdrücklich hingewiesen werden: 1) die Gleichstellung beider Religionsparteien war zwar gesetzlich ausgesprochen; dagegen wurde sie nicht so verstanden, daß überall in Deutschland jeder Einzelne die volle Freiheit der Religionsübung in der einen oder der andern der beiden Formen sollte genießen dürfen, sondern diese Freiheit wurde nur den reichsunmittelbaren Fürsten und Obrigkeiten zugestanden. Die

Gewissensrechte der mittelbaren Reichsstände und der Unterthanen waren durch den Religionsfrieden nicht im Mindesten gewahrt. Es galt vielmehr seitdem der Grundsatz, daß die Religion der Landesherrschaft auch für ihre Unterthanen maßgebend sei und nur sie zu bestimmen habe, welche Religion in ihrem Gebiete öffentlich oder privatim geübt werden dürfe. Stimmte sonach die Ueberzeugung einzelner Unterthanen mit derjenigen der Landesherrschaft nicht überein, so blieb ersteren nicht anderes übrig, als entweder einer andern Religion sich zwangsweise zu fügen, oder in ein anderes Land auszuwandern. 2) Der Ausdruck: Bekenner der Augsburgischen Confession, wurde im engsten Sinne genommen und bloß auf die Lutheraner ausgedehnt. Diese bildeten nun zwar unter den Evangelischen in Deutschland die überwiegende Mehrzahl; gleichwohl gab es auch viele Calvinisten und namentlich neigten sich zur Calvinischen Lehre die zahlreichen Schüler des eigentlichen Verfassers der Augsburgischen Confession, Melanchthons, der später sogar in diesem Bekenntniß eine Aenderung zu Gunsten der Calvinischen Abendmahlslehre angebracht hatte. Allein der Haß der Lutheraner gegen die Calvinisten war leider schon so groß, daß die gerechten Ansprüche der letztern auf dem Reichstag nicht die gebührende Vertretung fanden und dieser ganze evangelische Religionstheil von den Vortheilen des Religionsfriedens ausgeschlossen, auf den Schutz durch seine eignen Kräfte und durch das glaubensverwandte Ausland angewiesen war.

So waren also zwar durch den Religionsfrieden für den deutschen Protestantismus zwei große Grundsätze gewonnen, und es begreift sich leicht, daß und warum Papst Paul IV. gegen diesen Frieden feierlichen Einspruch that. Allein auf der andern Seite unterlag die protestantische Religionsfreiheit noch immer bedauerlichen Einschränkungen, welche hinwegzuräumen noch schwere blutige Kämpfe und ein ganzes Jahrhundert erforderte.

C. B. Hundeshagen in Heidelberg, später in Bonn †.

---

## Die zweite Generation reformatorischer Männer.

### 1. Der lutherischen Kirche.

In Braunschweig.

### 295. Martin Chemnitz.

8. April.

Martin Chemnitz, geboren den 9. November 1522, als Theolog der zweiten und dritten Generation nach der Reformation angehörig, ist einer der bedeutendsten Gelehrten und Kirchenmänner des 16. Jahrhunderts. Seine Zeit forderte die Gründung fester in ächt protestantischem Geiste gehaltener Ordnungen, nachdem lange genug die Willkür bald der Laien bald der Pastoren, am meisten aber die Parteiungen einander anfeindender Theologen die protestantische Kirche erschüttert und in ihrem friedlichen Wachsthum und Ausbau gestört hatten.

Er ist aus dem altwendischen adelichen Geschlechte der Kemnitze (die Familie leitete den Namen von Kamien, Stein, ab; das zahlreiche Geschlecht habe sich genannt die vom Stein, die Kamieniten oder Kemenitzen) entsprossen. Seine adelichen Vorfahren saßen in Pommern und hatten in ihrem Wappenschild drei rothe Rosen, aber der Zweig, von dem Martin Chemnitz stammt, zog sich von seinen Burgen in Städte, besonders Pritzwalk, und konnte Vermögens halber seine adeliche Stellung nicht behaupten, doch soll das Dorf Kemnitz ihnen noch lange zugehört haben. Sein Urgroßvater verheirathete sich zu Brandenburg, starb aber bald nach der Geburt seines Sohnes Claus Chemnitz. Die überlebende Witwe verehelichte sich zum zweiten Mal mit einem angesehenen Bürger der Stadt, Schüler, dessen Enkel Georg Schüler oder nach seinem gewöhnlichen Namen Georg Sabinus ist, der Dichter und Professor in Frankfurt an der Oder, später Königsberg, Melanchthons Schwiegersohn, mit welchem also Chemnitz mütterlicherseits verwandt war. Der genannte Claus siedelte sich nach Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg als Kaufmann über. Sein

Sohn Paul, Vater unseres Chemnitz, verband mit der Handlung das Tuchmachergewerbe und heirathete Euphemia Koldeborn, die ihm drei Kinder gebar, von welchen Martin der jüngste war. Seine eigene treuherzig erzählte Lebensgeschichte reicht nur bis zum Jahr 1555. Wir wollen danach einige Hauptpunkte berichten. Zwar zeigte sich bei ihm frühe „ein sonderlich ingenium" und sein Lehrer Lorenz Bartold, die große Lernbegier des Knaben gewahrend, redete der Mutter zu, ihn für das Studium zu bestimmen; aber der Knabe hatte sich durch einen Sturz von einem Steg ins Wasser, ohne sonst weiteren Schaden zu nehmen, eine Nervenschwäche zugezogen, in Folge deren er stotterte, im Schlaf wandelte u. dergl. Diese Uebel wurden erst nach mehreren Jahren gehoben. Es gelang nun zwar dem Zureden Bartolds, daß ihn die Mutter (der Vater war schon 1533 gestorben) im 14ten Jahr auf die Trivialschule zu Wittenberg sandte (1536), wo er Luthern manchmal predigen hörte, in der Schule selbst aber nicht viel gewann, daher ihn nach einem halben Jahr die Mutter zurücknahm, wo ihm jedoch Bartold, dessen guter Wille besser war als seine Kenntnisse, wenig helfen konnte. Statt ihn nun nach seinem Wunsch und Bartolds Rath auf eine andere Schule zu schicken, forderte man von ihm, er solle ein Handwerk erwählen. Sein Bruder Matthäus besonders war mit ihm, dem Liebling der Mutter, wenig zufrieden und so sollte er beim Handwerk des Tuchmachens helfen. Aber „da hatte er keine Lust zu, machte auch nichts guts", konnte auch kein ander Handwerk ausdenken, das ihm gefallen wollte. Inzwischen trieb er unermüdet Latein und suchte sich durch Uebersetzen und Lectüre einen guten Stil anzueignen. Als schon alle Hoffnung, durch Bitten und Fürbitten die Scheu der Mutter vor den Kosten des Studirens zu überwinden, verschwunden war, fügte es sich, daß ihm ein entfernter Verwandter Peter Niemann, Secretär des Rathes in Magdeburg, mit Benedict Köppen, Schöppenschreiber daselbst zum Helfer in der Noth ward. Er legte ihnen ein lateinisches epistolium mit einem Distichon vor und der hoffnungsvolle Jüngling wurde nun 1539 nach Magdeburg genommen, wo er drei Jahre klassische, dialektische, rhetorische und astronomische Studien trieb, mit besonderer Lust die letzteren, und das Studium der griechischen Sprache. Da ihm aber nun wieder die Mittel zum Universitätsstudium fehlten, so mußte er zweimal Schulstellen in Kalbe und später Writzen übernehmen um sich wieder etwas zu

erwerben, wenn ihm die Mittel ausgegangen waren. Sein Studium, das er 1543 in Frankfurt an der Oder begann, war so ein sehr unterbrochenes. Besser schien es sich erst für ihn zu gestalten, als er durch Vermittelung von Sabinus und Bürgermeister von Brück nach Wittenberg und mit Melanchthon in Beziehung kam (1545). Er beschäftigte sich hier mit griechischer Sprache, Mathematik, Astronomie und besonders Astrologie. Luthern hörte er in Vorlesungen, Predigten, Disputationen, aber ohne sonderliche Aufmerksamkeit, da er andere Studien trieb. Schon wollte Melanchthon ihn zum Magister promoviren, hatte ihn auch schon für eine Lehrerstelle dem Fürsten von Anhalt bestimmt, als der Schmalkaldische Krieg die Universität Wittenberg zerstreute. So ist durch Armuth und häufige Wanderungen seine Jugendbildung vielfach gestört worden. Aber von Jugend auf zu selbstständigem Privatfleiß geneigt, wußte er die Mängel vollständig zu ersetzen, indem er an den Universitäten besonders eine richtige Methode der Forschung und des Studiums zu beobachten und diese dann in selbstständigem Privatfleiß durchzuführen suchte. Da inzwischen Sabinus nach Königsberg an die neue Universität berufen war, folgte er diesem dahin 1547, wo er zuerst als Hauslehrer, dann 1548 als Lehrer an der Kniphofschen Schule zu Königsberg lebte. Zu der ersten solennen Promotion philosophischer Doctoren daselbst wurde unter Andern er auserlesen; der Herzog Albrecht trug die Kosten (1548). Seine astronomischen Kenntnisse (er machte dem Herzog mehrere Jahre den Kalender) und noch mehr seine astrologischen Studien und Vorhersagungen, mit welchen er Glück hatte, brachten ihn in steigendes Ansehn bei dem Hofe und Fürsten. Aber eine Pest veranlaßte ihn 1549 mit Sabinus nach Saalfeld in Preußen zu ziehen, und seine Schulstelle aufzugeben. Die klassischen Studien sammt Astronomie und Astrologie befriedigten ihn immer weniger; in der Stille war das theologische Interesse in ihm immer mehr erwacht, und er wünschte Preußen zu verlassen, um sich ganz den theologischen Studien hinzugeben: besonders als inzwischen Sabinus nach Wittenberg gezogen war. In Saalfeld hatte er eifrig Luthers Werke und besonders dessen Methode und Sprache, auch den Lombarden studirt und sich durch Sabinus in einem Schreiben an Melanchthon bereits nach der besten Art und Weise erkundigt, wie er das theologische Studium einzurichten habe, worauf ihm dieser erwiederte: die richtige Unterscheidung von Gesetz und Evan-

gelium gebe das vornehmste Licht und die beste Methode zum Studium der Theologie an die Hand.

Aber der Herzog hielt ihn unter günstigen Bedingungen fest als Bibliothekar für seine ausgesuchte große Bibliothek. Jetzt war er äußerlich in ganz sorgenfreier, bequemer Lage, innerlich in seinem Elemente, und entwarf sich einen großartigen Plan für eine umfassende und gründliche Lectüre. Er wollte Alles aus dem Fundamente erlernen und dadurch zu einem selbstständigen einsichtigen Urtheile sich befähigen. Mangel an Büchern hatte ihn bisher gehindert, sich ganz der Theologie hinzugeben, zu der immer sein Gemüth neigte, indem er in ihr Nahrung für seine Frömmigkeit suchte. Jetzt wurde die Theologie das Alles ordnende Centrum seiner Studien. Er las zuerst der Reihe nach die biblischen Bücher unter Vergleichung aller alten und neuen Uebersetzungen und Commentare, die er auf der Bibliothek fand. Ueber alles Bemerkenswerthe machte er sich Aufzeichnungen. Darauf las er die Väter von der ältesten Zeit an mit fortlaufenden Auszügen. Endlich durchlas er genau die wichtigsten Schriften, die den Grund zu der Reformation legten, die Schriften über die Streitfragen der Gegenwart, die Gründe der Papisten, Anabaptisten u. s. w. und suchte sich die beste Art der Behauptung der evangelischen Wahrheiten und der Widerlegung der Irrthümer deutlich zu machen. In diesen drei sorgenlosen Jahren, die er zu den schönsten seines Lebens rechnete, bis Anfang des Jahres 1553 hat er sich einen Schatz ausgebreiteter Gelehrsamkeit angelegt, der bald ihm und der Kirche herrlich zu Statten kommen sollte.

Allmälig kehrte aber die Sehnsucht mächtiger in ihm wieder, in sein Vaterland zurückzukehren. Der Herzog entließ ihn ungern aber ehrenvoll und er wandte sich nach Wittenberg, wo er jetzt Commensalis Melanchthons wurde und ihn aufmerksam hörte, weil er ihn jetzt erst recht verstand. Er wurde 1554 in die philosophische Facultät aufgenommen und alsbald Examinator der zu Graduirenden. Im Mai begleitete er Melanchthon auf den Theologenconvent zu Naumburg und dieser, seine große Belesenheit wahrnehmend, forderte ihn auf theologische Vorlesungen zu halten, führte ihn auch bei den Studirenden ein. Er begann mit dogmatischen Vorlesungen (9. Juni 1554 über die Loci communes). Die Menge der Zuhörer war so groß, daß Melanchthon, welcher der ersten Vorlesung beiwohnte, die Zuhörer in das collegium

novum ausziehen ließ. Diese Zuhörerschaft blieb ihm auch treu so lange er las. Aber schon im August schrieb der Superintendent von Braunschweig D. **Mörlin**, der ihn in Königsberg kennen gelernt hatte, wo sie zusammen dem Andreas Osiander sich entgegensetzten: es sei die Coadjutor-Stelle in Braunschweig erledigt, er möchte einmal gen Braunschweig „spatzieren". Er kam und nach einer Predigt daselbst wurde er zum Coadjutor berufen. Fast alle Professoren riethen ihm ab und Melanchthon suchte ihn durch anderweite Beförderungen festzuhalten, aber er entschloß sich, nach Braunschweig zu ziehen, wo er, nachdem ihn Bugenhagen, unter Erlassung des Examens, ordinirt hatte, am 4. Dec. ankam, am 15. Dec. das Amt antrat. Von 1554 an lebte und wirkte er nun bis zu seinem Tode in Braunschweig. Er verheirathete sich 1555 mit Anna Jngers, Tochter eines Rechtsgelehrten aus Arnstadt, der in Braunschweig lebte. Herzog Abrecht sandte ihm als Hochzeitsgeschenk ein vergüldetes Becherlein. Seine Gattin gebar ihm zehn Kinder, worunter drei Söhne, von welchen zwei Martin und Paul ihn überlebten. Sein Ehestand war ein überaus glücklicher.

Jn Braunschweig war die Sitte, öffentliche Vorlesungen über verschiedene Gegenstände zu halten. Chemnitz, dessen Lehrgabe eminent war, las über die theologischen Hauptlehren (loci communes), die er in Wittenberg nur bis zur Trinitätslehre fortgeführt hatte, vollständig in freier Rede. Viele schrieben nach, besonders aber ein College Zanger suchte ein zusammenhängendes Ganzes daraus zu bilden. Da aber die Correctur dem Chemnitz viele Mühe machte, so fing er selbst an, das Abgehandelte aufzuschreiben. Schon hier faßte er den Entschluß, daraus ein sorgfältiger gearbeitetes Werk zu bilden. Aber erst nach seinem Tode ist diese Frucht seiner Arbeiten von Polycarp Leiser in Frankfurt 1591 herausgegeben.

Chemnitz verband in der seltensten Weise eine ausgezeichnete wissenschaftliche Begabung mit praktischer Weisheit und Tüchtigkeit. Er hatte ein helles Verständniß sowohl für die praktischen Bedürfnisse der Einzelgemeinde als der Kirche im Großen, welche letzteren in der That zu seiner Zeit so sehr wie je die Vereinigung praktischer und theoretischer Talente erforderte.

Wir beginnen mit seinen wissenschaftlichen Leistungen. Dahin gehören von Werken über die Glaubenslehre neben den schon

erwähnten Loci communes, seine Schriften über das heil. Abendmahl (1560) und über die Person Christi und endlich sein Hauptwerk, das noch jetzt klassische Buch: Prüfung der Kirchenversammlung zu Trient (examen concilii Tridentini 1565—73).

Im J. 1562 hatte Chemnitz eine jesuitische Schrift, welche sich befliß, die anstößigsten römischen Lehren auf die Spitze zu treiben, durch ein Büchlein über die Hauptlehren jesuitischer Theologie bestritten. Einige Jahre darauf schrieb, wie er angiebt, auf Ermahnen der Väter der tridentinischen Kirchenversammlung, Andradius, einer der vornehmsten Theologen des Concils, ein größeres Werk über die religiösen Streitpunkte beider Kirchen, theils zur Widerlegung der Chemnitzischen Schrift, theils zur Empfehlung des kurz zuvor geschlossenen tridentinischen Concils. Chemnitz erhielt zu gleicher Zeit das Buch des Andradius und die Beschlüsse des Concils und so schien ihm darin ein göttlicher Wink zu liegen, daß er die nöthig erscheinende Antwort auf das Buch des Andradius nicht so wohl gegen diesen zu richten, sondern eine selbstständige Prüfung der Decrete des Concils selbst zu unternehmen habe. So begann er das genannte herrliche Werk 1565, dessen ersten Theil er Albrecht Friedrich von Preußen dedicirte. Noch in demselben Jahr erschien der zweite Theil, 1573 der dritte und vierte. Hier kam ihm seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die er vollkommen beherrschte, aufs trefflichste zu Statten. Er widerlegt aus h. Schrift und Kirchenvätern aufs Eingehendste die römischen Lehren als neuernde Abweichungen von der alten Kirche und der Schrift, und beweist die Ursprünglichkeit und das Alterthum der evangelischen Lehre vom Heil. Das Buch ist häufig wieder herausgegeben, auch ins Deutsche übersetzt worden. Durch seine Lectüre sollen viele katholische Theologen, selbst Jesuiten, zur evangelischen Ueberzeugung gebracht worden sein, jedenfalls hat es sich auch bei Gegnern die größeste Achtung erworben und das protestantische Bewußtsein wie kaum ein anderes Werk des Jahrhunderts gestärkt und befestigt. Dazu trug neben der gründlichen Gelehrsamkeit und Schlagfertigkeit, nicht wenig die Einfachheit, die Durchsichtigkeit und der maßvolle ruhige Ton seiner Darstellung bei. Das Werk gehört noch jetzt zu den Fundgruben für die streitende Theologie und kein späteres seiner Art ist ihm an Ansehn und Wirkung gleichgekommen. Wenn dieses große Hauptwerk von Chemnitz, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, ihm auch bei seinen Gegnern hohe Achtung

und Anerkennung erwarb, so haben dagegen jene beiden Schriften über das heil. Abendmahl und die Person Christi ihn bei seinen lutherischen Glaubensgenossen als einen der einsichtsvollsten, eifrigsten und zugleich besonnensten Vertreter der lutherischen Lehre zum höchsten Ansehn gebracht. Es fehlt zwar Chemnitz der originale Geist, die Poesie und die lebendige auch wissenschaftlich fruchtbare Glaubensanschauung Luthers; (er bekennt von sich, daß seine Versuche der Versification die Spuren des Mühsamen und Gezwungenen an sich tragen). Aber wenn ihm die Gabe der christlichen Gnosis versagt war, so ist er dabei auch vor den Gefahren willkürlicher Speculationen bewahrt geblieben und hat hierin, Melanchthon ähnlich, einen feinen Takt für das Gemeinverständliche und das mit klaren Gründen zu Vertretende und zur kirchlichen Gemeinlehre sich Eignende bewiesen. Theils sein lebendiger historischer Sinn und seine hohe Ehrfurcht vor Luther, theils ein mehr als in Melanchthon lebendiger mystischer Zug ließ ihn im Wesentlichen der Abendmahlslehre Luthers sich zuwenden. Er hielt an der wesentlichen und auch leiblichen Gegenwart im heil. Abendmahl fest, aber nicht wie eine Zeitlang Luther und wie noch mehr die schwäbischen Theologen, an der Allgegenwart der Menschheit Christi, welche er vielmehr bestritt, weil sie seinem verständigen klaren Denken die Grenze zwischen dem Menschlichen und Göttlichen zu verwischen schien, sondern auf Grund der Einsetzungsworte, durch deren einfache Erklärung uns jene Gegenwart verbürgt sei. Seine Schrift über die Person Christi geht in ihrer Bestreitung der Allenthalbenheit der Menschheit Christi jedoch nur so weit, daß er dabei eine solche Vorstellung von Christus im Stande der Erhöhung fordert, wornach ihn nichts im Himmel oder auf Erden hindern könne, seinem Verheißungsworte gemäß bei jedem Abendmahl auf Erden leiblich, d. h. nach seiner ganzen Person, gegenwärtig zu sein auf eine für uns unbegreifliche Weise. Er wollte über die Art und Weise dieser Gegenwart lieber gar nicht disputirt sehen und hat diesen Standpunkt auch in einer 1570 erschienenen Schrift über das heilige Abendmahl festgehalten. Ueber die Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die Menschheit Christi denkt er überhaupt mehr dem Melanchthon als Luthern ähnlich. Sorgsam hütet er die bleibenden Grenzen und Unterschiede der menschlichen Natur von der göttlichen, ja hält jene nicht für fähig, göttliche Eigenschaften zu eigen zu erhalten, will es auch

nicht einer der Menschheit zu eigen gewordenen Kraft zuschreiben, daß Christus im h. Abendmahl an mehreren Orten zugleich sein könne, sondern allein der Allmacht des die Menschheit so wie er will bestimmenden und verwendenden Sohnes Gottes. Mit dieser überwiegenden Richtung auf die bleibende Unterschiedenheit des Verschiedenen (der beiden Naturen) hängt endlich auch zusammen, daß er die räumliche Einschließung des Leibes Christi im Abendmahl, die Vermischung der sichtbaren Elemente mit Christi Leib und Blut bestimmt ablehnt und keinerlei Veränderung durch die Consecration will, sondern die leibliche Gegenwart Christi für die Handlung des Darbietens, Nehmens und Genießens, nicht aber außer diesen lehrt.

Kein Wunder, daß seine Lehre vom Abendmahl auch von den dem Calvinismus günstigen Wittenbergern gebilligt wurde, wie auch seine Schrift von der Person Christi in ihrem größten Theil denjenigen Reformirten zusagte, welche nicht der Zwinglischen, sondern der Calvinischen Lehre von der Person Christi huldigten. In der That wenn irgend Einer so wäre Martin Chemnitz nach Melanchthon und noch mehr als dieser geeignet gewesen, Frieden und Eintracht zwischen den beiden evangelischen Schwesterkirchen herzustellen. Seine Lehre von Christi Person und dem heil. Abendmahl nimmt eine mittlere Stellung ein zwischen der Luthers mit den Schwaben und der Calvins. Allein seit dem unseligen Streite zwischen Westphal und Calvin herrschte gegen letzteren ein ungerechtes, wenn auch historisch wohl erklärbares Mißtrauen, als wäre seine Lehre nur durch schön gefärbte Worte von der Zwingli's verschieden; und diesem Mißtrauen, das in seiner ganzen Umgebung und den niederdeutschen Städten herrschte, entzog sich auch Chemnitz (mit Mörlin freundschaftlich verbunden) nicht. Der mächtiger werdende Einfluß der Reformirten in Nord-Deutschland, besonders Bremen, hatte, ähnlich wie im Süden das Eindringen der Reformirten in die Pfalz, die Wirkung, den Blick für den Unterschied Calvins von Zwingli und für des ersteren größere Aehnlichkeit mit Luthern zu trüben, was sich auch bei mehreren öffentlichen Handlungen gegen Reformirte wie Albert Hardenberg u. A. zeigte, an welchen Chemnitz betheiligt war.

Doch dies führt uns zu der unmittelbar kirchlichen Thätigkeit von Chemnitz.

Endlose, immer wieder neu auftauchende Lehrstreitigkeiten verwirrten, besonders seit Luthers Tod, in bedrohlichster Weise die

lutherische Kirche. Jede Schulstreitigkeit wurde zur Störung des Kirchenfriedens und bemächtigte sich bei der Nichtunterscheidung der Schule von der Kirche auch der Laienwelt. Es mußte, wenn die lutherische Kirche sich nicht in einen Tummelplatz leidenschaftlicher Theologen auflösen sollte, von welchen jeder seine Lehrmeinungen als die allein berechtigten der Kirche aufdrängen wollte, eine Zusammenfassung der Individualität lutherischer Kirche in sich erfolgen, mochte auch eine vorläufige Verengerung und Selbstbeschränkung hiervon die Folge sein. Nur so konnte, wie die Dinge lagen, der lutherische Typus der Lehre als charaktervolle Gestalt sich behaupten und als eine geschichtliche Macht das wirken, wozu sie berufen ist.

Chemnitz gehört zu denen, die das Bedürfniß der Zeit verstanden. Er bewährte sich in den hier in Betracht kommenden Aufgaben nach Charakter und Geist als einer der edelsten Kirchenmänner, deren die evangelische Kirche sich zu erfreuen gehabt hat. Ungemein ausgebreitet ist die Thätigkeit gewesen, die der hochangesehene Mann durch Gutachten, Verhandlungen, Reisen nach nahe und fern zur Schlichtung entstandener einzelner Streitigkeiten ausgeübt hat. Aber noch viel bedeutsamer ist dasjenige, was er zur Gründung bleibender Ordnungen der Lehre, des Cultus, der christlichen Sitte und der Schule daheim und auswärts für einzelne Kirchen und für das große Ganze erstrebt und gewirkt hat. Er hat mehr als vielleicht irgend ein Anderer sich an der Bildung der Lehrordnungen und corpora doctrinae betheiligt, welche einerseits, wie zuerst Melanchthon erkannte, von der einreißenden Lehrwillkür und Streitsucht als Heilmittel und Schranke gefordert waren und welche andererseits dem Lebensgesetz der evangelischen Kirche gemäß, das von den Einzelkreisen aufzusteigen gebietet, die natürliche Vorstufe ja Vorarbeit für das weit größere Werk waren, nemlich die Einigung der ganzen lutherischen Kirche zu einhelligem und öffentlich anerkanntem Bekenntniß so wohl in Betreff der lutherischen Symbole älterer Formation (bes. der Augsburg. Confession, Apologie sowie der Schmalkaldischen Artikel) als in Betreff der neu aufgekommenen zahlreichen Streitpunkte, welche die Kirche verwirrten und in den verschiedenen Lehrkörpern oder Lehrordnungen eine ungleiche Behandlung gefunden hatten. Nachdem in Braunschweig schon unter Joachim Mörlin, dessen Coadjutor Chemnitz bis zu dessen Abgang nach Königsberg 1567 blieb, die Lehrfragen

festgeordnet waren, so wurde Chemnitz 1567 nach Preußen berufen, um den kirchlichen Frieden herzustellen, zu welchem Ende er das corpus doctrinae Pruthenicum mit Mörlin zu Stande brachte. Als 1568 Herzog Julius die Regierung antrat und sein Land Braunschweig-Wolfenbüttel reformiren wollte, berief er zu dem Ende Chemnitz (neben ihm Jakob Andreä aus Schwaben) aus der zwar nominell Julius gehörigen aber gar selbstständigen Stadt Braunschweig, in welcher Chemnitz seit Mörlins Abgang an der Spitze der Geistlichkeit als Superintendent stand. Auch hier gehörte es zu dem Ersten, daß Chemnitz ein corpus doctrinae (Julium) und eine Lehrordnung, die der Kirchenordnung (1569) einverleibt wurde, feststellte. Das Reformwerk des Fürstenthums führte er nun so durch, daß eine Kirchenvisitation, die auch die Klöster umfaßte und deren Aebte die Augsb. Conf. zu unterschreiben hatten, darauf eine theologische Prüfung sämmtlicher Geistlichen des Landes, die allmälig nach Wolfenbüttel vor Chemnitz und Andreä berufen wurden, veranstaltet, die Kirchenordnung eingeführt, das Land in 5 General-Superintendenzen unter einem Consistorium getheilt, endlich auch das niedere und höhere Schulwesen geordnet wurde. Das Letztere geschah durch die Klostergüter vermöge der „Klosterordnung", um welche Jak. Andreä besondere Verdienste hatte. Nach dem herrlichen Vorbilde Herzogs Christoph von Würtemberg wollte auch Herzog Julius sich schlechterdings nichts von den Klostergütern aneignen. Es wurden damit für gelehrte Schulen, ja für die Gründung der Universität Helmstedt im J. 1574 die Mittel gefunden, und auch hiebei hat Chemnitz mit Rath und That treulich und erfolgreich geholfen.

So lebendig auch die Theilnahme Chemnitzens an dem Stand benachbarter oder entfernterer Schwesterkirchen war, so hätte doch er für sich den umfassenden Plan der Paciscirung der ganzen lutherischen Kirche nicht gefaßt. Seiner Art entsprach es, jedesmal die zunächst vorliegenden Aufgaben zu bearbeiten und nicht ins Große, Weite zu schweifen. Er concentrirte seine praktische Thätigkeit eigentlich lieber auf sein geliebtes Braunschweig, einen begrenzten Punkt, in welchem er eine musterhafte Einigkeit der Geistlichen unter einander durch ächt collegialischen Sinn bei aller Ueberlegenheit und ein ebenso musterhaftes Verhältniß zwischen dem bürgerlichen Gemeinwesen mit seinen Oberen und zwischen dem kirchlichen mit dem geistlichen Amte (das er auch in inneren

Fragen, wie Kirchenzucht, von Laien in geordneter amtlicher Weise unterstützen ließ) herzustellen wußte. Braunschweig stand durch ihn in der That als eine wohlgeordnete Musterkirche in dem lutherischen Deutschland da. Die Reinheit und Selbstlosigkeit seines von allem pfäffischen Wesen freien Eifers, verbunden mit Weisheit und maßhaltender Klugheit, machte auf Jeden den Eindruck, daß es ihm rein um die Sache, nicht um den Triumph eigener Lieblingsgedanken, nicht um einen gesetzlichen Rigorismus, der so oft nur Scheinfrüchte erzielt, zu thun sei. Darum wandte sich ihm das Vertrauen der Gemeinde, der Collegen, der Obrigkeit in fast unbeschränktem Maße zu, und durch das Mittel des geschickt geführten Wortes wußte er eine Menge von Uebelständen abzuschaffen, löbliche Sitten und Einrichtungen einzuführen. So suchte er der Bettelei zu steuern, brachte es durch eine Predigt dahin, daß die Frauen zum heil. Abendmahl nicht mehr in Seide, Gold und Perlen kamen, sondern in schlichten schwarzen und weißen Kleidern erschienen. So setzte er trotz anfänglichen Widerspruchs ein angemessenes Maß von Kirchenzucht bleibend durch, indem er nicht, wie Andere an seiner Stelle gethan hätten, dem schwierig gewordenen Rathe gegenüber auf dessen Versprechungen pochte, welche dem Chemnitz fast vertragsweise in dieser Beziehung von dem Rathe gemacht waren, als er sich entschloß, einen ehrenvollen Ruf nach Preußen auszuschlagen; sondern er entwaffnete die Aufregung und den Verdacht geistlicher Herrschsucht der Pfarrherren der Stadt dadurch, daß er den Rath gleichsam zum Mitarbeiter gewann, indem er ihn bat, sich auszusprechen, wie er denn von seinem Standpunkte aus eine christliche Ordnung der Sittenzucht denke und wünsche? wovon die Folge war, daß der Rath in freier entschiedener Zustimmung sich zu dem bekannte, worauf es auch Chemnitz ankam.

Es scheint sein Gedanke in Beziehung auf das große Ganze der lutherischen Kirche gewesen zu sein, daß der sicherste Weg für ihre Ruhe und Blüthe sei, wenn die einzelnen Theile derselben, zumal die einzelnen tonangebenden Städte in eine gute innere und äußere Verfassung gesetzt seien und dem Guten oder Besseren Raum bleibe, sich als Muster in weiteren Kreisen freie Geltung zu verschaffen. Sein Kirchenideal war also, daß die Einzelkirchen als wohl organisirte kräftige Monaden in das Verhältniß der Conföderation zu einander treten sollen. Von ganz anderen Gesichts-

punkten ging der genannte Kanzler Jak. Andreä aus, der für seine großen Plane der Pacification der ganzen lutherischen Kirche von einem weit stärkeren Streben geleitet war, dieselbe als kräftige Einheit in der Einhelligkeit des Bekenntnisses über alle streitig gewordenen Punkte hervortreten zu lassen. Chemnitz stellte seine Bedenken ernstlich entgegen. Er fühlte, daß jener Richtung auf die sichtbare Einheit, auf die äußere förmliche Bekenntnißeinheit auch ein gar großes Interesse beiwohnen müsse, die Majorität auf ihre Seite zu stellen durch Mittel und Künste vielleicht, durch die doch kein in Gottes Augen werthvolles, von Heuchelei freies Resultat erzielt werde. Möglich, daß er auch neue Spaltungen von einem künstlichen Concordienwerke fürchtete, voreilige Krisen und Ausscheidungen, mochte auch er selbst noch so vollständig von der alleinigen inneren Berechtigung seiner Lehrweise in einer lutherisch sein wollenden Kirche überzeugt sein. Allein die Gewandtheit und Beredtsamkeit Andreä's, der Anklang, den dessen Vorschläge bei mehreren angesehenen Fürsten, vor allen bei Herzog Julius fanden, besonders aber ohne Zweifel der jähe Sturz der dem Calvinismus heimlich huldigenden Wittenberger, durch den die Besorgniß vor einer mächtigen Opposition gegen Andreä's Friedenswerk sich gar sehr verminderte; diese und andere Umstände bewirkten, daß Chemnitz, wenn auch nur sachte, sich näher mit Andreä einließ; zunächst nur so, daß als jener im Namen der Schwaben eine die Zeitfragen betreffende Confession vorlegte, Chemnitz mit seinen Freunden sich nicht weigerte, sein und der Niederdeutschen Urtheil über die Sache in bekenntnißartiger Form mitzutheilen, woraus es nun nicht so schwer war, ein einträchtiges Bekenntniß zu bilden, das die Einigkeit der niedersächsischen und schwäbischen Kirchen constatirte. Ebenso konnte Chemnitz nichts dagegen haben, daß auch andere Kirchen sich solchem Bekenntniß- oder Einheitswerk anschlossen und wenn sie Bedenken hatten, Verständigung mit ihnen suchen. Auf das Nähere der Geschichte, der Bildung und Einführung der Eintrachtsformel können wir hier nicht eingehen. So viel aber steht fest, daß ohne das Gewicht des Namens und Einflusses von Chemnitz das Werk nicht zu Stande gekommen wäre. Er blieb ihm treu, obwohl Manches ihn hätte wankend machen können. So das Verfahren Andreä's, der seine Lieblingsmeinung von der Allenthalbenheit der Menschheit Christi doch schließlich noch der Eintrachtsformel durch eroberte Gutheißung der dafür

günstigen Schriften Luthers, wenn auch mit zweideutigem Erfolg, einzuverleiben wußte. So der Streit, der durch diese Zweideutigkeit in seiner nächsten Nähe auf der Universität Helmstedt gegen die Eintrachtsformel entbrannte und gar frühe die ursprünglichen Befürchtungen bewahrheitete, die in Chemnitz gegen das Werk aufgestiegen waren. Endlich die Ungunst des Herzogs Julius, der sich vor Abschluß des Werkes von demselben gänzlich abwandte. Aber Chemnitz war es Gewissenssache, nachdem es so weit gediehen war, das Unternehmen nicht scheitern, nicht zum Denkmal unheilbarer Uneinigkeit der lutherischen Kirche werden zu lassen. Er schrieb daher mit Selnecker und Kirchner eine Vertheidigung der Eintrachtsformel (1581).

Nicht bloß hierin gingen die Wege von Herzog Julius und Chemnitz später auseinander, sondern die Gunst des Herzogs verlor er später auf eine für ihn ehrenvolle Weise, indem er des Herzogs Plan, seinen Sohn Heinrich zur Erwerbung des Bisthums Halberstadt gewissen katholischen Ceremonien, z. B. der Tonsur, zu unterwerfen, entschieden mißbilligte.

Sein reiches mühevolles Tagewerk hatte seine Kräfte schon 1583 so verzehrt, daß er nicht mehr predigen konnte und in gewissenhafter Besorgniß für die Bedürfnisse seiner Gemeinde sein Amt im folgenden Jahr niederlegte, um sich noch theologischen Arbeiten zu widmen. Aber Leiden und Krankheit nahmen zu, bis er den 8. April 1586 getröstet durch das Wort Gottes, das er von Collegen sich vorlesen ließ, besonders durch sein Lieblingswort Gal. 2, 19. 20., gottselig entschlief. Die Trauer um ihn war eine große in Deutschland, und in Niedersachsen vornemlich, am meisten aber in Braunschweig, welcher Stadt er mit so großer Treue mehr als ein Menschenalter hindurch seine Kräfte gewidmet hatte, daß er zahlreiche und ehrenvolle Berufungen nach außen (nach Halle 1565, Göttingen 1566, Küstrin und Königsberg 1567, zusammen mit Mörlin, und abermals nach Königsberg als Bischof von Samland und Nachfolger Mörlins, nach Wien u. s. w.) ausschlug. Er ist begraben im Chor der Martinskirche zu Braunschweig; sein Lieblingsspruch ist zu seiner Grabschrift gewählt.

J. A. Dorner in Göttingen, jetzt in Berlin.

## 2. Der reformirten Kirche.

### In Heidelberg.

## 296. Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz.

26. October.

Friedrich III. von der Pfalz war zunächst für seine Person ein tief und lebendig im Worte Gottes gewurzelter Christ, und hat mit einem Bekennermuth, der ihn den ersten Glaubenshelden der Reformation an die Seite stellt, alles für das Evangelium eingesetzt; er war aber auch im vollsten Sinne ein reformatorischer Fürst, der für die Glaubensreinigung in seinem Lande mehr that, als irgend einer seiner Vorgänger. Nach beiden Seiten soll hier von ihm die Rede sein. Da jedoch der Reformator Friedrich nur richtig gewürdigt werden kann im Zusammenhang mit den vorangegangenen reformatorischen Bestrebungen auf diesem Gebiet, so werden wir zuerst hierauf in der Kürze einen Blick werfen, und dann die Schilderung des frommen Fürsten selbst folgen lassen.

### 1.

Das erste Aufleuchten reformatorischer Bestrebungen in der Pfalz führt in die Zeit vor der Reformation zurück und hängt damit zusammen, daß die Hauptstadt Heidelberg zugleich der Sitz einer von wissenschaftliebenden Landesherrn treu gepflegten Hochschule war, also zu den damals noch weit minder zahlreichen Mittelpuncten eines selbständigeren geistigen Lebens im deutschen Vaterlande gehörte. Der Gegensatz gegen das herrschende Kirchenthum ging hier nicht, wie zum Theil am Ober- und Nieder-Rhein, von jener volksthümlichen Gestalt innerlichen Christenlebens, der Mystik, aus, welche auf Luther einen so tiefen Einfluß übte, der pfälzischen Volksart dagegen völlig fremd war; vielmehr waren es vornehmlich einzelne Männer von besonderer Begabung und Bildung, die den geltenden Satzungen freiere Ansichten entgegenstellten oder durch Wiederherstellung reinerer Sprachen- und Alterthumskunde,

den sogenannten Humanismus, den Grund zu einem neuen geistigen Leben zu legen strebten.

Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts finden wir den berühmten Freund und Kampfgenossen des Joh. Huß, Hieronymus von Prag auf kurze Zeit in Heidelberg. Er schlug im J. 1406 an die Thüren der Hörsäle und der St. Peterskirche Streitsätze an, in denen er, seine Verehrung für Wikliffe bekennend, unter andern kirchlichen Lehren auch die von der Brodverwandlung angriff, konnte es jedoch nicht einmal zu einer öffentlichen Disputation darüber bringen. Etwas bedeutender, wiewohl auch nur vorübergehend, wirkte gegen Ende desselben Jahrhunderts um 1477 der geistvolle Niederländer Johann Wessel, den die Heidelberger Theologen nicht in ihre Facultät aufnehmen wollten, während er später von Luther als einer seiner erleuchtetsten Vorgänger wie kaum ein anderer gepriesen wurde. Ihm ward beim Abgang wenigstens die Genugthuung, in seinem Landsmann Rudolph Agricola einen gleichgesinnten Freund zurückzulassen, der zwar vor allem ein trefflicher Meister in alten Sprachen war, dabei aber auch in Wessels Geist sein Licht reinerer christlicher Erkenntniß, wo er es vermochte, leuchten ließ. Es war dieß die schöne Zeit, da Kurfürst Philipp der Aufrichtige (reg. 1476—1508) seine Gedanken auf Erweckung einer frischen höheren Geistesbildung in Heidelberg gerichtet hatte und darin von den beiden edeln Männern, Joh. von Dalberg, Bischof zu Worms, und dessen Freund Dietrich von Plenningen, aufs kräftigste unterstützt ward. Heidelberg wurde ein Sammelpunct hervorragender Männer und es verweilten da kürzer oder länger: der begabte Dichter Conrad Celtes, der fromme, vielfach anregende Jak. Wimpfeling, der berühmte Neubegründer hebräischer Sprachkunde, Joh. Reuchlin, und dessen Bruder Dionysius, der zuerst an dieser Hochschule Unterricht im Griechischen ertheilte, anderer geringeren nicht zu gedenken. Aber freilich hielt sich das alles meist nur in hohen und gelehrten Kreisen und fand nicht einmal bei der Universität hinlänglichen Eingang, so daß das Landeskind Melanchthon, da er 1509—12 in Heidelberg studierte, nicht gerade viel Frucht für seine spätere große Mission dort gewinnen konnte.

Ein Jahr nach dem Anschlagen der 95 Thesen, also damals schon weithin durch Deutschland gefeiert, kam zu einem Convent des Augustiner-Ordens auch Luther nach Heidelberg, und verthei-

digte bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Sätzen, welche wesentliche Grundlagen seiner reformatorischen Ueberzeugungen enthielten. Seine Haltung und sein Wort wirkten mächtig zündend auf die Zuhörer; insbesondere erhielten dadurch einige Jünglinge, die nachmals selbst bedeutend in das Reformationswerk eingriffen, wie Bucer, Schnepf und Brenz, den ersten nachhaltigen Anstoß, und auch des Kurfürsten Bruder, Pfalzgraf Wolfgang, faßte für den rüstigen Kämpfer die lebhafteste Zuneigung; er schrieb an Friedrich den Weisen: Doctor Martinus habe Sr. Liebden Universität „nit ein klein Lob gemacht, und sei ihm auch großer Preiß von viel gelehrten Leuten nachgesagt worden.“ Der Kurfürst selbst, Ludwig V., hielt sich zurück, doch war er nicht abgeneigt. Ein Jahrhundert früher hatte ein anderer seines Namens und Stammes, Ludwig III., als Reichsrichter, die kaiserlichen Befehle zur Hinrichtung Hussens in Vollzug gesetzt; dieser fünfte Ludwig nahm sich auf dem Reichstag zu Worms Luthers mit Nachdruck an. In seiner weitern bis 1544 dauernden Regierung förderte er zwar die Sache nicht, unterdrückte sie aber auch nicht gewaltsam, wo sie, wie besonders in den Territorien der Ritterschaft, Wurzel schlug. So hatte die Reformation in der Pfalz begonnen, zum Theil von Luther selbst persönlich angeregt, jedenfalls zunächst in wesentlich lutherischer Weise.

Friedrich II. (reg. 1544—56), schon in höherem Alter stehend und von nicht eben großem Interesse für kirchliche Dinge, griff gleichfalls wenig selbstthätig ein, gestattete jedoch förmlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und den deutschen Gottesdienst, der auch am 3. Jan. 1546 zum erstenmal in der Heil. Geistkirche zu Heidelberg gefeiert wurde. Lebhafter thätig für die neue Kirchengestaltung erwies sich der kunst- und wissenschaftliebende Otto Heinrich, ein eifriger Verehrer des schon von seinem Vorgänger zu Rathe gezogenen Melanchthon, welcher in kurzer Regierungszeit (1556—59) Bedeutendes vollbrachte und, wie früher im Fürstenthum Neuburg, so nun auch im Kurland eine Kirchenordnung vorzeichnete, die sich ganz an die straßburger und brenzisch-württembergische anschloß, also gleich der um weniges später erschienenen badischen einen mild lutherischen Charakter hatte. Mit vollem Nachdruck aber führte erst Friedrich III. (1559—76) das Werk der Reformation in der Pfalz durch. Er wurde, wie keiner der bisherigen Kurfürsten, der aus eigenster

Ueberzeugung heraus handelnde, überall selbst eingreifende, vollständige Begründer des neuen Kirchenwesens in seinem Lande; und wenn er dabei allerdings dem Protestantismus in der Pfalz eine Gestalt gab, wodurch sich derselbe von dem der Nachbarländer, ja des größern Theiles Deutschlands überhaupt in sehr folgenreicher Weise absonderte, so that er dieß doch zugleich mit einem Ernst des lebendigsten Glaubens und des in Gottes Wort gebundenen Gewissens, dem von jedem Standpunct aus Ehrerbietung gezollt werden muß. Dieß wird die Schilderung der Person und der Hauptlebensumstände Friedrichs nunmehr zeigen.

2.

Friedrich III., geboren den 14. Februar 1515, stammte aus der durch reiche geistige Begabung hervorragenden simmernschen Linie des pfälzischen Hauses und war unter 12 Kindern der älteste Sohn des Pfalzgrafen Johann II. und der Markgräfin Beatrix von Baden. Johann II. von Simmern erwarb sich unter den Zeitgenossen den Ruf eines trefflichen, wissenschaftliebenden und in öffentlichen Geschäften wohl bewanderten Fürsten; er pflegte vornehmlich das Studium der Geschichte und stand mit Gelehrten des In- und Auslandes, unter andern mit Ulrich von Hutten, in freundlicher Verbindung. In solchem Geiste wurde ohne Zweifel auch sein Sohn Friedrich erzogen. Auf etwas Reformatorisches deutete zunächst dessen frühere Jugend noch nicht hin; er lebte zu seiner Ausbildung an einigen streng katholischen Höfen, an dem des Bischofs Eberhard von Lüttich und Kaiser Carls V.; doch waren es vielleicht gerade diese Umgebungen, welche den schlichten, nüchternen Sinn des jungen Pfalzgrafen für das Einfache und Ernste des Protestantismus empfänglicher machten. Jedenfalls entwickelte sich bei ihm bald eine Neigung nach dieser Seite hin, und vollständig wurde er dafür gewonnen durch seine 1537 vollzogene Ehe mit der lutherischen Prinzessin Maria von Brandenburg-Baireuth, deren Schwester Kunigunde später einen gleichfalls reformatorischen Fürsten, Carl II. von Baden-Durlach zum Gemahl hatte. Schon war Friedrich 42 Jahre alt, als ihm durch den Tod des Vaters das Erbe der simmernschen Lande zufiel. Zwei Jahre darauf wurde er, nach dem Erlöschen der Heidelberger Linie in dem kinderlosen Otto Heinrich, auf dem Reichstag zu Augsburg am 11. Juli 1559 feierlichst mit der Kur belehnt. In seinem 17. Jahre

hatte Friedrich auch einmal die Waffen gegen die Türken getragen; aber seine eigene 17jährige Regierung sollte nach außen eine friedliche und nur von inneren Kämpfen bewegt sein, in denen er selbst tapfer genug seine geistigen Waffen schwang.

Schon unter Otto Heinrich, obwohl das Lutherthum entschieden vorherrschte, fehlte es nicht an widerstreitenden Elementen. Im Jahr 1558 war auf Melanchthons Empfehlung der spätere lutherische Eiferer Tielemann Heßhus nach Heidelberg berufen und als Generalsuperintendent an die Spitze der pfälzischen Kirche gestellt worden. Aber fast zur selben Zeit hatte neben ihm auch der calvinischgesinnte Franzose Peter Boquinus eine Lehrstelle in der theologischen Facultät erhalten, und überhaupt sammelten sich nun in Heidelberg immer mehr Männer, namentlich anderwärts verfolgte, die sich unter zwinglischem und calvinischem Einfluß gebildet hatten. Der Gegensatz stand bereits in voller Blüthe, als Friedrich III. (1559) zur Regierung gelangte, und durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, unter dem Volk und der Geistlichkeit, an der Universität und am Hofe zählten die verschiedenen Parteien der strengeren Lutheraner, der milderen Philippisten und der schweizerisch Gesinnten ihre Anhänger, wie denn namentlich auch in der nächsten Umgebung des Kurfürsten das ausgeprägtere Lutherthum durch den Hofrichter Erasmus von Venningen und den Kanzler von Minkwitz, der Melanchthonianismus dagegen durch den Großhofmeister Grafen Georg von Erbach und andere Glieder dieser angesehenen Familie vertreten war.

Friedrich III. schien in der ersten Zeit seines Regiments keine Partei ergreifen zu wollen; es mochte seine Absicht sein, sich ohne bestimmtere Beschränkung in Melanchthons, seines großen Landsmannes, Sinn auf der allgemeinen Grundlage der deutschen Reformation zu halten; auf keinen Fall aber war er gegen das Lutherische von vornherein eingenommen, denn noch im Oct. 1559 wies er den Erzieher des jungen Pfalzgrafen Christoph an, seinen Zögling „nach der augsburgischen Confession und fürnemlich D. Martini Luthers sel. Katechismus“ zu unterrichten. Auch als die beiden Hauptstreiter unter der Geistlichkeit, der Lutheraner Heßhus und der schweizerisch gesinnte Diakon Klebitz, sich von der Kanzel und sonst auf die ärgerlichste Weise angriffen und beschimpften, beobachtete Friedrich noch die gleiche Haltung: er verabschiedete die Vorkämpfer beider Parteien, und gebot dem öffent-

lichen Streit nach beiden Seiten hin Stillschweigen. Indeß mag er hierbei von lutherischer Seite einen noch übleren Eindruck empfangen haben, denn Heßhus wurde ohne empfehlendes Testimonium entlassen, während Klebitz ein solches nebst Reisegeld erhielt und dessen Stelle auch wieder mit einem Gleichgesinnten besetzt wurde.

Bestärkt in dieser Haltung wurde Friedrich ganz besonders durch ein Gutachten Melanchthons, welches er durch seinen auf zwinglischer Seite stehenden Geheimschreiber Stephan Zierler, einen Verwandten des Reformators, von diesem noch im J. 1559 einholen ließ. Melanchthon billigt darin das beiderseits auferlegte Gebot des Schweigens und wünscht zur Verhütung einer Spaltung in der noch zarten Kirche die Zänker von beiden Parteien entfernt. In Betreff des Abendmahls aber stellt er eine Formel auf, welche merklich in der Schwebe gehalten ist, jedenfalls aber die strenger lutherischen Lehren, nicht nur von der Ubiquität, sondern auch von einer objectiven, substantiellen Gegenwart ablehnt und dagegen den Begriff der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, und zwar im Gebrauch des Sakraments und für die Heilswirkung, mithin in den gläubig Empfänglichen, als das allgemein Gültige hervorhebt, auch der symbolischen Auffassung den Vorzug kirchenväterlichen Ansehens zuerkennt. Dieses Gutachten ergriff Friedrich mit lebhafter Zustimmung und zeichnete es alsbald den Geistlichen seines Landes als Lehrregel vor. Allein nicht nur hierbei stieß er auf einen Widerstand, der ihn schon zu scharfem Einschreiten gegen eine Anzahl Geistliche bewog, sondern es zeigte sich auch im Allgemeinen, daß bei der Erregtheit der Gemüther und unter den heftigen Strömungen der Zeit die bisher eingenommene mittlere Stellung des Kurfürsten nicht wohl durchführbar war, und nun lenkte derselbe, einem Zuge seines vorwiegend verständigen Wesens folgend und einerseits von stürmischen Lutheranern zurückgestoßen, andererseits ohne Zweifel von den zahlreichen Calvinisten, die bereits in Heidelberg mit Kirchen- und Lehrämtern betraut waren, eifrig bearbeitet, immer entschiedener in calvinische Bahnen ein.[1]

Den beiden lutherischen Herzögen von Weimar und Gotha, deren ersterer der Tochtermann Friedrichs schon war, der andere es jetzt (1560) werden sollte, war dieser Weg ihres Schwiegervaters sehr bedenklich. Sie brachten zur neuen Vermählung ihre Hofprediger Mörlin und Stössel mit und man benutzte die Ge-

legenheit, um dieselben mit Boquinus und andern im Beisein der Fürsten disputiren zu lassen. Allein Friedrich war schon zu sehr nach einer Seite hin entschieden und die Sache blieb ohne Erfolg. Bald darauf wurde, um die stets sich erneuernden Vorwürfe der Katholiken wegen Glaubensverwirrung unter den Protestanten niederzuschlagen und dem Concil zu Trident compacter gegenüber treten zu können, der denkwürdige Versuch gemacht, alle evangelische Fürsten Deutschlands durch erneuerte Unterzeichnung der augsburgischen Confession zu einer festen Einigung zu bringen. Es geschah dieß zu Anfang des J. 1561 durch den Naumburger Fürstentag, zu welchem nächst Christoph von Württemberg besonders unser Friedrich die Anregung gab. In der That erfolgte auch der wiederholte feierliche Beitritt der Fürsten zu der Confession von 1530 nach ihrer erstmaligen Ausgabe von 1531. Da jedoch in einer durch die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz veranstalteten Vorrede zu diesem Einigungs-Instrument zugleich die im J. 1540 gegebene weitere Erklärung der Confession, sowie eine minder strenge Auffassung der Abendmahlslehre als gleichfalls berechtigt anerkannt wurde, so trennten sich die beiden eifrigsten Lutheraner, die Herzöge von Weimar und Mecklenburg, und riefen dadurch eine Gegenbewegung hervor, in deren späterem Verfolg Kurfürst Friedrich mit seiner melanchthonisch-calvinischen Denkweise eine nur noch mehr vereinzelte Stellung erhielt.

Friedrich, der durch und durch ein Mann der Ueberzeugung war, ließ sich indeß nicht abschrecken. Er ging vielmehr jetzt noch entschiedener daran, seine Gedanken auch in der ganzen kirchlichen Gestaltung des Landes durchzuführen. Zuvörderst geschah dieß in der Lehre durch den so berühmt gewordenen Heidelberger Katechismus. Mit der Abfassung desselben waren zwei Theologen beauftragt, welche überhaupt, nur der eine mehr als Kirchenmann, der andere mehr als Lehrer, die hervorragendste Stellung während der Regierung Friedrichs einnahmen: der Trierer Caspar Olevianus, welcher schon 1560 nach Heidelberg berufen worden war, und der Schlesier Zacharias Ursinus, der 1561 dort eine Anstellung erhalten hatte. Aber der Kurfürst selbst ließ sich auch persönlich die Sache angelegen sein, und es war namentlich das bekannte schneidende Wort gegen die Messe in der 80sten Frage, welches auf besonderen kurfürstlichen Befehl „addiret“ wurde. Der von einer Synode pfälzischer Geistlichen gebilligte und im J. 1563

publicirte Katechismus selbst, mehr lehrgebäudlich ausgeführt als der um einige dreißig Jahre frühere lutherische, entwickelt nach den Grundgedanken von Sünde, Erlösung und Dankbarkeit die reformirte Lehre, jedoch ohne Berührung der Prädestination, mit seltener Kernhaftigkeit und Klarheit, und verschaffte sich nicht nur durch diese Vorzüge bald die verbreitetste Anerkennung in den reformirten Kirchen, sondern gilt auch heute noch bei allen Parteien als eine der meisterhaftesten Leistungen auf diesem Gebiet. Noch stärker prägte sich die Richtung, die Friedrich nunmehr eingeschlagen hatte, im Bereich der gottesdienstlichen Einrichtungen aus. Hier war es für ihn das Hauptanliegen, die Kirche seines Landes aufs schärfste von allem Papistischen abzutrennen und ganz nach Gottes Wort zu gestalten, d. h. alles auszuscheiden, was nicht aus der Schrift ausdrücklich bewiesen werden könne. In diesem Sinn entfernte er nicht nur Altäre und Taufsteine, sondern auch jeden symbolischen und künstlerischen Schmuck, namentlich Crucifixe aus den Kirchen, beseitigte selbst die Orgel und führte im Cultus alles auf die einfachsten Bestandtheile der Predigt, des Gebetes und Gesanges zurück. Bei der Abschaffung der Altäre und bildlichen Stücke sollte es nach Friedrichs Verordnung „bescheidenlich" zugehen; allein da er darin nur „Götzenwerk" sah, so kamen auch, selbst in seiner Gegenwart, starke Gewaltsamkeiten vor. Für die kirchlichen Handlungen ließ der Kurfürst im J. 1563 eine Gottesdienstordnung ausarbeiten, die sehr gediegene und kraftvolle schriftmäßige Formulare enthält; für den Gesang wurden im J. 1565 die lobwasser'schen Psalmen mit „Lutheri und anderer geistreichen Männer" Liedern eingeführt. In diesen Stücken lag am meisten das Abweichende der pfälzischen Kirche, während sie sich in der Verfassung, für welche die 1564 von Friedrich erlassene Kirchenraths-Ordnung maßgebend wurde, mehr an die übrigen evangelischen Kirchen Deutschlands anschloß, indem auch in ihr das von einem Kirchenrath zu übende landesherrliche Kirchenregiment den Schwerpunct des Ganzen bildete.

Bei allem diesem war es durchaus nicht die Absicht Friedrichs, sich von den Grundlagen der deutschen Reformation abzulösen und wir vermögen seinen Sinn gar wohl aus seinen eigenen Aeußerungen zu erkennen. Er hielt Luther, der ihm stets „ein lieber und werther Mann" war, für „ein treffliches Werkzeug Gottes und einen solchen Lehrer, der bei der Kirchen Christi viel

und Großes gethan"; er achtete auch Luthers Lehre als „in Gottes Wort gegründet und wollte dieselbe nicht verkleinern"; sondern nur das wollte er, daß man Luther nicht für irrthumfrei erkläre, daß man ihn „nicht über Augustinum und andere alte christliche Scribenten setze oder den Propheten und Aposteln vergleiche, welche allein das Privilegium haben, daß ihnen nicht einiger Irrthum kann zugemessen werden." Andrerseits lehnt er es wiederholt ab, ein Jünger Calvins zu sein; er habe nichts von Calvin gelesen, als dessen ihm gewidmete Schrift über Jeremias; er sei weder auf Calvin noch irgend einen andern Menschen getauft, sondern getröste sich allein des Verdienstes Christi; die aber, welche sich lutherisch, zwinglisch oder calvinisch nennen, möchten es selbst verantworten. Dagegen bekennt er sich in allen Lagen seines Lebens aufs entschiedenste zur augsburgischen Confession und deren Apologie, und wenn er dabei allerdings an die seit 1540 im Artikel vom Abendmahl modificirte Augustana dachte, so haben wir doch auch nicht die geringste Ursache zur Annahme, daß es ihm nicht mit dem übrigen reichen und vollen evangelischen Inhalt dieser Bekenntnisse der treueste Ernst gewesen sei. So stand Friedrich in der Lehre, gleichsam vorbildlich, auf dem Grunde einer sehr positiven evangelischen Union, nur im Abendmahl mit Vorneigung zum Calvinischen. Was aber das Gottesdienstliche betrifft, worin sich diese Vorliebe weit stärker ausdrückt, so brach er allerdings in seinem puritanischen Eifer mehr, als nöthig war, mit allem Geschichtlichen; aber man darf sich ihn deshalb nicht vorstellen als einen der Calvinisten, wie wir sie später und heute wohl finden, für die nur die Verneinungen des Calvinismus vorhanden sind, sondern es beruhte bei ihm alles auf dem unbedingtesten Gehorsam gegen das Wort Gottes und auf dem alles durchdringenden Streben, nur Gott die Ehre zu geben und durch Lebensheiligung in Christo mit ihm in Gemeinschaft zu treten, wie wir dieß als edelsten Schmuck des ursprünglichen Calvinismus anzuerkennen haben.

Die kirchlichen Aenderungen Friedrichs fanden schon im Lande nicht überall Anklng, ja im Neuburgischen entschiedenen Widerstand, erregten aber auch außerhalb vielfache Bedenken, selbst bei verwandten und befreundeten Fürsten, wie Carl von Baden und Christoph von Württemberg. Der letztere, an Geist und Regententugend unserm Friedrich ebenbürtig, wollte mit diesem sich gern

verständigen, und auch Friedrich, der den Herzog innig verehrte, war dazu sehr geneigt. Er dankt ihm in einem Schreiben aufs freundlichste für sein „Mitleiden“ (seine Theilnahme für ihn), und zweifelt nicht, daß „ohne die Hochsinnigkeit der Theologen“ sie beide „in der Erkenntniß und Bekenntniß göttlichen Worts und christlicher Religion sich nicht allein näher würden zusammenthun, sondern auch mit einander gottseliglich in den Hauptartikeln christlicher Lehre wohl vergleichen können.“ Auch wurden zu diesem Zweck im J. 1564 zwei Gespräche gehalten, das eine vorläufige nur zwischen den Fürsten in dem Städtchen Hilsbach, das andere eingehende unter Zuziehung von Theologen und weltlichen Räthen im Kloster Maulbronn. Es war von beiden Seiten der redlichste Wille vorhanden, und insbesondere zeigte Friedrich die ganze Woche hindurch die größte Ausdauer. „Mich schläfert dennoch nicht — sprach er — denn ich bin darum hier, daß ich wölle lernen, und will lernen mein Leben lang.“ In der letzten Nacht setzten beide Fürsten, jeder für sich, noch ihr Bekenntniß auf, und Friedrich wurde damit erst fertig, „wie die Glock drey schlug gegen Tag.“ Allein auch dieser wohlgemeinte Versuch war vergeblich. Wenn die Fürsten sich auch hätten einigen können, so vermochte „die Hochsinnigkeit der Theologen“ es nicht und es blieb kein anderes Ergebniß als ein anständiges Auseinandergehen.

Viel ungünstiger zeigten sich die andern, Friedrich ferner stehenden lutherischen Fürsten. Sie gingen zu Drohungen und Gewaltmaßregeln über und wußten auch den, sonst wohlgesinnten Kaiser Maximilian II. zu einem Dekrete zu bewegen, dem zufolge der Kurfürst den Calvinismus in seinem Lande wieder abschaffen und für die eingezogenen Kirchengüter Ersatz leisten sollte. Ein schweres Gewitter schien sich über Friedrichs Haupt zusammenzuziehen und es gingen Gerüchte, als ob für ihn alles zu befürchten wäre, selbst bis zum Verlust der Kurwürde und des Lebens. Da der Reichstag zu Augsburg 1566 zur Entscheidung bestimmt war, warnte ihn sein Bruder, Pfalzgraf Richard, aufs dringendste, sich nicht persönlich dahin zu begeben. Allein wie Luther nach Worms gehen wollte, selbst wenn dort so viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern, so kannte auch das gute evangelische Gewissen Friedrichs keine Furcht. Er beruhigte den besorgten Bruder in zwei trefflichen Briefen. In dem einen sagt er, gar manchem habe man schon Irrthümer und Ketzereien vorgeworfen, deren man nun

nicht mehr gedenke, „allein der arme Fritz, der hat Leder gessen und muß der ärgste Ketzer sein“, getröstet sich aber, der Kaiser werde sein gutes Recht schon erkennen. In dem andern, wahrhaft großartigen Schreiben erklärt er sich zu allem, auch zum Zeugentode, bereit und schließt mit folgenden Worten: „Sehe derhalben zu meinem lieben und getreuen Vater im Himmel in tröstlicher Hoffnung, seine Allmacht werde mich zu einem Instrument gebrauchen, seinen Namen im heil. Reich deutscher Nation in diesen letzten Zeiten öffentlich nicht allein mit dem Mund, sondern auch mit der That zu bekennen, wie auch weiland mein lieber Schwäher, Herzog Johannes Friedrich zu Sachsen, der Kurfürst sel., gethan; und ob ich wohl nicht so vermessen, daß ich meinen Verstand mit des sel. Kurfürsten vergleichen wollte, so weiß ich hingegen, daß der Gott, so ihn in wahrer Erkenntniß seines heil. Evangeliums damals erhalten, noch lebt und so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch seinen h. Geist erhalten werde, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müßte: welches, da es meinem Gott und Vater gefiele, mich zu solchen Ehren zu gebrauchen, ich seiner Allmacht nimmer genugsam verdanken könnte, weder hier zeitlich, noch dort in Ewigkeit.“

Die entscheidende Sitzung der Reichsversammlung wurde am 14. Mai gehalten. In dieselbe ließ sich Friedrich durch seinen Sohn und „geistlichen Waffenträger“, Johann Casimir, die Bibel nachtragen und vertheidigte zuerst sein Verfahren mit geistlichen Stiftern als in den Bestimmungen des Religionsfriedens begründet; dann aber zur Glaubensfrage übergehend erklärte er: hierin erkenne er nur einen Herrn, der ein Herr aller Herren und König aller Könige sei; da handle es sich nicht „um eine Kappen voller Fleisch“, sondern um der Seelen Seligkeit, und über seine Seele habe nicht der Kaiser, sondern allein Gott, der sie geschaffen, zu gebieten; mit der augsburgischen Confession stimme er aufrichtig überein und sein Katechismus sei mit Fundamenten der heil. Schrift dermaßen armirt, daß er wohl unumgestoßen bleiben solle; könne ihn aber irgend jemand, jung oder alt, gelehrt oder ungelehrt, Freund oder Feind, „ja der geringste Küchen- oder Stallbube“ aus Gottes allein seligmachendem Wort eines bessern belehren, so werde er dafür dankbar sein und sei die Bibel bald zur Hand; im Uebrigen vertraue er auf die Gerechtigkeit des Kaisers; „sollte

aber, schloß er, dies mein unterthänigst Vertrauen fehlschlagen, so getröste ich mich deß, daß mein Herr und Heiland Christus Jesus mir sammt allen seinen Gläubigen die so gewisse Verheißung gethan, daß alles, was ich um seiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Eurer kaiserlichen Majestät mich unterthänigst zu Gnaden befehlen." Diese, aus der innersten Ueberzeugung hervorströmende Rede machte einen so tiefen Eindruck, daß alsbald Kurfürst August von Sachsen, dem Angeklagten auf die Schulter klopfend, in die Worte ausbrach: „Fritz, du bist frömmer denn wir alle", und weiterhin Carl von Baden zu den Umstehenden sagte: „Was fechtet ihr diesen Fürsten an? Er ist frömmer denn wir alle." So wurde dies der schönste Tag Friedrichs; er brachte ihm statt der Verurtheilung eine unverwelkliche Ehrenkrone. Nicht nur als Angehöriger der augsburgischen Confession, zu der er sich auch hier wiederum feierlich bekannt hatte, wurde er anerkannt, sondern auch das Directorium in evangelischen Religionssachen, welches Kurpfalz als oberstem evang. Stand zukam, ward ihm nicht entzogen. Am Freitag vor Pfingsten traf der Kurfürst wieder in Heidelberg ein und am Pfingstfeste selbst genoß er mit der Gemeinde das h. Abendmahl; bei der Vorbereitung darauf ermahnte er den Olevian, indem er ihm öffentlich die Hand reichte, zur Standhaftigkeit im Glauben.

Von da an setzte Friedrich seine reformatorische Thätigkeit unangefochten fort und bewährte darin Strenge und Milde. Mit Eifer ergriff er die Vorschläge Olevians zur Einführung calvinischer, durch Presbyterien zu übender Sittenzucht, stieß damit jedoch auf große Schwierigkeiten. Noch strenger war er, wo er auf dem Gebiete der Lehre grundstürzende Irrthümer zu finden glaubte, wie dieß bei den unter den pfälzischen Geistlichen entdeckten Arianern (Leugnern der Gottheit Christi und der Dreieinigkeit) der Fall war, deren Haupt Joh. Sylvanus im J. 1572 zum Tode durchs Schwert verurtheilt wurde. Dagegen zeigte er sich auch mild, wenn er, selbst bei abweichenden Lehrmeinungen, eine ernste Glaubensgesinnung und sittlich würdige Lebensführung wahrnahm, wovon die Wiedertäufer ein Beispiel sind, denen er nach einem 19 Tage dauernden Prüfungs-Gespräch zu Frankenthal im J. 1571 die ruhige Ansiedelung in der Pfalz gestattete. Besonders unermüdlich aber war Friedrich in der Pflege christlicher Erkenntniß

und christlichen Lebens in seinem Lande, sowie in der Förderung der protestantischen Sache im Ganzen und Großen. Die eingezogenen Stifter und Klöster, deren Zahl in die Hunderte ging, stellten sehr bedeutende Mittel zu Gebot, und diese wurden mit höchster Gewissenhaftigkeit für Zwecke der Kirche und Schule oder auf Stiftungen und Werke der Barmherzigkeit verwendet, so daß dadurch der pfälzischen Kirche eine würdige Unabhängigkeit gesichert, dabei aber zugleich das Unterrichtswesen durch alle Stufen hindurch, von der Universität bis zur Dorfschule wesentlich verbessert wurde. Nach außen aber stand Friedrich mit den protestantischen Kirchen, vornehmlich den reformirten in Frankreich, England und den Niederlanden fortwährend in regster Verbindung; er trat überall für die Unterdrückten ein und strafte die Verfolger, wie z. B. nach der Bartholomäusnacht, mit scharfen Worten; er nahm Flüchtlinge, unter andern Charlotte von Bourbon, gastlich auf und brachte, wo er nur konnte, thätige Hülfe: sein bewährter Waffenträger, Johann Casimir führte zur Unterstützung der Protestanten ein Heer nach Frankreich, und ein anderer hoffnungsvoller Sohn Christoph fiel als 23jähriger Jüngling 1574 im niederländischen Freiheitskampfe auf der Mockerhaide.

Ganz besonders lag es Friedrich, dessen Blick ohne Vernachlässigung des Nächsten stets auf das Ganze gerichtet war, noch auf dem Herzen, eine umfassende Vereinigung aller Protestanten und ein allgemeines Toleranz-Gesetz zu Stande zu bringen. Es sollte ihm nicht so gut werden. Doch beschäftigten ihn diese Dinge, wie überhaupt die Sorge um das Wohl der Kirche, auch noch im Angesicht des Todes. Als er, selbst schon aufs schwerste an der Wassersucht darniederliegend, den am 12. October 1576 erfolgten Heimgang seines werthen Kaisers Max erfuhr, hatte er nur den Wunsch, den neuen Kaiser und seinen Kurprinzen Ludwig noch einmal zu sehen, „um sich mit beiden wegen des Zustandes christlicher Republik zu besprechen.“

Beim Herannahen seines Endes durfte Friedrich bezeugen: „Ich habe der Kirche zum Besten gethan, was ich konnte“ — fügte jedoch demüthig hinzu, daß er nicht viel vermocht habe; Gott aber, der alles vermöge, werde die Seinen nicht Waisen sein lassen und die Gebete, die er in diesem Gemach für seine Nachfolger und die Kirche knieend gethan, väterlich erhören. „Ich habe euch lange genug gelebt — sprach er — ich muß mir auch einmal leben.“

Und wiederum: „Es berufe mich nun der liebe Gott, wann er wölle, so hab ich ein fröhlich frei Gewissen in dem Herrn Christo, dem ich von Herzen gedienet und erlebet habe, daß in meinen Kirchen und Schulen die Leute von den Menschen auf ihn allein gewiesen worden.“ Am meisten stärkten ihn Worte der h. Schrift: der 31. Psalm, das hohepriesterliche Gebet des Herrn Joh. 17, die Stellen 1 Timoth. 1, 15 und 2 Timoth. 4, 7 und 8. So entschlief er selig am 26. Oct. 1576 in dem einigen Trost Lebens und Sterbens, zu dem er sich jederzeit unwandelbar bekannt hatte.

Von Person muß Friedrich eine würdige Erscheinung dargeboten haben; er trug einen starken Bart, und aus den festen, aber wohlwollenden Zügen seines Angesichts blickte ein klares, durchdringendes Auge. In seinem Familienleben war Freude und Leid menschlich gemischt: mit Marie von Brandenburg-Baireuth lebte er bis 1567 in 30jähriger glücklicher Ehe; sie gab ihm 5 Söhne und 5 Töchter, deren Geschicke sehr verschieden waren; eine zweite Ehe mit Amalie, Witwe des Herrn von Brederode, geb. Gräfin von Moeurs, blieb kinderlos. An dem Hofe Friedrichs ging es sehr einfach zu; er schaffte sogar die „Sängerei ab“ ab und entlieh eine solche für Festlichkeiten anderswoher. Seine Zeit gehörte fast nur ernsten Dingen: dem Lesen der h. Schrift und weltlicher Geschichte, der Abfassung zahlreicher Sendschreiben und den Geschäften der Regierung, denen er mit Besuch der Kanzleien und Anhören der Unterthanen stets treulich oblag. Auch sein weltliches Regiment hatte ein strenges, sittliches Gepräge; er vereinfachte das Beamtenwesen, suchte der Verschwendung, dem Luxus und der Ueppigkeit zu steuern und gab eine „christliche“ Polizeiordnung, in welcher Heilighaltung der Sonn- und Feiertage sowie Kirchenbesuch für jedermann, „der es Leibs halben vermag“, ernstlich vorgeschrieben, dagegen Fluchen, Schwören, Zechen u. a. streng verboten war. Der Wohlstand, zu dem auch gewerbfleißige Emigranten beitrugen, blühte unter ihm in der Pfalz und die Unterthanen waren wohl zufrieden. Doch stellte Friedrich auch in weltlichen Dingen alles auf Gott und sein Wort. Dem Kaiser Max überreichte er eine ins Spanische übersetzte Bibel mit der Aeußerung, in diesem Buch sei „ein Schatz aller Schätze enthalten, nämlich die himmlische Weisheit, welche Kaiser, Könige und Fürsten anweiset, wie sie glücklich regieren sollen.“ Und als er einst gefragt wurde, warum er in seinem Lande keine Festungen baue, erwiderte er: „Eine feste Burg

ist unser Gott! So haben wir getreue Unterthanen, wohlgeneigte Nachbarn und im Fall der Noth eine Anzahl solcher Kriegsleute, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch und vornehmlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können."

Der Mittel- und Angelpunct von Friedrichs Thätigkeit war indeß immer die Kirche; hier empfing alles von ihm den Anstoß und stand unter seiner persönlichsten Leitung. Er besuchte selbst die Sitzungen seines Kirchenraths, disputirte in eigner Person auf einer Synode mit einem geistlichen Gegner seiner Abendmahlslehre, und setzte als unerschütterlicher Bekenner vor Kaiser und Reich alles, was er war und hatte, für seinen Glauben und seine kirchlichen Reformen ein. Und so blieb es bis zum letzten Athemzug. Auch in dem Testament, das er nicht lange vor seinem Tod aufsetzte, sind ihm Glaube und Kirche das Wichtigste. Er legt ein ausführliches, sehr rechtgläubiges Bekenntniß ab und kennt kein höheres Anliegen, als daß seinem Volke das lautere Wort Gottes und reine Sakrament erhalten, daß christliches Leben unter allen Ständen in Eintracht gefördert werde.

Der Wahlspruch Friedrichs, der in der That sein ganzes Leben beherrschte, waren die Worte: „Herr, nach deinem Willen." Diesen Spruch legte er auch einem, in höherem Alter abgefaßten Liede zu Grund, dem der ganze Sinn Friedrichs in seiner Frömmigkeit, Demuth und Treuherzigkeit eingeprägt ist. Wir schließen unsere Schilderung mit dem letzten Vers dieses Liedes, der so lautet:

Willen und Lieb zu deiner Ehr
Laß in mir wachsen täglich mehr
Bis in mein letztes Ende;
Und wann erfüllet seind die Tag,
Daß ich von hie soll scheiden ab,
Mein'n Geist nimm in dein Hände.
Dein Wort entzeuch mei'm Völklein nit,
Wann es dein Gnad durch d' Sünd verschütt',
Laß mich im Fried verhüllen.
Mein Land und Leut nach meinem Tod,
Darzu der Christen letzte Not
Regier, Herr, nach dei'm Willen.

C. Ullmann in Carlsruhe †.

---

## 297. Caspar Olevianus.

25. Februar.

Während im Norden des deutschen Vaterlandes Luthers gewaltige Persönlichkeit Alles überragte, machte im Süden und Westen der Einfluß Melanchthons sich überwiegend geltend, die Einwirkung der schweizerischen Reformatoren in diesen Landstrichen erklärt sich theils aus der Nachbarschaft der Schweiz, theils aus dem herkömmlichen lebhaften geistigen Verkehre zwischen den gelehrten Theologen der schweizerischen Eidgenossenschaft und des südwestlichen Deutschlands. Doch gelangte auch in Württemberg und Baden der lutherische Lehrbegriff zur Herrschaft; nur die gottesdienstliche Ordnung ward der schweizerischen verwandt. Einen anderen Gang nahm die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten in der kurfürstlichen Pfalz, insbesondere der Unterpfalz oder der Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein, jenem gesegneten Landstriche, der, reich an Getreide und Wein, mit einer geistig beweglichen Bevölkerung, sich längs den Ufern des Rheinstromes gegen Süden und Westen ausstreckt, und in welchem die Residenz- und Universitätsstadt Heidelberg schon lange vor der Reformation einen Sammelplatz und Mittelpunkt des geistigen Lebens gebildet hatte. Zwar hatte die Universität anfänglich den reformatorischen Bestrebungen sich wenig günstig erwiesen. Luthers Auftreten auf dem Augustiner-Convente zu Heidelberg im April des Jahres 1518 hatte keine nachhaltige Wirkung zurückgelassen. Die reformatorisch gesinnten Lehrer Brenz und Billikan hatten 1522 ihren katholisch gesinnten Collegen weichen müssen, und erst nach dreißig Jahren unter dem trefflichen Kurfürsten Otto Heinrich brach das Licht des Evangeliums im Lande sich Bahn. Dieser hochbegabte fromme Fürst hatte sich allmälig von dem Standpunkte der lutherischen Abendmahlslehre zu der milderen Fassung Melanchthons hinübergewandt und in seiner pfälzischen Kirchenordnung vom Jahre 1556 jede Verletzung reformirter Anschauungen vermieden. Mehrere hervorragende Gelehrte schweizerischen Bekenntnisses hatte er an die Universität Heidelberg berufen; namentlich hatte er einem reformirten Flüchtling aus Frankreich, Peter Boquin von Bourges, einen theologischen Lehrstuhl eingeräumt (1557), und den späteren durchgreifenden Sieg der reformirten Richtung im Kurfürstenthum auf diesem Wege vorbereitet. Als daher der bisherige Herzog und

Pfalzgraf zu Simmern, Friedrich III., am 12. Februar 1559 dem Kurfürsten Otto Heinrich in der Regierung des Kurfürstenthums folgte, so kostete es diesen entschieden reformirt gesinnten Fürsten wenig Mühe mehr, seinem Lande den Charakter reformirter Eigenthümlichkeit aufzudrücken, und dasselbe gewissermaßen zu einem Bollwerke reformirten Glaubens und Lebens im Südwesten Deutschlands zu erheben. Gleichwohl bedurfte Friedrich III. zur festen Begründung und Ausgestaltung der pfälzisch-reformirten Landeskirche gelehrter, weiser, frommer Männer; diese führte ihm die göttliche Vorsehung insbesondere in zwei hervorragenden Persönlichkeiten, in Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus, zu. Es sei uns vergönnt, das Lebensbild des letzteren in kurzen Zügen vorzuführen.

Am Tage des h. Laurentius, den 10. August 1536, erblickte Caspar von der Olewig, oder nach der gelehrten Unsitte der Zeit die Namen zu latinisiren: Olevianus, in der Stadt Trier das Licht der Welt. Wie fast alle Reformatoren stammte auch er aus dem Bürgerstande. Sein Vater, Gerhard von der Olewig, war ein Bäckermeister und als Meister seiner Zunft Mitglied des Rathes, auch Rentmeister der Stadt; seine Mutter Anna Sinzig war eines wohlhäbigen Metzgermeisters Tochter. Im Collegium von Sanct German pflanzte ein alter würdiger Priester den Glauben an den Versöhnungstod Christi, als den einigen Trost im Leben und Sterben, in sein Herz. Doch ging sein Sinn ursprünglich nicht nach der Theologie; er wählte wie Calvin das Studium der Rechtswissenschaften. Nach Vollendung seiner humanistischen Studien auf der Universität Paris setzte er seine juristischen Fachstudien in Orleans und Bourges fort. In letzterer Stadt, nach dem mißglückten Versuche, den Prinzen Hermann Ludwig, einen Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Simmern, aus den Fluthen des Oron zu retten, wobei er selbst in Gefahr kam zu ertrinken, weihte er in inbrünstigem Gebete Gott sein Leben und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Trier im Anfang des Jahres 1558 nach Genf zu Calvin. Von dort besuchte er Zürich und war Tischgenosse Peter Martyrs; dann suchte er in Lausanne Beza auf und noch einmal in Genf Calvin; auch den greisen Farel lernte er noch kennen; so, tief ergriffen und erfüllt von den Ideen des Genfer Reformators, kehrte er, kaum 23 Jahre alt, nach Trier zurück, wo ihm zunächst in der sogenannten Burse,

einer sehr in Verfall gekommenen lateinischen Schule, ein Schulamt verliehen wurde.

In Trier fand der junge Olevian einen zur Aufnahme der Reformation nicht unvorbereiteten Boden. Nicht nur bei einem großen Theile der Bürgerschaft, sondern auch unter den Mitgliedern des Rathes zählte die Kirchenverbesserung warme Freunde. Den Schöffen Otto Seel und Peter Sirk hatte Calvin den Olevian empfohlen und sie für die Sache des Evangeliums gewonnen. Auch der älteste Bürgermeister der Stadt, Johann Steuß, begünstigte die evangelische Bewegung. Olevian war mit seiner Wirksamkeit allerdings zunächst auf die Schule beschränkt, in welcher jedoch das seinem Unterrichte zu Grunde gelegte Lehrbuch der Dialektik von Melanchthon passende Veranlassung darbot, die Saatkörner des evangelischen Glaubens in die Gemüther der Jugend auszustreuen. Da seine Schüler großentheils der lateinischen Sprache nicht mächtig genug waren, um den Unterricht mit Erfolg in dieser Sprache zu empfangen, so fing er an Deutsch zu lehren und an seinem 24. Geburtstage hielt er in der Schule sogar eine deutsche Predigt, in welcher er auf Grund des göttlichen Wortes die römischen Mißbräuche, namentlich die Messe, die Anbetung der Heiligen, das bei Bittgängen vorkommende Unwesen u. A. m., scharf und ohne Menschenfurcht tadelte. Da Olevian durch öffentlichen Anschlag am Rathhaus zu dieser Predigt eingeladen hatte, so war der Zudrang ein außerordentlicher gewesen, und die römisch-bischöfliche Parthei im ganzen Lande war um so erboster, als der Angriff in der altberühmten erzbischöflichen Stadt vorgekommen war. Gleich am folgenden Tage (11. Aug. 1559) setzten es die Gegner im Rathe durch, daß Olevian das Predigen in seiner Schule untersagt wurde, und der reformatorischen Wirksamkeit des jungen feurigen Predigers wäre sofort ein gründliches Ende gemacht worden, wenn nicht ein Theil der Zünfte, insbesondere die Weber, Schneider und Schmiede, sich zu seinen Gunsten erhoben hätten. Die Bewegung der Zünfte zwang den Rath vorläufig zum Einlenken; in der Schule sollte Olevian nur lateinisch predigen dürfen, in den Kirchen der Stadt sollte die deutsche Predigt ihm unverwehrt sein. Olevian predigte nun öfter in der städtischen Kirche des St. Jakobshospitals; dorthin strömte die Bürgerschaft; die Kirchen der Domherren standen verlassen.

Die kleine, aber mächtige Gegenparthei begriff, daß der rö-

mische Katholicismus in Trier durch Olevian aufs äußerste bedroht war. Der Erzbischof war gerade in Augsburg abwesend; von der Bewegung benachrichtigt sandte er in Eile einige Räthe, um die Reformation im Keime zu ersticken. Olevian wurde wegen unbefugten „aufrührerischen" Predigens zur Verantwortung gezogen. Ein Herr von Winneburg untersagte als Delegirter des Erzbischofs dem Olevian kurzweg alles Predigen. Dieser setzte nunmehr die versammelte Gemeinde zu St. Jakob von dem Verbote in Kenntniß. „So ihr aber, sprach er, bei der erkannten Wahrheit beständig sein wollt, so will auch ich meinen Leib und mein Blut noch fürder in Gefahr setzen und euch das Wort Gottes predigen und Gott mehr gehorchen als den Menschen. Welche das von Herzen begehren, die mögen Amen sprechen." Bei der Ankündigung des Predigtverbotes war die Gemeinde in lautes Weinen ausgebrochen; nach der ergangenen Aufforderung Olevians rief die Versammlung einmüthig und mit heller Stimme: Amen. Dergestalt im Vertrauen der Gemeinde befestigt, fühlte Olevian sich stark genug, dem wachsenden Widerstand der Gegner die Stirne zu bieten. Auch der Rath entschied am 11. September für freie Gestattung der evangelischen Predigt. Bald ward die St. Jakobskirche für die gottesdienstlichen Versammlungen zu eng. Auf die Bitte der Gemeinde hatte Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken den Prediger Kunemann Flinsbach zur Unterstützung Olevians abgeordnet. Seine Ankunft in Trier am 23. September wurde als ein neuer Sieg der Reformation von allen Gutgesinnten — und ihrer waren damals viele — mit inniger Freude gefeiert.

Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mit dem Muthe und der Begeisterung der Evangelischen stieg auch die Erbitterung und der Haß der gegnerischen Parthei. Schon am 17. September hatte ein Priester, Namens Fae von Boppard, sich vor der Predigt mit List der Kanzel in der St. Jakobskirche bemächtigt; er hatte der Entrüstung der versammelten Gemeinde weichen müssen. Jetzt half nur noch die Gewalt. Der Erzbischof und Kurfürst von Trier, Johann V., kehrte mit großem Gepränge und einem Gefolge von 170 Reitern nach seiner Residenzstadt zurück. Seine erste Maßregel war, dem eben berufenen evangelischen Hülfsprediger Flinsbach (am 26. September) die Kanzel zu verbieten. Dabei fühlte der Erzbischof sich indessen noch so wenig sicher unter seinen Unterthanen, daß er die Stadt, deren Straßen von den Evange-

lischen gegen seine Soldaten durch Ketten abgesperrt worden waren, nach einigen Tagen wieder verließ und sein Standquartier in einer Entfernung von etwa drei viertel Stunden zu Pfalzel nahm. Seine Absicht war, die Stadt einzuschließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Schlau benutzte er die Spaltung der Trierer Bürgerschaft in eine politisch freisinnige, confessionell katholisch gebliebene, und eine eigentlich reformatorische Parthei. Indem er bald drohte, bald schmeichelte, bald die evangelisch Gesinnten als „Aufrührer" bezeichnete und deren Verhaftung forderte, bald den Unterwürfigen Straflosigkeit und Huld zusicherte — schwächte er unter der Bürgerschaft die in diesem gefahrvollen Augenblicke so unentbehrliche Eintracht. Die Evangelischen trauten zum Theil ihren eigenen Mitbürgern nicht mehr, hielten sich ganze Nächte unter den Waffen, fürchteten Verrath. Die katholisch gesinnte Minderheit im Rathe gewann allmälig die Oberhand; die evangelischen Predigten wurden eingestellt; der Kurfürst verlangte, daß die Evangelischen eine Geldbuße von 20,000 Thalern erlegen und sofort das kurfürstliche Gebiet verlassen sollten. Die Bürger aus den untern Gewerben der Schiffleute und Faßbinder waren meist katholisch geblieben; sie lärmten jetzt in den Wirthsstuben und zechten auf erzbischöfliche Unkosten: das katholische Proletariat terrorisirte die Stadt.

Der entscheidende Schlag geschah, ohne daß die Evangelischen Widerstandskraft genug dagegen gezeigt hätten. Die Führer der evangelischen Parthei, der Bürgermeister Stuyß, die Rathsherrn Sirk, Seel u. A., die Prediger Olevianus und Flinsbach, wurden plötzlich auf Anordnung der katholischen Rathsparthei verhaftet. Von einer aus evangelischen und katholischen Bürgern der Stadt gemischten Abordnung, welche Vermittlungsanträge an den Erzbischof brachten, behielt dieser die Evangelischen als Geißeln zurück. Die nächste Umgebung der Stadt wurde auf's schärfste eingeschlossen und bewacht. Wer die Einschließungslinie überschritt, wurde geplündert, mißhandelt, gefangen genommen. Jetzt nahm auch der letzte Rest von Widerstand bei der mürbe gewordenen Bürgerschaft ein Ende. Von Priestern und Soldaten, insonderheit Jesuiten umgeben, hielt der Erzbischof am 26. October triumphirend seinen Einzug in der darnieder geworfenen Stadt. Die Evangelischen wurden als „Rebellen" behandelt; sie hatten die ganze Last der Einquartirung zu tragen. Ihnen blieb nichts übrig, als ein

dringendes Hülfsgesuch an den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz und den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, die Schirmherren des reformirten Bekenntnisses, zu richten; aber auch die lutherischen Fürsten, Herzog Christoph von Württemberg und Markgraf Karl von Baden, ließen sich nicht vergebens bitten, und Friedrich III. schrieb eigenhändig an den Bürgermeister Stuyß einen erquicklichen Trostbrief. In Folge der eingetretenen fürstlichen Verwendung wurde der Prediger Flinsbach als Unterthan des Pfalzgrafen Wolfgang schon am 1. November seiner Haft entlassen.

In um so größerer Gefahr schwebte dagegen Olevian, der ein Unterthan des erbitterten Erzbischofs von Trier war. Die Jesuiten hatten dem Erzbischof den Rath gegeben, den Olevian und seine Anhänger als „Calvinisten" zu behandeln, auf welche die Bestimmungen des Allgemeinen Religionsfriedens nicht anwendbar seien. Es wurde daher gegen Olevian und seine Glaubensgenossen eine Criminaluntersuchung wegen „Landfriedensbruches" eingeleitet. Die Gefangenen wurden in erschwerte Einzelhaft gesetzt; zahlreiche Einquartirung wurde auf so lange in die Häuser der evangelisch Gebliebenen gelegt, bis sie zum Abfall gebracht oder doch hinlänglich eingeschüchtert waren. Gleichwohl zählte man noch immer fünfhundert evangelische Bürger in Trier. „Denen hat man dann", wie der Amtmann von Veldenz, Hans von Frankenstein, in einem Berichte vom 17. Nov. schreibt, „Landsknechte ins Haus gelegt." Die am schwersten Beschuldigten waren Peter Stuyß und unser Caspar Olevianus. Man machte dem letztern namentlich sein „eigenmächtiges" Predigen zum Vorwurf; weder sei er an die St. Jakobs-Gemeinde ordentlich berufen, noch auch nur ordinirt gewesen. „Es ist männiglich bekannt, entgegnete Olevian, daß Niemand verboten ist, Gutes zu thun und aus der h. Schrift zu lehren." Ja, er drückte sein tiefes Bedauern aus, daß er nicht noch fleißiger falsche Lehre und Laster gestraft habe. „Ich weiß, sagte er, daß ich nichts geprediget, das dem Worte Gottes und der Augsburger Confession (er meinte die „Veränderte" vom Jahr 1540) zuwider ist. Ich habe mich allezeit erboten und auch jetzt noch, dies darzuthun."

Bei der leidenschaftlichen Stimmung des Erzbischofs und dem unausgesetzten Feueranblasen der Jesuiten hätte der Prozeß für die Evangelischen, und insbesondere für Olevian, einen blutigen

Ausgang genommen, wenn nicht seit dem 23. Oct. die evangelischen Fürsten, Friedrich III. von der Pfalz, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, Philipp von Hessen u. A. einen Congreß zur Unterstützung und Beschirmung der Trierer Angeklagten in Worms veranstaltet hätten. Am 27. November trafen ihre Abgeordneten zum Schutze der bedrängten Glaubensgenossen in Trier ein. Ihre Bemühungen, zur Geltung zu bringen, daß Trier als reichsfreie Stadt zur Annahme des Evangeliums auf Grund der Augsburger Confession berechtigt gewesen sei, scheiterten an der Zähigkeit des jesuitischen Widerstandes. Die Gefangenen mußten Urfehde schwören, was Olevian jedoch nur bedingt that, so fern der christlichen Religion, der Augsburger Confession und seinem Gewissen damit in keinem Punkte zu nahe getreten werde. Außerdem mußten die Evangelischen dem Erzbischof eine Geldstrafe von 3000 Gulden erlegen und binnen acht Tagen das Kurfürstenthum verlassen. Unter dem Vorwande, die Execution werde nicht wegen der „Religion", sondern wegen der „Rebellion" vollzogen, wurde in kurzer Zeit der letzte Rest evangelischen Sauerteiges im Erzbisthum Trier ausgerottet. Eine Gedächtnißfeier, die am Pfingstmontag abgehaltene Oleviansprozession, verherrlicht noch heutzutage in Trier diesen „Sieg" über die Reformation. Trier blieb von nun an 248 Jahre lang eine ausschließlich katholische Stadt; aber ihre Blüthe war dahin, ihre frömmsten, fleißigsten, reichsten und geschicktesten Bürger waren vertrieben. Im Jahre 1817 wurde zum erstenmale wieder evangelischer Gottesdienst daselbst gehalten; gegenwärtig blüht in der Stadt Olevians eine gesegnete evangelische Gemeinde.

Gott hatte unsern Olevian für einen größeren Wirkungskreis als an der St. Jakobskirche in Trier bestimmt. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz hatte seine Bedeutung seit längerer Zeit erkannt; er hatte im Kerker zu Trier seine Feuerprobe bestanden; Friedrich III. berief ihn im Jahre 1560 zunächst als Lehrer an das Sapienz-Collegium zu Heidelberg, bald darauf als Professor der Theologie an die Universität. Damit war der reformirten Richtung in der Pfalz das Uebergewicht gesichert. Im Geiste Calvins und nach einem aus dessen „christlichem Unterrichte" gezogenen Leitfaden, lehrte Olevian an der Hochschule die christliche Dogmatik. Eine tüchtige Besetzung auch der übrigen theologischen Lehrstellen lag dem vierundzwanzigjährigen jungen Manne am

Herzen. Peter Boquin, der einen Ruf nach Straßburg erhalten hatte, wurde durch seine Bemühung der theologischen Fakultät erhalten. Die Berufung des ihm befreundeten Peter Martyr von Zürich wurde durch ihn lebhaft betrieben, und als der greise Lehrer sich zu einer Uebersiedelung nach Heidelberg nicht mehr entschließen konnte, wurde dessen Schüler, Zacharias Ursinus, im Herbste 1561 zunächst an das Sapienz-Collegium berufen. Damals fand Olevian in der ehelichen Verbindung mit der frommen Wittwe Philippine von Metz auch ein häusliches Glück.

Die eigentliche Begabung Olevians lag übrigens mehr noch auf dem Gebiete der praktischen Kirchenleitung, als auf demjenigen der akademischen Lehrwirksamkeit. Seinem Blicke war der Beruf der pfälzischen Kirche, den zerstreuten Ablegern des reformirten Geistes in Deutschland als Sammel- und Mittelpunkt zu dienen, nicht entgangen. Schon im Jahre 1561 folgte ihm Ursinus in seinem theologischen Lehramte an der Universität; er selbst trat in die Stellung eines Hofpredigers an der St. Peterskirche und eines Kirchenrathes ein. Die Organisation der reformirten Kirche der Pfalz ist vorzüglich sein Werk. Die Berufung einer beträchtlichen Anzahl tüchtiger Lehrer und Prediger in die verwahrlosten Gemeinden, die Begründung einer trefflichen Kirchenordnung, die Einführung der Kirchenzucht nach dem Vorbilde der Genfer Kirche ist namentlich seinem rastlosen Eifer zu verdanken. Allerdings trat er bei der Organisation des Gottesdienstes und dem Aufbau der Kirchenverfassung nicht mit der Schöpferkraft eines Luthers oder Calvins auf; er ist Schüler, nicht Meister. In den gottesdienstlichen Einrichtungen schloß er sich vornämlich an die Genfer Liturgie und die Ordnungen der Kreuzgemeinden von Joh. Lasky an; die Gebete entnahm er z. B. der Agende Calvins, die Formulare derjenigen Lasky's. Alle Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, Altäre und Taufsteine beseitigt, das Abendmahl als Gemeindefeier abgehalten, die Krankenkommunion nur noch gestattet, das Brod gebrochen. Im October 1563 ward die Agende vollendet. Das Jahr darauf folgte die Kirchenrathsordnung, die von dem Kanzler Ehem in Gemeinschaft mit Olevian ausgearbeitet war. Der theokratische Gedanke der Genfer Kirchenverfassung drang in der Pfalz nicht durch. Die Obrigkeit erscheint in der pfälzischen Kirchenrathsordnung als die Quelle auch der geistlichen Gewalt, deren „fürnehmstes Amt und Befehl ist die vertrauten Unterthanen

nicht allein mit Gericht und Recht bei gutem züchtigen friedlichen und ruhigen Leben und Wesen zu erhalten, zu schützen und zu schirmen, sondern auch mit getreuen, gottesfürchtigen und tauglichen Seelsorgern, Kirchen- und Schuldienern zu versehen und also Beides: die äußerliche Zucht und Polizei und den wahren reinen Gottesdienst zu pflanzen und zu handhaben." Einer aus sechs Räthen (drei geistlichen und drei weltlichen) zusammengesetzten Kirchenbehörde, in welcher ein weltlicher Präsident den Vorsitz führte, wurde die Kirchenregierung, insbesondere die Besetzung aller Kirchen- und Schulstellen, die Aufsicht über die Kirchen- und Schulbeamten und die Verwaltung der Kirchenzucht übergeben. Jährliche Synoden, zu denen jedoch nur Geistliche und zwei Mitglieder des Kirchenrathes abgeordnet wurden, hatten die kirchlichen Angelegenheiten vorzuberathen und Censur über die Prediger auszuüben. War auch bei solchen Einrichtungen an eine freie Entfaltung christlicher Gemeindethätigkeit nicht zu denken, und blieb auch die Kirchenzucht der Gefahr der Verweltlichung und des Mißbrauchs von vorn herein ausgesetzt, so hat gleichwohl in Folge dieser Organisation die Pfälzer Kirche durch sittlichen Ernst und würdige Haltung lange sich vortheilhaft vor vielen anderen deutschen Landeskirchen ausgezeichnet; es lag ein dauernder Segen darin.

Das größte Verdienst hat sich Olevian mit seinem Amtsgenossen und Mitarbeiter Ursinus durch die Ausarbeitung und Einführung des Heidelberger Katechismus erworben, dieses reifsten und mustergültigsten katechetischen Werkes der reformirten Kirche, von unverwüstlicher Ursprünglichkeit und Frische des Geistes. Wenn der Katechismus seinem stofflichen Theile nach größtentheils von Ursinus bearbeitet ist, so ist dagegen Olevians organisatorischem Talente die lichtvolle und durchsichtige Eintheilung und Anordnung desselben zu verdanken. Die deutsche Ausarbeitung hat auch von Olevian ihren kernigen Ausdruck. Der Katechismus erschien am 15. Nov. 1563 zum erstenmale in einem amtlichen Abdrucke. Agende, Katechismus und Kirchenrathsordnung reihen sich wie die Schlußsteine der reformirten Pfälzer Kirche aneinander. Mit dem Jahre 1565 war das Organisationswerk im Ganzen vollendet. Jetzt wurden auf kurfürstlichen Befehl auch die letzten Reste, „die noch hin und wieder von der Abgötterei übrig geblieben, Altarien, Crucifix, Taufsteine und dergleichen Götzenwerk mehr" beseitigt und statt des Altars in jeder Kirche „ein ehrlicher Tisch",

statt des Taufsteins ein „Becken", statt des Kelchs ein „zierlich Trinkgeschirr in Form eines Kopflins" verordnet.

Der Aufbau der pfälzischen Kirche war unerwartet rasch und glücklich vor sich gegangen. Aber die Zeit der Prüfung und Heimsuchung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Als im Jahr 1566 die Pest Heidelberg und die Pfalz heimsuchte, verließ während dieser Schreckenszeit Olevian seinen Posten keinen Augenblick, und durch seine Trostschrift: „Erinnerung, weß sich ein Christ bei der Absterbung seiner Mitbürger trösten soll", stärkte er viele bekümmerte Ueberlebende. Allein schon vorher hatte das Aufblühen einer mächtigen reformirten Landeskirche im Herzen Deutschlands die Eifersucht und das Mißtrauen der streng lutherisch gesinnten Parthei geweckt. Insbesondere der Herzog Christoph von Würtemberg war, auch aus politischen Gründen, dem wachsenden Einflusse der reformirten Pfalz auf das südwestliche Deutschland keineswegs günstig. Ein Religionsgespräch, das vom 10. bis 15. April 1564 in dem Kloster Maulbronn zwischen den pfälzischen und schwäbischen Theologen abgehalten wurde und auf welchem Olevian den Kanzler Jakob Andreä mit überlegenen Waffen bekämpfte, trug nicht nur nichts zur Verständigung zwischen den streitigen Partheien bei, sondern steigerte, da sich beide schließlich den Sieg zuschrieben, die Erbitterung. Und nicht die Frage nach dem „einigen Troste im Leben und im Sterben", worüber beide Theile vielmehr einig waren, sondern die Frage wegen der „Allenthalbenheit der menschlichen Natur Christi" entzweite die streitenden Glaubensgenossen so tief! Die freie Religionsübung wurde in der reformirten Pfalz bald ernstlich bedroht. Zwei Jahre nach jenem Religionsgespräch wurde der Reichstag zu Augsburg abgehalten, (23. März 1566), auf welchem der Kurfürst Friedrich III. reichsgesetzlich gezwungen werden sollte, die „Calvinistischen" Neuerungen in Kirchen und Schulen abzustellen. Der Kaiser Maximilian II. konnte sich auf seinem katholischen Standpunkte nur freuen, daß die lutherischen Fürsten einen reformirten zu unterdrücken gedachten. Damals sprach Friedrich III. das unvergeßliche Wort: „Ich erkenne in Gewissens- und Glaubenssachen nicht mehr als einen Herrn, der ein Herr aller Herren und ein König aller Könige ist .... darum kann ich Eure kais. Majestät nicht zugestehen, daß Sie, sondern allein Gott darüber zu gebieten hat." Damals bekannte er sich auch heldenmüthig zu Olevians und Ursinus' Katechismus:

„Was meinen Katechismus anbelangt, so bekenne ich mich zu demselben. Es ist auch derselbe am Rand mit Gründen der heil. Schrift dermaßen gewaffnet, daß er unumgestoßen bleiben soll, und wird meines Wissens unumgestoßen bleiben." Kurfürst August von Sachsen klopfte tief ergriffen Friedrich III. auf die Schulter mit den Worten: „Fritze, du bist frömmer denn wir Alle." Friedrich blieb nun auch in Folge seiner achtunggebietenden Festigkeit mit seinen Theologen von Seiten der Reichsfürsten unangefochten. Nach seiner Rückkehr von Augsburg empfing ihn die Gemeinde zu Heidelberg mit dem herzlichsten Ausdruck der Freude. Er selbst genoß tief bewegt am Pfingstfeste mit seinem ganzen Hofe das Abendmahl; bei dem Vorbereitungsgottesdienste drückte er Olevian vor der versammelten Gemeinde herzlich die Hand, zum Zeugniß, daß er von dem festen Grunde der erkannten Wahrheit nicht weichen werde. Doch zeigte er sich gegen abweichende Ueberzeugungen auch mild und duldsam; seine lutherischen Unterthanen in der Oberpfalz zwang er nicht vermöge des sogenannten Reformationsrechtes zum reformirten Bekenntniß, und den in jener Zeit sonst überall verfolgten und gemißhandelten Wiedertäufern öffnete er in seinem Lande — ohne Zweifel auf den Rath Olevians — eine Zufluchtsstätte.

Seit der Einführung des Heidelberger Katechismus hatte Olevian es als seine Hauptaufgabe betrachtet, denselben in Verbindung mit seinen Pfälzer Arbeitsgenossen gegen feindselige Angriffe zu vertheidigen. Zunächst war dies gegen den von Heidelberg wegen seiner Streitsucht entfernten theologischen Eiferer Tilemann Heßhus nöthig, der schon im Anfange des Jahres 1564 eine „treue Warnung" vor dem „verführerischen" Buche in den Druck hatte ergehen lassen. Auch gegen die Angriffe der schwäbischen Theologen Brenz und J. Andreä verfochten Olevian und Ursinus die Rechtgläubigkeit des Katechismus mit siegreichen Gründen. Außerdem hielt Olevian zu Gunsten des Katechismus eine Reihe von Schutzpredigten „von dem heiligen Abendmahl des Herrn" in der Peterskirche zu Heidelberg, von welchen er nachher eine Auswahl in überarbeiteter Gestalt veröffentlichte. Sie waren auf die weiteren Kreise der Gebildeten berechnet, und der innerste Kern der Streitfrage war darin ins Licht gestellt, wie nämlich das Abendmahl kein anderes Ziel haben kann, als „unseres Herzens Vertrauen auf das einige Leiden und Sterben Jesu

Christi am Stamme des Kreuzes hinzuweisen.“ Es war der wahrhaftige geschichtliche Christus, der sein theures Blut für die erlöste Gemeinde vergossen hat, für dessen Person Olevian in diesen Predigten kämpfte, den er um keinen Preis an die Scheingestalt eines „erdichteten Christus“, wie er sich ausdrückt, dahingeben wollte.

Zu diesen Kämpfen mit äußeren Gegnern trat ein Streit mit inneren hinzu, welcher Olevians Stellung an der Spitze der Kirchenleitung in den letzten Jahren seiner pfälzischen Wirksamkeit verbitterte. Unstreitig waren die Verhältnisse der Pfälzer Kirche nicht dazu angethan, um mit der Kirchenzucht nach dem Vorbilde der Genfer Kirche durchgreifenden Ernst zu machen. Die staatskirchliche Parthei, an deren Spitze der geistreiche Arzt Erast, widersetzte sich einer strengeren kirchlichen Disciplin, in der nicht grundlosen Befürchtung, daß dadurch der Gewissenszwang wieder in die Kirche eingeführt werden möchte. Der Gegensatz zwischen einer disciplin-freundlichen und einer disciplin-feindlichen Parthei war bereits seit der kirchlichen Organisation vorhanden; er kam aber erst im Jahre 1568 in Folge einer am 10. Juni eröffneten Disputation des Engländers Georg Wither zum Ausbruche, welcher die These vertheidigt hatte, „daß die Pfarrer in Gemeinschaft mit dem Prebyterium die Macht hätten, jeglichen Sünder, auch die Fürsten zu vermahnen, zu strafen, zu excommuniciren und alles zur Kirchendisciplin Gehörige zu üben.“

Gewiß hatte Olevian mit seinen Freunden nur aus den reinsten Beweggründen der These zugestimmt; theilte er doch mit allen hervorragenden Trägern des reformirten Bekenntnisses die Ueberzeugung, daß in der evangelischen Kirche nicht nur für reine Lehre, sondern auch für einen reinen, der christlichen Wahrheit gemäßen Lebenswandel, Sorge getragen werden müsse. Mit Unrecht erblickten die Gegner in seiner Haltung die Merkmale der Herrschsucht und eines pfäffischen Fanatismus. Ein heftiger Zwist entbrannte. Mit Erast hatten sich noch Silvanus und Neuser gegen Olevian und die einer strafferen Zucht günstige Parthei verbunden. Neuser, Olevians College an der Peterskirche, wurde wegen seiner leidenschaftlichen Streitführung an die Kirche zum heil. Geist versetzt. Gutachten auswärtiger reformirter Lehrer, wie z. B. Bullingers und Bezas, wurden eingeholt; die Entscheidung war, da insonderheit die Zürcher der milderen Handhabung der Zucht das

Wort redeten, sehr ungewiß, als plötzlich die Entdeckung gemacht wurde, daß Silvanus und Neuser Leugner der Dreieinigkeit wären und mit den Türken sich in verrätherische Unterhandlungen eingelassen hätten. Es wurde nun gegen dieselben ein Hochverraths- und Gotteslеugnungsprozeß eingeleitet, der mit der Flucht Neusers nach Konstantinopel und der Hinrichtung des Silvanus durch das Schwert auf dem Marktplatze zu Heidelberg endigte. Dieser bedauerliche Zwischenfall gab der Streitfrage über die Kirchenzucht eine andere Wendung. Auf kurfürstlichen Befehl wurden in der pfälzischen Kirche jetzt überall Presbyterien eingerichtet, und diesen, nicht den Geistlichen, ward die Handhabung der Kirchenzucht nach Anleitung der heil. Schrift übergeben. Am 25. Nov. 1570 wurden die Namen der Mitglieder des ersten Aeltestengemeinderaths zu Heidelberg von Olevian der Gemeinde verkündigt. Olevian hatte als Frucht seines treuen Beharrens immerhin einen schönen Erfolg erreicht; aber im Ganzen war der einer lebendigen Entwicklung der Presbyterialverfassung günstige Zeitpunkt längst vorüber. Die theologischen Streitigkeiten verdrängten bereits jedes andere kirchliche Interesse. Die Zänkereien in der deutschen protestantischen Kirche wurden immer unerquicklicher; Friedrich III. fühlte, daß sein Ende nahe, und von seinem Sohne Ludwig war vorauszusehen, daß er in der reformirten Pfalz die Fahne des Lutherthums aufpflanzen werde. Der 26. October 1576 war der Todestag Friedrichs III. Der treffliche Fürst schied mit den Worten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren ... ich habe der Kirche lange genug gelebt, jetzt werde ich zu einem besseren Leben berufen; ich habe der Kirche zum Besten gethan, was ich gekonnt, habe aber nicht viel vermocht; Gott der Allmächtige wird sie nicht verwaiset lassen.“ Von seinem Sohne Ludwig erwartete er selbst nichts Gutes. „Lutz wirds nicht thun“, hatte er auf seinem Sterbebett gesagt.

Kurfürst Ludwig zögerte vierzehn Tage mit seinem Einzuge in Heidelberg. Seine Gesinnung verbarg er nach seiner Ankunft nicht. Zur Abhaltung der Leichenfeierlichkeit seines verstorbenen Vaters hatte er einen heftigen lutherischen Streittheologen, Paul Schechsius, mitgebracht; den Buchhändlern wurde sofort verboten, reformirte Bücher zu verlegen oder zu verkaufen. Alle Gegenvorstellungen der Universität, der Geistlichkeit, des städtischen Rathes, blieben erfolglos. Olevian, der treue Zeuge, der Be-

gründer der pfälzischen Kirche, der langjährige Lehrer und Prediger, wurde aus dem Kirchenrathe, von dem Lehrstuhle und der Kanzel gestoßen, ja mit Stadtarrest belegt! Das Schreiben wurde ihm gänzlich untersagt; stumm sollte er das ihm zugefügte Unrecht ertragen. Mit Mühe gelang es den Bemühungen des Oberhofmeisters am Hofe Friedrichs III., Ludwig von Sain, Grafen zu Wittgenstein, die Freilassung Olevians zu erwirken. Die reformirten Prediger wurden jetzt kurzweg vertrieben, den Gemeinden lutherische Pastoren aufgedrängt, die reformirten Universitätslehrer ohne Entschädigung entlassen. Um so mehr gebührt dem Grafen Wittgenstein, der in seinem Schlosse Berleburg Olevian als seinen „lieben Gast“ aufnahm, und ihm eine neue, wenn auch beschränkte Wirksamkeit eröffnete, ehrende Anerkennung. Die Forschung in der h. Schrift gewährte in dieser Verbannung dem Reformator reichlichen Trost. In Berleburg schrieb er seine Erklärung der Briefe des Apostels Paulus an die Galater, Römer, Philipper und Kolosser, welche Beza mit einer Vorrede begleitete. Ebendaselbst entwarf er auch seine Lehrschrift: „von dem Wesen des Gnadenbundes.“ Aber nicht lange sollte ihm diese ruhige Thätigkeit vergönnt sein. Bald erbaten sich die Grafen von Nassau-Siegen, Hadamar und Dillenburg, Solms und Wied seinen Rath bei der Einrichtung ihrer Landeskirchen. Vom Jahre 1584 an siedelte er gänzlich nach Herborn über und ward dort der erste Begründer einer reformirten Hochschule und der berühmten Corvin- oder Raabschen Buchdruckerei. Noch erlebte er die Freude am 13. Juni 1586 in Herborn einer Synode aus Abgeordneten der Grafschaften Nassau, Wittgenstein, Solms und Wied vorzusitzen, welche die reformirte Presbyterial- und Synodalverfassung nach dem Vorbilde der Genfer Kirche in jenen Landschaften einführte. Aber jetzt waren auch die Tage des unermüdlichen Arbeiters gezählt. Schon längere Zeit durch Ueberarbeitung erschöpft hatte er seit dem 25. Februar 1587 seine Berufsgeschäfte einstellen müssen; am 11. März verfaßte er im Vorgefühle des herannahenden Todes sein Testament, Gott darin preisend, „daß er ihn erwählet habe zur Kindschaft in Christo aus Gnade.“ Am 12. März schrieb er seinem Sohne Paulus zu Kirchbach im Bisthum Speier einen rührenden Abschiedsbrief: „Ich habe Lust, sagt er darin, abzuscheiden und bei Christo zu sein, dem ich auch Dich ganz und gar, gleichwie in der heil. Taufe, also auch jetzt bei

meiner Heimfahrt zum Herrn ... befehle und übergebe, wie auch dem Worte seiner Gnaden." Liebliche Gesichte umschwebten ihn in seinen letzten Tagen. Es kam ihm vor, als spaziere er auf einer schönen Wiese und werde fortwährend vom Thau des Himmels begossen. Der 15. März des Jahres 1587 war sein Todestag. Aus vorgelesenen Schriftabschnitten, besonders aus dem 53. Kapitel des Propheten Jesaja, schöpfte er Trost im Sterben. Noch in seinen letzten Stunden empfahl er die Armen der Stadt Herborn dringend der Fürsorge des Rathes. Die Umstehenden beteten auf seinen Wunsch und stimmten das Lied an: „Nun bitten wir den heiligen Geist." Dann richtete sein College Alsted die Frage an den Sterbenden: „Lieber Bruder! Ihr seid ohne Zweifel Eurer Seligkeit in Christo gewiß, gleichwie Ihr die Anderen gelehrt habt?" „Vollkommen gewiß!" Das waren die letzten Worte, welche Olevian, seine Hand auf das Herz gelegt, aussprach. Seine sterbliche Hülle liegt in der Pfarrkirche zu Herborn begraben. Das Werk seines Geistes lebt in den Unionskirchen Südwest-Deutschlands fort. D. Schenkel in Heidelberg.

---

## 298. Zacharias Ursinus und der Heidelberger Katechismus.

8. März.

In der Reformationsgeschichte Deutschlands lassen sich zwei unterschiedene Abschnitte bezeichnen: eine Zeit des Anfangs, wo die große religiöse Geistesbewegung unter der persönlichen Leitung ihrer ersten Urheber steht und von diesen mit vollen Händen die gottgesegnete Saat evangelischer Wahrheitserkenntniß ausgestreut wird, und eine Folgezeit, wo, nachdem die erste Generation vom Herrn aus dem Arbeitsfeld bereits heimgerufen worden ist, einer zweiten die Aufgabe zufällt, die bereits in den Aehren stehende Ernte des Herrn zu beschirmen, eine jede der unter sich nicht ganz gleichartigen Fruchtgattungen, welche zum Vorschein gekommen sind, zu umfriedigen, auch von mancherlei mit aufgeschossenem Unkraut zu reinigen, mit einem Wort: die Zeit des festern Ausbaues der evangelischen Bekennerschaften zu eigentlichen Confessions-Kirchen. In diese zweite Generation gehört der Mann, von welchem hier die Rede sein soll. Er gehört der reformirten Kirche

Deutschlands an; ja unter den Theologen der letztern ist sein Name in allen Ländern und Welttheilen, über welche die reformirte Kirche sich ausgebreitet hat, vielleicht am Meisten bekannt und gefeiert, und zwar weil er den Hauptantheil hat an der Abfassung jenes volksmäßigen Bekenntniß- und Unterweisungsbuches, welches unter den Reformirten aller Länder den ungetheiltesten Beifall und die weiteste Verbreitung erlangt hat, nemlich des Heidelberger Katechismus, dessen Anslichttreten vor nunmehr drei Jahrhunderten, gerade in diesem Jahre (1863) in der reformirten Christenheit mit Dank gegen Gott begangen werden wird.

Zacharias Ursinus, geboren am 18. Juli 1534, war der Sohn einer angesehenen, jedoch nicht eben begüterten Familie. Sein Vater Andreas Bär war damals als Diaconus an der Mariamagdalenen-Kirche in Breslau angestellt; später wurde er Inspektor des geistlichen Ministeriums und Professor der Theologie an der Elisabethanischen Schule daselbst; seine Mutter Anna Roth stammte aus patrizischem Geschlecht. Frühzeitig zeigte der junge Zacharias vorzügliche Anlagen, welche vom Vater und treuen Lehrern ihre Ausbildung empfingen. Bereits 1550 in seinem sechszehnten Lebensjahr war er reif genug um die Universität Wittenberg beziehen zu können. Das Zeugniß eines besonders hoffnungsvollen Jünglings, welches er sich auf der Schule erworben, bewog den Rath und die Handelszunft in Breslau ihn mit Stipendien zu unterstützen. Er verweilte in Wittenberg fast sieben Jahre, mit einer einzigen Unterbrechung im dritten Jahre seiner Studien, wo ihn eine in Wittenberg ausgebrochene Pest von dort vertrieb, aber auch drohende politische Ereignisse seine Heimkehr nach Breslau räthlich erscheinen ließen. Es war das letzte Jahrzehnd der so langen und an vielen tausend Jünglingen so reichgesegneten Wirksamkeit Philipp Melanchthons, des Lehrers von Deutschland, an dieser Ursprungsstätte des gereinigten Evangeliums im Vaterland. Es war aber zugleich das Zeitalter, in welchem leidenschaftliche Streitigkeiten zwischen den Anhängern des Lutherischen und des Calvinischen Lehrbegriffs vom Abendmahl den Frieden der Kirche störten, unter den Protestanten Deutschlands eine weitgehende Zerklüftung nach sich gezogen hatten, und der gehässige Hadergeist der Eiferer für Luthers reine Lehre durch unausgesetzte Schmähungen die letzten Tage Melanchthons auf's Empfindlichste trübte. Der junge Ursinus, schon in Breslau im

friedfertigen Geiste der Schule Melanchthons erzogen, schloß sich in Wittenberg eng an seinen ehrwürdigen Lehrer an und wurde von diesem väterlich wieder geliebt. Als Melanchthon im Jahre 1557 zum Religionsgespräch nach Worms reiste, durfte der vielversprechende Zögling dem berühmten Meister sich anschließen. Nach dem Schluß des Religionsgesprächs aber trat Ursinus, von freigebigen Verwandten unterstützt, eine gelehrte Reise an. Sie führte ihn von Worms über Heidelberg und Straßburg nach Basel und Zürich; von dort nach Lausanne und Genf und weiter über Lyon und Orleans nach Paris. Auf der Rückkehr nach Wittenberg im September 1558 besuchte er noch Tübingen, Ulm und Nürnberg. Glänzende Empfehlungen Melanchthons verschafften dem jungen Mann überall die beste Aufnahme. Noch lebte Calvin und die mit ihm gleichzeitigen Begründer und Wortführer der reformirten Kirche und Theologie. Ursinus lernte fast alle diese Männer persönlich kennen und erwarb sich ihre Hochschätzung und Liebe. Calvin schenkte ihm seine Schriften, in welche er mit eigner Hand Zeugnisse seiner wohlwollenden Gesinnung für den Empfänger einschrieb. Diese Reise war für Ursinus von hoher Wichtigkeit. Denn er benutzte nicht nur unter anderem den Pariser Aufenthalt zur Erweiterung seiner Kenntnisse im Hebräischen und zur Erlernung des Französischen, sondern gewann auch einen tiefern Einblick in die kirchlichen Verhältnisse der durchwanderten Länder und Oertlichkeiten. Endlich waren die erworbenen persönlichen Bekanntschaften von weitreichenden Folgen für sein späteres Leben.

Mittlerweile hatten sich Breslauische Gönner für eine Anstellung des jungen Gelehrten in der Heimath bemüht. Auf der Rückreise in Wittenberg traf ihn eine Berufung als Lehrer an dem Elisabethanischen Gymnasium. Ursinus folgte dem Ruf aus Liebe und Dankbarkeit für die Vaterstadt, vermuthlich aber nicht eben mit leichtem Herzen. Denn der Streit zwischen Lutherisch- und Melanchthonisch-Gesinnten war unterdessen auch dort heftig entbrannt und Ursinus fehlte das Vertrauen in Mitten desselben auf die Dauer eine öffentliche Stellung behaupten zu können. Denn seine Ueberzeugungen waren durch die Reise ausgereift und hatten ihm eine sehr bestimmte Stellung auf Seiten Calvins angewiesen. Obwohl in der Friedensgesinnung mit Melanchthon innig verwandt und dem edeln Mann bis an sein Ende treu zu-

gethan, vermochte Ursinus doch nicht sich mit der unentschiedenen Stellung seines Lehrers zwischen Lutherthum und Calvinismus einverstanden zu erklären und mit dem Bekenntniß seiner Ueberzeugungen zurückzuhalten. So gerieth er in Breslau bald in den gehässigen Ruf eines Calvinisten. Er wußte sich darüber zwar in einer eigenen Schrift zu verantworten, aber im Drang einer peinlich gewordenen Lage sich zu entziehn begehrte und erhielt er wenige Tage nach dem Tode Melanchthons seine Entlassung begleitet von rühmlichen Zeugnissen und der ausgesprochenen Erwartung, daß er auf den Ruf der Vaterstadt wieder in deren Dienste treten werde.

Ursinus brachte in der vollen Freudigkeit eines entschiedenen Glaubens seim Amt zum Opfer. Seinem Oheim Roth gab er auf die Frage: wohin er sich wenden wolle? freimüthig die Antwort: „Nicht ungern verlasse ich mein Vaterland, wenn es das Bekenntniß der Wahrheit nicht zulassen will, das ich mit gutem Gewissen nicht aufgeben kann. Lebte mein bester Lehrer Philipp noch, so würde ich mich nirgend anders wohin als zu ihm begeben. Nun er gestorben ist, will ich mich zu den Zürichern wenden, deren Ansehn hier freilich nicht groß ist, die aber bei andern Kirchen einen so berühmten Namen haben, daß er von unsern Predigern nicht verdunkelt werden kann. Es sind fromme, gelehrte, große Männer, mit denen ich mein Leben zuzubringen sofort beschlossen habe. Für das Uebrige wird Gott sorgen." So geschah es. Ohne sich auf der Durchreise in Wittenberg fesseln zu lassen, wo ihn die Theologen gern zum Amtsgenossen gemacht hätten, langte Ursinus am 3. Oktober 1560 in Zürich an. Dort erneuerte er das freundschaftliche Verhältniß mit den einheimischen Geistlichen und Theologen, vor Allem mit Heinr. Bullinger und Peter Martyr. Mit warmer Hingebung aber schloß sich Ursinus besonders an Letztern an und pries sich glücklich den „göttlichen Unterricht" desselben genießen zu können. Es that ihm wohl hier mit voller Freiheit seine Ueberzeugung bekennen und in einer lebendigen Glaubensgemeinschaft leben zu dürfen. Zwar verläßt ihn nicht die Liebe zur Heimath. Er schreibt von Zürich aus: „Wenn die Unsrigen mich die Lehre, welche in diesen Schweizerischen Kirchen über die Sakramente, die Vorsehung und Wahl Gottes, den freien Willen, die menschlichen Ueberlieferungen in der Kirche, die strenge christliche Kirchenzucht gelten, auf meine Gefahr öffentlich und amtlich

lehren lassen wollten, so würde ich bereit sein zu zeigen, mit welchem wahrhaften Verlangen, dem Vaterlande zu dienen, ich erfüllt bin." Allein die Hoffnung seiner Breslauer Freunde ihn einmal wieder in ihre Mitte zurückkehren zu sehn, ging nicht in Erfüllung; denn es öffnete sich für Ursinus bald nachher ein großer und lohnender Wirkungskreis in Mitten der reformirten Kirche der Pfalz.

Am 12. Februar 1559 war der Churfürst Otto Heinrich von der Pfalz gestorben. Sein Nachfolger in den Churlanden wurde Friedrich, bisher Herzog zu Pfalz-Simmern, ein Fürst geziert mit den edelsten Regenteneigenschaften, vor allem erfüllt von der aufrichtigsten Gottesfurcht. Schon in seinem kleinen Erbland hatte Friedrich ebenso entschieden die Sache der Reformation geführt, als Otto Heinrich in der Churpfalz. Allein während der Letztere vom Lutherthum ausgehend zu jener mildern und freiern Auffassung der streitigen Lehrpunkte des Protestantismus übergegangen war, welche Melanchthon und seine Schule vertrat und die sich im Abendmahl der Calvinischen näherte, so war Friedrich längst mit Bestimmtheit dem Calvinismus innerlich zugewendet. Gemäß dem Rechte über die Landesreligion zu bestimmen, welches den deutschen Reichsständen durch den kurz vorher abgeschlossenen Religionsfrieden zugesprochen worden war, suchte daher Friedrich dem Drang seines Gewissens folgend mit großem Ernst das Calvinische Bekenntniß auch bei seinen Unterthanen in der Churpfalz zum herrschenden zu machen. Vor allem war die theologische Fakultät in Heidelberg dazu bestimmt, ihm bei diesem Vorhaben Dienste zu leisten. Schon unter Otto Heinrich war eine Anzahl von der reformirten Lehrform zugethanen Männern an der Universität angestellt worden, unter ihnen Peter Boquin, ein geflüchteter französischer Calvinist, als Professor der Theologie. Nicht minder hatten hochgestellte Beamte und selbst Otto Heinrichs Hofprediger Michael Diller dem reformirten Bekenntniß gehuldigt. Aber erst Friedrich nahm die Umgestaltung der Universität und theologischen Fakultät im Sinn dieses Bekenntnisses entschiedener in Angriff. Unter dem Beirath der Züricher und Genfer Theologen gesellte Friedrich dem genannten Boquin noch Em. Tremellius und Casp. Olevian, einen unmittelbaren Schüler Calvins, als Professoren der Theologie bei. Vor Allen gern hätte Friedrich den von ihm hochverehrten Peter Martyr von Zürich nach Heidelberg gezogen.

Allein dieser lehnte wegen vorgerückten Alters ab und empfahl statt seiner den jungen Ursinus. Zu den Genannten kam seit 1568 noch der berühmte Hieron. Zanchi.

So trat Ursinus in seinem sieben und zwanzigsten Lebensjahr in einen Kreis von Männern ein, welche zu den Säulen der reformirten Kirche gehören. Durch die Vereinigung derselben empfing Heidelberg weit über die Grenzen der Pfalz hinaus einen berühmten Namen. Die Universität galt seit Friedrichs Zeiten als eine Burg des reformirten Glaubens.

Ursin's Hauptamt in Heidelberg war und blieb das eines Vorstehers am Sapienzkollegium, einer Art Predigerseminars, welches zum häuslichen Zusammenleben der Zöglinge eingerichtet, mit der Universität in engster Verbindung stand. Schon Otto Heinrich hatte dieses Collegium gegründet, um dem fühlbaren Mangel an Geistlichen für die Pfalz Abhülfe zu schaffen. Von Friedrich dagegen war die Anstalt erweitert worden, so daß sie 70 Zöglinge aufnehmen konnte und unmittelbar unter den Kirchenrath gestellt. Nicht gering war die Aufgabe für einen Mann, welcher selbst noch im jugendlichen Alter stand, die Erziehung einer so großen Zahl künftiger Prediger zu leiten. Nicht nur das Wissenschaftliche der eigentlichen Theologie, sondern auch das Praktische, Predigt und Katechese, umfaßte Ursinus in seinen Vorträgen an jenem Collegium; ja, so wie er das Bedürfniß erkannte, so unterzog er sich sogar dem encyklopädischen Unterricht der philosophischen Fächer. Am 28. August 1562 erhielt er die Doctorwürde, womit die Obliegenheit den von Olevian verlassenen Lehrstuhl der Dogmatik an der Universität zu übernehmen verbunden war. Aber schon nach sechs Jahren trat er dieses Amt, das ihm ungeachtet seines eisernen Fleißes zu beschwerlich geworden war, an Zanchi ab. Denn zu den Bemühungen für gründliche und gewissenhafte Ausarbeitung seiner Vorlesungen kamen noch fast ohne Unterbrechung hinzu die vielen Geschäfte, womit ihn der Churfürst speciell beauftragte und die Abfassung seiner, mit allem Fleiße ausgefeilten, gelehrten Schriften. Zwar nicht an allen Arbeiten für die innere Befestigung und Organisation der Pfälzischen Kirche, welche auf Friedrichs Antrieb schon in den ersten Jahren in Angriff genommen wurden, nahm Ursinus in gleichem Maße Antheil, wie sein Freund Olevianus. Die Aufstellung einer neuen Gottesdienstordnung und eines Kirchenrathes als oberster, aus

geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzten Behörde in Kirchen- und Schulsachen, war mehr das Geschäft des für praktisch-kirchliche Angelegenheiten vorzüglich ausgerüsteten Olevianus. Der Letztere wurde auch deshalb bald von seinen Aemtern an der Universität entbunden und dafür zum Stadtpfarrer in Heidelberg und Mitglied des Kirchenraths ernannt. Dagegen gab es fast keine Gelegenheit, wobei es eines lehrhaften Ausdrucks für das Calvinische Bekenntniß bedurfte, ohne daß der Churfürst Ursinus als Hauptwortführer, Vertheidiger und Beurtheiler herbeigezogen hätte. Unter den Arbeiten der letztern Art war aber keine so wichtig, als der Antheil, welchen Ursinus nahm an der Abfassung des Heidelberger Katechismus.

Der Churfürst Friedrich machte bereits im Anfang seiner Regierung die Wahrnehmung, daß der katechetische Jugend- und Volksunterricht in seinen Landen nicht bloß überhaupt sehr vernachlässiget, sondern auch, wo dieses nicht der Fall war, nach eines jeden Predigers Willkür ertheilt werde. Er erachtete daher eine zuverlässige und übereinstimmende Unterweisung im christlichen Glauben für durchaus nothwendig, einen Katechismus, welcher die Hauptpunkte der Religion aus Gottes Wort klar und gründlich erklärte, damit nicht allein für die Jugend und die Einfältigen besser gesorgt werde, sondern auch Prediger und Schullehrer eine sichere Richtschnur und Form hätten, wonach sie in Kirchen und Schulen die Hörer unterweisen, anstatt nach ihrem Wohlgefallen Neues, oder was der heil. Schrift weniger angemessen vorzutragen. Mit der Abfassung dieses Katechismus beauftragte der Churfürst Ursinus und Olevianus und beide gingen mit all' der Liebe an das Werk, welche die Wichtigkeit der Sache von ihnen forderte. Zunächst wurde von den Beauftragten der reiche Schatz trefflicher Katechismen, welchen die reformirte Kirche bereits befaßt, besonders die Katechismen Calvin's und Lasky's, gewissenhaft zu Rath gezogen. Auf Grundlage des gemeinsam gesammelten Materials arbeitete dann aber Ursinus zwei Entwürfe zu einem Katechismus aus, einen längern und einen kürzern, beide in lateinischer Sprache. Dies zeigt, daß sie nur als Vorarbeiten für das Pfälzische Volksbuch dienen und vor allem die Lehre desselben feststellen sollten. Und so war es. Die Ursinischen Entwürfe wurden alsdann wiederum von beiden Theologen gemeinsam in deutscher Sprache verarbeitet und nach mannigfachen Veränderungen in die Form gebracht,

in welcher der Heidelberger Katechismus nachher an's Licht getreten ist. Daß an der ebenso klaren, als körnigen deutschen Stylisirung des Buches Olevian einen Hauptantheil hat, und daß von ihm die viel bewunderte Anlage desselben, die charakteristische Dreitheilung des gesammten Stoffes, so wie der einfache, durchsichtige biblische Bau des Katechismus herrührt, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, und es bleibt daher jedem der beiden Männer an der Abfassung des Ganzen sein eigenthümliches Verdienst.

Betrachtet man nun den Katechismus als Ganzes, so ist wohl darauf zu achten, daß er seiner Zweckbestimmung nach ebensowohl ein kurz gefaßter Ausdruck der Glaubenslehre, eine Art von Bekenntnißschrift für die ganze Pfälzische Kirche, als ein Unterweisungsbuch für die Jugend sein sollte. Hieraus folgt, daß er in manchen Stücken etwas ausführlicher ist, als andere bloß für die Jugend bestimmte Katechismen des Reformationszeitalters. Auch geht er nicht allein in Einzelnem über das Bedürfniß der Jugend hinaus, sondern leiht auch in manchen sonst in den Kreis der Unterweisung des Kindesalters allerdings gehörigen Lehrstücken der Heilswahrheit einen Ausdruck, dessen Verständniß sich erst der tieferen, gereifteren Seelenerfahrung des Erwachsenen in vollem Umfang erschließt. Gleichwohl thut diese Eigenthümlichkeit dem Werth des Katechismus für die Jugend im Ganzen keinen Eintrag. Denn dieser Werth beruht außer dem bereits Angeführten vorzüglich einmal auf der Einfachheit und Natürlichkeit seiner dreitheiligen Anlage: 1) von des Menschen Elend; 2) von des Menschen Erlösung; 3) von der Dankbarkeit; dann auf deren meisterhafter Entwicklung im Einzelnen. Im ersten Theil wird nicht in der Weise des Lutherschen Katechismus die ganze Reihe der einzelnen Gebote Gottes vorgeführt, sondern nur die Summe des Gesetzes nach dem Worte Christi bei Matth. 22, 37—40. Gegenüber diesem Bild des gottgefälligen Dichtens, Trachtens und Lebens, zu welchem der Mensch an sich die Bestimmung hatte, kommt nun die ganze Tiefe des sündlichen Verderbens der wirklichen Menschheit seit und durch Adam zur sachlich gewaltigsten Aussprache in Fr. 5. vom Haß gegen Gott und den Nächsten und Fr. 8. von der Untüchtigkeit zu einigem Guten und der Geneigtheit des natürlichen Menschen zu allem Bösen. Nachdem in der erschütterndsten Weise dadurch das Gefühl des Sündenelends und des Zornes Gottes geweckt worden ist, knüpft der zweite Theil die

Lehre von des Menschen Erlösung durch den gottmenschlichen Mittler an eine eingehende Erläuterung des apostolischen Bekenntnisses. Unter vielem andern ist hier besonders hervorzuheben die unvergleichliche Beschreibung des wahren Glaubens Fr. 21. und der Rechtfertigung Fr. 60. Hierauf folgt von Fr. 65 an die Erörterung der Sakramente als heiliger Wahrzeichen und Siegel der Verheißungen Gottes im Evangelium und in gleichem, ächt Calvinischem Ausdruck die Ausführung über das Amt der Schlüssel. Der dritte Theil bringt zunächst die Erklärung der 10 Gebote. Während im ersten Theil das Gesetz dem Menschen den Spiegel seiner Sünde und seines Elends vorhielt, so kehrt es im dritten Theil wieder, nur in anderer Bedeutung, nemlich als Richtschnur für das christliche Leben. Der Katechismus hält hier die Eigenthümlichkeit des ganzen reformirten Lehrsystems fest, daß das Gesetz in seiner Bedeutung für das dankbare Leben des Erlösten zu seiner vollen Anwendung kommt. Auf's Strengste wird jedoch der Gedanke durchgeführt, daß die guten Werke, welche in der Gesetzeserfüllung erzeugt werden, nicht etwa in katholischer Weise als Verdienste erscheinen, sondern als Früchte des neuen, in der Wiedergeburt uns geschenkten Geistes, als Erweisungen der Dankbarkeit für die in uns erfahrene Erlösung. Zum dritten Theil gehört endlich die Auslegung des Unser Vater als des hauptsächlichsten Theiles des geistigen Gottesdienstes und der Dankbarkeit. So sind die drei allen christlichen Katechismen gemeinsamen Hauptstücke auch dem Heidelberger eingeordnet, aber in einer der reformirten Eigenthümlichkeit entsprechenden Folge und Auffassungsweise. Von einzelnen Stücken des Heidelberger Katechismus aber sind noch besonders berühmt geworden die ergreifende Antwort auf die Fr. 1., mit welcher der Katechismus beginnt: was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben? sowie die Fr. 80. mit ihrer scharfen Aussprache gegen die römische Messe als „eine vermaledeite Abgötterei." Die erste Auflage des Katechismus hatte diesen Ausdruck nicht. Da aber in jenen Tagen die Beschlüsse des Conciliums von Trient veröffentlicht wurden, so fühlte sich der Churfürst bewogen diese Auflage soviel als möglich zurückzuziehen und in der darauf folgenden die obige Verschärfung anzubringen, welche auf römischer Seite sehr übel genommen wurde und in der späteren Pfälzischen Kirchengeschichte eine bedeutende Rolle spielt.

So ging 1563 dieser Katechismus aus mit der Weisung des

Kirchenraths, daß in den Sonntag-Nachmittagsgottesdiensten regelmäßig über dessen Fragstücke auch vor den Erwachsenen gepredigt werde. Der amtliche Text wurde zu diesem Ende in 52 Sonntage abgetheilt und außerdem in 10 Lektionen oder Abschnitte, welche jeden Sonntag vor der Predigt sollten vorgelesen werden. Bald wurde der Katechismus nicht nur in's Lateinische, sondern selbst in's Griechische und Hebräische, sowie in alle lebende europäische Sprachen übersetzt. Denn in der gesammten reformirten Kirche gewann der „Heidelberger" ungetheilten Beifall und das volle Ansehn eines Bekenntnißbuches. Auch die regelmäßigen Katechismuspredigten wurden außerhalb der Pfalz, z. B. in Holland bleibende Kirchensitte. Und in der That erklärt sich diese Verbreitung leicht aus dem Gehalt des Katechismus. Mit Recht sagt ein neuerer reformirter Theolog:[1]) Eine eigenthümliche Kraft und Salbung ist über das ganze Werk ausgegossen. Eigenthümlich frisch und erweckend spricht das Buch gerade darum zur Seele, weil es als zuversichtliches, freudiges Bekenntniß des heilsgewissen Christenherzens auftritt. Es wird in ihm ebenso sehr zum Gemüthe und Willen, als zum Kopfe geredet. Scharfe und volksthümliche Entwicklung der Begriffe ist hier auf das Schönste verbunden mit dem tiefen Gefühl der Frömmigkeit, wie mit dem ernsten Geist der Erweckung und fröhlich glaubenden Zuversicht. Und wer, der nur einmal diesen Katechismus gelesen hat, könnte verkennen, wie unauflöslich mit diesen hohen Vorzügen der kräftige, würdige und doch so einfache Styl verbunden sei. Welch' eine treuherzige, verständliche und doch so erhabene Beredsamkeit spricht z. B. aus der ersten Frage: was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben? „Daß ich mit Leib und Seele, beide im Leben und Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin, der mit seinem theuern Blut für alle meine Sünden vollkommlich bezahlet und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat und also bewahret, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupte fallen kann, ja auch mir Alles zu meiner Seligkeit dienen muß. Darum er mich auch durch seinen heil. Geist des ewigen Lebens versichert und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht."

---

[1]) Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1857, S. 106.

Ueber diesen Sorgen für den innern Ausbau der Pfälzischen Kirche, mangelte es nicht an Gelegenheit zu Kämpfen nach Außen, denen sich Ursinus nicht entziehn konnte. Die Aufrichtung des Calvinischen Kirchenthums in der Churpfalz erregte in und außerhalb Deutschlands ein großes Aufsehn. Der Churfürst Friedrich erntete von der einen Seite hohes Lob, von der andern erfuhr er bittern Tadel und heftige Angriffe. Im besondern ließen die lutherisch gesinnten Nachbarfürsten Herzog Christoph von Würtemberg, Markgraf Karl von Baden und Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken nicht nach in Bemühungen den Churfürsten von seinen Reformen zurückzubringen. Bei diesem Anlaß kam immer von Neuem die Abendmahlslehre zur Sprache. Um die Angriffe auf die von den Gegnern sehr entstellte reformirte Abendmahlslehre zu widerlegen arbeitete Ursinus im Auftrage des Churfürsten eine seiner berühmtesten Schriften aus, welche 1564 unter dem Titel: „Gründlicher Bericht vom heil. Abendmahl unseres Herrn Jesu Christi, gestellt durch der Universität Heidelberg Theologen" im Namen der ganzen Fakultät veröffentlicht wurde. Im gleichen Jahre wurde in Gegenwart der beiderseitigen Fürsten von Pfälzischen und Würtembergischen Theologen in dem Würtembergischen Kloster Maulbronn von 10—15 April ein berühmt gewordenes Religionsgespräch gehalten. Bei dieser ebensowenig erquicklichen, als erfolgreichen Verhandlung war unter den zahlreich anwesenden Pfälzern Ursinus der Hauptwortführer gegen den Tübinger Kanzler Jak. Andreä. Als im Jahre 1573 von demselben Andreä den Pfälzischen Theologen der Vorwurf entgegengeschleudert wurde: sie verträten in ihrer Glaubenslehre die Gräuel des Muhammedanismus und die Dogmen des Alkoran, so wurde 1574 das „Bekenntniß der Theologen und Kirchendiener zu Heidelberg von dem einigen wahren Gott in drei Personen, den zwei Naturen in der einigen Person Christi und dem heiligen Abendmahl unseres Herrn Jesu Christi" veröffentlicht. In meisterhafter Klarheit und Schärfe werden die hier genannten Lehrpunkte entwickelt und begründet und am Schluß ein kurzer Inbegriff der reformirten Abendmahlslehre hinzugefügt. Auch an dieser Arbeit war Ursinus' Antheil jedenfalls ein sehr beträchtlicher, ja sie wird ihm wohl ganz zugeschrieben.

Zu diesen Kämpfen nach Außen kamen innere Kämpfe in der Pfälzischen Kirche selbst.

Der Heidelberger Katechismus charakterisirt sich als treuer Ausdruck der Calvinischen Reformation auch durch die in Fr. 82—85 niedergelegten Grundsätze über die Nothwendigkeit einer von Gemeinde-Presbyterien zu übenden Kirchenzucht und speciell der Ausschließung Unwürdiger vom heil. Abendmahl. Schon frühzeitig hatte sich Olevian über diese wichtige Einrichtung Calvins Rath erbeten und ihn erhalten. Nicht minder war es dem Churfürsten voller Ernst mit der Einführung dahin zielender presbyterialer Einrichtungen in der Kirche seines Landes. Nur war die praktische Verwirklichung dieses Gedankens bei der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche in der Pfalz nicht ohne große Schwierigkeiten. Die unter Schutz und Pflege des Staates gegründeten reformirten Kirchen in der deutschen Schweiz hatten unter dem Einfluß dieser Thatsachen, ähnlich wie die lutherischen Kirchen Deutschlands, in Betreff des Verhältnisses zum Staat andere Grundsätze angenommen und in andere Gewöhnungen sich hineingelebt, als die Kirchen in Frankreich und den Niederlanden, welche unter Druck und Verfolgung von Seiten der Staatsgewalt entstanden waren. Letztere waren nicht gewöhnt von der Staatsgewalt Förderungen zu begehren, aber eben so wenig Einwirkungen auf ihr inneres Leben zu dulden. Sie suchten vielmehr eifrig ihre körperschaftliche Unabhängigkeit in kirchlichen Dingen sich zu wahren, und empfanden deshalb nichts so lebhaft, als das Bedürfniß einer ernsten, nicht von der Staatspolizei, sondern von den eignen Organen der Kirche zu übenden Zucht über ihre Glieder. Diese Zucht galt ihnen als einzig feste Grundlage ihrer innern Einheit und diese als unerläßliche Grundbedingung ihrer Gemeindefreiheit und Selbstregierung. Die Wirkungen dieser Verschiedenheit, schon in der Schweiz hervorgetreten, zeigten sich auch in der Pfalz. Olevian und mit ihm vornemlich die in der Pfalz angesiedelten ausländischen Calvinisten drangen auf Einrichtungen im Einklang mit dem Katechismus; eine andere Partei, an ihrer Spitze Thom. Erastus, Professor der Medicin, ein geborener Schweizer, erklärten sich heftig gegen die Zuchtübung der Kirche und verfochten die in der Schweiz und Deutschland einheimische Gewöhnung. Die Einzelnheiten des heftigen Streites, welcher darüber seit 1568 zum Ausbruch kam, können hier nicht erzählt werden. Genug: der Sache lag zu Grund jener tiefere Gegensatz zwischen einem Staatskirchenthum und einem Freikirchenthum, der später noch

öfters im Schooß der reformirten Gemeinschaft hervorgetreten ist. Erastus hatte gehofft, Ursinus als einen gebornen Deutschen in diesem Streit auf seine Seite herüberzuziehn. Allein vergeblich; denn Ursinus verfocht standhaft die Grundsätze seines Katechismus. Es war nicht die Art des Mannes, der einst als Jüngling eine ehrenvolle Laufbahn in Breslau willig seinen Ueberzeugungen zum Opfer gebracht hatte, in reiferem Alter zuerst in Büchern von einer Sache große Worte zu machen und dann dennoch dieselbe thatsächlich zu verleugnen. Er bekannte freimüthig: „wenn kein Dorf, keine Stadt ohne Disciplin, Gesetze und Strafen bestehn kann, so bedarf gewiß auch die Kirche, welche das Haus des lebendigen Gottes ist, ihrer eigenthümlichen geistlichen Verfassung und Disciplin, wenn dieselbe gleich von der staatlichen sehr verschieden ist." An dieser Ueberzeugung machte ihn weder das Geschrei gegen den „Hierarchen" Olevian, noch die spitzen Reden gegen die „Fremden", noch die Ungunst irre, in welche er mit Olevian und den Fremden bei der der Disciplin abgeneigten Heidelberger Bürgerschaft so wie bei vielen Gelehrten, Hofleuten und Beamten gerieth, zumal unter den Personen, welche Erasts Partei nahmen, der Natur der Sache nach viele Leute von zweideutigem und — wie sich später erwies — lockerem Charakter sich befanden. Erastus aber wußte Ursins Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit so wenig zu würdigen, daß er denselben geradezu eines „wahnsinnigen" Verhaltens in dieser Sache beschuldigte.

Indessen war Ursinus von Natur schüchtern, ängstlich und weichen Gemüths. Deßhalb hatten die unablässigen theologischen Fehden je länger desto mehr für ihn etwas tief Verletzendes. Besonders das Maulbronner Gespräch hatte einen überaus schmerzlichen Eindruck in seiner Seele zurückgelassen. Daher zog er sich von dergleichen so viel nur immer möglich zurück und lebte seinen akademischen Beschäftigungen. Aber auch hier war er bei kärglichem Einkommen über die Maßen überbürdet, besonders dadurch, daß ihm neben Lehre und Disciplin auch die Geschäfte der äußern Verwaltung des Instituts oblagen. Er fühlte daher bald seine Kräfte abnehmen. Körperleiden und Schlaflosigkeit fingen an sich einzustellen; mehr und mehr lagerte sich eine düstere Hypochondrie über das edle Gemüth. Er sehnte sich danach von dem Sapienzkollegium, das er mitunter seine „Tretmühle" oder „Marterkammer" nennt, an eine ruhigere Stelle versetzt zu werden. Ein Ruf

von Bern an die theologische Schule zu Lausanne schien ihm 1571 die ersehnte Erleichterung zu bringen; allein zweimal lehnte der Churfürst Ursins Entlassungsgesuch ab und wider den Willen des Fürsten wollte er nicht scheiden. Er fügte sich also gottergeben in die Lage der Dinge, in welcher ihm jedoch seitdem Erleichterungen, auch Verbesserung seines spärlichen Einkommens, wenigstens versprochen wurden. Noch war Ursinus nicht in die Ehe getreten, besonders aus Gründen seiner Kränklichkeit. Erst im Sommer 1574 verband ihn eine glückliche Wahl mit Margaretha Trautwein, an welcher er eine treue Ehegenossin und liebevolle Pflegerin fand und von der ihm ein Sohn geboren wurde.

Aber noch brachen über den treuen Zeugen der Wahrheit schwere Stürme herein, wie er sie längst ahnend vorausgesehen hatte.

Am 26. October 1576 starb Churfürst Friedrich III. und ihm folgte in der Churwürde sein Sohn Ludwig VI. Der neue Regent war ein eifriger Lutheraner und keineswegs gesonnen die ihm widerwärtigen Schöpfungen seines Vaters zu achten, ja auch nur zu dulden. Vielmehr ging sein ganzer Sinn auf eine Umwälzung der bestehenden reformirten Ordnung zu Gunsten des Lutherthums. Mit der größten Schonungslosigkeit und Härte setzte er sofort sein Vorhaben in's Werk. Alle Gesuche der Geistlichkeit, der Universität, so wie des Rathes und der Zünfte in Heidelberg, sie bei freier Ausübung ihres Glaubens zu belassen, blieben vergeblich. Die Gotteshäuser wurden den Reformirten entzogen, der reformirte Kirchenrath aufgelöst und ein lutherischer an dessen Stelle gesetzt, die theologische Facultät aus einander gesprengt und gemäß diesen Maßregeln auch gegen Prediger und Lehrer im ganzen Lande verfahren, sofern sie nicht zum lutherischen Bekenntniß übertreten wollten. In Folge dessen wurden in Kurzem über 600 Prediger und Schullehrer um ihres Glaubens willen von ihren Stellen vertrieben. Mit tiefer Betrübniß richtete sich Ursins Blick auf den Schauplatz der Zerstörung jener Schöpfungen, für die er bisher mit so vieler Liebe und Hingebung gearbeitet hatte. Nur einen Beschützer fand das reformirte Bekenntniß innerhalb der Pfälzischen Lande um jene Zeit noch in Friedrichs zweitem Sohne Johann Casimir. Ihm war in der linksrheinischen Pfalz ein kleiner Territorialbesitz mit der Stadt Neustadt zugefallen. Hier sammelte der hochherzige Fürst, soviel es die Mittel erlaubten, einen beträchtlichen Theil der wissenschaftlichen Kräfte,

welche durch seinen Bruder von Heidelberg vertrieben worden waren, an einer neugegründeten Lehranstalt. Auch Ursinus gehörte zu denjenigen, welche in Neustadt eine Zufluchtsstätte und seit dem Mai 1578 an dem sogenannten Casimirianum einen neuen Wirkungskreis fanden. Aber auch sein körperliches Leiden und dessen Gefährten Hypochondrie und Melancholie begleiteten ihn nach Neustadt hinüber. Gleichwohl arbeitete Ursinus hier noch fleißig an einer umfassenden Auslegung des Propheten Jesaias und an einer gelehrten Erläuterung des Heidelberger Katechismus. Selbst den Boden confessionellen Streits mußte er hier noch einmal betreten. Auf lutherischer Seite war die sogenannte Concordienformel und damit der letzte Scheidebrief gegen die Reformirten aufgestellt worden. Ursinus wurde die leidige Arbeit übertragen, in der „Christlichen Erinnerung vom Concordienbuch" den reformirten Lehrbegriff noch ein letztes Mal gegen die Anfechtungen und Entstellungen der Lutheraner zu vertheidigen. Die Abfassung dieser Schrift war der letzte bedeutende Akt der öffentlichen Wirksamkeit Ursins. Ausgangs 1582 waren alle seine Krankheiten mit erneueter Heftigkeit wieder aufgetreten. Die sorgfältigste Behandlung, die treueste Pflege zeigten sich nicht mehr vermögend ihn zu erhalten. Er brach unter seiner Arbeitslast, die er fast bis zur letzten Stunde trug, recht eigentlich zusammen. Am 6. März 1583 Abends sechs Uhr rief ihn der Herr aus der streitenden Kirche in die triumphirende hinüber. Franz Junius, sein College und Tröster auf dem Krankenlager, kann die Glaubensfreudigkeit, womit er aus der Welt schied, nicht herrlich genug schildern. In dem Gotteshause zu Neustadt haben seine Gebeine ihre Ruhestätte gefunden. Die dankbare reformirte Kirche nennt ihn in der Grabschrift mit sehr einfachen, aber wahren Worten „einen großen Theologen, einen Besieger der Irrlehren von der Person und dem Abendmahl Christi, begabt mit kräftigem Wort und Feder, einen scharfsinnigen Philosophen, einen weisen Mann und strengen Lehrer der Jugend."

Hundeshagen in Heidelberg, später in Bonn †.

---

## II. Die Schweiz.

### Die schweizerische Reformation.

### 299. Ulrich Zwingli.

**11. October.**

Ulrich Zwingli ist geboren den 1. Jan. 1484 zu Wildhaus, einer Berggemeinde im Tockenburg zwischen den Kuhfirsten und dem Säntis. Er war von acht Kindern das dritte. Sein Vater war Amman der Gemeinde, dessen Bruder Pfarrer zuerst in Wildhaus, dann 1487 in Wesen, seiner Mutter Bruder Abt in dem von Wildhaus eine Tagereise entfernten Kloster Fischingen. So stammte Zwingli, wenn nicht aus einer reichen, doch aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie. Den ersten Unterricht empfing er bei seinem Oheim, dem Pfarrer in Wesen, dann war er von seinem zehnten Jahre an in der Schule zu St. Theodor in Basel drei Jahre unter Georg Büchli, der ihn unter seine besten Schüler zählte. Von Basel kam er nach Bern in den Unterricht des Heinrich Wölfli; dieser war der Wissenschaften nicht unkundig, hatte eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht, las mit den Schülern die lateinischen Klassiker und trieb auch Musik mit ihnen. In beidem zeichnete sich der junge Zwingli aus und die Dominikaner suchten ihn für ihren Orden zu gewinnen; denn durch den Jetzerschen Handel in die tiefste Schmach gekommen, hatten sie nöthig auf Mittel zu denken, ihr Ansehen wieder zu heben. Allein Zwingli begab sich 1499 auf die Universität nach Wien, dort studirte er zwei Jahre, und befreundete sich besonders mit Joachim von Waat von St. Gallen, dem nachmaligen Bürgermeister Vadian und mit Glarean. 1501 kehrte er nach Wildhaus zurück; 1502 ward er, 18 Jahre alt, Lehrer an der Martinsschule in Basel, studirte aber zugleich unter Thomas Wittenbach von Biel die heilige Schrift, befreundete sich mit Leo Judä, ward Magister und wurde 22 Jahr alt als Pfarrer nach Glarus berufen, einer damals den dritten Theil des Kantons umfassenden Pfarrei-

Neben den vielen Amtsgeschäften stiftete er hier die erste Schule, bildete besonders durch die Klassiker studirende Jünglinge, u. a. den Valentin Tschudi, studirte selbst außerordentlich fleißig namentlich den Picus und Erasmus, vor allem aber die heilige Schrift; die Briefe Pauli schrieb er in kleinem Format ab mit den Erklärungen der besten Ausleger am Rand, und wußte das griechische Testament wörtlich fast ganz auswendig. Daneben verfolgte er mit scharfem Blick den Gang der schweizerischen Politik und schrieb darüber 1510 und 1511 zwei Lehrgedichte „den Labyrinth" und „das fabelisch Gedicht von einem Ochsen und etlichen Thieren". In den Jahren 1512 und 1515 begleitete er als Feldprediger das glarner Banner in die mailändischen Feldzüge. Aus dem ersten Feldzug 1512 haben wir von ihm einen Bericht in lateinischer Sprache, der von allgemeiner und ungewöhnlicher Bildung zeugt, so wie von seiner Selbstständigkeit und seinem auch in politischen Dingen gesunden Urtheil. Als Knabe verwilderte er nicht unter den fahrenden Schülern oder Bachanten, wie sie hießen, er wurde auch nicht verdüstert oder heuchlerisch und verderbt unter Mönchen, er blieb ein freier Sohn der Berge, und seine Studien und Erfahrungen, sein Geist und seine seltne Willenskraft, mit Einem Wort: Gott machte ihn wie zum kirchlichen, so zum politischen Reformator. Und zwar als politischer Reformator, als ein Prediger republikanischer Tugenden trat er zuerst auf. Er hatte all' das Verderben der damaligen Reisläuferei, den Menschenkauf, das Pensionenwesen in den mailändischen Feldzügen in den schrecklichsten Erscheinungen mit erlebt, mit eigenen Augen gesehen; er war selber in der für die Schweizer so unglücklichen, wenn gleich ruhmvollen Schlacht zu Marignano gestanden. Zurückgekehrt nach Glarus predigte er um so schärfer gegen die Reisläufer und wurde deßwegen von diesen um so mehr gehaßt, je größer die Macht seiner Beredtsamkeit war und damals schon sein Ansehen. Schon war der päpstliche Stuhl auf ihn aufmerksam geworden, und gab ihm, wohl ihn zu gewinnen, eine jährliche Pension von 50 Gulden; er nahm sie an, wie er sich erklärte, einzig als eine Förderung seiner Studien zum Ankauf von Büchern, also um sich gerade gegen das dazumal so verdorbene Papstthum noch besser zu rüsten und zu waffnen.

Im Jahre 1516 berief ihn der nichts weniger als mönchisch gesinnte Fürstabt von Einsiedeln, Conrad von Hohen-Rech-

berg, als Prediger an diesen von aller Welt besuchten Wallfahrts-ort. Zwingli folgte dem Rufe. Die Mehrheit der Glarner sahen ihn ungern scheiden und behielten ihm noch eine Zeit lang, daß er wieder zu ihnen zurückkehre, seine Pfarrstelle bei ihnen offen. In Einsiedeln wirkte er als Prediger mächtig. An der Engelweihe 1517 vermochte er durch die Macht des evangelischen Wortes, daß Viele das Geld, mit dem sie sich Ablaß erkaufen wollten, den Armen gaben. Unterstützt wurde er wie vom ritterlichen Abt, so von dem Verwalter des Stifts, dem Freiherrn Theobald von Geroldseck und seinem Freunde Leo Judä, der nun hier sein Diakon war. Immer mehr sah er ein das Eine, was Noth thue, nehmlich die freie Verkündigung des Evangeliums und sprach und verkehrte darüber mit den einflußreichsten Männern seines Landes, die er in Einsiedeln öfter Gelegenheit hatte, zu sehen. Schon von Glarus aus hatte er den Erasmus in Basel besucht. Mit dem Erzbischof Schinner war er vertraut. Der päpstliche Legat Pucci zeigte ihm am 14. August 1518 an, daß ihn der Papst Leo X. zum Kaplan ernannt habe. Im nämlichen Jahre folgte er einem neuen Rufe des Chorherrn-Stifts am Großen Münster in Zürich, das ihn fast einmüthig zum Leutpriester erwählte. Er hatte als solcher noch zwei Helfer zu besolden, und hätte von der Stelle nicht leben können, da trat ihm sein Freund der Canonicus Engelhard seine Chorherrn-Stelle ab.

Am 1. Jan. 1519 begann er in Zürich sein Predigtamt mit der Erklärung des Ev. Matthäus, indem er voraus lehrte, daß dieß die älteste von den Kirchenvätern geübte, die nothwendigste und wohl auch fruchtreichste Predigtweise sei. Bald hatte er außerordentlichen Einfluß gewonnen. Er verwehrte dem Samson, dem schweizerischen Tetzel, seinen abscheulichen Ablaßkram und, was fast noch mehr ist, er bewirkte, daß Zürich im Mai 1519 dem neuen Bündniß, das die übrigen 12 Stände (Orte oder Kantone) mit Franz I., König von Frankreich schlossen, nicht beitrat. Recht republikanisch war aber darüber das ganze Züricher Volk vorher von der Regierung um seinen Willen angefragt worden. Der Haß der Franzosen-Freunde warf sich auf Zwingli und seine Predigten. Diese wirkten fort. Die Fasttage wurden nicht mehr streng gehalten. Am Gottesdienst wurde bis 1522 nichts geändert. Aber nunmehr forderte Zwingli sammt zehn Amtsgenossen vom Bischof und den sämmtlichen Regierungen der Eidgenossen-

schaft die Priesterehe. Der Bischof von Constanz aber gab darauf eine Klagschrift von 69 Punkten gegen den Convent am Großen Münster ein. Zwingli vertheidigt sich in seinem Archeteles so freimüthig, daß selbst Erasmus ihn warnte; denn bekanntlich wollte dieser Gelehrte es mit keiner Partei verderben. Den nun durch die Eidgenossenschaft wachsenden Streitigkeiten ein Ende zu machen, lud die Regierung von Zürich auf Donnerstag den 29. Jan. 1523 alles Volk zu einer offenen Disputation ein. Auf derselben vertheidigte Zwingli das Evangelium siegreich, besonders gegen des Bischofs von Constanz Generalvikar Faber. Der Rath beschloß nun: die Prediger sollen muthig fortfahren, das Wort Gottes zu verkündigen. Nach der Disputation schrieb Zwingli seine Schlußreden, 300 enggedruckte Seiten, sie sind sein Glaubensbekenntniß. Nun gab auch die Regierung des mächtigen Kantons Bern die Predigt frei und dort wie in Zürich wurden die Nonnenklöster geöffnet; einzelne Klosterfrauen heiratheten, dieß that auch in Zürich der Pfarrer zu Witikon Röubli als der erste im April 1523. Solches, die Ungeduld und die Wühlereien der Bilderstürmer, der beginnende Communismus der Wiedertäufer machte eine zweite Disputation zu Zürich nöthig, die den 26. Oct. 1523 gehalten wurde. Zwingli erwies mit der Schrift das Unchristliche der Messe und der Bilder, und drang auf die Abschaffung von beidem. Man versteht aber weder seinen Geist noch sein Gemüth, wenn man meint, er habe im Abendmahl bloß eine Gedächtnißfeierlichkeit begehen wollen, bloß eine symbolische Handlung. Nur die leibliche Gegenwart Christi wollte und konnte er nicht zugeben, von der geistigen Gegenwart des Versöhners und von der geistigen Kraft des gläubig genossenen Sakraments hatte er die höchsten Vorstellungen und war weit davon entfernt, das Göttliche der Stiftung zu mindern und sie zu einer bloßen Redefigur zu machen. „Wer denkt an solches?“ sagte er an dieser Disputation unter Thränen. Ebenso wenig war er ein Verächter der Kunst, er selbst dichtete und componirte, er spielte mehrere Instrumente. Aber auch die Kunst muß damals in Zürich und anderwärts so verweltlicht gewesen sein, daß es für einmal nothwendig war das Volk ausschließlich zu lehren und zu lehren. Kunstwerke wollte er nicht zerstören, sondern im Gegentheil, wenn auch aus den Kirchen für einmal entfernen, doch erhalten; an der gleichwol einbrechenden Bilderstürmerei trägt er keine Schuld, so wenig als an der Wie-

dertäuferei. Diese stand in Verbindung mit dem deutschen Bauernkrieg. Münzer war im Frickthal und in Waldshut, hier sein Anhänger der Pfarrer Hubmeier, der predigte, wie 1848 Ronge in den Kellern zu Frankfurt, auch unter dem Schalle weltlicher Musik und feierte auch so das Abendmahl; seinen Rotten liefen auch Freischaaren aus der Schweiz zu. Diese Communisten verbreiteten sich besonders in der östlichen Schweiz und plünderten das Kloster Rüti. Auf zwei Gesprächen suchte Zwingli diese Wiedertäufer, die keine Obrigkeit mehr anerkennen wollten, zu belehren, im Januar und November 1525. Umsonst; es wurden dann als Empörer einige Häupter derselben 1527 ertränkt.

Inzwischen hatte sich auch Zwingli mit einer Wittwe, Anna Reinhardt, verheirathet, den 2. April 1524, und waren in Zürich die Klöster aufgehoben worden, 3. Nov. 1524. Er hatte davon keinen Privat-Vortheil. Er war uneigennützig und überaus wohlthätig. Die Kloster-Güter blieben kirchlichen und wohlthätigen Zwecken geheiligt, doch flossen auch Kirchen-Zierden wie die Meßkelche des Großen Münsters in den Staatsschatz. Das Große Münster-Stift trat auch seine Gerichtsbarkeit dem Staat ab. Die Regierung wurde der Bischof. Zwingli wie andere Reformatoren täuschten sich darin, daß sie meinten, die Regierungen würden in allen Zeiten kirchlich sein, sonst hätten sie durch die Kirche ein Presbyterium an die Stelle des Bischofs einsetzen lassen. Später ließ freilich Zwingli die Regierung zum Evangelium schwören. Alle diese Aenderungen und Neuerungen erbitterten die am alten Glauben und Gottesdienst hängenden Orte. Zwar wollten auch sie Unordnungen abthun, und zwar ohne, und theilweise auch wider den Papst, und waren hierin ganz im Geist der Reform. Ja auch sie schrieben eine Disputation nach Baden im Aargau aus, in ein sogenanntes Unterthanenland oder eine Gemeine-Herrschaft, wo auch sie Mitregenten waren und beriefen den Wortfechter Eck von Ingolstadt; sie handelten auch hierin im Sinn der Reform, denn bisher hatten sie behauptet, über Lehre und Ordnung der Kirche habe bloß ein Concilium zu bestimmen. Zwingli ging nicht nach Baden. Er wußte, daß ihm als einem Ketzer das Geleit nicht gehalten würde. Er unterstützte aber den für ihn dort kämpfenden Oekolampad mit rastloser Thätigkeit. Thomas Plater war ihr Briefbote. Die katholischen Orte schrieben sich den Sieg zu. Das war im Oct. 1526. Dagegen zog Zwingli mit hundert Predigern

und Gelehrten im Januar 1528 auf die Disputation nach Bern und wirkte mächtig zur Reformation dieses großen Kantons. Auch hier trat die Regierung an die Stelle des Bischofs und ließ die Priester sich schwören. Die Klöster wurden aufgehoben. Die Gotthausleute aber des reichen Stiftes Interlaken wollten ganz frei werden, und mit Hülfe der Obwaldner empörten sie sich, 800 Obwaldner waren den Haslithalern zu Hülfe gezogen; mit Waffengewalt wurden diese aber von Bern bezwungen und bestraft, die Rädelsführer enthauptet, einer sogar geviertheilt.

Zu gegenseitiger Befestigung der Reform schloß zuerst Zürich mit Constanz ein Bündniß, Bürgerrecht hieß es, dem trat auch Bern bei, dann das sich dem Abte zum Trotz reformirende St. Gallen, auch Basel, wo die Reform mit Gewalt eingeführt wurde.

Die Seele dieser von Zürich aus geführten Unterhandlungen und Verbündungen war Zwingli, der in Zürich an den Rathssitzungen Theil nahm und schon vor der Berner Disputation einen Vertheidigungsplan gegen die katholischen Orte gezeichnet hatte, wie er denn nicht ohne Kriegserfahrung war. Denn bereits hatten die fünf Orte Gewalt geübt, den Bilderstürmer Hottinger aus Zürich in Luzern hingerichtet, eben so die drei Zürich Angehörigen, Wirth von Stammheim, Vater und zwei Söhne auf eine empörende Weise trotz ihrer Unschuld zu Baden enthauptet, und den Züricher Pfarrer Kaiser in Schwyz verbrannt, auch im Februar 1529 ein Bündniß mit dem östreichischen Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen geschlossen.

Zürich erklärte den 9. Jan. 1529 den fünf Orten Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug den Krieg; freiwillig zog Zwingli mit, eine Hallbarde auf der Achsel. Bern erklärte: es werde dem angreifenden Theile entgegentreten. Der Glarner Landamman Aebli vermittelte wider Zwinglis Willen, der schrieb und sagte: „Gebet nichts um ihr Flennen.“ Es wurde Friede gemacht. „Ihr werdet über diesen Frieden,“ sagte Zwingli, „noch die Hände über dem Kopf zusammen schlagen.“ Die fünf Orte mußten den Bundesbrief mit Oestreich herausgeben; über die Annahme der Reform in den Gemeinen-Herrschaften sollte überall die Mehrheit der Stimmen in den Gemeinden entscheiden. Das war der erste Kappeler Krieg und Friede, der, wie Zwingli richtig sah, eben kein Friede war.

Denn nun nahm die Reform in den Gemeinen-Herrschaften zu; Zürich begünstigte hauptsächlich die Gotthausleute von St.

Gallen; wie Zürich und das mit ihm gehende Glarus waren auch Luzern und Schwyz Schutzherrn des Abtes von St. Gallen. Zürich aber schaltete im Gebiete des Abts von St. Gallen willkürlich und Zwingli lehrte rücksichtslos und wider uralte Rechte und Verträge: alle geistliche Herrschaft sei schriftwidrig. „Wenn das so ist, sagten die Gotthausleute, so wollen wir uns selbst regieren.“ Was Zürich auch nicht recht war, denn es strebte offenbar in Thurgau, St. Gallen, Tockenburg, Rheinthal nach Oberherrschaft; in diesen Landestheilen verschaffte es auch der Reform den Sieg; es wurden in denselben Synoden eingerichtet, von Zwingli besucht, geordnet und gestärkt. Ja selber ein Luzerner, welcher, wie ihn die Reihe traf, als Landeshauptmann der St. Gallischen Stiftlande aufzog, sollte schwören, die Reform zu schützen, und ein der Reform feindseliger Landweibel eines Landvogts aus Unterwalden wurde in Zürich gefangen und enthauptet.

Solches geschah zum Theil während Zwingli im Sept. und Oct. 1529 mit Luther zu dem Religionsgespräch in Marburg zusammen kam. Der für das Evangelium und die Reform begeisterte, damals 25 Jahr alte Philipp von Hessen wünschte, Luther und Zwingli möchten sich besonders in der Abendmahlslehre verstehen. Es sollte nicht sein; — und waren doch beide Reformatoren in der göttlichen Verehrung des Erlösers und seiner Stiftung durchaus einig. Zwingli hatte sich von je unabhängig von Luther gehalten, die Reform auch vor Luther begonnen, zwar dessen Schriften verbreitet, aber selbstständig die Schrift und Geschichte erforscht; an Sprachen- und Schrift-Verständniß stand er wohl dem Luther nicht nach, an Kraft der Beredtsamkeit auch nicht, ebenso wenig an unermüdlicher Thätigkeit, an Eifer und Geschick auch das Studium echter Theologie zu fördern; aber ihr Lebensgang war ganz ein andrer und auch in der Frage: Wie gegen den der Reform feindseligen Kaiser Karl V. zu handeln sei, konnten sich Luther, der Freund und Diener seines Churfürsten, und Zwingli der Republikaner nicht verstehen. Luther predigt mit Paulus unbedingten Gehorsam unter die Obrigkeit und ein neues Märtyrerthum, Zwingli lehrte ebenfalls mit Paulus: Kannst du frei werden, so brauche deß um so mehr, 1 Cor. 7, 21. und spricht in seinem dem Augsburger Reichstag 1530 eingegebenen Glaubensbekenntniß sogar von der Absetzbarkeit schlimmer Regenten. Doch waren beide, Luther und Zwingli, gleich entschiedene Bekämpfer der rebellischen

Wiedertäufer und andrer Rotten damaliger Communisten. Gegen Luther sprach er die aufrichtigste Verehrung aus und reichte ihm zur Verbrüderung die Hand. Allein Luther sprach: „es braucht des Brüderns und Gliederns nicht, Ihr habet nicht den rechten Geist;" Zwingli schied mit Schmerzen und Thränen; Luther blieb bis zum Tode gegen ihn unversöhnt.

Desto besser verstanden sich aber der Landgraf Philipp und Zwingli und wurden unter ihnen zum Schutze und zur Verbreitung der Reform und zur Vereinigung aller Protestanten, wie sie seit dem Reichstag zu Speier 1529 hießen, größere Pläne besprochen. Und hier ist es nun, wo Zwingli den Acker, auf dem er bisher so ernstlich wie nur ein Luther gereutet und gepflügt, gesäet und gewässert, verließ, und sich in ein fremdes Gebiet begab und mit sich selber sogar in Widerspruch kam.

Von ihm sagt sein Geschichtschreiber und Herausgeber seiner Werke Melchior Schuler in seiner vortrefflichen und wahrhaften Schweizergeschichte (II. S. 59): „Edelmüthig war sein Betragen gegen Luther, der ihn aus Rechthaberei und Eifersucht so unwürdig schmähte und seine und seiner Freunde Schriften in Sachsen verbrennen ließ. Zwingli pries dagegen Luthers Verdienste, ließ selbst dessen schmähende Streitschriften wider ihn frei in Zürich feil bieten (es war seit 1522 in Zürich Censur) und widerlegte sie mit Ruhe und Würde. Wahr ist es aber auch, daß er sich bei der Begeisterung für seine Ueberzeugung durch die Heftigkeit seines Charakters, durch Unbill und Widerstand seiner Gegner und die Gewalt der Umstände auf Irrwege hinreißen ließ, die ihn über die Grenze des Rechts hinausführten; dadurch ward der Fortschritt der Reformation selbst gehindert und er selbst in einen Kampf geführt, worin er sich endlich mit Heldenmuth opferte."

Dieser neue Kampf und Krieg wurde nun beschleunigt durch die gewaltsame Weise, mit der Zürich in den Gemeinen-Herrschaften und den St. Gallischen Stiftsländern die Reform förderte und die katholischen Orte es hinderten. Zwingli, der bisher so kräftig wider das Reislaufen gepredigt und gewirkt, suchte jetzt selber Verbindungen mit Venedig und Frankreich zu Gunsten der Reform, sein Freund Collin reiste nach Venedig und zur franz. Botschaft. Zwingli rieth Zürich zu einem Bund mit Frankreich. Franz dem Ersten war es aber nicht um die Reform, sondern um die Lombardei zu thun. An ihn schrieb Zwingli im Jun. 1531 selber

und schickte ihm seine, noch in Paris aufbewahrte, Confession. Dagegen suchten die katholischen Orte wieder des Kaisers und östreichische Hülfe. Hinwieder trat Straßburg in der Reformirten Bürgerrecht, auch Hessen sollte darin aufgenommen werden, Bern aber weigerte sich. Es war nicht ohne Eifersucht auf das sich im Osten verstärkende Zürich. Die Tagsatzungen, die nun gehalten wurden, erfachten das Feuer der Zwietracht noch mehr. Endlich kündete Bern den fünf Orten die angedrohete Sperre 21. Mai 1531. Zwingli war entschieden gegen diese nur reizende und nicht entscheidende Maßnahme. Sie vermehrte und stachelte seine Feinde. Am 26. Jul. gab er sogar sein Amt in die Hände der Regierung zurück und wollte Zürich verlassen. Der Landgraf von Hessen hatte ihm einen Zufluchtsort angeboten. Dringend vom Rathe gebeten erklärte er sich am 29. Juli wieder zu bleiben und auszuharren bis in den Tod. Am Laurentiustag 1531 war er noch in Bremgarten, um die Berner Gesandten zu einem entscheidenden Schritte zu vermögen; umsonst; mit Todesvorgefühlen nahm er von seinem Freunde, seinem Nachfolger, Heinrich Bullinger Abschied und empfahl ihm die Kirche. Indeß Bern zögerte, Zürich unschlüssig war, hatten sich die 5 Orte gerüstet und kündeten am 9. Oct. 1531 den Krieg. In Zürich war Verwirrung und Verrath. Nur in geringer Zahl zog seine Mannschaft aus und nahm den Kampf an, ohne die von allen Seiten anrückende Verstärkung abzuwarten. Zwingli war mitgezogen, focht, die Streiter ermunternd, tapfer und in der vordersten Reihe und fiel unter Steinwürfen und Lanzenstichen.

Dreimal raffte er sich wieder auf. „Welch' ein Unglück, rief er, ist denn das? Den Leib können sie wohl tödten, die Seele aber nicht." Die Feinde, die ihn fanden, wie er auf dem Rücken lag und in den Himmel blickte, mutheten ihm zu, zu beichten und die Heiligen anzurufen; er winkte „Nein." Da durchstach ihn ein Reisläufer. Der Dekan Schönbrunner aber von Zug sagte, die Leiche des Helden betrachtend: „Was immer war dein Glaube, du warst ein rechter Eidgenoß." Mit ihm waren gefallen 25 seiner Amtsbrüder, 26 Regierungsglieder, 64 andre Stadtbürger, im Ganzen 512 Mann. Das war die für Zürich unglückliche Schlacht bei Kappel den 11. Oct. 1531, in der Zwingli starb 48 Jahr alt, ein treuer Hirte mit und unter seiner Heerde. Sein Leichnam wurde schändlich mißhandelt, geviertheilt und verbrannt; die

Asche in die Winde zerstreut. Aber sein Geist lebt fort im wissenschaftlichen Leben Zürichs, das er erweckt, in der freien Verkündigung des Worts, die er angehoben und mächtig gefördert, in uneigennütziger Vaterlandsliebe, wie sie auch nach seinem Vorbilde je die Edelsten geübt. Die hundertjährige Wiederkehr des Tages seines Amts-Antrittes, der erste Januar 1519 wurde schon in drei Jahrhunderten mit hoher Verehrung des Helden und Märtyrers gefeiert und wird in ferneren Jahrhunderten gefeiert werden. Ein Birnbaum, wo Er auf Kappels Schlachtfeld im Angesicht der Alpen gefallen, bezeichnete den Ort, da sein Blut geflossen und da er hingeschieden. Der Baum ist gesunken, frisch aber steht der edle Stamm, den er als ein Reis vom Lebensbaum in Zürichs Erde gesenkt, behütet, groß gezogen, mit seinem Blute befruchtet hat. An der Stelle jenes Birnbaums steht nun ein Granit, erinnernd an den Fels, auf den Er sich stellte und auf den die Kirche gegründet ist, und von dem Er nie gewichen ist.

A. E. Fröhlich in Aarau †.

---

## 300. Heinrich Bullinger.

12. October.

Heinrich Bullinger, der Reformator und zweite Antistes der Zürcherschen Kirche wurde geboren den 18. Heumonat 1504 in Bremgarten, einem kleinen Städtchen des jetzigen Cantons Argau, an der Reuß. Sein Vater, Heinrich, war Pfarrer daselbst und später Decan des Capitels, ein angesehener und beliebter Mann, dessen Einfluß es im Jahr 1519 gelang, daß der Ablaßkrämer Samson von Bremgarten abgewiesen wurde, seine Mutter Anna Widerkehr, mit welcher er sich, schon ehe er Priester war, nach damaliger Sitte verbunden hatte, mit der er erst im Jahr 1529 schon im angestiegenen Alter sich trauen ließ.

Schon im Knabenalter drohte dem Sohne der Tod, indem er von der Pestseuche ergriffen ward; man zweifelte nicht nur an seinem Aufkommen, er wurde schon für todt gehalten, und Anstalten zu seinem Leichenbegängnisse gemacht. Aber er erwachte wieder: denn ein schönes Tagewerk lag vor ihm.

Sein Vater schickte ihn im 12. Jahre auf die wohlgeordnete Schule nach Emmerich, im Herzogthum Cleve, wo er drei Jahre

blieb und seinen Unterhalt durch Singen vor den Häusern gewinnen mußte; denn von Hause hatte er wenig mehr als das Reisegeld und die nöthigen Kleider erhalten. Es geschah das nicht aus Armuth, sondern um sein Herz dem Mitleid zu öffnen, und ihn zur Ertragung von Entbehrungen und Leiden stark zu machen. Die Schule und die strenge Disciplin sagte ihm so zu, daß er eine Zeitlang mit dem Gedanken umging, Carthäuser zu werden. Von Emmerich kam er im Jahr 1519 nach Cöln, wo er weniger an der Philosophie, wie sie da vorgetragen wurde, als an den humanistischen und kirchengeschichtlichen Studien Geschmack fand, und mit besonderem Eifer Luthers und Melanchthons Schriften durchlas; und da er sich in diesen immer auf die h. Schriften hingewiesen sah, so schaffte er sich ein Neues Testament an, welches von da an seine liebste Lectüre war.

Nach Vollendung seiner Studien in Cöln, wo er die Magisterwürde im 18. Jahre erhalten hatte, kehrte er nach Hause zurück und erhielt bald einen Ruf als Lehrer an die neu zu errichtende Klosterschule zu Cappel, welcher der gelehrte, der Reformation sehr zugethane Abt Wolfgang Jonas vorstand. Mit Anfang des Jahres 1523 trat er seine Stelle an, und hielt seine Vorträge über die h. Schrift und andere theologische Gegenstände in der Muttersprache, um sie nicht nur den Mönchen, sondern auch fremden Zuhörern verständlich zu machen. Und wirklich kamen solche selbst von Ferne, ihn zu hören. Er hatte die Lehrstelle nur mit dem Vorbehalt der Gewissensfreiheit angenommen, und wohnte daher wohl der Predigt in der Kirche, der Messe aber nicht bei, drang dagegen in seinen Vorträgen und Gesprächen mit dem Abt und seinen Conventualen auf eine Reformation der Sitten, des Cultus und der Lehre. Ein neues reges Leben ging dem Kloster auf, und der Same fiel auf so guten Boden, daß die Mönche selbst in den umliegenden Dörfern anfingen, auf den Grund der Schrift zu predigen, und der Reformation ihre Thore zu öffnen. Das zog ihm denn auch Drohungen und Verfolgungen zu. Einmal, als er mit einigen Schülern in der Lorzen auf Zugergebiet badete, wurde er von zwanzig handfesten Burschen überfallen und konnte sich nur mit Mühe retten.

Im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Cappel machte Bullinger die persönliche Bekanntschaft Ulrich Zwinglis und Leo Judäs, und im folgenden Jahre eröffnete er Zwingli seine Gedanken über

das Grundlose der Brotverwandlung, und als dieser ihn zu Beweisen aufforderte, wußte er diese so gründlich darzubringen, daß auch Zwingli nun ihm seine Ansichten darüber eröffnete, ihn aber bat, sich darüber noch nicht öffentlich auszusprechen, bis das Volk besser unterrichtet sei. Er schrieb in dieser Zeit eine Menge von größeren und kleineren Abhandlungen, Commentaren und Paraphrasen über die Bücher des N. Testamentes und später eine von vielem Fleiße zeugende Psalmenübersetzung, seine vortreffliche Pastoralanweisung.

Im Juni 1527 kam Bullinger mit Bewilligung des Abtes für fünf Monate nach Zürich, um die theologischen Vorträge und Predigten Zwinglis anzuhören, und sich in der griechischen und hebräischen Sprache zu vervollkommnen, begleitete dann im Jenner 1528 auf Befehl des Rathes Zwingli auf die bekannte Disputation nach Bern, und wurde bald darauf in die Zürchersche Synode aufgenommen. Bisher hatte er noch nie gepredigt; sobald er nun nach Cappel zurückkam, hielt ihn der Abt dazu an, und er betrat den 21. Jan. in dem benachbarten Dorfe Hausen zum erstenmal die Kanzel. Als er im folgenden Jahre 1529 am Pfingsttage in seiner Vaterstadt Bremgarten zum erstenmal das Evangelium verkündete, machte er so tiefen Eindruck, daß am folgenden Tage schon Bilder und Altäre aus der Kirche geschafft wurden, und der Reformation der Weg gebahnt war. Der Rath drang in ihn zu bleiben; er wurde zum Pfarrer erwählt, trat bald nachher am 1. Jan. seine Stelle an und verehelichte sich mit Anna Adlischweiler von Zürich, einer gewesenen Nonne am Kloster Oelenbach daselbst. Noch liest man mit wahrer Erbauung den Brief, worin er um ihre Hand bittet, worin er mit der größten Aufrichtigkeit seine Verhältnisse, seine Person und seine Fehler ihr auseinandersetzt, und zugleich mit einem so heiligen Ernst und so tiefer Wahrheit von der ehlichen Verbindung redet, daß man den Eindruck empfängt: wer mit solchen Gesinnungen in den Ehstand tritt, und damit Anklang findet, dessen Ehe muß gesegnet sein, wie sie es bei Bullinger und seiner Gattin und ihren eilf Kindern war.

Er lag nun mit großem Eifer seinem Amte ob, hielt täglich neben den gewöhnlichen Predigten statt der Vesper eine Bibelerklärung; die Wiedertäufer machten ihm viel zu schaffen; er disputirte öffentlich mit ihnen, und gab auch mehrere Schriften heraus, um sie ihres Irrthums zu überweisen. Bald aber wurde sein

gesegnetes Wirken gewaltsam unterbrochen. Der Riß zwischen den Katholiken und Reformirten wurde immer größer, und alle Friedensversuche waren von keiner Dauer. Mehrere Tagleistungen wurden hiefür zu Bremgarten gehalten: zur letzten im August 1531 kam auch Zwingli; er nahm den zärtlichsten Abschied von Bullinger; als ob er ahnte, ihn das letztemal gesehen zu haben, umarmte er ihn mit Thränen und sprach: „mein lieber Heinrich, Gott bewahre dich; sei treu an dem Herrn Christo und seiner Kirche.“ Am 11. October wurden die Zürcher bei Cappel geschlagen, Zwingli fiel, und Bremgarten ward gezwungen einen Frieden anzunehmen, von welchem seine Prediger ausgeschlossen waren. Bullinger floh den 21. October auf den Rath des Magistrates mit seinen noch lebenden Eltern und Anderen nach Zürich. Seine Freunde forderten ihn auf im Münster zu predigen; er that es mit großem Beifall, und so, daß Vielen war, sie hörten Zwingli selbst wieder, und der Wunsch immer lauter ausgesprochen wurde, ihn an seiner Stelle zu sehn. Zwingli selbst soll auf dem Wege nach Cappel Bullingern als den tüchtigsten für die Nachfolge in seinem Amt bezeichnet haben. Er erhielt nun einen Ruf nach Basel an Oecolampads Stelle, einen andern nach Appenzell; allein am 9. Christmonat wurde er zum Pfarrer am Großmünster und Vorsteher der Zürcherschen Kirche erwählt. Der Rath, noch unter dem Eindruck der erlittenen Niederlage, wollte nun gleichzeitig den Predigern der Stadt die Freiheit der Rede beschränken; Bullinger erklärte aber, daß er seine Stelle nicht antreten werde, bis er darüber beruhigende Erläuterungen erhalten hätte, nahm vor Rath für sich und seine Amtsbrüder die Freiheit der evangelischen Predigt nach allen Seiten hin mit großer Kraft in Anspruch. Fast hätte dieser Vorfall für Zürich den Verlust Bullingers zur Folge gehabt: schon erhielt er von Bern, das davon hörte, einen Ruf, allein da er mit seiner Forderung, das Wort Gottes „ungebunden vermöge alten und neuen Testamentes predigen zu dürfen“ durchgedrungen war, so wurde er Zürich erhalten.

Es war eine überaus folgenreiche Fügung für die evangelische Sache, daß Bullinger berufen ward, in die Fußstapfen Zwinglis zu treten. Ihm verdankt die Zürchersche Kirche ihren Ausbau und ihre innere Befestigung. Er gab ihr eine feste Synodalordnung, bearbeitete eine Prädicanten-Ordnung, gründete durch eine Auswahl tüchtiger Jünglinge, welche auf öffentliche Kosten erzogen

wurden, einen einheimischen Predigerstand, und wirkte besonders dahin, daß die erledigten Lehrstellen immer durch ausgezeichnete Männer besetzt und der Sinn für wissenschaftliche Bildung in Zürich immer mehr geweckt wurde, besuchte selbst nicht nur sehr fleißig die theologischen Vorlesungen des gelehrten Bibliander, sondern schrieb sie regelmäßig nach; als ein Denkmal seines Fleißes werden diese Hefte heute noch auf der Zürcherschen Stadtbibliothek aufbewahrt. Die Bekenntnißschriften der schweizerischen Kirche gingen großentheils aus seiner Hand hervor. Mit welchem Eifer er dann dem Predigtamte oblag, dafür zeugt daß er in den ersten sieben Jahren täglich, und bisweilen zweimal die Kanzel bestieg. In zwölf Jahren hatte er beinahe alle Bücher des A. und N. Testamentes erklärt. Seine Predigtweise war einfach, faßlich, anziehend und schriftgetreu, mild im Trösten, streng in der Rüge; doch lautete bei der Synodalcensur im Jahr 1535 das Urtheil über ihn so: „Herr Bullinger ist zu milt mit seinen Predigen, soll etwas dapferer, rücher, härter und räßer sein, insonders was die Händel des Raths betrifft."

Nicht minder lag aber dem viel beschäftigten Mann die Seelsorge am Herzen, besonders die Besuche bei Kranken und Sterbenden, und keine Gefahr der Ansteckung, selbst die Pest schreckte ihn nicht zurück; wie er auch Missethätern im Kerker und auf ihrem letzten Gange die Tröstungen der Religion reichte. Sein Haus war eine Zufluchtsstätte der Armen, Wittwen und Waisen, aller Hülfe und Trost Bedürftigen, ganz besonders aber der um des Glaubens willen Verfolgten. Als im Jahr 1553 unter Maria I. Königin von England, welche den finstern argwöhnischen und blutdürstigen Charakter ihres Vaters, Heinrichs VIII. geerbt hatte, eine blutige Verfolgung gegen die Protestanten ausgebrochen war, und Viele, später sehr angesehene Männer auch in der Schweiz und namentlich in Zürich eine Zufluchtsstätte gesucht hatten, da fanden sie bei Bullinger die freundlichste Aufnahme, er sorgte wie ein Vater für sie; und es bildete sich zwischen Bullinger und ihnen ein bleibendes Freundschaftsverhältniß, das auch die beiderseitigen Kirchen einander näher führte; nicht lange nach ihrer Thronbesteigung wollte die Königin Elisabeth Bullingern den Dank für seine liebreiche Aufnahme ihrer verfolgten Angehörigen durch ein Geschenk aussprechen, das ihm Einer der Exulanten, der nachmalige Bischof Parkhurst überbringen sollte; allein wie jedes andere

Geschenk von Fürsten oder Höfen, das seiner Person ausschließlich gelten sollte, wies er es zurück, um der Entschiedenheit, mit der er sich, wie Zwingli gegen Geschenke und Pensionen von fremden Höfen ausgesprochen hatte, durch sein eigenes Beispiel Nachdruck zu geben.

Ebenso machte sich Bullinger im Jahr 1555 um die um des Glaubens willen Vertriebenen aus den Italienischen Vogteien (Tessin) verdient, von denen bis auf 60 Familien nach Zürich auswanderten, die an ihm die kräftigste Unterstützung fanden und deren Namen jetzt noch unter den angesehensten Geschlechtern Zürichs fortleben. Wie treu er bei allem diesem seinem eigenen Hause vorstand, davon zeugen u. a. seine noch vorhandenen Briefe und väterlichen Ermahnungen an seinen Sohn Heinrich, zur Zeit als er auf deutschen Lehranstalten sich befand, auf eine liebliche Weise; auch verschmähte er es nicht an Familien- und öffentlichen Festen seiner Mitbürger als heiterer Gast Theil zu nehmen, und mit großer Verehrung und Liebe blickte das Geschlecht seiner Zeit auf den stattlichen Pfarrherrn mit den edeln Zügen, dem schönen weißen Barte, wenn er freundlich, und doch Ehrfurcht gebietend durch die Straßen schritt.

Doch weit über die Grenzen Zürichs verbreitete sich seine Wirksamkeit und sein Ansehn. Er war der eigentliche Rathgeber seiner Zeit in Sachen des Glaubens und der Kirche; und daher seine Correspondenz nach allen Ländern, wo die Reformation Wurzel gefaßt hatte, so ausgedehnt, daß er selbst sagt, er habe nur für diese in Einem Jahr ein Ries Papier verbraucht. Mit den berühmtesten Männern seiner Zeit stand er in schriftlichem Verkehr, unzählbar sind die theologischen Gutachten, die er an einzelne Privatpersonen, Fürsten, Städte und Kirchen ausfertigte; in eigenhändigen Zuschriften wandten sich die Könige Heinrich VIII. und Eduard II. von England, Christian von Dänemark, Sigmund von Polen, Heinrich II. von Frankreich, Elisabeth, Königin von England und andere Fürsten an ihn, und heute noch werden die Briefe, welche die unglückliche Johanna Gray an ihn richtete, auf der Zürcherschen Stadtbibliothek aufbewahrt. Und als der Prinz von Condé nach der Bluthochzeit zur catholischen Kirche übertrat, entschuldigte er sich darüber in einer Zuschrift an Bullinger, worin er ihn Herr und Vater nannte.

Fast unbegreiflich ist es, wie er bei diesem Allem noch eine

so große schriftstellerische Thätigkeit entwickeln konnte. Die Zahl seiner gedruckten und in Manuscript aufbewahrten Schriften steigt bis auf Einhundert; er beschränkte sich darin nicht nur auf das Gebiet der Theologie; von ihm hat man auch ein ausführliches Tagebuch über seinen Lebenslauf und seine Wirksamkeit und eine in 4 Foliobänden eigenhändig geschriebene Chronik der Schweizer-insbesondere der Zürchergeschichte von ihren ersten Anfängen, welche mit ausgezeichnetem Fleiß und Genauigkeit zusammengetragen und fortgesetzt ist bis auf seine Zeit, welcher die Geschichtsforscher einen großen Werth beilegen.

Es konnte nicht anders sein, als daß Bullinger nach der hohen Stellung, die er in der neu gegründeten reformirten Kirche einnahm, auch in die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit verwickelt wurde, obwohl er dieselben gerne vermied, und z. B. Luthers ungeachtet der Spannung, welche zwischen ihm und den Schweizerischen Theologen bestand, auf der Kanzel niemals anders als in Ehren erwähnte. Gegen den Bischof Joh. Faber in Wien, welcher Zwingli's Tod und die Niederlage der Zürcher als Strafe des Himmels erklärte, vertheidigte er den Reformator, indem er zeigte, daß das Gute einer Sache nicht nach den Erfolgen beurtheilt werden könne. Oft hatte er seine Kirche gegen die Angriffe, welche sie erlitt, zu vertheidigen. Gar viel machte ihm die Vermittlung zu schaffen, welche Bucer zwischen den lutherischen und reformirten Theologen zu Stande zu bringen suchte. Vieles war auch da in seine Hand gelegt: er verfuhr mit eben soviel Vorsichtigkeit als Geduld; aber so sehr auch Milde und Friedensliebe ihm eigen war, so konnte er sich doch nicht entschließen, auf zweideutige Worte hin in eine Vermittelung einzugehen, die keinen festen Boden hatte und sie zerschlug sich. Dagegen brachte er mit Calvin, welcher deßwegen mit Farel von Neuenburg nach Zürich gekommen war, eine Vereinigung der Genferschen und Zürcherschen Kirche, namentlich über die Lehre vom Abendmahl zu Stande, rieth aber später ab, einer Einladung des Papstes an die reformirten Cantone, das Concilium zu Trient durch ihre Theologen beschicken zu lassen, Folge zu geben.

Verschiedene theologische Streitigkeiten und leidenschaftliche Angriffe, namentlich von dem würtembergischen Theologen Brentz, nahmen noch in der späteren Zeit seines Lebens seine unermüdliche Thätigkeit vielfach in Anspruch; immer fand man ihn zum Kampfe

gerüstet, und nur einmal nicht lange vor seinem Tode ließ er es sich beikommen, daß er in einer auf diesen Streit bezüglichen Schrift der ihm angeborenen Ruhe und Milde auch im Kampfe vergaß, und seinen Gegner mit einer Schärfe und Heftigkeit behandelte, die man an ihm nie gekannt hatte. Er scheint des Streitens müde gewesen zu sein. Sein Tagewerk nahte seinem Ende.

Das Jahr 1564 hatte ihn auch mit schweren häuslichen Leiden heimgesucht. Die Pest war in Zürich wieder ausgebrochen; Bullinger selbst wurde von ihr wieder ergriffen; man zweifelte an seinem Aufkommen; doch sollte der theure Mann seiner Kirche noch erhalten werden; da er selbst sein Ende nahe glaubte, berief er die Prediger der Stadt an sein Krankenlager, um von ihnen Abschied zu nehmen, und sie zum standhaften Bekenntniß der evangelischen Wahrheit zu ermahnen. An einem Sonntagmorgen, als die Krankheit aufs Höchste gestiegen, war die Großmünsterkirche gedrängt voll Menschen, welche gekommen waren, den treuen Hirten dem Herrn im Gebete zu empfehlen. Ihr Flehen wurde erhört: von diesem Tag an fing er an sich zu erholen, aber er genas, nur um seine Gattin, mit der er 35 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, und drei seiner Töchter, welche an Stadtgeistliche verheirathet waren, derselben Seuche unterliegen zu sehen.

Im Jahre 1575 erneuerten sich im Anfang des März wieder die heftigen Anfälle von Steinschmerzen, an denen er schon früher viel gelitten hatte. Mit großer Geduld, frommer Ergebung ertrug er seine Leiden; und als er sein Ende nahen sah, berief er nochmals am 16. August seine Amtsbrüder zu sich; ungeachtet seiner großen Entkräftung richtete er sich in seinem Stuhle auf und ermahnte sie in den rührendsten Ausdrücken zur Einigkeit und Treue an der evangelischen Kirche, sprach seinen Glauben, und seine Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Sache vor ihnen nochmals aus, gedachte seiner Feinde mit versöhntem Herzen, und bat, daß derjenige unter ihnen, welcher ihm in seinem Amte folgen würde, sich nicht über die Andern erheben, sondern sie schätzen und lieben soll, diese aber ihn achten und unterstützen möchten. Dann schloß er seine Ermahnungen mit einer Danksagung, bot einem jeden die Hand und gab ihnen seinen Segen. Auch an die Regierung hinterließ er eine von warmer Vaterlandsliebe zeugende Zuschrift, worin er um Verzeihung bat, wenn er etwas möchte verfehlt haben, sie zur treuen und gewissenhaften

Verwaltung ihres Amtes ermahnt, und den Rudolf Gwalter zu seinem Nachfolger empfiehlt. Die Kräfte seines Leibes schwanden immer mehr; sein Geist blieb klar bis an sein Ende. An seinem Sterbetag, da ihm das Sprechen schwer ward, hörte man ihn noch den 16., 42. und 51. Psalm mit gebrochener Stimme beten; den 17. September 1575 verschied er ruhig in Gegenwart der Seinigen, nachdem er 44 Jahre der Zürcherschen Kirche mit Ehre und Segen vorgestanden, und durch seinen eisernen Fleiß, seinen nüchternen, praktischen Sinn, durch seine tiefe Einsicht, seine Treue an der evangelischen Wahrheit um die Befestigung der Reformation sich hoch verdient gemacht hatte. J. Füßli in Zürich †.

---

## 301. Johann Oekolampadius.

22. November.

Johannes Oekolampad (Hausschein, eigentlich Hüsgen) wurde im Jahr 1482 in der schwäbischen Stadt Weinsberg geboren. Seine Eltern waren wohlhabende Bürgersleute, und Johannes war das einzige Kind, das ihnen am Leben geblieben war und das sie nun auch wie ihren Augapfel behüteten. Wäre es nach des Vaters Willen gegangen, so hätte Johannes sein Glück als Kaufmann versucht: aber die Mutter, eine verständige Frau, widmete ihn den Studien. Sie, deren Vater ein Basler Bürger war vom Geschlechte der Pfister, ahnte wohl nicht, welch' ein Segen ihr Johannes ihrer Vaterstadt dereinst werden würde. Nachdem der Knabe in der Schule zu Heilbronn den ersten Grund gelegt, ging er nach Heidelberg, wo er schon im 14. Jahre das Baccalaureat und bald darauf den Magistergrad in der Philosophie erhielt. Schon damals übersetzten seine Studiengenossen den deutschen Namen Hausschein in den griechischen Oekolampadios. So wollte es die damalige Sitte. — Oekolampad sollte ein Rechtsgelehrter werden. Er begab sich deßhalb nach der berühmten Rechtsschule Bologna. Aber weder das italische Klima, noch das Studium der Rechte, sagten seiner Natur zu. Nach einem halben Jahre finden wir den deutschen Jüngling wieder in Heidelberg, wo er sich der Wissenschaft zuwandte, zu der sein Herz ihn trieb, der Gottesgelehrsamkeit. Diese Wissenschaft, wie sie damals auf den hohen Schulen betrieben wurde, hatte freilich auf den

ersten Anblick nicht viel Anziehendes. Die scholastische Form, unter der ihre innere Schönheit bis zur Verunstaltung verhüllt ward, mußte den gesunden Sinn verletzen und zurückstoßen: denn wenn auch die sogenannte Scholastik ihrer Zeit dazu gedient hatte, in die Tiefen theologischer Erkenntniß hineinzuführen, so war damals ihre Blüthezeit vorüber, und es waren großentheils nur die Dornen übrig geblieben, in denen sich auch die edlern Geister häufig verwickelten und von denen sie sich nur mit Mühe wieder losmachten. Oekolampad vermied diese Dornen so gut er konnte. Er studirte zwar die Schriften des großen Meisters, Thomas von Aquin; aber den spitzfindigen Duns Scotus ließ er unberührt. Im Ganzen fühlte er sich mehr hingezogen zu der Theologie, die mit dem Scharfsinn der Dialektik den Tiefsinn der sogenannten Mystik zu verbinden suchte. Darin erschien ihm der edle Kanzler Charlier Gerson als ein würdiges Vorbild. Daß nicht allein die Wissenschaft, daß vielmehr die Frömmigkeit des Herzens und Lebens den rechten Theologen ausmachen, das erkannte Oekolampad zu seinem eignen Heil frühzeitig und nur dadurch konnte er auch Andern zum Heil werden. Die erste Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, bot sich ihm dar, als der Kurfürst von der Pfalz, Philipp, ihm die Erziehung seiner Söhne anvertraute; doch blieb er nicht lange in diesem pädagogischen Wirkungskreise. Nach der Sitte der damaligen Zeit hatten ihm seine Eltern eine Pfründe in der Vaterstadt Weinsberg gestiftet; allein auch die kirchliche Laufbahn wollte er nicht antreten, ohne sich noch gründlicher in der Wissenschaft befestigt, und namentlich die Sprachen der h. Schrift noch in einem weitern Umfang sich angeeignet zu haben. Besonders legte er sich mit allem Eifer auf das Studium des Hebräischen, das er unter Anleitung eines getauften spanischen Juden, Matthäus Adriani, in Heidelberg betrieb, nachdem er zuvor in Tübingen mit Melanchthon, in Stuttgart mit Reuchlin nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Auch mit Capito und Brenz trat er nun in nähere Verbindung. Also mit Kenntnissen ausgerüstet und durch den Umgang mit den berühmtesten Männern seiner Zeit auf das Leben vorbereitet, trat er die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt an, und nachdem er hier schon durch seine Predigten vielen Segen gestiftet hatte, wurde er durch den Bischof von Basel als Domprediger nach dieser Stadt der Eidgenossenschaft berufen, im Jahr 1515. Doch sein Aufenthalt daselbst war nur vorübergehend. Noch ein=

mal kehrte er nach Weinsberg zurück, wo er bereits mit einer reformatorischen Schrift (de risu paschali) hervortrat, in der er die Unsitte der Zeit züchtigte, am h. Osterfeste durch possenhafte Vorträge und Erzählung von Schwänken die Zuhörer zum Lachen zu reizen und sie gleichsam für die überstandenen Fasten zu entschädigen. Von Erasmus wiederum nach Basel gerufen, um ihm bei der Herausgabe der zweiten Auflage seines Neuen Testaments behülflich zu sein, verweilte er auch jetzt nicht lange daselbst, sondern folgte, nachdem er den Doctorgrad in der Theologie erlangt hatte, einem Rufe nach Augsburg im Spätjahr 1518. Er fand als Prediger in der Hauptkirche daselbst Aufforderung genug zu reformatorischem Wirken, benutzte aber die Muße, die ihm sein Amt gestattete, fortwährend zu eigner Fortbildung und zu schriftstellerischen Arbeiten. Besonders beschäftigten ihn um diese Zeit die Kirchenväter. Ja so sehr überwog bei ihm noch der Hang zu einem stillen beschaulichen Leben, daß er die weltpriesterliche Wirksamkeit mit dem Klosterleben zu vertauschen beschloß. Im April 1520 trat er in das zur Diöcese Freisingen gehörige Brigittenkloster Altenmünster, unweit Augsburg, wo er zwischen Predigten und frommen Uebungen und zwischen gelehrten Studien zwei Jahre zubrachte, und im Umgange mit dem Worte Gottes immer tiefer in die Geheimnisse der evangelischen Wahrheit eingeführt wurde. Aber freilich vertrug sich das Mönchsleben nun nicht mehr mit der immer klarer hervortretenden Ueberzeugung des Mannes. Wir finden ihn nach seinem Austritt aus dem Kloster bei dem ritterlichen Franz von Sickingen auf der Ebernburg, unweit Mainz, als Schloßprediger. Da hatte er freie Hand, den Gottesdienst zu ordnen und zu verwalten nach bester Einsicht. Der deutschen Predigt mußte die Menge lateinischer Formeln, dem ewigen Worte Gottes die hergebrachte Menschensatzung weichen. Doch ging er vorsichtig zu Werke, indem er (nach seinen eignen Worten) „der Gewohnheit Einiges, wieder Einiges der Liebe einräumte.“ Auch mußte in ihm selbst erst noch die Wahrheit reifen und noch manches sich läutern, ehe er mit der vollen Zuversicht eines Reformators auftreten konnte. Diese Zeit aber war nicht mehr ferne. Nicht erst nach Sickingens Tode (wie gewöhnlich erzählt wird), sondern schon früher verließ Oekolampad die Ebernburg, um sich abermals nach Basel zu begeben, wohin ihn sein Freund, der Buchdrucker Kratander eingeladen hatte. (Nov. 1522.) Er lebte erst in gelehrter

Zurückgezogenheit, im Genusse edler Gastfreundschaft, und arbeitete für seinen Freund an der Uebersetzung des Chrysostomus. Bald aber öffnete sich ihm ein bescheidenes Feld der Wirksamkeit an der Baselschen Kirche.

Der kranke Pfarrer Zanker zu St. Martin bedurfte eines Vicars; Oekolampad nahm die Stelle an, obgleich sie ihm nichts eintrug. Bald aber übertrug ihm der Rath ein Lectorat an der Universität mit geringem Gehalte; und so eröffnete er im Jahr 1523 seine akademische Laufbahn mit Vorlesungen über den Propheten Jesaia; worüber Luther (in einem Brief an ihn vom 23. Juni) seine große Freude äußerte. Nun war die Bahn gebrochen. Auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhl stand nun der Mann, den die Kirche Basels mit Recht ihren Reformator nennt. War auch schon vor seinem öffentlichen Auftreten manches freie evangelische Wort in Basel vernommen worden, hatte sich schon die Stimmung eines großen Theils der Bürgerschaft den Grundsätzen zugewendet, wie sie durch Luthers Schriften auch dem gemeinen Mann zugänglich wurden, so fand doch die neu aufblühende evangelische Freiheit erst an Oekolampad ihren persönlichen Halt, ihren beredten Anwalt, ihren muthigen Vorfechter. Seine Predigten schlossen sich an die Bedürfnisse der Zeit an und traten in ein näheres Verhältniß auch zu seinen akademischen Vorträgen. So erklärte er in Wochenpredigten dem Volke, was er Tags zuvor den Studirenden in wissenschaftlicher Weise vorgetragen hatte. Auch stand er mit seiner reformirenden Thätigkeit in Basel nicht allein. Zwingli in Zürich war sein vertrauter Freund, beide unterhielten einen lebhaften Briefwechsel und ermunterten sich gegenseitig in ihren Bestrebungen. Auch der Rath von Basel ging allmählich auf seine Verbesserungen ein und indem er die seither getroffene Wahl Oekolampads zum bleibenden Pfarrer an seiner Gemeinde bestätigte, that er dem Reformationswerk einen mächtigen Vorschub. Freilich blieben nun auch die Gegner nicht unthätig. Ein großer Theil der Geistlichkeit und der Universität suchte ihn als Unruhstifter zu verdächtigen, und auch der weltkluge Erasmus zog sich mehr und mehr von ihm zurück. Auch die unreinen Geister der Wiedertäufer bereiteten ihm manche schwere Stunde. Er suchte sie durch Religionsgespräche, die er, erst in seiner Wohnung, später in der Martinskirche und auf dem Rathhause veranstaltete, eines Bessern zu belehren; aber umsonst. Dazu kam noch der unselige

Abendmahlsstreit, in den auch er verwickelt wurde und in welchem er wieder eine eigenthümliche Stellung einnahm. Er theilte hierin im Ganzen die Gesinnungen seines Freundes Zwingli, wenn er auch in der exegetischen Begründung seiner Ansicht einigermaßen von ihm abwich. Obwohl kein Freund von gelehrten Disputationen, hat er an zwei berühmten Religionsgesprächen theilnehmen müssen und auf beiden war seine Anwesenheit von bedeutendem Gewicht. Das eine war das Religionsgespräch zu Baden (Mai 1526), auf welchem er, da Zwingli nicht gegenwärtig war, die Sache der Reformation gegen ihre erbittertsten Widersacher, Eck an ihrer Spitze, vertheidigte; das andere das zu Marburg (Oct. 1529), wo er mit Luther sich wegen der Abendmahlslehre auseinander zu setzen suchte. An beiden Orten zeichnete er sich durch seine ruhige und würdige Haltung aus. Auch auf der Berner Disputation (Januar 1528) erblicken wir ihn; doch trat er dort mit seinen Reden bescheiden hinter Zwingli zurück. Die Reformationskämpfe in Basel selbst, die ihn während dieser ganzen Zeit umwogten und in die er mäßigend und bestimmend eingriff, können hier nicht weiter verfolgt werden. Von seinen gesunden reformatorischen Gesinnungen mag der Hirtenbrief, den er bei einer Kirchenvisitation im Herbst 1528 an die Pfarrer der Landschaft erließ, das beste Zeugniß ablegen. Hier zeigt er einfach und schön, wie Alle, die bessernd und reinigend auf die Kirche einwirken wollen, vor allen Dingen bei sich selbst anzufangen haben und wie das musterhafte Leben des Dieners Christi auch der Reinheit seiner Lehre entsprechen müsse. „Jesum Christum, den Gekreuzigten zu predigen, das sei unsre Weisheit; diesen Reichthum und Preis der Gnade Gottes gegen uns zu verkündigen, sei der Zweck aller unsrer Vorträge.“ Er empfiehlt die Liebe vor der Strenge, und äußert den Wunsch, daß häufig brüderliche Zusammenkünfte stattfinden mögen, in denen man sich gegenseitig ermahne, stärke und ermuntere. — Nachdem im Februar 1529 der entschiedene Volkswille, nicht ohne Gefahr drohende Stürme, die Reformation in Basel durchgesetzt hatte, war es von doppelter Wichtigkeit, daß ein Mann, wie Oekolampad das Steuer ergriff und das von Wind und Wellen bedrohte Schifflein in den sichern Hafen zu lenken sich anschickte. Lag doch auf ihm nicht nur die Last der Arbeit, sondern auch der Verantwortung, nachdem die Anhänger der alten Kirche, unter ihnen selbst ein Erasmus, der ketzerischen Stadt den Rücken gewendet

und auch der hohen Schule ihre Kräfte und ihre Gunst entzogen hatten. Das Niederreißen, zu dem sich viele Hände bereit gezeigt hatten, wie der Bildersturm beweist, war jedenfalls leichter gewesen, als das Aufbauen. Zu diesem brauchte es nicht nur rüstige Hände, sondern einen hellen, tüchtigen Kopf und ein frommes, glaubensfestes Herz. Oekolampad ging der Regierung mit Kopf und Herz an die Hand. Nachdem der Bischof gewichen, war er der natürliche Antistes der Kirche. Er wurde auch der Wiederhersteller der Universität. Simon Grynäus und andere berühmte, gelehrte Männer wurden durch ihn an die hohe Schule gezogen. Aber auch den niedern Schulen, die seit ihrer Losreißung von der Kirche unter die Leitung des Staats traten, schenkte er seine Aufmerksamkeit, und sorgte durch Organisation der sogenannten lateinischen Schulen für eine tüchtige akademische Vorbildung. Wie die gute Zucht der Jugend, so lag ihm aber auch die Zucht, welche die Kirche über die Erwachsenen zu üben hat, am Herzen. Hierin stimmte er nicht ganz mit seinem Freunde Zwingli überein. Wenn dieser aus Abneigung gegen alles, was an die alte Priesterherrschaft und ihren Gewissenszwang erinnerte, auch den Bann der Kirche aus seiner Kirche verbannte, und der christlichen Obrigkeit als solcher es überließ, von sich aus die Laster zu strafen, so unterschied Oekolampad richtig zwischen der bloßen Staatspolizei und der Kirchenzucht. Es gelang ihm indessen nicht, letztere ganz nach seinem Wunsche durchzuführen, da die Regierung selbst ihm nur auf halbem Wege entgegenkam, und noch viel weniger vermochte er andere schweizerische Stände zu seinen Ansichten zu bewegen. So stand auch Haller in Bern ihm entgegen. Am meisten hat wohl von allen schweizerischen Reformatoren vor Calvin Oekolampad die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat ausgesprochen und mit Nachdruck betont. „Unerträglicher, als der Antichrist, das war seine Ueberzeugung, wird die Obrigkeit, wenn sie die Kirche ihres Ansehns beraubt. Sie führt das Schwert, und mit Recht. Allein Christus hat uns Arzneien dargeboten, womit wir die gefallenen Brüder heilen können. Er hat vom Sünder nicht gesagt: hört er nicht, so sage es der Obrigkeit, sondern — der Kirche." Auch das Synodalwesen hätte Oekolampad gerne noch weiter ausgedehnt, als die weltliche Macht es zuließ. Die Synoden sollten ihm nicht nur ein Mittel sein, die Kirchenzucht unter den Geistlichen zu handhaben, sondern er sah in ihnen die rechtmäßigen Vertreterinnen

der gesammten Kirche. Durch sie und in ihnen sollte die Kirche zum Bewußtsein ihrer hohen göttlichen Bestimmung kommen. Es sind uns noch einige Synodalvorträge Oekolampads aufbehalten, aus denen hervorgeht, wie hoch er den Beruf eines evangelischen Predigers und Hirten faßte, wie sehr es ihm heilige Gewissenssache war, den Tempel des Herrn vor Entweihung zu schützen und dem matt und krank gewordenen Leibe der kirchlichen Gemeinschaft ein neues Leben einzuhauchen. Ehe er jedoch seine edeln Absichten vollkommen erreichen konnte (und welchem Sterblichen ist dies vergönnt?), rief ihn der Herr, dem er mit Einfalt und Treue gedient, aus diesem irdischen Leben ab. Der Tod seines Freundes Zwingli auf dem Schlachtfelde zu Kappel (11. Oct. 1531) hatte ihn tief erschüttert. Er folgte ihm bald nach. Starb er auch nicht auf dem Schlachtfelde, so erlag er doch der Last seiner Arbeit, die er im Dienste seines Herrn verrichtete. Vergebens hatten ihn Freunde gemahnt, seine Kräfte zu schonen. Er wollte wirken, so lange der Tag ihm leuchtete. — Ein Geschwür (anthrax) an dem sogenannten heiligen Beine quälte ihn schon längere Zeit und nöthigte ihn endlich das Bett zu hüten. Das Uebel warf sich nach und nach auf die innern Theile des Körpers. Alle ärztliche Kunst scheiterte an der Hartnäckigkeit desselben. Der Kranke fühlte, daß sein Ende nahe sei. Den 21. Nov. bereitete er die Seinigen auf dasselbe vor. Er war seit 1528 verheirathet mit Wilibrandis Rosenblatt (aus ritterlichem Geschlechte), von der er drei Kinder hatte, Eusebius, Aletheia und Irene (Frömmigkeit, Wahrheit, Friede). Zu diesen seinen Geliebten, wozu auch noch ein treuer Diener und Hausgenosse, Johannes Gundelfinger, gezählt werden kann, sprach er also: „Grämet euch nicht, meine Lieben! ich scheide nicht auf ewig von euch. Ich gehe jetzt aus diesem Jammerthal hinüber in's bessere ewige Leben. Freuen soll es euch, mich bald an dem Ort der ewigen Wonne zu wissen.“ Darauf feierte er mit seiner Frau, ihren Verwandten und den Dienern des Hauses das h. Abendmahl. „Dieses heilige Mahl, sprach er, ist ein Zeichen meines wahren Glaubens an Christum Jesum, meinen Herrn, Heiland und Erlöser; ein treues Zeichen der Liebe, das er uns hinterlassen hat; es sei mein letztes Lebewohl für euch!“ — Am folgenden Tage versammelte er die Amtsbrüder um sein Sterbelager und legte ihnen das Wohl der Kirche an's Herz. Er erinnerte sie an das Heil, das uns Christus erworben, ermahnte

sie in seine Fußtapfen zu treten, und um so treuer die Liebe zu bewahren, je trüber und stürmischer die Zeit zu werden drohe. Er forderte sie zu Zeugen auf, daß er es redlich mit der Kirche gemeint, und nicht, wie die Feinde ihm vorwarfen, sie zum Abfall verführt habe. Die Umstehenden reichten ihm die Hand und versprachen ihm feierlich für das Wohl der Kirche bedacht zu sein. — Endlich noch einmal den Tag vor seinem Ende ließ er sich die Kinder vorführen, „die Pfänder seiner ehelichen Liebe" und sprach ihnen zu, daß sie Gott ihren himmlischen Vater lieben sollten; die Mutter aber und die Verwandten ermahnte er, dafür zu sorgen, daß die Kinder ihren Namen entsprechen, daß sie fromm, friedsam und gottesfürchtig werden möchten. Nun nahete die letzte Nacht seines Lebens. Alle Geistlichen waren um sein Bette versammelt. Einen eintretenden Freund fragte er, ob er ihm etwas Neues bringe? und als dieser es verneinte, sprach er freundlich: „Aber ich will dir etwas Neues sagen: bald werde ich bei dem Herrn Christo sein." Als man ihn fragte, ob ihm das Licht beschwerlich falle, deutete er auf das Herz und sprach: „hier ist genug Licht." Eben brach der Morgen des 24. November an, und als die ersten Strahlen in das Zimmer fielen, beschienen sie — eine Leiche. Mit dem Seufzer: „Herr Jesu, hilf mir aus," war der treue Hirte entschlummert. Die zehn anwesenden Geistlichen waren auf ihre Kniee gesunken und begleiteten die aus ihrer gebrechlichen Hülle sich losringende Seele mit ihren stillen Gebeten. — Sein Grab ist im Kreuzgange des Basler Münsters, neben dem von Jakob Meyer und Simon Grynäus. Die erst im Jahr 1542 verfaßte Grabschrift lautet:

So Ehr, Gut, Kunst hülfend in Not,
Wer keiner von disen Dryen todt.

Mehr aber als dieses sagt uns das Wort der Schrift, das wir in vollem Sinn auf unsren Oekolampad anwenden können: Hebr. 13, 7: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

K. R. Hagenbach in Basel †.

## 302. Bertold Haller.

26. Februar.

Wie wunderbar weise und oft gar nicht nach der Menschen Gedanken der Herr seine Rüstzeuge wählt, das zeigt sich auffallend in der Geschichte der Kirchenverbesserung von Bern. Was der Glaubenstrotz eines Luther, der Feuereifer eines Zwingli, die eiserne Unbeugsamkeit eines Calvin unter den gegebenen Umständen wohl eher verdorben als erzwungen hätten, das gelang dem stillen, geduldigen Wirken eines weit weniger hervorragenden Mannes, dessen Lebensbilde wir daher am Liebsten die Worte vorsetzen möchten: Wir tragen aber solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.

Bertold Haller war 1492 in dem schwäbischen Dorfe Aldingen von unbemittelten Eltern geboren, besuchte zuerst in dem nahen, den Schweizern verbündeten Rotweil die Schule des Mich. Roth, nachher die noch berühmtere unter G. Simmler zu Pforzheim, wo er auch den jungen, sinnverwandten, ihm lebenslang befreundeten Ph. Melanchthon kennen lernte. Zwei Jahre lang studirte er in Cölln, wurde dort Baccalaureus der Theologie, kehrte sodann noch Rotweil zurück und lehrte einstweilen in der Schule mit dem Vorsatze, später noch seine Studien in Freiburg fortzusetzen. Eben eröffneten sich ihm dafür günstige Aussichten, als Mich. Roth, nach Bern berufen, ihn bewog mitzugehen und ein nicht eben glänzend bedachtes Lehramt anzunehmen, welches ihm jedoch erlaubte, den Umgang und Unterricht seines geliebten Lehrers fortzugenießen. Im Jahre 1513 zu Bern angelangt, erwarb er sich, obwohl nur mittelmäßig gelehrt, durch sein sanftes, anspruchloses, fleißiges Wesen, wozu sich eine schöne Gestalt und ein beredter Mund gesellte, bald ansehnliche Gönner, so daß er nach und nach Kaplan der Pfisternzunft, Chorherr an St. Vinzenzen Münster und 1521 endlich auch Leutpriester wurde. Ihm standen zur Seite sein Landsmann, der kluge Arzt und Geschichtschreiber Val. Anshelm und der eifrig evangelische Barfüßer-Prediger Sebast. Meyer, nach dessen Vorgang Haller anfing, auf das Wort Gottes zurückzugehen, die 10 Gebote nach Luthers Auslegung zu erklären und die Misbräuche und Irrthümer mit schonender Hand und ohne voreilige Neuerungen aufzudecken.

Vieles hatte schon dem Evangelium in Bern vorgearbeitet, so der Betrug mit dem Schädel der St. Anna, der Greuel der Jezzergeschichte, das schreiende Aergerniß des Samsonschen Ablaßhandels. Franz Kolb, der strenge Sittenprediger, war zwar freiwillig weggegangen, aber Johannes Haller von Weil, Pfarrer zu Amsoldingen, trug die Fahne der Wahrheit hoch, ihn schäzten und schüzten die edlen Geschlechter von Wattenwyl und Mai und der Dichter und Maler Nikl. Manuel schwang seine satyrische Geißel. Allein die Berner, mistrauisch gegen die Geistlichkeit und streng gegen ihre Uebergriffe, hingen dennoch als ein „tapfer und ungelehrt Volk" mit ungemeiner Zähigkeit am Glauben der Kirche. Haller hatte daher keinen leichten Stand, indem er denselben, wenn auch mit großer Vorsicht nach der ihm gewordenen Erkenntniß anzugreifen wagte. Gelangte er doch selbst nur schrittweise durch das Lesen der h. Schrift und der Arbeiten Zwingli's, so wie durch dessen persönliche Bekanntschaft und belehrenden Briefwechsel zu klarer und fester Ueberzeugung. Bald hieß er auch ein Schüler Zwingli's und die Anfeindungen aus diesem Grunde wurden so stark, daß er schon ernsthaft daran dachte, Bern zu verlassen und mit Dr. Th. Wyttenbach von Biel in Basel den Sprachen obzuliegen. Wiederum war es Zwingli, der ihn an seinem Posten festhielt, ihm brieflich Geduld und Ausharren predigte und ihm anrieth, durch die äußerste Sanftmuth den stolzen und trotzigen Sinn der Berner zu gewinnen, die man nicht so rauh und scharf anfassen dürfe, wie er selbst wohl mit seinen Zürchern zu thun wage. Kaum hätte indessen der schüchterne Haller lange ausgehalten, ohne das Beispiel und die Unterstützung des kräftigern Meyer. Wie dieser unter viel Widerspruch, besonders der Dominikaner, die Glaubensartikel und die Briefe Pauli auslegte, so begann Haller gleichfalls in Abweichung von der bisherigen Uebung über das Evang. Matthäi fortlaufend zu predigen. Er sollte darüber vor dem Rathe sich verantworten, welcher ungleich gesinnt, mehrentheils jedoch der neuen Lehre abgeneigt war; viel Volks versammelte sich bei'm Rathhause, die Sitzung war stürmisch; Haller's Freunde gaben ihm den Wink sich zurückzuziehen und zu Hause unter ihrer Bewachung sich stille zu verhalten. Der Sturm ging unschädlich vorüber; auch das Auslieferungsbegehren des Bischofs von Lausanne wies man ab mit dem Anerbieten, ihm zu Bern selbst gut Recht zu halten. So geschah es wirklich mit G. Brunner,

Pfr. zu Kleinhöchstetten, welcher heftigen Predigens wegen angeklagt, vor eine geistlich-weltliche Commission gestellt — Haller war Mitglied und Aktuar derselben — und von ihr freigesprochen wurde.

Die Sache des Evangeliums schien in stätem, wenn auch langsamem Wachsen begriffen; die Prediger wurden zwar nicht sehr begünstigt, aber doch gegen die Zumuthungen der Bischöfe und altgesinnten Eidgenossen, so wie gegen Verleumdungen ihrer Widersacher in Schutz genommen; Haller konnte rühmen, die Berner hätten einen wahren Hunger nach dem Worte Gottes und bald werde es schwer halten, die reine Lehre zu unterdrücken, wie sehr auch ein großer Theil des Adels aus weltlichen Rücksichten ihr feind sei. Allein diese Gegenparthei sah die Gefahr und regte sich heftiger; Befürchtungen und Zuflüsterungen, wie sie z. B. der Vikar von Constanz, Joh. Faber ausstreute, „jetzt gehe es über die Pfaffen her und darnach über die Junker", machten auch Wohlgesinnte stutzig und rückgängig; die Eidgenossen warnten und drohten, die alte Ordenseifersucht gegen die Barfüßer stachelte die Dominikaner zu leidenschaftlichen Angriffen von der Kanzel, welchen Meyer oder in dessen Abwesenheit Haller mit Nachdruck die Stange hielt. Immer schroffer gingen die Partheien auch im gemeinem Leben auseinander, immer ernstlicher wurde die bürgerliche Einigkeit, das Band des Gemeinwesens mit Auflösung bedroht, immer mehr das Volk durch die zweispältige Lehre beirrt und beunruhigt. Um diesen gefährlichen Riß zu heilen, erließ der Große Rath auf St. Viti und Modesti 1523 eine Verordnung, „daß nichts Anderes, denn allein das h. Evangelium und die Lehre Gottes öffentlich und unverborgen, und was sich Jeder getraue, durch die h. Schrift zu beschirmen, verkündet werden solle, und alle andern Lehren, Disputationen und Stempeneien, dem h. Evangelium und Schriften ungemäß ganz und gar zu unterlassen, sie seien von dem Luther oder andern Doktoren geschrieben und ausgegangen." — Dieß sollte gelten bis zu fernerer Erläuterung und wer dawider handle, den Andern Bub, Ketzer oder Schelm heiße, auf der Kanzel lehre, was er aus göttl. Schrift nicht erweisen könne, der sollte im Predigtamte eingestellt und sonst bestraft werden. — Offenbar war es damit zumeist auf die neuen, lutherischen Lehrer abgesehen, denen die Altgläubigen ein für allemal den Mund zu stopfen meinten, ohne Ahnung, daß sie mit dem folgenschweren Satz des alleinigen Ansehens der h. Schrift den Grundstein der Reformation in Bern

unwiderruflich festgelegt hatten. So fängt der Herr die Klugen in ihrer List! Bald konnten sie es merken am unveränderten, ja noch freudigern, weil gesetzlich gesicherten Auftreten der evangelischen Lehrer, „und da sie es merkten, sagt ein Zeitgenosse, hat es sie bald gereut".

Ein großer Schritt vorwärts war geschehen; aber wie Zwingli bei aller Freude darüber es seinen Vertrauten in Bern ankündigte, erst jetzt mußten die stärksten Rückwirkungen eintreten und ihre Geduld auf harte Proben gestellt werden. Die kathol. Orte lagen Bern mit Klagen und Hindeutungen auf Zürichs angeblich betrübten Zustand fortwährend in den Ohren. Auf einem Tage wurde sogar beschlossen, Zwingli gefangen zu nehmen, wo man ihn betreffe. Ein Gespräch im Nonnenkloster der Insel, wobei Haller, Meyer und Wyttenbach ihre Ansichten über das Verdienst der Ehelosigkeit, der Gelübde und des Klosterlebens aussprachen, wurde entstellt herumgetragen und von den Feinden der Prediger benutzt, um sie unter dem Vorwand eines alten Gesetzes als Verführer einer Nonne der Insel auf Tod und Leben zu belangen, — aus Gnaden jedoch, hieß es, wolle man sie nur — unverhört verweisen. Ihre Freunde schlugen sich in's Mittel und bewirkten, daß sie angehört und mit dem Verdeuten entlassen wurden, ihrer Kanzel zu warten und des Klosters müßig zu gehen. Dafür aber mußte Anshelm bald hernach wegen ähnlicher unvorsichtiger Reden seiner Frau die Stadt verlassen. Immer noch hatte die alte Parthei im Kl. Rathe die Oberhand, während die neue im Großen und in der Bürgerschaft zahlreiche aber vorsichtige Anhänger zählte. Daher ein sonderbares Schwanken, daher das Anschließen Berns an die kathol. Orte und doch wiederum Zusicherungen an Zürich, daß die feindselige Sprache nicht halb so ernstlich gemeint sei; daher die öftern strengen Strafbestimmungen gegen verehelichte Priester, Uebertretung der Fasten u. s. w., während man sich doch zugleich die freie und lautere Predigt des Gotteswortes ausdrücklich und ohne den Widerspruch zu merken vorbehielt. Man suchte beide Theile ängstlich in Schranken zu halten; ein Auftritt in der Dominikanerkirche, wo zwei Freunde des Evangeliums den Prediger Hans Heim der Unwahrheit beschuldigten, führte nach stürmischen Verhandlungen des Rathes dahin, daß zwar Heim — aber auch Meyer ihres Dienstes entlassen wurden.

Haller befand sich nun allein in der schwierigsten Lage, welcher

er von Anfang an kaum gewachsen gewesen wäre. Doch der Herr hatte ihm bisher Freunde und Stützen gegeben und durch diese war er an Wissen und Charakter dermaßen erstarkt, daß er den Kampf auch einzig aufnehmen und fortführen konnte. Wirklich begann für ihn eine mehrjährige Prüfungszeit, von der er selbst sagt, daß er unter stäter Gefahr des Todes oder der Verbannung nur durch Gottes Gnade gestärkt worden sei, der Gemeinde sein Wort zu verkünden. Die Regierung, noch immer „weder luther noch trüb", schützte ihn zwar wider die geistlichen Obern; mehrere Anschläge auf sein Leben vereitelte nächst Gott die treue Wachsamkeit seiner Anhänger; aber er verlor auch noch einen Gönner und Gehülfen um den andern: so starb der edle Schultheiß Joh. von Wattenwyl, so mußte G. Brunner, so 1525 der verheirathete Joh. Haller das Land räumen. Zu Allem gesellten sich noch die Wiedertäufer, denen Haller, unterstützt durch Wyttenbach, Oekolampad und Zwingli, um der Ehre und des Fortgangs der evangelischen Sache willen die Spitze bieten mußte. Dennoch hielt er sich wacker und nahm so weit zu an Erkenntniß und Glaubenstreue, daß er auf eine Rede der Zürcherischen Boten gegen Ende des Jahres aufhörte, Messe zu lesen. Um so mehr wurde die alte Parthei gereizt, das Letzte aufzubieten, um den evangelischen Prediger und seinen Anhang aus ihrer gesetzlichen Stellung vollends zu verdrängen.

Es gelang auch für den Augenblick. Bern hatte im April 1525 ein sogenanntes Reformationsmandat, welches die kathol. Orte entworfen, freilich sehr gemildert und gemäßigt angenommen: namentlich behielt man sich auch jetzt den freien Gebrauch des Wortes Gottes und anderer Schriften ihm gemäß, so wie das Recht vor, taugliche Prediger desselben anzustellen. Das eben gefiel den Eidgenossen übel. Sie bestürmten daher die Berner mit Vorstellungen, um sie ganz von Zürich zu trennen; sie beschlossen auch ihrerseits, ein Gespräch zu Erhaltung des alten Glaubens zu veranstalten. Um die Berner dafür zu gewinnen, kamen am Pfingstmontag 1526 ihre Gesandten ungeladen nach Bern und zugleich mit ihnen, von den Gleichgesinnten veranlaßt, zahlreiche Ausschüsse des Landes. Jene begehrten, diese riethen, die Stadt möchte zum römisch-katholischen Glauben zurückkehren und sich an die alten Orte anschließen. Der Plan war so wohl angelegt, griff so gut in einander und wurde so rasch ausgeführt, daß die überstürzten Berner erklärten, bei'm kathol. Glauben nach Inhalt des letztausgegan-

gegen Mandates zu verbleiben; doch sollte man gegen die Zürcher des Glaubens halb nichts Unfreundliches vornehmen. — Alles schien nun auf's Neue in Frage gestellt, fremde verheirathete Priester mußten das Land meiden, auf verdächtige Bücher und Personen wurde streng geachtet; die Anhänger des Alten verkündigten frohlockend Berns Rückkehr und Hallers angeblichen Widerruf.

Eilig wurde jetzt das Gespräch betrieben. Haller sollte bis dahin allen Umgang meiden, dann aber — wenig fehlte, in eigenen Kosten — mit P. Kunz Pfr. von Erlenbach nach Baden reisen, nicht so wohl um zu disputiren, als vielmehr „um Erläuterung seiner Lehre zu geben und Unterricht in der Wahrheit zu empfangen."

Ihn begleiteten nebst den Rathsboten mehrere seiner Freunde. Der Gang und Ausgang des Gespräches ist bekannt. Haller stritt mit Eck über das Meßopfer, welches angegriffen zu haben er eben beschuldigt war; wich jedoch aus, als Eck ihn hinterlistiger Weise über seine Ansicht vom Abendmahl ausforschen wollte. Bei seiner Rückkehr vor den Rath berufen, sollte er entweder Messe lessen oder wegziehen; Haller appellirte an den Gr. Rath und erklärte eher vom Amte als von der erkannten Wahrheit weichen zu wollen; die zahlreiche evangelische Bürgerschaft, nur für den Augenblick eingeschüchtert, regte sich laut zu seinen Gunsten; man nahm ihm daher seine Chorherrnpfründe, bestätigte ihn jedoch zum vierten Male als Prediger, und schon fing er an wieder für die Stadt, weniger für das Land zu hoffen. Bereits hatten auch einige altgesinnte Berner von Einfluß im Unmuth über das laue Wesen die Stadt verlassen.

In ihrem Siegesübermuthe mußten die kathol. Orte selbst einen neuen, dießmal entscheidenden Umschwung der Dinge in Bern herbeiführen. Man traute hier weder den Abschriften noch der in Luzern zu veranstaltenden Ausgabe der Badener Akten und drang daher auf Mittheilung eines der Originale. Die ausweichenden und abschlägigen Antworten mehrten das Mistrauen und hierzu kam noch allerlei Schimpf und üble Nachrede. Als nun vollends die Orte nicht nur mahnten, die Mandate zu erfüllen, die neuen Lehren und Lehrer abzustellen u. s. w., sondern auch wie früher die Einberufung der Landesausschüsse verlangten und im Weigerungsfalle drohten, Alles selbst den Gemeinden zu berichten, — da floß endlich das Maaß über. Am Montag vor Himmel-

fahrt 1527 wurde mit Beistimmung des Landes das erste Mandat von 1523 mit Aufhebung der spätern wiederum in Kraft gesetzt und befohlen, „das Wort Gottes frei, offen und unversperrt zu predigen, obwohl solch Predigen gegen die Satzungen, Lehren und Ordnungen der Menschen wäre.“ Zugleich wurden bei einer Erneuerung des Kl. Rathes nach veränderter Wahlart mehrere entschiedene Gegner des Evangeliums entfernt. Haller, bereits vorher durch Zwingli getröstet, daß die Erlösung sich nahe, wirkte natürlich wieder mit doppeltem Muthe, um so mehr, da ihm Kolb, von Nürnberg zurückgekehrt, zur Seite stand.

Immer rascher eilte die Bewegung von da an ihrem Ziele entgegen. Zu Stadt und Land erhoben sich täglich mehr Stimmen um Abstellung der Messe; Farel predigte mit Erfolg in Aelen, Brunner kehrte zurück, das Ansehn der Bischöfe war tief gesunken, die Klöster wurden bevogtet. Nur Eins hinderte noch die Entscheidung, nemlich die Ungleichheit in Lehre, Gebräuchen und Auslegungen auf evangelischer Seite. Dieß so wie die Unruhe der Gemüther und die unerträgliche Halbheit des ganzen Zustandes drängte die Regierung zum letzten Schritt, zu einem Religionsgespräche in Bern selber. Trotz der Ablehnung der eingeladenen Bischöfe, der Widerreden eines Eck, Cochläus und Murner, trotz der Vorstellungen und des verweigerten Geleites der kathol. Orte so wie der kaiserlichen Vertröstung auf eine allgemeine Kirchenversammlung wurde es veranstaltet. Haller hatte noch von Baden her eine Scharte auszuwetzen, da man ihm das Verschweigen seines Glaubens vom Abendmahl zum schweren Vorwurfe machte. Von Zürich begehrte er vorher gelehrte Hülfe und erhielt sie in der Person Dr. Seb. Hofmeister's. Am 7. Jan. 1528 wurde das Gespräch eröffnet und dauerte volle 19 Tage. Anwesend waren Zwingli, Oekolampad, Capito, Bucer, Farel, Joach. von Watt u. a. — Von den Gegnern nur Wenige. Haller führte in seiner Reihe das Wort über die Kirche, die Erlösung allein durch Christum, das Meßopfer, das Fegefeuer; er hielt auch die Schluß- und Dankrede, worin sich die ganze Milde und Lindigkeit seines Sinnes aussprach; er ermahnte, nicht nur den Gottesdienst und die Lehre, sondern Herz und Leben zu reformiren, und beschwor seine Amtsbrüder, die Heerde Christi nicht als Herren, sondern als Hirten und Vorbilder zu weiden. Die Präsidenten erklärten auf Befragen, die Wahrheit sei heiter an den Tag gekommen und die

Reformation tapfer anzugreifen. Dieß geschah unverzüglich durch eine Verordnung zu Stadt und Land ohne viel Beschwerung der Gewissen, denn das alte Wesen zerfiel von selber; es folgten Sittenmandate und reichlich wurde aus den überflüssigen Kirchengütern für Arme und Schulen gesorgt. Zu Ostern genoß Haller mit seiner Gemeinde das erste Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn und Tags darauf wurde das Regiment in evangelischem Sinne erneuert.

Haller's eigentliches Lebenswerk war nun vollbracht; nach langem, geduldigem Kampf hatte der Herr sich gerade durch den Schwachen mächtig erwiesen. Das Errungene zu befestigen, verwandte er noch den kurzen Rest seines Lebens, seine letzten, durch Krankheit geschwächten Kräfte. Ihn zu unterstützen wurden Hofmeister und Megander von Zürich berufen. Er bereiste das Land, visitirte die Pfarrer, suchte die neuen Einrichtungen durchzuführen. Dieß hielt meistens nicht schwer; nur im Oberland, in der Nähe der alten Orte und von diesen angefacht, entstanden gefährliche, mit Mühe gedämpfte Unruhen, wobei Haller's Name nicht geschont wurde. Auch in Solothurn predigte er einen Monat lang das Evangelium — im Ganzen ohne Erfolg, denn die Solothurner hatten, wie sie selbst sagten, noch den Verstand nicht. In den öftern Verhandlungen mit den Wiedertäufern, in der Frage über Einführung des Bannes neigte sich Haller stets auf die mildere Seite. Mit schwerem Kummer sah er die Spannung zwischen den evangel. Städten und den kathol. Ländern wachsen; er suchte mit aller Anstrengung Bern vom Kriege zurückzuhalten, darin ganz unähnlich seinem Freunde Zwingli, seinem Gehülfen Megander, mit welchem er deßhalb in ernste Mishelligkeiten gerieth. Und als der unselige Bruderzwist dennoch losbrach und mit der Schlacht bei Cappel, dem Tode Zwingli's, dem bald Oekolampad folgte, mit vereinzelten, der evangel. Sache nachtheiligen Friedensschlüssen, mit dem Erkalten der Freundschaft zwischen Zürich und Bern endigte, da fühlte alle diese Schläge Niemand schmerzlicher als Haller, dem es nur mit Mühe gelang, die beiden Schwesterstädte versöhnen zu helfen. Zum Troste gereichte ihm dagegen die Vollendung der Reformation durch die berühmte Berner Synode, auf welcher unter Capito's persönlicher Mitwirkung eine musterhaft evangelische Kirchenordnung gegeben wurde. Weniger gefielen ihm die Einigungsversuche der Straßburger, er trat vielmehr Bucer'n darin unverholen entgegen, nicht weil er dem Frieden mit Luther abgeneigt

war, sondern weil er ihn nicht mit zweideutigen Formeln, welche nur die Wahrheit verdunkeln und den gemeinen Mann im Glauben irre machen, erkaufen und begründen mochte. Ueberhaupt haßte er allen bloß gelehrten Kram, während er doch oft bis in die Nacht nützlichen und erbaulichen Studien oblag. Gegen das Jahr 1536 erkrankte Kolb, und Haller, obschon selbst leidend und eine schwere Last tragend, übernahm doch einen Theil seiner Geschäfte. Noch betrieb er mit Eifer die Rettung des hartbedrängten Genfs; noch erlebte er dieselbe und der Größere, der nach ihm kommen sollte, war bereits dorthin auf dem Wege; aber kurz nachher, kurz nach Kolb's Hingang, wobei ihn bereits die Ahnung des seinigen ergriff, schied auch er am 26. oder genauer am 25. Februar 1536 Abends um 11 Uhr im 44. Lebensjahre.

Haller heirathete spät und hatte keine Nachkommen — die noch blühende Familie seines Namens stammt von Joh. Haller von Amsoldingen; auch Schriften hinterließ er keine — dazu fehlte ihm die Zeit und das Selbstvertrauen. Sein großer Namensverwandter, Albr. v. Haller, wurde durch Denkmale geehrt; er selbst besitzt keines. Aber die bernische Kirche in ihrer schlichten, klaren Einfalt, ihrem anspruchlosen Wesen und Wirken, ihrem Dulden auf Hoffnung, ihrem Siegen im Erliegen, — sie trägt bis heute die unverkennbaren Züge ihres ersten Begründers, sie ist sein ächtes Geisteskind und lebendiges Monument.

F. Trechsel in Vechingen, jetzt in Bern.

---

## 303. Wilhelm Farel.

13. September.

Noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts sah man auf dem Kirchhofe zu Neuchatel einen Grabstein mit dem Sinnbilde eines Kreuzes oder — wie Andere wollen — eines Schwertes; wahrscheinlich war es Beides zugleich. Wahrer und treffender ließ sich in der That die Ruhestätte des Mannes nicht bezeichnen, der um des reinern Glaubens willen aus Frankreich verbannt, sein ganzes Leben hindurch an der theuren Heimath Gränzen das Kreuz hoch und voran trug und mit dem Schwerte des Geistes wie mit der eigenen Brust unter tausend Leiden und Gefahren dem Evangelium überall eine Gasse zu machen suchte; — wir meinen Farel,

welchen die westliche Schweiz, wenn nicht ihren größten, doch ihren ersten evangelischen Lehrer und Reformator nennt.

An den grünen Vorbergen der Dauphiné, in einem kleinen Dorfe zwischen Gap und Grenoble, das noch jetzt seinen Namen trägt, wurde Wilhelm Farel im Jahre 1489 geboren. In seiner Familie von gutem und altem Adel herrschte von jeher ein Geist eifriger Religiosität nach der Weise der Zeit, strenges Festhalten an den Lehren und Ueberlieferungen der Kirche, gewissenhafte Erfüllung der kirchlichen Vorschriften, Legenden- und Wunderglaube, Bilder- und Heiligenverehrung, und diesem Zuge folgte auch ohne Rückhalt der feurige Knabe, ein Sohn des Südens voll Phantasie und Gemüth, dessen dunkles Auge von Geist und innerem Leben strahlte und dessen kleiner aber zäher Körper Beweglichkeit und Energie verrieth. Mit wehmüthigem Rückblicke erzählt er uns, wie andächtig er schon früh mit seinen Eltern zu einem wunderthätigen Kreuze in der Nachbarschaft gewallfahrtet und wie so manches Zweideutige, was er da sah und hörte, ihm doch nicht die Augen geöffnet habe. Sein sinniger Ernst, seine Wahrheitsliebe, seine tiefe, wenn auch misleitete Religiosität gaben ihm den Wunsch ein zu studieren; durch Beharrlichkeit überwand er den Widerwillen seines Vaters, und da die Provinz ihm die Mittel zu höherer Ausbildung nicht darbot, so bezog er um 1510 die weltberühmte Universität von Paris, wo ihm ungesucht und unerwartet ein neues Leben aufgehen sollte.

Unter den dortigen Gelehrten befand sich auch ein Doktor der Sorbonne, Jakob Lefèvre d'Etaples, welcher dem katholischen Glauben, der Hierarchie, den kirchlichen Einrichtungen und Gebräuchen von Herzen zugethan, doch auch den Regungen des überall erwachenden freiern Geistes sich nicht zu verschließen vermochte, der die alte Scholastik durch höhere philosophische Klarheit, so wie durch Zurückgehen und Vertiefen in die Bibel neu zu beleben suchte. Es war zunächst nicht diese, sondern jene Seite seines Wesens, was Farel zu ihm hinzog; Beide fühlten sich durch die naive Innigkeit und Frömmigkeit, durch den Eifer und die Andacht verbunden, welche sie bei den Messen und Gebeten, in der Feier der Heiligenfeste, in der Ausschmückung der Kirchen und Altäre an den Tag legten. Allein wie bei Lefèvre zuweilen der Blitz eines höhern Bewußtseins die Dämmerung durchdrang, so zündete er auch in der Brust seines jungen Freundes und Schülers; es blieb diesem

unvergeßlich, daß jener einmal zu ihm sagte: „Wilhelm, Gott hat „mit der Welt ein Neues vor, und du wirst davon Zeuge sein.“ Immer mehr gerieth er in's Schwanken, immer weniger konnte er sich genug thun, wie sehr auch er sich an die geheiligte Autorität der Kirche anzuklammern suchte. Er nahm wohl seine Zuflucht zur Schrift; doch ihr ganzer Inhalt schien ihm mit dem damaligen Zustande der Christenheit in so offenbarem Widerspruche, daß nur die Vorstellung ihn einigermaßen beruhigen konnte, er müsse das Gelesene aus Mangel an der nöthigen philosophischen Bildung nicht recht begriffen haben. „Ich war, so schreibt er von jener „Zeit, der unglücklichste unter den Menschen, ich schloß die Augen, „um nicht zu sehen.“ Erst als Lefèvre durch göttliche Fügung von den Legenden zu den Briefen Pauli gewiesen wurde, als die große Grundlehre des Evangeliums, Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, ihn ergriff und er dieselbe unter wachsendem Aufsehen zu lehren und zu vertheidigen anfieng, erst da wurde es auch für Farel klar: Nichts aus Verdienst, Alles aus Gnaden, — und so wie er es hörte, glaubte er's. Ein Irrthum sank nach dem andern; der Dienst der Heiligen wich dem einigen Christus, das oberste Ansehn des Pabstes, diese von jetzt an in seinen Augen teuflische Erfindung, und überhaupt alle menschliche Autorität in Glaubenssachen der unbedingten Geltung des göttlichen Wortes; mit dem ganzen Ernst und Wahrheitsdurst seiner Seele warf er sich auf die Schrift, studierte Griechisch und Hebräisch; der kirchliche Cultus kam ihm je länger desto widersinniger und abgöttischer vor. Das geschah von 1512 an; mithin manches Jahr früher, als Luthers mächtige Stimme die Welt durchdrang.

Indessen fieng die religiöse Bewegung an sich auszubreiten; es bildete sich ein Kreis von Männern mehr oder minder ausgeprägter, evangelischer Gesinnung, dessen Seele Lefèvre war, und zu welchem außer Farel, dem Magister am Collegium Lemoine, und einigen Jüngern, auch der von seiner Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrte Wilh. Briçonnet, Graf von Montbrun und Bischof v. Meaux gehörte. Selbst am Hofe zählte diese Geistesrichtung Gönner und Freunde; zu ihr neigte sich besonders die geist- und gemüthreiche Margarethe von Valois, und durch ihren Einfluß einigermaßen der König Franz I. selbst. Allein bald wurde er von seiner Mutter und dem Kanzler Duprat zu dem bekannten Concordate und zu enger politischer Verbindung mit dem Pabste

bewogen, und die Universität, den unversöhnlichen Feind aller Neuerung, Nat. Beda, an der Spitze, suchte die veränderte Stimmung nach ihrem Sinne auszubeuten. Zwar setzte der König den gerichtlichen Verfolgungen immer noch ein entschiedenes Nein entgegen; dessenungeachtet wurde die Luft so schwül und die Lage in Paris so drückend, daß die Freunde froh waren, das ihnen von Briçonnet zu Meaux angebotene Asyl anzunehmen. Eine Reihe kirchlicher Reformen wurde nun in der Diöcese vorgenommen, die vielen untüchtigen und verweltlichten Seelsorger beseitigt, eine theologische Schule errichtet, an welcher auch Farel einen Wirkungskreis für seinen Eifer und seine Talente fand. Nach und nach ließ Lefèvre seine treffliche Bibelübersetzung in französischer Sprache drucken; es erschienen belehrende und erbauliche Traktate; zahlreich versammelte sich das Volk zum Hören der evangelischen Predigten, die der Bischof zum Theil selbst hielt; es bildeten sich Vereine zum gemeinsamen Lesen und Besprechen des Wortes Gottes. — Alles dieß blieb jedoch nicht ohne Gegenwirkung von Seite der in ihren Interessen bedrohten Welt- und Klostergeistlichkeit; man durfte es schon wagen, den zu früh und zu laut hoffenden Evangelischgesinnten mit einem Kreuzzuge und der Vertreibung des Königs zu drohen, wenn er ihre Predigt gestatte. Briçonnet, bei'm Parlamente denuncirt, konnte für seine Person sich leicht rechtfertigen; gleichwohl that er den ersten, folgenreichsten Schritt rückwärts, indem er 1523 seinen Freunden die Erlaubniß zu predigen wieder entzog; und obschon auch Lefèvre von einer königlichen Commission freigesprochen wurde, so mußte doch der Kreis, seiner Stütze beraubt, sich auflösen. Farel gieng nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris in seine Heimath, wo er seine evangelische Predigt fortsetzte und vier seiner Brüder für die Wahrheit zu gewinnen das Glück hatte. In Gap vor Gericht gestellt und unter Mißhandlungen aus der Stadt vertrieben, zog er missionirend auf dem Lande umher; allein der geringe Erfolg seiner Arbeit, der Wunsch, die Reformation in ihren Stammländern kennen zu lernen und wohl auch die Einladungen vorangegangener Freunde, bewogen ihn, sich nach Basel zu begeben, wo er Anfangs 1524 auf geheimen und beschwerlichen Wegen anlangte.

Von Oekolampad herzlich und gastfreundlich aufgenommen, schloß sich der Flüchtling auf's Innigste an diesen an, während die natürliche Charakterverschiedenheit zwischen Erasmus und ihm

gegenseitige Abneigung und sogar Feindschaft zur Folge hatte. Oekolampad war keineswegs blind gegen die Fehler seines Freundes, indem er besonders seine Hitze und Heftigkeit zu mäßigen suchte. Um nicht unthätig zu sein, bewarb sich Farel um die Erlaubniß, dreizehn Sätze in öffentlicher Disputation vertheidigen zu dürfen; es wurde ihm von der Universität verweigert, vom Rathe hingegen gestattet; allein es fanden sich keine Gegner, was ihn nicht hinderte, seine Sätze mit Oekolampads Hülfe vor dem Publikum vorzutragen und zu erläutern. Von einer Reise in die östliche Schweiz, auf welcher er auch Zwingli kennen lernte, nach Basel zurückgekehrt, fand er die Stimmung des Rathes so sehr verändert, daß er auf dessen Befehl die Stadt verlassen mußte. Oekolampad konnte nichts für ihn thun, als seine Entrüstung über dieses Verfahren öffentlich aussprechen und ihn an Capito und Luther empfehlen. Zu Straßburg trat Farel in genaue Verbindung mit den dortigen Predigern, während die Reise nach Wittenberg unterblieb, weil ein nahegelegenes Feld seine Kräfte in Anspruch nahm.

Mümpelgart, damals die Residenz des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, verlangte mit dessen Zustimmung einen evangelischen Prediger, und Farel ließ sich nach vielen Bedenken durch Oekolampad bestimmen, im Sommer 1524 dahin zu gehen. Die Lage des Ortes machte ihn zu einem sehr geeigneten Vorposten, um durch Wort und Schrift, so wie durch das bereits übliche Colportiren evangelischer Bücher und Bibeln auf Burgund, Lothringen und Südfrankreich zu wirken: Farel fand mit seiner Predigt eben so freudiges Gehör beim Volke, als entschiedenen Widerspruch bei Adel und Geistlichkeit. Ein Mönch von Besançon, der ihn öffentlich angriff, mußte widerrufen, weil er seine Behauptungen nicht erweisen konnte, und Farels Feuer wurde durch den Vorfall nur noch gesteigert, obschon man ihn von Basel aus zur Mäßigung ermahnte. Einst, wird erzählt, begegnete er auf schmaler Brücke einer Prozession zu Ehren des h. Antonius. In rasch aufloderndem Eifer entriß er dem Priester das Bild und warf es mit den Worten in den Strom: „Arme Götzendiener! Wollet ihr nie von eurer Abgötterei lassen?" Zwar entkam er glücklich dem Getümmel; aber seines Bleibens war natürlich in Mümpelgart nicht mehr. Ueber Basel gelangte er wiederum nach Straßburg, wo er unter andern flüchtigen Landsleuten auch seinen alten Lehrer Lefèvre antraf.

Eine neue Thüre that sich ihm auf, als Bern nach dem Gespräche zu Baden mehr und mehr zur Reformation hinneigte. Durch Vermittelung der Basler wurde er im Herbste 1526 nach dem französisch redenden, in einem Gebirgswinkel zwischen der Waadt und Wallis gelegenen Gouvernement Aigle gesendet, erst nur unter dem Titel eines Schullehrers und dem angenommenen Namen Ursinus, ohne Besoldung, — dann als förmlich bestellter Prediger und Lehrer zugleich. Es war ein harter Stand, den er hier durchzufechten hatte: nicht nur das unwissende, von Welt- und Klostergeistlichen bearbeitete Volk widersetzte sich seiner Predigt; auch der bernische Gouverneur und andere Beamte wirkten ihm eher entgegen. Unentmuthigt und von Bern geschützt, hielt er aus; auch hier hatte er mit einem Mönche, der ihn von der Kanzel Verführer und Teufel gescholten, einen gerichtlichen Streit zu bestehen; dem besiegten und demüthig abbittenden Gegner aber reichte er eben so edelmüthig als herzlich die Hand. Selbst an dem benachbarten Bischofssitze Lausanne suchte er Einzelne, wiewohl vergeblich, durch Briefwechsel zu gewinnen. An dem Gespräche zu Bern (1528) nahm er wesentlichen Antheil; die Reformation wurde angenommen, aber nirgends fast kostete es größere Mühe sie durchzuführen als in Aigle. Farel sollte nun überall predigen dürfen; er that es trotz aller Drohungen und Gefahren; die ärgsten Verläumdungen trafen ihn, die Berner und die evangelische Lehre; in Ollon wurde er von Männern und Weibern thätlich mißhandelt. Erst die Ankunft eines neuen Gouverneurs und einer ansehnlichen Botschaft, verbunden mit einer kräftigern Justizpflege, brachte endlich Ruhe und Ordnung, und es gelang Farel, mehrere Mitarbeiter zu finden und anzustellen.

Auch anderwärts wußte man den unerschrockenen Streiter Christi bestens zu verwenden; so in Murten, einer bernisch-freiburgischen Herrschaft, welches bald die Reformation annahm und welches ihm zu einem Stütz- und Ausgangspunkt für seine Feldzüge diente. Erfolglos blieb zwar sein persönliches Auftreten in Lausanne trotz des Patentes der Berner; dagegen konnte weder der Bischof von Basel noch der Abt von Bellelay verhindern, daß Neuenstadt am Bielersee sich durch Farels Bemühungen zum Evangelium bekannte, und im Münsterthale predigte er mit solcher Kraft, daß das Volk Bilder und Altäre zerstörte und der Priester aus der Kirche floh. Vor Allem wichtig und folgenreich

war Farels Erscheinen zu Neuchatel, damals der Herzogin von Longueville-Hochberg zugehörig, aber mit Bern verbündet. Nachbarliche Einflüsse, das fast nirgends so große Sittenverderben des Clerus, die grellen Mißbräuche der Kirche hatten der Reformation daselbst vorgearbeitet. Farel predigte zuerst zu Serrières auf einem Steine, dann durch die Bürger eingeladen auch in der Stadt auf Straßen und Plätzen. Im Sommer 1530 setzte er seine Arbeit unter allen Hindernissen fort; man räumte ihm die Kapelle des Spitals ein; als er jedoch am 23. October wie es scheint, nach einem schon gefaßten Beschlusse des Magistrats, die Bemerkung äußerte: es gebühre dem Evangelium nicht weniger als der Messe die Ehre, in der Stiftskirche gehört zu werden, — da erhob sich die ganze Menge, um ihn dorthin zu führen. Die versuchte Abhaltung steigerte nur den Eifer; man erzwang den Zutritt zur Kanzel und Farels allgewaltige Rede hatte eine solche Wirkung, daß gegen die Bilder und Zeichen des Aberglaubens ein Sturm entstand, der am folgenden Tage fortdauerte. Der Gouverneur G. de Rive, in der Meinung, die große Mehrheit stehe dennoch zum alten Glauben und nur ein aufrührerischer Haufe dagegen, wollte sofort eine Abstimmung vornehmen lassen; allein man verlangte die Anwesenheit bernischer Boten. Und als diese gekommen, als die Parteien gehört, die Anklagen auf Gewalt und Empörung durch Gegenklagen und Versicherung der Treue gegen die Landesfürstin außer in Sachen des Glaubens beantwortet worden waren, entschied am 4. Nov. eine zwar geringe Mehrheit zu Gunsten der reinern Lehre. Alle gemachten Anschläge, diesen Schluß durch List oder Gewalt wieder zu stürzen, scheiterten an der Festigkeit der Berner; die Rechte der Fürstin wurden gewahrt und festgestellt; aber ebenso auch die religiöse Freiheit der Stadtgemeinde und aller andern, welche ihrem Beispiele folgen würden.

Daß dieß wirklich auch von den Landgemeinden geschehe, war nun Farels eifrigstes Bemühen, worin nichts ihn wankend oder muthlos machen konnte. Eines Abends, nachdem er gepredigt und sein Gefährte in unklugem Eifer dem Priester die angebetete Hostie aus der Hand gerissen, wurden sie bei Valangin von einer Rotte überfallen, geschlagen, nach dem Schlosse geschleppt; man wollte sie zwingen, ein Marienbild zu verehren; — umsonst; darauf neue Mißhandlungen durch die Priester; blutend warf man sie in's Gefängniß, aus welchem zwar Freunde von Neuchatel sie befreiten;

Genugthuung aber, wie die Berner für sie verlangten, erhielten sie nicht; war doch Alles mit der Fürstin Wissen und Beifall geschehen. Aehnliches widerfuhr ihm auch anderwärts, auch unter bernischer Mitherrschaft, wie zu Orbe und Granson. Dort suchte man ihm sogar im Beisein bernischer Rathsboten das Predigen regelmäßig durch Lärm und Geschrei unmöglich zu machen; nichtsdestoweniger predigte er sechs Tage lang zweimal täglich fort und nicht ohne Frucht, selbst bei entschiedenen Anhängern des alten Glaubens, wie er denn auch den jungen schüchternen P. Viret für den Dienst des Evangeliums und zugleich zum Herzensfreunde gewann. So ganz gab er sich seinem Reformatorberufe hin, daß ihm für seine persönlichen Angelegenheiten, seine Correspondenz schlechterdings keine Zeit übrig blieb: wohl aber fand er noch Zeit, durch Kreisschreiben seine Brüder im Herrn überall zum Ausharren und Vertrauen im Kampfe für Gott gegen den seelenverderblichen Antichrist zu ermuntern.

Eine Reise zu den Waldensern nach Piemont, um ihnen auf ihre Bitte ihr Kirchenwesen besser ordnen zu helfen, brachte ihn im October 1532 zum ersten Male nach Genf. Sein Name war auch hier nicht unbekannt; Manche besuchten ihn in der Herberge. Der Rath, von der Gegenpartei gedrängt und die verbündeten Freiburger fürchtend, wollte ihn mit seinem Begleiter Ant. Saunier ausweisen; als sie jedoch mit dem bernischen Schirmbriefe in der Hand sich vertheidigten, entließ man sie unbelästigt. Unter dem Vorwande einer Unterredung berief man sie nun vor das Domcapitel; der Rath gab ihnen zwei seiner Syndics zur Sicherheit mit. Es war keineswegs überflüssig: vom Official in einer Art von Verhör wie Landstreicher und Verführer empfangen, wurden sie von der geistlichen Versammlung, in welcher Mehrere heimliche Waffen trugen, sogleich mit den gröbsten Schimpfwörtern überhäuft. Ruhig setzte Farel seinen Zweck und Beruf auseinander, das Wort Gottes allen denen zu verkündigen, die es hören wollten; nicht er, sie seien es, welche Israel verwirrten. Während der geheimen Berathung fiel draußen ein Schuß auf Farel, allein das Gewehr zersprang, ohne ihm zu schaden. Man befahl ihnen, die Stadt binnen drei Stunden zu verlassen bei Lebensstrafe, und dieß aus Gnaden und Rücksicht für die Berner. Auf Farels Einrede, daß man ihn ja ungehört verdamme, fiel Alles mit Geschrei und Schmähreden über ihn her. „Was bedürfen wir weiter Zeug-

„niß, er ist des Todes schuldig!“ — hieß es, und: „Es ist besser, „der Ketzer sterbe, als daß er das ganze Volk verderbe!“ Umsonst rief Farel: „Redet doch mit Gott, und nicht mit Kajaphas!“ man drang auf ihn ein, trat ihn mit Füßen, schlug ihn in's Gesicht, Dolche wurden gezückt; nur die Dazwischenkunft des einen Syndics rettete sie. Früh Morgens geleiteten die Freunde sie über den See, und zum Ersatz wurde Farels eben angekommener Landsmann, Ant. Froment von ihm nach Genf gesandt.

Die altgläubige Partei war offenbar noch die stärkere; um auch Predigt durch Predigt zu bekämpfen, berief sie einen Dominikaner, Guy Fürbity, der in der Kathedrale mit hohen Worten wider die „Deutschen und andere Ketzer“ loszog. Die Berner nahmen dieß für eine gegen sie gerichtete Beleidigung und schickten deßhalb eine Botschaft, unter deren Schutze auch Farel mit Viret nach Genf zurückkehrte. Bei der drohenden Haltung der Päbstlichgesinnten ergriff der Rath nur halbe und illusorische Maaßregeln; aber neue Boten der Berner drohten ihrerseits mit Absage des Bundes, und obschon die Freiburger dasselbe thaten, so überwog doch zuletzt das Ansehen, das gebieterische „Entweder-oder“ der Erstern. Nach vielen Windungen und Berufungen auf die geistlichen Gerichte und die Sorbonne, deren Doktor er war, mußte sich Fürbity zu einem Gespräche herbeilassen, welches auf dem Rathhause (29. Jan. — 11. Febr. 1534) gehalten und von Farel im versöhnlichsten Geiste mit den Worten eröffnet wurde: „Der schönste Sieg ist Erhaltung der Wahrheit, und gern gäbe ich mein Leben drum, daß sie von Allen erkannt würde.“ Fürbity konnte die Fastengebote nicht durch die Schrift rechtfertigen, und wurde, da er dem zu leistenden öffentlichen Widerrufe auswich, gefangen gesetzt. Ein neuer Prediger, gemäßigter als er, trat an seine Stelle; allein nun verlangten auch die Berner das Recht der öffentlichen Predigt für die ihrigen. Der Rath war wie immer unschlüssig; das Volk jedoch führte Farel in die Baarfüßerkirche, wo am 1. März der Glockenklang zum ersten Male zur evangelischen Predigt einlud. Immer mehr machte dieselbe Fortschritte; die Freiburger kündigten den Bund auf; das Abendmahl wurde zu Pfingsten nach der Einsetzung des Herrn gehalten; Priester verließen ihre Altäre; vereitelte Gewaltstreiche, Vergiftungsversuche gegen die Prediger, der über die Stadt vom Bischof und Pabst verhängte Bann, mehrten nur den Haß gegen die Urheber; eine

Kirche nach der andern ward dem Evangelium erobert und ein neues Gespräch im Baarfüßerkloster, durch welches der von Farel bekehrte Ordensbruder Joh. Bernard seinen Aus- und Uebertritt rechtfertigte, setzte die Wahrheit in ein neues und helles Licht. Die Entscheidung war nicht mehr aufzuhalten; vor dem Rathe der Zweihundert sprach Farel den 12. Juli so überzeugend und hinreißend, daß nach einer nochmaligen, vergeblichen Anfrage an die Priesterschaft, ob sie etwas Mehreres und Besseres für ihre Sache anzubringen habe, die Reformation am 27. August beschlossen und in aller Ordnung eingeführt wurde.

Die Anfeindungen der entflohenen Gegner und ihrer Freunde von außen hielten das Werk nicht auf; die Bürgerschaft verband sich feierlich zum Frieden und zur evangelischen Lehre. Farel wollte nicht nur den Glauben, sondern auch das Leben erneuern, die Sitte reinigen, christliche Bildung und Unterricht befördern; er war unermüdlich, aber er sollte überall sein, zu Genf, auf der Landschaft, in der mittlerweile von Bern eroberten Waadt, und es fehlte ihm am rechten, tüchtigen Gehülfen. Da sandte ihm Gott den Mann, den er suchte. Eines Tages im Jahre 1536 kam der 27jährige, aber der Welt schon bekannte Calvin flüchtig nach Genf; nur die Nacht wollte er dort zubringen und seine Reise nach Basel und Straßburg am andern Morgen fortsetzen. Farel, davon benachrichtigt, eilt sogleich zu ihm und fordert ihn auf zu bleiben, um in den Dienst des Herrn und seiner Gemeinde zu treten. Calvin äußert Bedenken, will sich weigern, läßt seine Vorliebe für eine literarische Laufbahn und Thätigkeit durchblicken.

> Doch sieh', vom heil'gen Zorn entglommen,
> Vom Geist Eliä hingenommen,
> Hebt Farel an ihn zu bedroh'n:
> „Du hast den Ruf des Herrn vernommen,
> „Und weh' dir, sprächest du ihm Hohn!"

Bei dem Worte des Mannes Gottes besonders: „Verflucht seien fortan deine Studien, wenn du dich um ihrer willen dem Werke des Herrn entziehst," —

> Bei diesem Donnerwort erblaßte
> Calvin, als ob ihn plötzlich faßte
> Die Hand, die eig'ne Hand des Herrn.
> Wie schwer das Amt auch auf ihm laste —
> Der Herr gebeut's, ihm folgt er gern.

Es war in dem thatenreichen Leben Farels die folgenreichste That, ein Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Innig vereint mit dem neugewonnenen Bruder arbeitete er daran, Genf zu einer Gottesstadt und Felsenburg des Evangeliums zu machen; es kümmerte ihn nicht, daß neben dem hell aufgehenden Sterne Calvins der seinige in blasserem Lichte strahlte; Neid war immer seiner großen Seele fremd. Er verfaßte das Genfer Glaubensbekenntniß, widerlegte in einem Gespräche die Wiedertäufer, nahm vorzüglichen Antheil an der Disputation zu Lausanne, welche über die Zukunft der Waadt entschied. Als aber Calvin dem natürlichen, wider Christi Joch und Geist reagirenden Freiheitsgeiste für den Augenblick weichen mußte, traf auch ihn das Schicksal der Verbannung. Mit dem Freunde reiste er von Genf nach Basel und Straßburg, der alten Zuflucht derer, die um des Glaubens willen heimathlos geworden.

Doch in Neuchatel hatte man seiner nicht vergessen. Einstimmig wurde er von Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit durch eine Abordnung dahin zurückberufen. Ungern ließ er sich wieder in ein Joch spannen, dessen ganze Schwere er so eben nur zu wohl empfunden; aber durfte er anders, nach dem, was er Calvin gesagt und was man nun auch ihm von allen Seiten wiederholte? Im Juli 1538 kam er nach Neuchatel, welches von nun an der Hauptschauplatz seines Wirkens blieb. Das Evangelium war fast überall im Lande angenommen, das Kirchenwesen theilweise geordnet: dennoch gab es für ihn viel wegzuräumen, einzurichten, durchzusetzen. Vor Allem lag ihm eine strengere Sittenzucht am Herzen, — hatten doch auch die Berner dringend dazu gerathen; aber er fand dabei ähnlichen Widerstand wie in Genf, der auch hier besonders von den höhern Ständen ausging. Eine vornehme Dame lebt ohne Grund getrennt von ihrem Gatten und setzte der Mahnung sowie der öffentlichen Rüge nur Trotz und Verachtung entgegen. Als nun der eifrige Prediger auf der Kanzel über die Duldung solcher Aergernisse und den Haß aller Zucht klagte, ergriff man begierig den Anlaß und brachte es dahin, daß er in einer stürmischen Gemeindeversammlung seines Amtes entlassen wurde; doch sollte dieser Schluß erst nach zwei Monaten in Kraft treten. Farel war fest entschieden, „dem Satan nicht zu weichen; Gott habe ihm die Gemeinde anvertraut und werde sie von seiner Hand fordern.“ Von allen Seiten suchte man zu vermitteln; Calvin,

Viret und andere Freunde eilten herbei; auch von Bern kamen Boten, aber diese, theils persönlich, theils aus Politik Farel abgeneigt, traten eher auf Seite seiner Gegner. Die Klasse von Neuchatel bat die auswärtigen Kirchen um ihre Verwendung. Während Farel mit Ruhe und Gottvertrauen und wo möglich mit noch größerer Treue bei herrschender Pest seinem Amte nachgieng, gelangten von Basel, Straßburg, Constanz und Zürich die dringendsten Vorstellungen zu seinen Gunsten an Neuchatel und Bern; selbst die Berner, nachdem sie Farel umsonst zum freiwilligen Rücktritte gerathen, lenkten ein, und so kam es, daß nach Verlauf der zwei Monate eine große Mehrheit den Entlassungsbeschluß wieder aufhob, und Farels Ansehen und Stellung nun für immer gesichert blieb.

Seine Sorge und Thätigkeit beschränkte sich jedoch keineswegs auf Neuchatel, sondern wo es irgend galt, für das Wort Gottes oder die Bekenner desselben einzustehen, da sieht man ihn handelnd auftreten. Genf besonders, wo er lieber der Letzte zu sein wünschte, als an jedem andern Orte der Erste, war der Gegenstand seiner steten Aufmerksamkeit und Bemühung; durch seine kräftige Fürsprache bei Calvin wurde dieser zum zweiten Male für dasselbe gewonnen, und in allen kritischen Augenblicken trat er ungesäumt vor den Riß der Kirche und dem Freunde zur Seite. An den Schicksalen der Waldenser und seiner verfolgten Glaubensgenossen in Frankreich nahm er den lebendigsten Antheil; nicht nur die Schweizer Regierungen, sondern auch die deutschen Fürsten suchte er zur Intercession für dieselben zu bewegen; zweimal reiste er deßhalb 1557 mit Beza nach Deutschland, zugleich eine Union mit den Lutheranern anstrebend, was ihm, dem eigentlichen Stifter der Vereinbarung zwischen Calvin und Bullinger, wegen bewiesener allzugroßer Nachgiebigkeit, wie man meinte, in der Schweiz wenig Dank einbrachte. Noch als Greis bewies er sich, obwohl kränkelnd, immer rüstig, neue Posten zu gründen, verlorne wiedereinzunehmen. In Pruntrut, der Residenz des Fürstbischofs von Basel, wurden seine vielversprechenden Anfänge im J. 1557 durch die Anstrengungen und Mittel des Clerus wieder vereitelt. Einer Einladung nach seiner Heimath folgte er 1561 ohne Zaudern; es schien ihm ein neues Leben aufzugehen, als er zu Gap und Grenoble das Wort der Gnade bei nur schwachem Widerstande predigen durfte; voll Hoffnung kehrte er zurück, nachdem er zwei jüngere Collegen in jener Gegend zurückgelassen. Noch einmal, im

Jahre 1565 nahm er seinen Flug nach Metz; dort hatte er 1542 bei'm ersten Versuche die Obrigkeit lau und furchtsam, die Mehrheit des Volkes abgeneigt gefunden, trotz seiner Mahnung, noch nie habe Gott eine Obrigkeit verlassen, welche für das christliche Wohl der Ihrigen treu gesorgt habe; in der Nähe, auf einem Gute des Grafen von Fürstenberg war er bei zahlreicher Feier des Abendmahls von einer Schaar lothringischer Söldner gewaltthätig überfallen, mit vielen Andern schwer verwundet und mit genauer Noth nach Straßburg gerettet worden. Jetzt schienen die Umstände günstiger; es bestand zu Metz eine evangelische Gemeinde, der Adel hielt sich großentheils zu ihr und suchte Schutz bei den evangelischen Fürsten und Ständen. Von einem Rathsgliede von Neuchatel begleitet, machte Farel sich auf; beim Einzuge freudig bewillkommt, predigte er gleich Tags darauf mit alter Kraft zu großer Erbauung. Aber es war das letzte Aufflammen des gewaltigen Geistes; krank kehrte er heim nach Neuchatel; gepflegt von seiner Gattin, der Tochter einer aus Frankreich geflüchteten Wittwe, die er erst in späteren Jahren geehlicht, lebte er noch mehrere Wochen; Alle die ihn besuchten, besonders aber seine Brüder im Amte ermahnend und den Glauben freudig bekennend, den er gelehrt und für den er gekämpft hatte. Den 13. September 1565 schied er sanft im Alter von 76 Jahren, fünfzehn Monate nach dem Hinscheiden seines tiefbetrauerten Calvin.

Man hat Farel nicht immer richtig und billig beurtheilt. Er war allerdings kein sanfter Oekolampad, kein milder Melanchthon, sondern eher eine mit Luther verwandte Natur, ein kühner ritterlicher Geist, aber eben ganz so, wie der Herr ihn brauchte an seinem Orte, um Burgen zu stürmen und seiner Sache Bahn zu brechen. Dieser heiligen Sache, nie der Person galt auch Farels viel besprochene Heftigkeit: Kein Mensch, bemerkt sein Biograph, hat ihn persönlich so viel und bitter gekränkt, wie der charakterlose, mehrfach abtrünnige Pet. Caroli; und Keinen hat er so treu auf dem Herzen getragen, an Keinem so viel gearbeitet, für Keinen so lange gehofft, bis gar nichts mehr zu hoffen war. Innerhalb der gewohnten, zahmen Gränzen blieb freilich sein Eifer und seine Treue nicht stehen; das Evangelium war seine Leidenschaft; wer nun aber sich rühmen darf, das rechte volle Maaß besser als er getroffen, es nur annähernd erfüllt zu ha-

ben, — dem sei es unverwehrt, auf sein Uebermaaß den Stein zu werfen. F. Trechsel in Vechingen, jetzt in Bern.

---

## 304. Johann Calvin.

27. Mai.

Wer kennt nicht Luthers große Geschichte, und begrüßt nicht in Wittenberg sein ehernes Standbild, seine Kirche, seine Zelle; Melanchthons Haus und Garten! wer besucht nicht den romantischen Felsen der Wartburg wo Luther Frieden fand, nachdem er sein großes Zeugniß für die Wahrheit zu Worms abgelegt hatte! Calvins Geschichte ist weniger bekannt, er ist der Reformator des Südens. Um ihn kennen zu lernen müssen wir auf die Schweiz, auf Genf blicken; ein berühmter Reisender hat gesagt, daß es auf der Erde kaum eine Gegend giebt, die mit den Ufern des See's Leman zu vergleichen wäre: dieser See, dessen reiner Spiegel sich achtzehn Stunden weit ausdehnt, von freundlichen Weinbergen umgeben, hinter welchen sich belaubte Felsen erheben und die Kette der Gletscher von Savoyen mit dem majestätischen Montblanc. Dort an der südlichen Spitze des See's liegt Genf.

In der mittelalterlichen Stadt sehen wir einen alten gothischen Tempel, dessen erster Bau auf Chlodowig zurück geführt wird. Wie in Rom, so steht auch hier eine Kirche des heiligen Petrus; doch schon lange vor der Reformation hatte Genf, welches damals den Herzogen von Savoyen unterworfen war, im Vorgefühl seines späteren großen Berufs, den Wahlspruch angenommen: „Nach der Finsterniß — Licht". In der Stadt ist eine enge gebogene Straße, die noch jetzt: Rue des chanoines heißt: da hat Calvin einst gewohnt. Hier ein bedeutender Tag aus seinem bewegten Leben. Früh am Morgen tönte eines Tages weithin die große Glocke der Stadt, die sie dort: „La Clémence" nennen und verkündigte einen Festtag. Wir blicken auf einen Mann von mittlerer Größe mit raschem Schritt, einem schwarzen Barett auf dem Haupte, einem länglichen Gesicht mit spitzem braunem Bart; sein Blick ist lichtvoll; er tritt heraus; Ernst und Entschiedenheit ist in seinem Wesen, mit ihm ist ein anderer Geistlicher. Die Bürger grüßen mit bedeutsamen Mienen. Er eilt hin nach St. Peter, besteigt die Kanzel und donnert gegen das Volk. Ja, er erklärt mit großer Entrüstung:

„er werde in einer so wüsten, so von Parteien zerrissenen Stadt das Abendmahl dem Volke nicht reichen!“ Alle sind empört, entsetzt; einige ziehen die Schwerter und drohen, aber der Geistliche wiederholt: er werde das Abendmahl des Herrn nicht schänden, denn: „sie schluckten vielmehr den Zorn Gottes herunter als das Sakrament des Lebens!“

Es war Calvin am großen Ostertage, den 21. April des Jahres 1538, der das Volk excommunicirte. Die Bürger versammeln sich alsbald am andern Tage und erklären mit großer Aufregung die Verbannung Calvins und zween anderer Zeugen des Herrn aus der Stadt: Farel und Corrault. „Gut, sagen sie, es ist besser Gott denn den Menschen zu gehorchen“ und Calvin: „Hätte ich Menschen gedient, so würde ich jetzt schlechten Lohn haben, aber ich habe einem Herrn gedient, der den Seinen selbst den Lohn giebt, der ihnen nicht zukommt!“ Sie eilen nach Bern, und nach einem fruchtlosen Versuch der Rückkehr, wendet sich Farel nach Neufchâtel und Calvin, nach einer Wanderung durch eine stürmische Gewitternacht, wo er fast in den angeschwollenen Waldströmen umgekommen wäre, zieht sich nach Straßburg zurück. Der dritte stirbt bald oder wird ermordet. — Dieser eine Vorfall zeigt uns den Mann, den wir kennen lernen wollen. Glühender Eifer für die Ehre seines Herrn, Kampf für die evangelische Wahrheit auf Tod und Leben, unerschütterlicher Glaube an das Mahl des Herrn, sind die Charakterzüge, die wir in seinem ganzen Leben wiederfinden, und es wird diese Begebenheit der erste Anlaß zur Gründung der berühmten Kirchenordnung der Reformirten; denn Christus hat seinen Jüngern das Amt der Schlüssel gegeben, das heißt: die Kirche hat eine geistige Gewalt. Wir begleiten ihn nach Straßburg. Demüthig nahm er diese Schmähung hin: „sie können uns nicht fluchen, sprach er, wenn es Gott ihnen nicht erlaubt; unterdessen wollen wir auf den Herrn warten, denn schnell welkt die Krone des Stolzes der Trunkenen aus Ephraim.“

Wenn früher das Volk von Calvin und Luther sprach, hörte man manchmal eine derbe Redensart: „Luther — Dickkopf, — Calvin — Spitzkopf“ — sagten sie. Es ist bekannt, daß in dem Volkswitze gewöhnlich ein zu beachtendes, vollgültiges Urtheil verborgen liegt. Das Volk hat den Grundton beider Männer bezeichnen wollen, den unbeugsamen Trotz Luthers, und die bis auf die Spitze getriebene Gedankenschärfe Calvins. Mit diesen Eigen-

schaften verbanden aber beide eine seltene Geistestiefe. Wenn jener, mit großartigem Trotz begabte, ein so verwegenes, die Geister beherrschendes Gemüth in sich trug, daß er nach seiner eigenen Rede „wohl bekannt ist im Himmel, auf Erden und in der Hölle!" so hatte der durch Geistesschärfe ausgezeichnete ein reiches hochanstrebendes Gemüth, eine wahre Majestät des Charakters, einen Blick gerichtet auf das Angesicht Gottes und seine heiligen Engel, von denen er oft spricht, als ob er den Unsichtbaren mit Augen gesehen (Hebräer 11, 27.). Eine ganz neue Bildung ist von ihm ausgegangen, im Süden und Westen. Aber nur die Bessern erkennen ihn, die schwachen untergeordneten Naturen und antichristlichen Geister haben ihn immer verkannt, gehaßt; ja, beide Männer mit Fluch belegt. „Bist du lutherisch oder calvinisch?" fragt die Welt und giebt durch diese Rede zu erkennen, wie bedeutend der eine Mann neben dem andern steht; Calvins Leben ist wie Luthers ein wundersames Gewebe von Gefahren im Aeußern und großer Gedanken im Innern, welche die Welt zu beherrschen bestimmt sind. Er steht noch jetzt da für Frankreich als ein Prüfstein, als ein richtender Geist zum Leben oder zum Tode, an dem sich Viele ärgern, der Viele zum Heile führt und es wird jenem Volke kein anderer Erretter gegeben bis sie sprechen werden: „Gelobet sei der da gekommen ist in dem Namen des Herrn!"

Hier seine Jugend, seine Reformationsjahre und seine Siege. Am 10. Juli 1509, als Luther schon 26 Jahr alt war, wurde er zu Noyon einem Städtchen in der Picardie geboren; seine Mutter, eine Flamländerin, sorgte für seine Kindheit mit frommer Liebe. Sein Vater war ein angesehener Mann, ein Fiscal-Procurator der Stadt, der den Ernst des Knaben erkannte. „Mein Vater, sagt Calvin, bestimmte mich zur Theologie als ich noch ganz klein war, und wie David von den Hürden seiner Heerde so hoch hinauf geführt wurde, also hat Gott mich, wie unbedeutend auch der Anfang war, eines so hohen Amtes gewürdigt, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden." Durch die Tonsur tritt er früh über zum geistlichen Stande. Von einer Ordination ist in seinem Leben nicht weiter die Rede. Im zwölften Jahr erhielt er kleine katholische Pfründen. Nun sehen wir ihn auf dem Gymnasium in Paris; früh auf der Universität wo er Dr. der Rechte wird, nachher Theologe. Um diese Zeit fand die innere Umwandlung statt, rasch, gewaltig, wie er erzählt. Alsbald fing er an das

reine Evangelium zu lehren. „Obgleich ich schüchtern die Welt floh, sammelten sich die durstigen Seelen um mich unerfahrenen Rekruten, so daß jeder einsame Winkel wie eine offene Schule wurde." Nun erklärt er sich frei in Paris zur Freude aller Evangelischen. Dort bricht eine Verfolgung aus; er hatte selbst Anlaß dazu gegeben durch seine kecke Sprache; nur mit Noth rettete er sich aus einem Fenster, heißt es, von wo man ihn in einem Korbe herunter ließ. Im Jahre 1535 wird durch den Feuereifer der Protestanten eine neue Gefahr herbeigeführt. Sechs Evangelische werden zu Paris verbrannt. Calvin zog zu einem Freunde, wo er in der Stille sein großes Werk über die Lehre der Reformirten zu schreiben beginnt, und nun verbreitet er das reine Evangelium in den Provinzen. Bald finden wir ihn im Süden in Nérac bei der Königin von Navarra; darauf in seiner Vaterstadt, wo er seine kleinen katholischen Aemter niederlegt. Jetzt lebt er im Verborgenen zu Poitiers und in der Umgegend, wo er im Geheimen eine reformirte Gemeinde gründet, mit ihr das Abendmahl nach dem evangelischen Ritus feiert, und Jünger weithin aussendet. Dort findet man an einsamer Stätte eine Höhle, wohin er sich mit den Seinen zurückzog; sie führt noch jetzt den Namen „Calvins-Grotte." Ueberall Gefahren und Scheiterhaufen. Er eilt nach Basel hin, wo er sein schönes Werk über den Glauben zur Vertheidigung der Verfolgten herausgiebt,[1]) bald reist er mit einem Freunde nach Italien zur berühmten Herzogin Rénee von Ferrara, die ihn von jener Zeit immer mit Hochachtung und Liebe als ihren Seelsorger ehrte. Er wird vertrieben, eilt nach seiner Vaterstadt und mit einigen Freunden von da nach Straßburg. Der Krieg zwingt ihn einen Umweg über Genf zu machen. „Gott führte ihn," sagt sein Freund Beza, denn dort lebte jetzt der muthige Farel, der so eben die französische Schweiz reformirt hatte, aber allein unter den vielen Stürmen, nicht mehr dem Kampfe gewachsen war. Er sieht Calvin, welcher sich selbst mißtrauend, in die Einsamkeit fliehen will. Farel beschwört ihn mit heiligem Eifer Hülfe zu leisten. Da seine Bitten nicht fruchten, erhebt er seine mächtige Stimme: „Nun so verkündige ich dir im Namen des Allmächtigen, daß Gottes Fluch auf dir ruhen wird, da du nicht Christi, sondern deine

[1]) Die Institution der christlichen Religion, die in ihrer letzten Ausgabe (1559) als das gediegenste Werk über die evangelische Lehre angesehen wird.

eigene Ehre suchest". Dies war der Donner der Stimme auf dem Wege nach Damascus, der Blitz der Calvins Seele traf; er konnte dem „Stachel nicht widerstehen". Calvin wird Prediger und Professor zu Genf, und sein ganzes Leben hindurch sah er Farel mit gehobener Hand und hörte den fernen Donner des Gerichts „als ob Gott mich vom Himmel mit seinem furchtbaren Arm ergriffen hätte" sagt er. Er will nun in der That das Volk reformiren; da ereignete sich nach zwei Jahren jene merkwürdige Begebenheit des Osterfestes zu Genf, an welchem er das ganze Volk excommunicirte und verbannt wird.

Jetzt sehen wir ihn in der alten Stadt Straßburg mit Bucer und vielen redlichen Männern wirken. Hier bildet er sich in der Stille ganz aus, wird gegen seinen Willen in die großen Kreise des damaligen Lebens hineingezogen „die Reichstage Deutschlands". Er trifft mit Melanchthon zusammen, beide erkennen sich als verwandte Geister, stimmen im Wesentlichen überein in der Lehre vom Abendmahl und bleiben verbunden durch Hochachtung und Liebe. Doch schwer ist es die Kämpfe zu beschreiben, die nun seine Seele bewegen, als die Stadt Genf, tief von Reue durchdrungen, ihn stürmisch zurück verlangt, als den ihr von Gott bestimmten Seelsorger! er gedenkt mit Angst der früheren Gewissensnoth; endlich muß er der Gewalt Farels, der die Hand wieder hob, nachgeben und reicht „sein blutendes Herz dem Herrn zum Opfer dar." Nun beginnen die ernsten Reformationsjahre; er zieht ein in die bußfertige Stadt aber unter einer Bedingung: er will den großen Gedanken seines Lebens zu Wahrheit machen, er will die geistige Gewalt der Kirche anerkannt wissen. Er entwirft eine Gesetzgebung für Kirche und Staat und führt sie mit großem Ernste durch. Viele, unter andern der berühmte Valentin Andreä, welcher im Jahre 1610 in Genf war, bewunderten diese theokratische Kirchenverfassung so sehr, daß sie ein wahres Verlangen fühlten sich in Genf niederzulassen. Sie ist ein Versuch die römische Hierarchie durch freie christliche Formen, nach dem Vorbilde der Urkirche zu ersetzen, und wurde in mehrere Länder durch die Synodalverfassung in großem Maaßstabe eingeführt. Sein häusliches Leben hatte Calvin in Straßburg begründet. Die junge Wittwe eines früher von ihm bekehrten Wiedertäufers hatte er geheirathet; sie war eine sehr gebildete Frau, „eine Auserlesene" nennt sie ein Freund Calvins, der sie kannte. Idelette de Büres ist ihr Name;

neun Jahre dauerte diese glückliche Ehe; er hatte einen Sohn von ihr; sie lebten zwar, da Calvin das einfache, arme Leben freiwillig wählte, in einer sehr bescheidenen, dürftigen Lage, aber bei vielem häuslichen Glücke. Ein Kreis von liebenswürdigen Freunden bildete sich um sie, und eine so treue Freundschaft wie die, welche Calvin mit Farel, Viret und Beza verband, findet man selten; auch nicht in Luthers Leben, der zuletzt selbst mit Melanchthon halb zerfiel. — Nun beginnt ein ernster und beharrlicher Kampf mit allen Freiheits-Schwindlern der damaligen Zeit und mit den alten Bürgern der Stadt Genf, die wohl die politische, aber nicht die wahre christliche Freiheit erringen wollten. Je größer die Gefahr, desto verwegner entfaltete sich der Muth des Mannes, der von Natur schüchtern war. Er stand da wie einer der alten Propheten, Strafe vom Himmel herabrufend über die, welche gegen Gott frevelten; doch wie Paulus verband er auch mit jenem großen Ernste die apostolische Liebe. Endlich aber siegte sein Geist und ergriff die ganze Stadt; so daß die Feinde, die ihn verderben wollten, hinausgeworfen wurden. Die Wuth der Verfolgung trieb damals die würdigsten Männer aus Frankreich und Italien; diese siedelten sich unter Calvins Schutz in Genf an und bildeten dort seine Kirche, seine Macht, seine Hülfe in der Noth. In jener Zeit, wenn große Gefahren weit hin und nahe der Kirche Untergang, ihm den Tod, drohten und oft schon Alles verloren schien, hörte man von ihm Worte wie die folgenden: „Es ist nicht der Mühe werth, daß ihr euch um mich ängstiget, ganz andere Bewegungen haben Moses und die Propheten, die Leiter des Volks, erfahren.“ „Ich auf mein Gewissen vertrauend fürchte keinen Angriff, denn was können sie schlimmeres bereiten als den Tod.“ „Ich bin bereit jeglichen Tod zu leiden, wenn es nur für die Vertheidigung der Wahrheit ist.“

Nach Luthers Tode beherrschte er die Geister jener großen Zeit und wirkte vornehmlich ein auf Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, England und Schottland. Er trug gleichsam die Kirchen jener Länder in seinem Herzen und sorgte täglich für sie. Viele Märtyrer bestiegen auf sein Wort den Scheiterhaufen, und welch' eine Freude war es für ihn, als nach und nach in Frankreich über 2150 reformirte Gemeinden sich bildeten und Prediger von ihm erhielten; als die ersten und würdigsten Familien sich dort für ihn erklärten, und im Jahre 1559 die Deputirten aus

allen Theilen des Landes in Paris in der Stille zusammen traten um ihr treffliches Bekenntniß aufzusetzen: die Grundlage der französisch-reformirten Kirche! Zwei Jahre darauf wird dieses Bekenntniß in einer feierlichen Versammlung dem Könige und der Regentin Katharina überreicht. Die Reformirten werden von dem weltlichen Staat anerkannt. Was half es nun, daß Franz von Guise die Protestanten, welche das Mahl des Herrn zu Vassy in einer Scheune feierten, morden ließ und wilde Kriege gegen sie geführt wurden! die Freiheit des Glaubens wurde errungen; unter allem Wüthen der Gegner blühten die Kirchen auf, so daß man zu dieser Zeit selbst in Rom fürchtete, ganz Frankreich möchte calvinisch werden. Als Calvin über alle seine Gegner gesiegt hatte, fühlte er den Tod herannahen; der feurige Geist hatte sein körperliches Element fast verzehrt; mit jugendlicher Thätigkeit suchte er noch überall einzuwirken, keine Stunde ging verloren; er prägte seinen starken Sittengeist und den majestätischen Ernst seines Charakters seiner Kirche und Stadt ein. Sie wurde eine Pflanzstätte der reinen edlen Bildung für mehrere Jahrhunderte. Als er sich zur Ruhe legte, setzte er ein einfaches Testament auf, worin er unter andern im Gefühle seiner großen Unwürdigkeit spricht: „Ich bezeuge, daß ich leben und sterben will in diesem Glauben, den Gott mir durch Sein Evangelium gegeben, und daß ich keine andere Stütze des Heils habe als die freie Erwählung, die mir von Ihm geworden ist; von ganzem Herzen umfasse ich Seine Barmherzigkeit, durch welche um Jesu Christi Willen alle meine Sünden in dem Verdienste Seines Todes und Leidens begraben sind. — Nach dem Maaße der Gnade, die mir geworden ist, habe ich Sein Wort rein und lauter gelehrt durch Predigt, Werke und Erläuterungen der Schrift; in allen Streitigkeiten mit den Feinden der Wahrheit bin ich nicht sophistisch zu Werke gegangen, sondern rund und gradezu habe ich den guten Kampf bestanden. Aber wehe mir — der gute Wille den ich gehabt und der Eifer, wenn man es so nennen kann, ist so etwas Laues und Kaltes gewesen, daß unendlich Vieles mir gefehlt zur Erfüllung meines Amtes!" Sein Nachlaß betrug im Ganzen mit seinen Büchern 225 Thlr. Da er das arme Leben liebte und wollte, schlug er während seiner Krankheit 25 Thlr., die Hälfte seines Gehalts aus, und sagte als der Rath sie ihm schickte: „er könne jetzt keine Dienste mehr leisten, und sein Gewissen verbiete ihm sein Gehalt anzunehmen." Vor seinem Ende richtete er

mit schwacher Stimme herrliche Worte der Ermahnung, die aufbewahrt sind, an den Rath der Stadt und an seine Amtsbrüder. In seinem letzten schweren Leiden hörte man ihn oft beten: „Herr! Du zermalmst mich, aber es ist mir genug, daß ich weiß, daß Du es bist!" „Wer wird mir die Flügel der Taube geben, daß ich zu Dir hinfliege!" Der 27. Mai des Jahres 1564 war der Tag seiner Erlösung und seines seligen Heimganges; 54 Jahr war er alt geworden.

Es sind oft seine Anhänger und Freunde, aus der Ferne kommend, nach dem Gottesacker der Stadt hingegangen und haben sein Monument gesucht; doch seine Ruhestätte ist nicht bezeichnet worden. Dieser Mann wollte nichts von der Welt, nicht einmal einen Stein mit seinem Namen, keinen Prunk an seinem Grabe, der zu dem Aberglauben der alten Kirche führen konnte. So wie Niemand in Israel wußte, wo Moses auf dem Berge bestattet wurde, so weiß Keiner wo Calvins Gebeine ruhn, und der Staub der folgenden Geschlechter in Genf ist in seinen Staub versenkt worden, wie sie im Geiste mit ihm innig verbunden sind.

Wir wagen hier einen Blick auf die eigenthümliche Art, wie dieser tiefe Geist die Wahrheit auffaßte, zu werfen. Die heilige Schrift war ihm die entscheidende Regel aller Erkenntniß und die Rechtfertigung durch Christus die Hauptlehre. Aber Calvin begnügte sich nicht mit dem dunkeln Spiegel, er drang tief ein durch den erleuchteten Gedanken und mit erhebendem Glaubens-Muthe verlangte er dasselbe von jedem seiner Jünger. Ein Kind sieht den Himmel an und denkt nicht weiter darüber nach, er aber sah wie ein Astronom auf das geistige Firmament, wie ein Denker in Gottes Angesicht und dessen Rathschlüsse. Das mögen nicht Alle und fürchten in den Abgrund tief zu blicken. Calvin aber ohne Scheu, verwegen, fühlt sich getragen durch die Flügel seiner lebendigen Ueberzeugung; er weiß, daß er ein Erwählter des Herrn ist. Sein herrschender Gedanke, daß Gott allein alle Macht hat, der Mensch vor ihm gar nichts ist, ein Gefäß Seines Zorns oder Seiner Gnade, wie der Herr es will, reißt ihn zur beständigen Anbetung des lebendigen Gottes hin, im Gegensatz zu vielen modernen Denkern, denen Gott nichts ist als Gesetz, der menschliche Geist, ein Gott. Von jenem großen Gedanken ausgehend beweist er, daß Gott der uns erschaffen, Heil und Verderben voraussehend, beides nothwendig gewollt: Verlorne und Erlöste; also ihr Heil

und Verderben bestimmt hat. Es sind dies die Abgründe des geistigen Lebens, denn keiner weiß, wie die Sünde mit ihren Folgen möglich ist, vor dem Heiligen, der unser Dasein so gewollt hat wie es ist; dieselbe Wahrheit hatte schon Zwingli gelehrt und Luther dem Erasmus bewiesen, als dieser erklärte, der Mensch könne sich selber durch gute Werke helfen. In dem verborgenen Rathschluß Gottes liegt die Lösung des Geheimnisses. Calvin ahnt wohl was hinter dem Gebäude der Gnadenwahl, vor welchem er selbst zurückschreckt, liegt. Wir rufen hier aus: „O, welch' eine Tiefe der Weisheit und Erkenntniß Gottes! wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Calvin aber fühlte sich durch Gottes Geist getrieben: diesen großen Gedanken der Allmacht und der gänzlichen Abhängigkeit des Menschen mit siegender Klarheit hervorzurufen, um die selbstgerechte Heuchelei der alten Kirche für immer in ihren Grundvesten zu erschüttern, wie Augustinus, zu seiner Zeit, die selbstgerechten Pelagianer. Es liegt ein ewiges Gericht, ein Donnern in seinen Worten, welches das Geschöpf aufschreckt und gerade dieses schroffe Auffassen jener tiefen Grundideen hat seinem ganzen Glaubenssystem eine eigene Färbung, seinem Wesen eine demuthsreiche Frömmigkeit, der Welt eine neue Lebensrichtung gegeben, und wenn man ihm zurief: der freie Wille gehe bei ihm unter, so antwortete er mit noch größerer Gewalt: „Gehet ein in euer Herz, es verdammt eure Trägheit, das Gewissen ist ein Zeuge für eure sittliche Freiheit!" Und Calvins Kirche ist reich gewesen an thätiger Liebe. Obschon nun viele gläubige Seelen diesem Gedankenfluge nicht folgen mögen, so werden sie doch immer ihren Dank vor Gott darbringen, daß Calvin sie den tiefen Sinn des Nachtmahls gelehrt und diese große Wahrheit gerettet hat, in einer Zeit wo Zwingli eben das Sakrament in ein Erinnerungsmahl aufgelöst hatte. Dies führt uns dahin das Verhältniß Calvins zu Luther näher zu berühren. Mit Entrüstung hatte sich dieser von den Schweizern zu Marburg getrennt. Später erklärte er: „daß er nichts mehr mit den Sakramentsschändern zu thun haben, auch nicht mehr beten wolle für die Seelfresser und Seelmörder." Sein unbeugsamer Trotz, der auf seine Nachfolger ohne sein liebendes Gemüth überging, führte den verhängnißvollen Riß in der Kirche herbei. Da bewegte der Geist des Herrn unsern Calvin zum Segen der Gemeinde Christi. Nichts will er von der Verwandlung der Hostie, noch von der räumlichen, materiellen

Gegenwart Christi im Sakramente wissen, aber eine geistige, wesentliche verkündigt er, denn Christi wahrhaftiges Wesen liegt im Sakramente, hängt nicht von dem Glauben des Communikanten ab, aber der, welcher den Glauben hat, empfängt das Fleisch und Blut des Herrn, Seinen verherrlichten Leib, und diese geistvolle Lehre, zu welcher er die Schweizer im Jahre 1549 hinüber führte, hat den Sieg in der ganzen reformirten Kirche davon getragen; ja selbst gläubige Seelen außerhalb derselben sind von deren Gewicht ergriffen worden. Luther, hätte er länger gelebt, würde sich wahrscheinlich mit ihm verständigt haben, da die Reformirten lutherischer sind in ihrer Ansicht, als man es gewöhnlich glaubt, und die Lutheraner calvinischer, ohne es zu ahnen. Luther achtete Calvin, ließ ihn einst ehrenvoll grüßen und sagen: „er hätte seine kleineren Werke (in welchen dieser sich über seine Lehre ausgesprochen) mit besonderer Freude gelesen." Ja es hat sich folgende Erzählung von ihm erhalten: Ein Jahr vor seinem Tode, als er einst aus der Vorlesung kam, von den Studenten begleitet, blieb er vor dem Buchladen des Hans Luft stehen, und redete den Buchführer, der eben aus Frankfurt gekommen war, mit den Worten an: „Moritz! was sagen sie gutes Neues zu Frankfurt, wollen sie den Erzketzer Luther schier verbrennen!" „Davon höre ich nichts, ehrwürdiger Herr, sagte jener, ein Büchlein aber habe ich mit herein gebracht, welches Johann Calvinus vom Abendmahl des Herrn hiebevor französisch geschrieben, itzo aber aufs Neue lateinisch ausgangen ist. Sie reden draußen von Calvino, daß er zwar ein junger, doch ein frommer und gelehrter Mann sein soll. In solchem Büchlein soll derselbe Calvinus anzeigen, worein euer Ehrwürden, worein auch Zwinglius und Oekolampadius im Streit sollen zu weit gegangen sein." Da er solches nicht recht ausgeredet, hat Dr. Luther alsobald geantwortet: „Lieber gebet mir das Büchlein her!" Darauf habe Luther sich niedergesetzt, es durchgesehen und endlich also gesagt: „Moritz, es ist gewiß ein gelehrter und frommer Mann, dem hätte ich anfänglich wohl dörffen die ganze Sache von diesem Streit heimstellen. Ich bekenne mein Theil, wenn das Gegentheil dergleichen gethan hätte, wären wir balde Anfangs vertragen worden; denn so Oekolampadius und Zwinglius sich zum ersten also erklärt hätten, wären wir nimmer in so weitläuftige Disputation gerathen."

Calvin nannte Luther seinen „ehrwürdigen Vater" und er-

klärte einst, um die Schweizer zu beruhigen: „Wenn er mich auch einen Teufel schelten sollte, würde ich ihn doch immer ehrenvoll als einen außerordentlichen Diener Gottes anerkennen, dem wir alle viel verdanken." „Offen bekennen wir, daß wir Luther für einen großen Apostel Christi halten." Ja, er stellte ihn einst höher denn die Apostel: „Wenn man mit Umsicht den Stand jener Zeit genau betrachtet, in welcher Luther aufgestanden ist, wird man sehen, daß er fast alle Schwierigkeiten mit den Aposteln gemein hat; von einer Seite aber ist seine Lage härter und schlimmer gewesen, weil zur Apostelzeit kein Reich war, welchem jene den Krieg zu erklären hatten, denn Luther konnte auf keine Weise aufkommen, als durch den Fall und Untergang des päbstlichen Reiches." Wie gewaltig und mit welcher Consequenz Calvin von seiner Seite gegen den Papismus angekämpft, das wissen sie in jener Kirche am besten, und Luther erkannte es freudig an. Er sagte einst, als ihm Cruciger ein Werk Calvins vorgelesen: „diese Schrift hat Hände und Füße und ich freue mich, daß Gott solche Leute erweckt, die ob Gott will, dem Babstthum vollend den Stoß geben und was ich wider den Antichrist angefangen mit Gottes Hülfe hinausführen werden." Es war das Werk, welches Calvin gegen Sadolet geschrieben, als dieser die Genfer für den Papst gewinnen wollte. Calvin spricht sich darin über die Einheit der Kirche aus, rechtfertigt seine Trennung von derselben; die Kirche ist ihm, wie Luther, die Gemeinschaft der Heiligen (der Auserwählten). Die Einheit wird gehalten durch den heiligen Geist, die Schrift, die Glaubensbekenntnisse in Verbindung mit den Katechismen. Was Calvin jedoch durch den Glauben gewonnen, will er auch durch eine Kirchenordnung sicher stellen, viel bestimmter als Luther, der die Disciplinarmacht der Kirche nicht auf dieselbe Weise festhält. Daß sein Eifer hierin manchmal, nach der Art seines Zeitalters, wie es auch auf lutherischer Seite oft geschah, in eine gewisse heilige Uebertreibung überging, wer will es leugnen! Ja, mit Begeisterung wollte Calvin das herrliche Ideal einer Theokratie oder Gottherrschaft verwirklichen, worin Staat und Kirche verbunden wären, doch in ihren Rechten getrennt, die Kirche ohne äußere Gewalt, nur mit der geistigen, der Excommunication, bewaffnet und der Staat ohne Einfluß auf das geistige Gebiet. Diese Regierung wurde zu Genf in unvollkommener Gestalt, in Frankreich in vollkommener eingesetzt. Nach seiner Gesetzgebung sollten in diesem

Staate offenkundige Lästerer und Schänder des Heiligen, wie alle seine Zeitgenossen, Katholiken und Lutheraner, es wollten, am Leben bestraft werden. Es war der Geist jener gewaltigen Zeit. Wenn daher die Papisten, welche Tausende von Evangelischen mordeten, noch heut gegen ihn mit ungerechter Wuth auftreten und behaupten: er sei unduldsam in ihrem Sinne gewesen, so richten sie sich selber und belasten sich mit zwiefacher Schmach. Servede, dessen Hinrichtung man sich oft bedient hat, um das edle Gemüth des Reformators zu brandmarken, beweist gerade, daß er höher stand als die meisten seiner Zeitgenossen. Er hat Alles aufgeboten um jenen unheimlichen Menschen, der die Reformation wieder auflösen wollte, von seinem Irrwahn zu heilen. Hier einen Blick auf diese Episode seines Lebens. Wir stehen vor dem Rathe mit Servede und Calvin, der diese Irrlehre beleuchten sollte. Da geschah es einst, daß Servet ihm zurief: „Alles sei Gott". „Was, sagte Calvin, du wirst behaupten, daß dieser Fußboden den wir betreten Gott sei? und wenn ich dich frage ob der Teufel auch wesentlich Gott ist?" „Nun, antwortete Servet mit schallendem Gelächter, glaubst du das nicht?" Ja, Servede belegte den dreieinigen Gott mit gräulichen Schimpfnamen, nannte ihn einen Höllenhund, wollte bis zuletzt nicht davon ablassen, das Heilige zu schmähen, und Calvin ließ nicht ab mit großer Geduld ihn zu widerlegen und zu ermahnen. Obschon er überzeugt war, daß der Rath das Recht für sich hatte, so ist es doch erwiesen, daß er keinen Einfluß auf Servede's Prozeß ausgeübt hat. Er selbst forderte offen seine Widersacher auf, aufzutreten und ihm das Gegentheil zu beweisen. Er hat ferner den Rath gebeten Servede, der seine ganze Wuth gegen ihn ausgelassen hatte, die Feuerstrafe zu ersparen. Der sanftmüthige Melanchthon dagegen erklärte laut, der Rath habe ganz recht daran gethan, den Lästerer auf diese Weise zu richten; Calvin aber wurde zuletzt doch sichtbar bedenklich über diese ganze Angelegenheit, die er früher im Sinne seiner Zeit beurtheilt hatte und gab einem milden Geiste Raum, den wir damals kaum mit den Gebildeten des sechszehnten Jahrhunderts an den Tag gelegt haben würden. Auch ist das Licht der Duldsamkeit, welches im evangelischen Geiste lag, und die Freiheit des Gedankens in der reformirten Kirche früher als in andern aufgegangen. In diesem Jahre, am 27. October 1853, naht, nach drei Jahrhunderten, der Todestag Servede's. Da mag Genf hinaus gehen nach Champel, jener Anhöhe,

wo seine Asche lag, ein Fest der heiligen Duldsamkeit und der Geistesfreiheit mit Dank gegen Gott feiern und Servede, obschon er gefrevelt hat, um Vergebung bitten im Namen des alten Raths. Aber Calvin, dem schweres Unrecht widerfahren ist, der die Last der Verkennung für die Andern hat tragen müssen, ein Standbild errichten vor der Kirche St. Peter, denn von ihm ist eine hohe, feine und freie Bildung ausgegangen, welche so lange auf die gesammte Menschheit einwirken wird, als dort die hohen Alpen stehen in ihrem Glanze.

Ja wohl, sein Einfluß auf die Welt ist nachhaltig groß gewesen; er selbst ahnte nicht diese Größe. Für die Entwicklung der Kirche war seine Sendung nothwendig wie die Luthers: dieser sollte die Reformation schaffen, Calvin sie schließen. Seine Sendung war überwiegend: der Kirche Ordnung zu bringen und die aufgeregten Lebenskräfte wieder zu zügeln, namentlich im Süden. Es gingen aus der reformirten Kirche berühmte Hochschulen hervor, welche auf die Bildung von Frankreich einen bedeutenden Einfluß übten; und es sollte selbst, nach den Puritanischen Bewegungen in England, dieser Calvinische Lebensgeist die Staaten von Nordamerika mit gründen helfen, um so die Bildung einer neuen Zeit zu bereiten. Wie Luther durch seine Bibelübersetzung einen fortwährenden Einfluß auf das deutsche Volk und unsere Sprache ausgeübt hat, also Calvin auf die gelehrte Welt durch seine trefflichen Bibel-Commentare. Ebenso hat er die französische Sprache mit bilden helfen durch seinen energischen, naiven, logischen Styl, der der Abglanz seines Charakters ist.

Die Kirche der Zukunft rechnet auf seinen entschiedenen Einfluß durch das Vorbild der Presbyterial-Verfassung, die er wieder hervorgerufen hat, und seiner Disciplinargewalt, welche jetzt allen Kirchen fehlt. Sie rechnet auf die kräftige Erschütterung der papistischen Irrthümer, die von seinen Werken immerfort ausgeht; vornehmlich auf den Einfluß seines redlichen und kindlichen Glaubens an die heilige Schrift, seines begeisterten Pflichtgefühls, seines Adlerblickes, der den Sieg der evangelischen Kirche mit Sicherheit verkündigt. Die Welt wartet jetzt auf neue Reformatoren; vielleicht ruht Gottes Auge schon mit Wohlgefallen auf ein durch liebliche apostolische Gaben ausgezeichnetes Kind, welches wie Luther oder Calvin die zerstreuten und zertretenen Kirchen sammeln, mit neuem Gotteshauche beleben wird und sie schützen gegen die Macht

der eindringenden Lüge. Lasset uns im Hinblick auf Wittenberg und Genf den Herrn der Kirche mit jener siegenden Zuversicht im Gebete angehn, die Luther einst beseelte am Krankenbette Melanchthons, „daß Er uns erhören müsse und uns aus unserer Noth heraushelfen, so anders sein heiliges Evangelium eine Wahrheit ist.“ Calvin aber ruft uns zu: „des Herrn Wahrheit bleibt unbeweglich fest; darum laßt uns bis an das Ende auf unserer Wacht stehen bis daß des Herrn Reich, welches nun verborgen ist, erscheinen wird.“ „Rüstig und ohne Falsch“ ist sein Wahlspruch, und was zeigt Calvins Wappen? eine Hand, welche ein brennendes Herz Gott darreicht. Eine Mahnung an Alle!

P. Henry in Berlin †.

---

## 305. Die fünf Martyrer von Genf in Chambery.

23. September.

Heinrich II., ein Sohn Franz I., folgte diesem auf Frankreichs Thron 1547. Seine Frau war die Italienerin Katharina von Medici. Nach seinem Edict von Chateau-briant hatte der König 1551 das Ketzer-Gericht, welches bis dahin immer getheilt gewesen, einem Gerichtshof, der am Leben strafen dürfe, übertragen. Später bestätigte der König den Matthias Ori als Haupt-Inquisitor.

Im Jahr 1553 starben zu Lyon fünf Studenten, deren Ende der folgende Band erzählen wird. In England starben 1555 den Martyrertod die Bischöfe Hooper, Nicolaus Ridley, Hugo Latimer und Cranmer. In Frankreich starben in demselben Jahre die fünf Martyrer zu Chambery: Johan Vernon, ein Schüler Calvin's, gebürtig von Poitiers, Anton Laborie von Cajar in Quercy, vormals königlicher Richter ebendaselbst und nachmals ein Diener des Worts, Johan Trigalet, Rechts-Licentiat von Nimes in Languedoc, ebenfalls Theolog, und ihre zwei weltlichen Begleiter und Glaubensgenossen Bertrand Bataille, ein Gaskogner, noch ein Studiosus der Theologie und Guirald Taurant aus Cahors in Quercy, ein Kaufmann, der auf der übrigen Wunsch die Reise mit ihnen fortsetzte, da er sie nur bis auf die Grenze hatte begleiten wollen. Diese fünf waren von der evangelischen Gemeinde zu Genf nach Frankreich ausgesandt, das Evangelium zu predigen. Ungeachtet sie gewarnt wurden, wie ihnen Verfolgungen, ja der

Scheiterhaufen drohen würde, betraten sie gleichwohl getrost in ihrem Gott ihre Laufbahn, und zogen ihres Weges Psalmen singend.

Ein französischer Unterbeamter aber, der ihre Aussendung in Genf ausgekundschaftet, verlegte ihnen die Straße und fing sie auf dem Col de Tamis in Fossigny in Savoyen und brachte sie gefesselt nach Chambery. Sie wurden, wie dann Vernon der Genfer Gemeinde berichtete, vor ein geistliches Gericht geführt, der Ketzermeister in demselben war der in der Genfer Reformationsgeschichte bekannte Weihbischof Fürbitti. Um sich gehörig zu vertheidigen verlangten sie die Bibel und Calvin's Institutionen, welche ihnen abgenommen worden waren, und die auf dem Tische lagen; sie wurden ihnen aber verweigert. Dies geschah am 10. Juli 1555. Die Regierung von Bern forderte der Gefangenen Loslassung. Umsonst. Den 14. Juli wurden sie wieder verhört; es saßen im Ketzergericht neben Advokaten auch Dominikaner und Franziskaner. Es handelte sich um die Messe, die andern Sakramente, die Gewalt des Pabstes u. dgl. Den 17. Juli wurden die fünf als Ketzer verdammt. Die Ketzerrichter hatten vergeblich gesucht, den Bataille und Taurant vom evangelischen Glauben abzubringen und hatten sie in besondre Haft gebracht. Da aber auch diese zwei standhaft blieben, wurden sie wieder zu den übrigen Gefangenen gelassen, die sich nun gegenseitig belehrten und ermunterten und auch mit Psalmensingen über ihr Elend erhoben.

Wir besitzen aus ihrer Haft, die noch etliche Monate dauern sollte, köstliche Briefe. Aus denselben wollen wir einige Hauptstellen mittheilen. Laborie schrieb den 4. Septbr. 1555 an die Genfer Prediger: „Ich habe meinen Richtern Alles gesagt, was mir der Herr gegeben, und Alles mit Schriftworten bekräftigt, also daß ich Gott höchlich für seine Hülfe zu danken habe. Wir schauten einander stracks an und ich bemerkte Thränen in den Augen einiger der jüngeren Räthe. — — Dem Ketzermeister sagte ich u. a.: Es wundert uns, daß Ihr die Ehe für ein Sakrament haltet, so Ihr doch dieselbe für Euch für unrein achtet und Euch selber sie verbietet, dagegen in Unzucht lebet. Taurant, welcher erst vor drei Monaten zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und den sie zu überreden und zum Abfall zu bringen suchten, hielt ihnen ihr unevangelisches Wesen noch schärfer vor als wir übrigen.

Mittwoch den 21. August verurtheilte uns das Parlament, Vernon, Laborie und Trigalet zur Galere auf lebenslang, den

Bataille und Taurant auf zehn Jahre. Der königliche Procurator appellirte.

Wieder vor den Rath geführt, sollte ich die Hand auf ein mit grüner Farbe auf ein Brett gemaltes Kreuz legen und auf dasselbe schwören; ich weigerte mich deß, und sagte: ich wolle zum Himmel aufschauen und bei dem lebendigen Gott schwören. Dies nahmen sie an. Darauf wurden mir neuerdings Ketzereien vorgehalten. Ich vertheidigte mich wieder. Sie droheten mir mit des Königs Edict wider die Ketzer. Ich sagte: der Richter im Himmel wird einst richten, der wird die Register und Bücher aufschlagen; unsre Sache wird als die rechte erfunden, ihr aber werdet verdammt werden. — Wir hören, wir seien alle fünf zum Feuer verurtheilt, und erwarten täglich, daß uns das Urtheil vorgelesen werde. Die vornehmsten Herren (Bern und Genf) haben sich unser angenommen; die ganze Kirche hat für uns geseufzt; wir haben die Frucht ihres Gebetes empfunden. Ich kann in Wahrheit bezeugen, daß ich in meinem Leben an Leib und Seele nie wohler gewesen, als in diesem meinem Gefängniß, weil denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen."

Seiner jungen Gattin Anna schrieb Laborie mehrere Briefe. Wir wollen aus denselben einige Hauptstellen mittheilen: „Ich danke dem gütigen Gott, daß er mich durch deinen Brief inniglich getröstet hat und besonders auch durch die, welche dich gesprochen und mir deine Standhaftigkeit gerühmt, die dir Gott verleiht. Ich bitte dich, du wollest dies erkennen als eine besondre Gnade Gottes, die von ihm allein kommt, und du wollest dich desto mehr demüthigen, ihm gehorsam zu sein, damit er seine Gnaden und Gaben gegen dich vermehre. Denn fürwahr, wenn mein Tod keinen anderen Nutzen bringen würde (ich hoffe zu Gott, er wird nicht fruchtlos sein), denn daß du durch denselben, wie ich höre, noch mehr erweckt wirst zur Erkenntniß Gottes, so soll mir doch dies schon genug sein, den Tod mit Freuden zu erdulden. Ich bitte Gott, er wolle das angefangene heilige Werk an dir vollführen und dich je länger je mehr durch die Kraft seines h. Geistes zu sich ziehen. Wir sind nun der Stunde gewärtig, da wir zum Tod sollen geführt werden. Wir können keinen andern Ausgang sehen; wie sehr sich auch die Menschen für uns noch bemühen mögen. Daher bitte ich dich, rufe doch Gott ohne Unterlaß an, er wolle uns eine unüberwindliche Standhaftigkeit verleihen, daß wir das Werk, welches er

in uns angefangen, vollenden. Fürwahr, ich habe in meinem Leben nie etwas mit größerer Begierde verlangt, als um Christi und seiner Wahrheit wegen zu sterben. Das nämliche werden auch meine Mitbrüder sagen, ich bin dessen gewiß. Bedenke dein Leben lang, daß du einen Mann zur Ehe gehabt, der wahrhaftig in die Zahl der Kinder Gottes auf- und angenommen ist. Hüte dich, daß nicht Christi Wort sich an dir erfülle: Zwei werden auf Einem Bette liegen, das Eine wird angenommen, das Andre wird verlassen werden. Das sei deine höchste Angelegenheit, Gott vom Herzen zu erkennen und zu lieben und seinem heiligen Willen gehorsam zu sein die ganze Zeit deines Lebens. Darin übe dich ihn zu fürchten und zu ehren, die Wohlthaten seiner Gnade mit Dank zu erkennen, auf daß du seine Tochter bleibest, wie ich denn jederzeit gewisse Kennzeichen der Kindschaft Gottes an dir wahrgenommen habe, damit wir dermaleinst einander wieder sehen und miteinander ewiglich Gott loben und preisen mögen in der himmlischen Herrlichkeit, zu welcher uns der Sohn Gottes, Jesus Christus berufen. Du bist noch jung; tröste dich mit Gott. Laß den Herrn Christum deinen Vater und Bräutigam sein, bis daß er dir einen andern Gatten bescheert. Ich bin gewiß, er wird dich nimmer verlassen, sondern deine Sachen über dein Wünschen ausführen. Rufe daher den Herren Christum an unabläßig; fürchte und liebe ihn mit Worten und Werken. Gehe fleißig zur Predigt des göttlichen Wortes. Hüte dich vor böser Gesellschaft. Gehe gern um mit frommen und gottesfürchtigen Leuten. Thue nichts einzig nach deinem Gefallen und Gutdünken, sondern ziehe allezeit gute Leute, die uns beiden Freundschaft erzeigt, zu Rath und besonders den Herrn Johan Calvin, der dir nicht übel beistehen wird, wenn du ihm folgest, wie du billig thust, und wozu ich dich auch ermahne. Denn du weißt, daß dieser Mann fürwahr vom Geiste Gottes regiert wird. Er kann dir daher auch nichts Böses rathen. Willst du dich wieder verehlichen, wozu ich dir selber rathe, so begehre dann besonders Calvin's Rath und beginne nichts ohne sein Vorwissen und seinen Willen. Erwähle dir einen gottesfürchtigen Gatten, sonst stehe lieber ab dich wieder zu verehlichen. Aber ich hoffe, der Herr wird dich versorgen, wie es dir nach seiner Weisheit selig ist. Rufe ihn daher an vor allem anderen und verlaß dich auf seine Güte. Ich habe ihn unabläßig für dich gebeten und bete immer für dich. Du weißt, wie wir uns, so lange uns der

gute Gott bei einander gelassen, so innig lieb gehabt. Gottes Friede hat immer unter uns gewohnt und du bist mir in allen Dingen gehorsam gewesen. Ich bitte dich, du wollest dich auch künftig gegen den, welchen dir Gott geben wird, gleicher Weise oder noch besser verhalten. So wird Gott allezeit mit seiner Gnade bei dir und deinen Kindern wohnen. Bedenke immerdar den Anfangsunterricht, den du von mir empfangen, (zwar war ich leider nicht fleißig genug in meinem Amte) baue fort auf demselben Grunde, damit du je länger je mehr dich Gott nahest. Vielleicht wird auch dein Vater, wenn er meinen Tod vernommen, nicht lange fern von dir bleiben und sich bemühen, dich wieder in's Pabstthum zurückzubringen. Ich bitte dich aber um Gottes und deiner Seligkeit willen, deinem Vater hierin nicht zu gehorchen, sondern ihn abzuweisen, daß du lieber in Gottes Hause bleibest denn wieder in Satans Wohnung zurückkehrest. Ich wollte lieber, daß du vom tiefsten Abgrund verschlungen würdest, ja daß du schon lange todt wärest, denn daß du wiederum eine Päbstlerin[1]) werden solltest. Ich zweifle aber auch nicht, du wirst lieber sterben, als hierin deinem Vater gehorchen wollen. Dieser Tod würde dir auch viel besser und heilsamer sein. Bitte aber dennoch Gott, er wolle dich mit seinem h. Geist stärken. Es werden vielleicht auch meine Eltern daran denken, unser Töchterlein zu ihnen zu nehmen. Aber ich bitte dich und an Gottes Statt befehle ich dir, daß diese große Sünde und dieser Frevel nicht ausgeführt werde; es gehe dir denn darüber wie Gott will. Denn ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich dieses unseres Töchterleins Blut von deinen Händen fordern will; wenn es durch deine Schuld und Verwahrlosung Schaden an seiner Seele leiden wird, soll all' sein Blut über dein Haupt kommen und ausgegossen werden. Ich bitte dich deswegen bei deinem Dienst, den du Gott schuldig bist, bei deiner mütterlichen Pflicht, bei der Liebe, mit welcher du mir, deinem Gatten, und dem Vater deines Töchterleins verbunden bist, du wollest dir diese meine letzte Bitte lassen zu Herzen gehen und unser Töchterlein, so bald es für Lehre tüchtig, in Gottesfurcht wohl erziehen lassen. Ich hätte deinem Vater wie auch meinen Eltern gerne geschrieben. Aber ich habe dießmal nicht mehr Papier und Tinte und auch nicht

---

[1]) Es ist sich nicht zu verwundern, daß sie also vom Pabstthum redeten, das sie des Evangeliums wegen in's Feuer warf.

mehr bekommen können. Schreibe ihnen was mir durch Gottes Gnade widerfahren, tröste sie und führe ihnen zu Gemüth die großen Gnaden und Wohlthaten, die mir Gott während meiner Gefangenschaft erzeigt hat. Gebe Gott, daß sie durch meinen Tod mehr erweicht und bewegt werden, ihn recht zu erkennen und zu ehren, denn sie bei meinem Leben durch meine Vermahnungen sich haben wollen erbauen lassen. Gott wolle sich ihrer erbarmen!"

Aus einem andern Brief Antons Laborie an seine Gattin Anna: „— — Da wir noch bei einander waren, hattest du nicht so viel gute Freunde wie dir Gott jetzt, seit ich gefangen bin, erweckt hat. Diese werden nun noch besser für dich sorgen, als ich selber gekonnt hätte, das wird mir aus vielen Briefen kund. Das kommt allein vom lieben Gott; er giebt dir statt deines Mannes viel treue Väter und Brüder in Christo. Du sollst danken und hieraus lernen, wie viel besser es sei, Anfechtung, Widerwärtigkeit und Armuth nach dem Fleisch leiden, denn allezeit Ruhe und gute Tage vollauf haben. Der Glaube wird erprobt nur im Feuerofen der Trübsal. Ich zweifle nicht, du empfindest die Verfolgung mehr als ich. Deßwegen sollst du dich auch seliger achten und im Herrn trösten und all' dein Vertrauen und Hoffen auf ihn allein setzen. Du weißt, da wir noch in unserm Vaterland waren und ich mit großen Herren umging, die mir Gunst und Freundschaft erzeigten, daß ich damals fern von Gott war. Ja auch in Genf, da wir noch ein übriges hatten, du weißt wie kalt und nachläßig wir bald geworden, wie wenig und schläfrig wir an Gott und seine Wohlthaten gedacht. Aber da es dann uns später weniger nach Wunsch und Willen ging, da fingen wir an, unsre Zuflucht zu Gott zu nehmen, mit größerm Ernst und Eifer zu beten und in der h. Schrift zu lesen und uns gegenseitig zu trösten. Lerne also, größre Lust zu haben an Armuth denn an Reichthum, Müßiggang und Wohllust und laß dir genügen an den Gütern, die uns von Christo angeboten wurden, der da will, daß wir sie in seinem Kreuz suchen und unser Kreuz geduldig auf uns nehmen und ihm nachfolgen."

Aus einem andern Brief Laborie's: „Liebe Schwester Anna, ich habe deinen Brief vom 15. Sept. so wie auch die Kleidungsstücke erhalten, die du mir geschickt; es ist mir lieb, daß du bei diesem Froste an mich gedacht. An den Wohlthaten, die dir Gott erzeigt, ersehe ich die Frucht meines Gebetes. Zwar mein Tod kommt dir schwer an, und du bekümmerst dich darüber heftig; ich konnte das

voraus denken, denn ich kenne deine Schwachheit. Aber ich ermahne dich, daß du derselben widerstehest. Ich machte dich mit dem Gedanken vertraut, dich meiner nicht anders zu erinnern denn eines Todten, der bereits zu Asche verbrannt ist, dem du nicht weiter verpflichtet bist als zu brüderlicher Liebe, daß du für mich betest, so lange ich in diesem elenden Leibe auf Erden wohne. Tröste dich mit der Ruth, der Moabitin! Meinst du, Gott werde zugeben, daß es dir an leiblicher Nothdurft mangle? mit nichten. Er wird für dich und nicht weniger auch für deine Tochter sorgen. Du und mein Töchterlein werdet nach meinem Tode viel reicher sein, als ihr jetzo seid. Ich will dich hiermit sammt deiner Tochter dem treuen Gott befohlen haben, welcher euer gewiß sorgfältiger und herzlicher hüten wird, denn ich selbst hätte thun können."

Auch Johan Vernons Briefe aus dem Gefängniß sind es werth, daß einige Stellen derselben mitgetheilt werden. „Wer mit einem Rechtschaffenen zu schaffen hat, darf ohne Kummer sein, besonders wenn er von ihm geliebt wird. Nun haben wir es mit Gott zu thun, der seines Sohnes nicht verschont, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben, wie sollte er mit ihm uns nicht alles schenken? Verlassen wir uns auf den lebendigen Gott, der bereitwilliger ist zu geben, denn wir zu empfangen! — — Viele wahre Gläubige werden am jüngsten Tag wider solche Scheinchristen auftreten, welche sich einen besondern seidenen oder sammtnen Christum ihres Gefallens einbilden und ein vom Kreuz und Ungemach abgesondertes Christenthum haben wollen." Vernon schrieb seiner Schwester: „Durch das Kreuz werden wir unserm Herrn Jesu gleichförmig gemacht nicht allein in dem, daß wir leiden und sterben wie er, sondern auch in dem, daß wir seiner Heiligung theilhaft werden und so mit ihm durch das Kreuz und die Heiligung zur ewigen Freude und Herrlichkeit eingehen."

Trigalet schrieb seinem Schwager: „Der gütige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, dessen Gefangene wir sind, wird uns seine Gnade erzeigen, daß wir seinen heiligen Namen preisen und seine Kirche erbauen können, sei es, daß wir scheiden durch Wasser oder Feuer aus dieser elenden Welt."

Taurant sagt in einem Abschiedsbriefe seinem Freund: „Pein und Folterung nehme ich an als Mittel, durch welche mich Gott ihm selber näher bringen will. Fordert er mich durchs Feuer, so tröste ich mich der drei Jünglinge, die im Feuerofen zu Babel

lebendig erhalten worden sind. Und ich weiß, daß Gottes Macht heute nicht geringer ist. Fordert er mich durchs Wasser, so tröst ich mich der Kinder Israel, die durchs rothe Meer unverletzt hindurchgegangen. Er mache es mit mir, wie er will, so bin ich gar wohl damit zufrieden."

Die Brüder schrieben auch an Calvin und von ihm, dessen Trostbriefe damals durch treue Boten in alle Kerker und in die Hände der Verfolgten kamen, haben wir noch drei Briefe an die Gefangenen zu Chambery vom 5. Sept. und 8. Oct. 1555. Im Briefe vom 5. Sept. sagt er ihnen: „Laborie und Trigalet können auch betreffend ihre nächsten Verwandten getrost sein, denn sie ergeben sich gelassen in Gottes Willen." „Vor Allem," sagt er ferner, „verlasset euch auf Gottes väterliche Güte und zweifelt nicht, er halte eure Leiber und Seelen in seiner Obhut; und da das Blut seiner Gläubigen ihm theuer ist, so wird er das in Wirklichkeit auch an euch erweisen, nachdem er euch zu seinen Zeugen erwählt hat." In einer Berufung der fünf an den König, die sie ihm zur Prüfung zugesandt, hätte er zwar einige Ausdrücke anders gewünscht; „doch," sagt er, „will ich lieber, es bleibe, wie es Euch Gott eingegeben. Wenn die Welt eine solche gerechte und heilige Berufung auf das Recht nicht annimmt, so wird sie doch den Beifall Gottes haben, seiner Engel und Propheten und der ganzen Kirche. Alle Gläubigen, die sie lesen, werden Gott preisen um das, was er euch durch seinen heiligen Geist eingegeben." Am 5. Oct. schrieb ihnen Calvin u. A.: „Es ist eine der größten Listen Satans, durch in die Länge ziehen die zu ermüden, die er im ersten Ueberfall nicht schlagen konnte. Aber Gott wird eure Standhaftigkeit befestigen, daß ihr ausharrt bis ans Ende."

An dem Tage, da sie zur Richtstätte geführt wurden, fand ein Mann, der sich um sie viel bemüht hatte, Gelegenheit in ihren Kerker zu kommen und ihnen eilends die Nachricht des Urtheilsspruches des Parlaments von ihnen beizubringen, und sie zu trösten und zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Da erhoben sie ihre Stimme und dankten Gott für die ihnen gewordene Gnade. Vernon aber erschrak bei der ersten Ankündigung des Todes so, daß er an allen Gliedern zitterte, und sagte: ich fühle in mir einen heftigeren Kampf, als dem Menschen gegeben ist, auszufechten, jedoch wird der Geist dies vermaledeite Fleisch bezwingen und ich bin überzeugt, daß der gute Gott mich nicht verlassen wird. Ich

bitte Euch, meine Brüder, ärgert euch nicht an mir; ich werde nicht sinken; denn Gott hat verheißen, daß er uns nicht lassen will in unsrer Trübsal; und diese Todesfurcht muß uns wohl von unsrer Schwachheit überzeugen, damit alle Ehre ihm bleibe."

Als sie auf dem Richtplatz standen, gewann Vernon, was er sich von der Güte Gottes versprochen hatte, ein seliges Ausharren und jene Kraft, die eines Christen würdig ist. Er zuerst wurde von den Henkern ergriffen und ehe er festgebunden ward, sprach er sein Gebet: „Herr, ich bekenne vor dir, daß ich ein armer Sünder bin u. s. w.," auch sein Glaubensbekenntniß, und empfahl seinen Geist dem Herrn, also daß er alle Schmerzen des Todes und seine Feinde besiegte.

Anton Laborie fühlte gar keine Todesschrecken; als ob er zu einem Freudenmahle ginge, stellte er sich freudig und muthig dar. Ehe er starb, wurde er vom Henker um Verzeihung gebeten. Laborie antwortete: „Mein Freund, du beleidigst mich nicht und durch dein Thun werde ich aus einem gar schlimmen Gefängniß befreit." Nach diesen Worten küßte er ihn. Mehrere unter dem Volk wurden von Mitleid bewegt und weinten bei diesem Anblick. Darauf sprach er das von Vernon begonnene Gebet ganz aus, dann mit lauter Stimme sein Bekenntniß und gab seinen Geist mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit auf. Johan Trigalet stellte sich dem Tode ebenfalls mit freudigem Herzen und mit Heiterkeit und sagte, für seine Feinde bittend: „es sind mehrere unter ihnen, die nicht wissen, was sie thun, einige aber, die es wohl wissen und durch Satans Zauber gehalten und trunken vom Erdenglück, ihren Glauben nicht bekennen wollen. Aber mein Gott, ich bitte dich, löse ihre Fesseln." Darauf: „Ich sehe dich schon hoch auf deinem Thron und die Himmel geöffnet, wie du sie deinem Diener Stephan gezeigt hast" und so gab er seinen Geist auf.

Bataille bekannte laut, sie seien nicht auf dem Richtplatz als Diebe und Mörder, sondern weil sie für die Sache Gottes gestritten. Und nachdem er gebetet, wurde er bald hingerichtet.

Der letzte, Taurant, sprach einige Psalmstellen, die deutlich gehört wurden; obgleich jung, zeigte er nicht weniger Standhaftigkeit als die andern und mit großem Eifer und starker Stimme betend, starb er. A. E. Fröhlich in Aarau †.

## 306. Theodor Beza.

7. October.

Wie neben der heroischen Gestalt Luthers sich die ehrwürdige Gestalt eines Melanchthon erhebt, wie neben Zwingli ein Oekolampad und gleich nach ihm ein Bullinger auftraten in der Reformationsgeschichte der deutschen Schweiz, so tritt dem Reformator Genfs, dem erlauchten Johann Calvin zur Seite sein Schüler und Freund, sein Amts- und Kampfgenosse, der muthige Fortsetzer seines Werkes Theodor Beza. Er ist nicht, wie Luther und Zwingli, aus der ärmlichen Hütte des Berg- oder Landmanns, nicht wie Melanchthon aus der Werkstätte eines Waffenschmiedes oder wie Oekolampad aus dem Kramladen eines ehrbaren Bürgers hervorgegangen. Er gehörte zu denen, welche die Welt als Hochgeborene auszeichnet, wenn sie auch gleich im Himmel nicht höher angeschrieben sind als die, welche der Herr aus dem Staube zu der Höhe emporhebt, auf die er sie gestellt haben will. Sein Vater war ein Adlicher, Peter de Béze und residirte als königlicher Landvoigt (bailli) auf dem Schlosse Vézelay, in einer wild romantischen Gegend des ehemaligen Herzogthums Burgund gelegen. Seine Mutter, Marie Bourdelot, war ein Muster von Frömmigkeit, Demuth und Milde gegen die Armen und Leidenden, denen sie nicht nur mit Gaben der Liebe, sondern auch mit thätiger Hülfsleistung beistand, wobei ihr die ärztlichen Kenntnisse zu gut kamen, die sie sich erworben hatte. Theodor, geboren am Tage Johannis des Täufers (24. Juni) 1519 war das 7te Kind der glücklichen mit zahlreicher Familie gesegneten Eheleute. Als er noch nicht volle drei Jahre alt war, erbat sich seines Vaters Bruder, der Parlamentsrath Nicolaus de Béze, von den Eltern die Erlaubniß, das überaus zarte Kind mit nach Paris zu nehmen, um es dort erziehen zu lassen. Nur mit schwerem Herzen ging die Mutter in diesen Vorschlag ein. Sie begleitete den Liebling ihres Herzens noch selbst an den neuen Ort seiner

Bestimmung und trennte sich von ihm, ohne ihn je wieder zu sehen, denn bald darauf starb sie im 32. Lebensjahre. Der Oheim vertrat nun Vater- und Mutterstelle an dem Kleinen, und so fehlte es ihm auch nicht an den Sorgen, welche den Eltern aus all' den Gefahren erwachsen, denen das Kindesalter ausgesetzt ist. Bei aller Vorsicht konnte er es nicht verhüten, daß Theodor von einem seiner Diener mit einem lebensgefährlichen Hautausschlag angesteckt wurde. Er mußte sich den schmerzhaftesten Operationen eines Wundarztes unterwerfen. Täglich wurde der Knabe mit einem jungen Vetter, der an demselben Uebel litt, durch den Diener in das Haus des Arztes geleitet, der im Louvre wohnte. Der Weg dahin führte über die damalige Müllerbrücke (pont aux meuniers). Da wandelte eines Tages den Vetter die Versuchung an, um den Qualen der Operation zu entgehen, sich über die Brücke in die Seine zu stürzen, und dazu machte er auch Theodor Muth. Schon wollten die beiden Knaben, die der Diener aus den Augen gelassen hatte, das Wagestück ausführen, als sie noch zur rechten Zeit vom Oheim bemerkt und an der schauderhaften That verhindert wurden. Das Uebel gab sich wieder, und nun sollte die geistige Ausbildung der Knaben nicht länger versäumt werden. Durch einen Freund aus Orleans, der den Parlamentsrath Beza in Paris besuchte, erfuhr dieser, daß sich in Orleans ein Lehrmeister von besonderer Geschicklichkeit befinde, ein Deutscher, Namens Wolmar. Diesem entschloß er sich, seinen Neffen zur weiteren Erziehung zu übergeben, und so reiste der junge Theodor mit dem Gastfreunde nach Orleans ab, um zugleich ein Haus- und Studiengenosse des Sohnes seines Wohlthäters zu werden. Schon damals scheinen die Franzosen vor der deutschen Gründlichkeit Respect gehabt zu haben, und dieser Respect war in gegenwärtigem Falle gewiß nicht ungegründet: der Schwabe Wolmar war ein Mann von ernster Gesinnung und einem reichen Wissen.

Der junge Beza, der den 5. Dezember 1528 in Orleans anlangte, fand in dem Hause seines Lehrers die herzlichste Aufnahme. Er pflegte in der Folge den Eintritt in dieses Haus als seinen zweiten Geburtstag zu feiern. Bald sollte er seinem Lehrer an einen neuen Aufenthaltsort nachfolgen. Die Schwester Königs Franz I., Margarethe von Angoulème, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, hatte an Wolmar einen Ruf ergehen lassen, die alten Sprachen auf ihrer Akademie in Bourges zu lehren;

Wolmar nahm den Ruf an und sein Schüler ging mit ihm. Nun aber gehörte Bourges zu den Städten, in welchen die neu aufgehende Sonne evangelischer Erkenntniß bereits ihre Strahlen auszusenden begonnen hatte. Viele, die um ihres Glaubens willen aus der Hauptstadt waren verbannt worden, fanden hier Zuflucht. Wie konnte es fehlen, daß nicht auch das junge Gemüth Beza's von jenen Strahlen berührt wurde, da sich in Wolmars Hause so viele hochbegabte Männer und Jünglinge versammelten, welche der neuen Lehre zugethan waren, unter ihnen auch der junge Calvin, auf den Wolmar bekanntlich einen entscheidenden Einfluß übte. Aber nicht lange dauerte dieses schöne Verhältniß. Auch in Bourges waren die Freunde der Reformation nicht mehr sicher. Wolmar sah sich genöthigt, im Jahr 1535 Frankreich zu verlassen und sich wieder nach Deutschland zurückzuziehen. Gerne wäre ihm der dankbare Schüler dahin gefolgt, allein der alte Herr und Landvoigt von Vécelay, der dem Glauben seiner Väter anhing, war froh, daß das Verhältniß seines Sohnes mit Wolmar und den übrigen unruhigen Geistern sich löste, und Beza mußte wieder nach Orleans zurück, um dort das Studium der Rechte, zu dem er sich entschieden hatte, zu absolviren und sich auf seine praktische Laufbahn vorzubereiten. Die Art, wie damals die Rechtswissenschaft betrieben wurde, war nun freilich wenig geeignet, dem geistreichen und klassisch gebildeten jungen Manne Lust für dieselbe einzuflößen; größeres Wohlgefallen fand er an den römischen Dichtern, deren Süßigkeiten er in Wolmars Schule gekostet, an Ovid, Catull, Tibull. Bald versuchte auch er sich in Gedichten, die er an seine erste Geliebte, Marie de l'Etoile (Stella), die Tochter eines seiner juristischen Professoren in Orleans richtete; allein diese ward ihm bald durch den Tod entrissen, und Beza, nachdem er am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erlangt hatte, verließ Orleans und wandte sich Paris zu. Sein früherer Gönner und Versorger, der Oheim Nicolaus, war längst gestorben; aber dessen Bruder, Claudius, Abt von Froimont, nahm sich gleichfalls des Neffen an. Dort lebte auch sein ältester Bruder, ein Geistlicher, im Besitz seiner Pfründe, und mit diesem wohnte er zusammen. Beza blieb bei seinen hervorstechenden Talenten nicht lange unbemerkt. Er bewegte sich mit Leichtigkeit in den Kreisen der damaligen Litteraten und Schöngeister, und auch jetzt verschaffte ihm seine Muse viele Gunst und manchen Genuß. Aber es war der

Genuß weltlicher Freude, welche den vollendeten Weltmann ergötzte. Später sah Beza nur mit Bedauern auf diese Zeit zurück. Um den Versuchungen zu entgehen, in die er durch seinen leichtfertigen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verstrickt wurde, entschloß er sich, zu heirathen. Er verlobte sich mit einem jungen Mädchen aus dem Bürgerstande, die kein Vermögen besaß, und erklärte vor zwei Zeugen, daß er sich auch öffentlich zu dieser Verbindung bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Verlobte hieß Claude Desnoz. Dieses Verhältniß hat ihm später bei den Gegnern viel üble Nachrede erweckt, gegen die er sich mit der edelsten Freimüthigkeit vertheidigte. In diese Zeit (1548) fällt auch die Herausgabe seiner poetischen Jugendversuche in lateinischer Sprache (Juvenilia), wobei er sich Virgil und Ovid als Vorbilder setzte. Schon des letztern Name läßt errathen, daß manches mit unterlief, das mehr der antiken (heidnischen) als der christlichen Lebensanschauung entnommen war. Beza hat es selbst später gestanden, daß er nur mit Erröthen an den Mißbrauch der edeln Dichtergabe zurückdenke, den er sich habe zu Schulden kommen lassen. Solche freimüthigen Bekenntnisse (wie ja auch Zwingli seiner Zeit ein ähnliches abgelegt hat) geben uns einen richtigern Maßstab zur sittlichen Beurtheilung unsrer Reformatoren, als die Uebertreibungen und Verläumdungen böswilliger Gegner auf der einen oder die Beschönigungen unberufener Advocaten auf der andern Seite. Nicht als vollendete Heilige, sondern als durch Gottes Gnade Geheiligte und in seinem Dienste mehr und mehr in der Heiligung Fortgeschrittene führt sie die unbestechliche Geschichte uns vor. Uebrigens waren jene Gedichte mehr in einem allzufreien und losen, als in einem schmutzigen, unzüchtigen Tone gehalten; wie würde sonst der ernste Wolmar, dem er sie vorlegte und widmete, ihn zur Herausgabe derselben ermuntert haben? Bald aber sollte der hochbegabte Jüngling aus den poetischen Liebeständeleien herausgerissen und ernstern Studien entgegen geführt werden. Gott nahm ihn selbst in die Schule, indem er ihn in eine schwere Krankheit fallen ließ. „Der Herr, so sagt er uns selbst, griff mich durch diese Heimsuchung dergestalt an, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglücklicher thun, dem nichts als Gottes furchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen

Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzeihenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, flehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz, ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir in allem Ernste vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde, um Christo nachzufolgen." Und wohin hätte sich Beza besser wenden können, als nach der Stadt, wohin so viele um des Evangeliums willen Verfolgte ihre Zuflucht genommen hatten und wo gerade Calvin in der vollsten Blüthe seines Wirkens stand, nach Genf? Dorthin zog er mit seiner Verlobten. Nachdem er von Calvin freudig war aufgenommen worden, war sein erster Schritt der in die Kirche, um sich feierlich und öffentlich trauen zu lassen. Nun aber fragte sichs: wovon leben? Das Project, mit dem gleichfalls nach Genf geflüchteten Crespin eine Buchdruckerei zu errichten, wurde ihm von Calvin als unsicher mißrathen. Das Beste schien ihm, einstweilen seinen Freund Wolmar in Deutschland aufzusuchen und sich mit ihm über sein künftiges Leben zu besprechen. Er machte sich also auf nach Tübingen und wurde von seinem ehemaligen Lehrer mit offenen Armen empfangen. Dieser ermunterte ihn nach Genf zurückzukehren und ruhig abzuwarten, welchen Weg ihm Gott zeigen würde. Und siehe, er brauchte nicht lange zu warten. Noch ehe er Genf wieder erreichte, schon auf der Heimreise dahin, in Lausanne bot sich ihm an der dortigen Akademie ein Lehrfeld an. Lausanne stand damals, wie das ganze Waadtland unter der Herrschaft Berns. In kirchlicher Beziehung galten dort die Artikel der Berner Disputation von 1528. Auf diese Artikel hatte Jeder der ein kirchliches oder ein Schulamt bekleidete, sich eidlich zu verpflichten. Beza leistete den Eid den 9. November 1549 und trat nun die ihm übertragene Professur (es war die der griechischen Sprache) mit Dank gegen Gott und mit Vertrauen auf seine weitere Führung an. Von der

Gewissenhaftigkeit des Mannes ist auch das ein schönes Zeugniß, daß er die Lehrstelle nicht früher antreten wolle, als bis er die Versicherung erhalten hätte, daß das Aergerniß, das er früher durch seine poetischen Jugendversuche möge gegeben haben, gehoben sei. Erst nachdem seine Collegen ihn darüber beruhigt, als über eine Sache, die unter dem Papstthum geschehen und nun mit diesem beseitigt sei, gab er sich zufrieden. Ja, er suchte den Schaden dadurch gut zu machen, daß er nun die Dichtergabe, die ihm Gott verliehen, nicht etwa zum Schweigen verdammte, sondern sie vielmehr zur Ehre Gottes verwandte. Und wie konnte er das besser als durch die Uebersetzung der Davidischen Psalmen zum Besten der Gemeinde? In dieser Arbeit war ihm Clément Marot aus Cahors vorangegangen; allein nur 50 ausgewählte Psalmen waren von ihm bearbeitet und von dem berühmten Goudimel in Musik gesetzt worden. Beza vollendete nun das angefangene Werk, so daß der ganze Psalter 1552 der Gemeinde zu gottesdienstlichem Gebrauch übergeben werden konnte. Aber auch die der Welt zugekehrte dramatische Poesie sollte unter seinen Händen eine edle Richtung gewinnen. Die alten geistlichen Schauspiele des Mittelalters waren längst ausgeartet. Dagegen wurden in den Schulen zur Uebung im Vortrag biblische Geschichten zur Aufführung gebracht. Beza bearbeitete, und zwar in sehr gelungener Weise, das „Opfer Abrahams" als Schuldrama. Es wurde in einem der Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt und hatte sich eines großen Beifalls zu erfreuen. Auf die heitern Tage des Spieles folgten bald die ernsten trüben Tage göttlicher Heimsuchung. Von Bündten her war (1551) die Pest nach Lausanne gekommen und auch Beza wurde von ihr befallen. Sein Leben schwebte in Gefahr. Viret, der Reformator Lausanne's, theilte darüber in einem Briefe seine Besorgnisse an Calvin mit. Die Gebete aller Freunde vereinigten sich um Erhaltung dieses wichtigen Werkzeuges zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit, und die Gebete wurden erhört. Beza genas und widmete seine Kräfte auf's Neue der Wissenschaft und der Kirche. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine zehnjährige Wirksamkeit in Lausanne in all' ihre Einzelheiten verfolgen. Wir fassen das Hauptsächlichste zusammen. Neben seinen akademischen Vorlesungen hielt er zu Belehrung und Erbauung der Gemeinde Bibelstunden, in welchen er zuerst den Brief an die Römer und dann die beiden Briefe Petri in französischer Sprache

praktisch erklärte. Dabei führte er einen ausgedehnten Briefwechsel mit Bullinger, Calvin u. A. Er verfolgte den Gang der Reformation nicht nur mit dem Auge des Zuschauers, sondern griff sowohl durch schriftstellerische, als durch persönliche Thätigkeit in denselben ein. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Schicksal jener fünf Lausanner Studenten, seiner Schüler, die in Lyon den Zeugentod starben. Er gab seinem Schmerz Ausdruck in einer Elegie. Auch in die Lehrstreitigkeiten, wie in die über die Gnadenwahl, wurde er verwickelt, indem er sich in diesem Stücke strenge zu Calvins Lehre hielt und die Gegner derselben, wie einen Hieronymus Bolsec bekämpfte. Ja, selbst dann unterließ er nicht, für Calvin Partei zu nehmen, als ein lauter Schrei des Unwillens gegen die im Jahr 1553 an Servet vollzogene Hinrichtung sich erhob. Beza verfaßte eine Schrift, in welcher er das Recht der Obrigkeit nachwies, Ketzer am Leben zu strafen.[1]) Beza betrachtete wie Calvin die religiöse Irrlehre als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, das, indem es die christlichen Grundlagen untergrabe, noch weit strafbarer sei, als Mord, Ehebruch und Diebstahl. Er bedachte aber nicht genug, daß religiöse Ueberzeugungen nicht mit Gewalt unterdrückt werden können; doch stand er mit dieser Ansicht nicht allein. Es war dies damals die Ansicht der Mehrheit, und zwar nicht der unerleuchteten Masse, sondern viele auch der einsichtsvollsten Staatsmänner und Theologen bekannten sich zu ihr. Erst dem christlichen Geiste der spätern Zeit ist es gelungen, hierüber richtigere Grundsätze zu verbreiten. Mitten in die öffentlichen Kämpfe hinein fiel auch noch für den viel geprüften Mann der Kampf mit denen, die ihm leiblich am nächsten standen, mit seinem Vater und dem ältesten Bruder. Wir haben schon erwähnt, daß der alte Herr von Anfang an die Verbindung seines Sohnes mit den Männern des neuen evangelischen Glaubens nur ungerne sah. Und wie tief hatte sich dieser unterdessen in die dem Vater verhaßte Neuerung hinein gelassen! Sollte es jetzt noch möglich sein, ihn zur Rückkehr in den Schooß der alten, der „allein selig machenden“ Kirche zu bewegen? Es schien dies doch wohl eines

---

[1]) **De haereticis a civili magistratu puniendis.** Sie war hauptsächlich gegen Seb. Castellio gerichtet, der in Verbindung mit Lälius Socinus und Secundus Curione das Verfahren gegen Servet in einer öffentlichen Schrift gemißbilligt hatte. Die Schrift war in Basel erschienen unter dem erborgten Namen Martin Bellius und dem Herzog Christoph von Würtemberg gewidmet.

Versuches werth. Eines Tages erschien daher der älteste Sohn, Jean de Bèze, ein Kaufmann, um den jüngeren Bruder zu einem ehrenvollen Rücktritt zu bewegen: allein er mußte sich bald überzeugen, daß alle seine Beredsamkeit dem beredtern Bruder gegenüber umsonst sei; ja, fast wäre er von diesem beredet worden, die Kirche Roms zu verlassen und dem lautern Evangelium sich zuzuwenden. Als der Bruder nichts ausgerichtet, da blieb für Beza noch das Schwerste übrig, die Begegnung mit dem greisen Vater. Diese fand in einem Grenzorte zwischen der Schweiz und der Franche-Comté statt. Aber auch sie führte zu keinem Ziele. Beide trennten sich von einander mit schwerem Herzen; eine Verständigung war bei den so ganz verschiedenen Standpunkten unmöglich.

Einen willkommenen Auftrag erhielt Beza gemeinschaftlich mit seinem Freunde Farel, im Jahre 1556, die evangelischen Kantone der Eidgenossenschaft zu bereisen, um diese zu einem nachdrücklichen Schritte zu Gunsten der von Frankreich aus verfolgten Waldenser zu stimmen. Sie sollten nämlich Abgeordnete nach Paris schicken, um den dortigen Hof, der jene Verfolgungen angeordnet hatte, günstiger zu stimmen. Auch die deutschen Fürsten und Städte sollten bewogen werden ihre kräftige Fürsprache einzulegen. Leider wurde die Ausführung dieses schönen Gedankens nicht wenig erschwert durch die Spannung, die noch immer zwischen den Schweizern und den Deutschen wegen der Abendmahlslehre herrschte. Diese mußte erst gehoben werden, und auch dazu wirkte Beza mit. Aber sein Friedenswerk ward von beiden Seiten mißdeutet und dadurch vereitelt. Erfolglos blieben auch seine Bemühungen als er zu Gunsten der Glaubensbrüder in Frankreich, über welche neue Verfolgungen ausgebrochen waren, eine Reise nach Deutschland, bis Marburg, machte, um die deutschen Fürsten zu gewinnen. Wohl ging eine Gesandtschaft nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache nach Hause zurück mit der Nachricht, daß sogar während ihrer Anwesenheit neue Schlachtopfer auf die brennenden Scheiterhaufen geführt wurden. Zu diesen betrübenden Erfahrungen kamen noch die innern Zerwürfnisse in der Waadtländischen Geistlichkeit, indem die Einen in Sachen der Kirchenverfassung und Kirchenzucht sich unbedingt den Anordnungen der Berner Regierung fügten, während die Andern die kirchliche Unabhängigkeit im calvinischen Sinne zu behaupten suchten. Vergebens suchte Beza zu vermitteln. Er verließ Lausanne und siedelte Anfang September

1558 nach Genf über. Dorthin kam er zur rechten Stunde: denn eben hatte der Magistrat auf Calvins Anregung in Genf eine hohe Schule eingerichtet, an welcher Beza zu lehren berufen ward. Ja, er sollte nicht nur Vorlesungen halten, in denen er die heilige Schrift erklärte, sondern die Leitung der neuen Anstalt ward in seine Hände gelegt. Dazu ward ihm erst noch ein Pfarramt übertragen. Die Eröffnung der Schule geschah am 5. Juni 1559: in der Hauptkirche zu St. Peter hielt Beza, nachdem die Feierlichkeit durch Calvin mit Gebet und einer kurzen Ansprache war eröffnet worden, die akademische Festrede über Ursprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schule. Was er da über den Vortheil der Bildung Treffliches sagte, verdient noch heut zu Tage beherzigt zu werden. Von diesem Tage an ward die Genfer Akademie die Bildungsschule für das ganze reformirte Frankreich. Von allen Seiten strömten ihr Schüler zu. Schon bald nach der Stiftung zählte die unterste der sieben Klassen ihrer allein Dreihundert. Bei seiner vielfachen Beschäftigung in Kirche und Schule ließ indessen Beza die Schicksale der Reformation im Großen nicht aus den Augen. Abermals nahmen die Verfolgungen in Frankreich seine Fürsorge in Anspruch. Abermals machte er sich (im November 1559) nach Deutschland auf, um dem frommen Churfürsten Friedrich III. zu Heidelberg die hochwichtige Sache an's Herz zu legen. Der Churfürst ließ sich auch in der That herbei, ein von Beza verfaßtes Bittgesuch in seinem eignen Namen an des Königs Majestät nach Paris zu senden, aber trotz der freundlichsten Zusicherungen, welche der König der Gesandtschaft gab, wurden die Opfer zum Tode geführt, unter ihnen der berühmte Parlamentsrath Anna du Bourg (s. Nr. 327).

Auch das undankbare Vermittelungswerk zwischen den Lutheranern und Calvinisten, in Absicht auf die Lehre vom heiligen Abendmahl, wollte er nicht aufgeben. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß bei der obwaltenden leidenschaftlichen Stimmung der Parteien jede Friedenspredigt in den Wind geredet sei. Die grobe Weise, womit der Hamburger Theologe Joachim Westphal die calvinische Lehre angriff, reizte ihn zum Widerspruch und noch mehr schienen die Schmähungen eines Tileman Heßhus eine derbe Abfertigung zu fordern. Wer kann es Beza verdenken, wenn auch er die Mäßigung vergaß und sich zu Ausdrücken hinreißen ließ, die nicht geeignet waren, in einer so ernsten und heiligen

Sache eine Verständigung anzubahnen? Wie wahr und treffend hatte er doch selbst in seiner Schrift gegen Westphal sich ausgesprochen, wenn er schrieb: „Es sind der Zänkereien, Schmähungen Beschuldigungen und Vertheidigungen schon mehr als genug. Reue und Betrübniß muß es erwecken, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieses traurige Gezänke schon so viele Jahre hindurch gehindert worden ist. Bis hieher und nicht weiter mit dem Wettstreit im Hasse, der ein Sold unsrer Sünde ist. Warum sollen wir nicht auch einen Wettstreit beginnen in der Liebe?“ Aber zu einem solchen schien einmal die Zeit nicht angethan, und wer darf jene Zeit verdammen im Blick auf die unsrige? Steht es denn jetzt besser? Mit richtigem Scharfblick hatte übrigens Beza es vermerkt, daß die Bekenner des Evangeliums durch solche Zänkereien dem gemeinschaftlichen Gegner den größten Triumph bereiten. Um so mehr war es an der Zeit, abgesehen von allen jenen Streitigkeiten, ein offenes und klares Bekenntniß des eigenen Glaubens abzulegen. Und dieß that nun Beza, indem er eine kleine Schrift, die er ursprünglich französisch aufgesetzt hatte, um sich mit seinem Vater auseinander zu setzen, nun weiter ausarbeitete und zum Behufe der Gelehrten in lateinischer Sprache herausgab (1560). Die Schrift (das Bekenntniß des christlichen Glaubens) war von ungeheurer Wirkung; sie wurde auch in's Italienische übersetzt und galt noch hundert Jahre nach ihrem Erscheinen als ein Hauptbuch der calvinistischen Kirche, über das im Jahre der Aufhebung des Edictes von Nantes, der Erzbischof von Paris das Verdammungsurtheil aussprach. Nun kam aber auch für Beza die Zeit, wo er nicht durch das geschriebene, sondern durch das lebendige Wort vor den Obrigkeiten dieser Welt öffentliches Zeugniß ablegen sollte über den Glauben, um deß willen noch immer seine Brüder in Frankreich Verfolgung litten. Dort hatte bereits nach dem Tode König Heinrichs II. jene dem Protestantismus feindselige Partei der Guisen sich aufgethan, gegen welche die politische Macht der Bourbons unter Anton von Navarra sich erhob. Dieser hatte die „Hugenotten“, wie man jetzt allgemein die Protestanten in Frankreich nannte, auf seiner Seite, einen Condé, den edeln Coligni und andere Edelleute mehr. Er selbst war indessen nur mit halbem Herzen dem Protestantismus zugethan und nur nach längerem Bedenken entschloß er sich, einen der anerkanntesten Lehrer der hugenottischen Partei anzuhören und dann erst auf eine gründliche

Erwägung der Sache einzugehn. Niemand schien aber einer solchen Aufgabe, den Schwankenden durch überzeugende Gründe für die Sache des Evangeliums zu gewinnen, gewachsener als eben Beza, der auch das Vorurtheil der adelichen Herkunft für sich hatte. König Anton wandte sich deshalb schriftlich an Calvin und dieser ermunterte Beza, dem Rufe zu folgen. In Nérac, der alten Hauptstadt des Herzogthums Albret (in der Gascogne) waren die hugenottischen Edelleute um Anton von Navarra versammelt. Auch die Königin Johanna von Albret (Mutter des nachmaligen Heinrichs IV.) war gegenwärtig. Dahin sollte Beza sich verfügen. Nach zwölfjähriger Verbannung hatte er zum erstenmal wieder den Boden Frankreichs betreten, und nach einer gefahrvollen Reise, auf welcher er sich mehr als einmal von bewaffneten Reitern mußte begleiten lassen, langte er in Nérac an. Er bestieg die Kanzel, zu der sich Adel und Kriegsvolk und Leute aus allen Ständen hinzudrängten. Wohl ward Anton von des gewaltigen Mannes Worten ergriffen; aber die mit ihm gepflogenen Unterhandlungen führten zu keinem Ziel. Auch die Königin schien anfänglich gegen Beza's Predigt verschlossen, aber bald that ihr Gott das Herz auf und sie wurde die „zweite Debora" des streitenden Israel.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte Beza nach Genf zurück, das er voll von französischen Flüchtlingen fand, für deren Unterkommen er und Calvin zu sorgen hatten. Auch die Pest hatte sich wieder eingestellt und mehrere der Freunde und Genossen dahin gerafft. Zudem erfuhr Beza mit Schmerzen den Tod seines alten Lehrers und Freundes Wolmar. Bald aber forderte die Gestaltung der Dinge in Frankreich noch einmal seine Gegenwart. Wie anderwärts, so sollte auch hier ein Religionsgespräch den Ausschlag geben. Dieses Gespräch wurde durch einen offenen Majestätsbrief vom 25. Juli 1561 nach der Abtei Poissy, unweit Paris, ausgeschrieben. Hier sollte Jeder erscheinen, „der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei", und zwar geschah die Einladung unter feierlicher Zusage eines sichern Geleites. Die Evangelischen Frankreichs glaubten keinen bessern Sprecher auf das Religionsgespräch senden zu können, als Beza. An ihn ward also von Seiten Condé's und Coligni's, sowie der ganzen Gemeinde der Evangelischen zu Paris durch den Edelmann Claudius von Pradella eine Einladung nach Genf ge-

schickt, und nach einigen weitern Verhandlungen, die seiner Sicherheit wegen nothwendig geworden waren, entschloß er sich dieser Einladung zu folgen.

Den 22. August 1561 langte er in Paris an. Er wurde dem Hofe in St. Germain vorgestellt, hielt auch am folgenden Sonntag auf den Wunsch der Versammlung einen Gottesdienst vor einem auserwählten Kreise. Auch in einem vornehmen Kreise beim König von Navarra hatte er Gelegenheit sich Angesichts der Königin Mutter, Katharina von Medicis, gegen den Cardinal von Lothringen auszusprechen und schon hier einige üble Nachreden zu beseitigen, die in Betreff der Abendmahlslehre gegen ihn waren erhoben worden, als habe er z. B. gesagt, Christus sei gerade so im Brot wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno). Erst am 9. September wurde das Colloquium in dem langen, hochgewölbten Saale der Abtei Poissy unter allerlei Ceremonien eröffnet. Es war eine glänzende Versammlung. Unter einem Thronhimmel saß der König Karl IX., noch ein Knabe, umgeben von den Herren und Damen des königlichen Hauses. Die Königin Mutter und die Großen des Reichs, wie die höchsten Würdenträger der Kirche, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, die Doctoren der Sorbonne als Vertreter der Universität, waren in ihrem reichen Schmucke anwesend. Als nun, recht sehr dagegen abstehend, die vierunddreißig Prediger und Aeltesten als die Abgeordneten der reformirten Kirche Frankreichs in ihrer bescheidenen Kleidung mitten in die glänzende Versammlung traten, entschlüpfte einem hochmüthigen Cardinal das bittere Wort: „da kommen die Genfer Hunde." Aber Beza blieb dem Mann im Purpur die Antwort nicht schuldig: „Treue Hunde, sprach er, thun noth in der Schafheerde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen."

Nachdem sodann der würdige Kanzler l'Hôpital die Verhandlungen durch eine Anrede eröffnet, ergriff Beza das Wort und wandte sich an den König mit der Erklärung, daß es vor allen Dingen sich zieme, mit der Anrufung des heiligsten aller Namen zu beginnen. Dann fiel er auf seine Kniee und sprach also: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir erkennen und bekennen vor deiner heiligen Majestät, daß wir arme Sünder sind, empfangen und geboren in Sünden, geneigt zu allem Bösen, untüchtig zu einigem Guten, daß wir ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten und dadurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und

Tod uns zuziehen. Aber, o Herr, wir tragen Reu' und Leid, daß wir dich beleidiget haben, wir verdammen uns und unsere Uebertretungen mit wahrer Reue und seufzen darnach, daß deine Gnade zu Hülfe komme unserm Elend." (Diese Worte bilden bekanntlich die sogenannte „offene Schuld", womit die französische Kirche noch heute und mit ihr auch deutsche reformirte Kirchen den Gottesdienst beginnen). Dann fuhr er fort: „Da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte so hoch zu begnadigen, daß sie die Wahrheit deines heiligen Wortes, so du ihnen geoffenbart, in Gegenwart des Königs, den du über sie geordnet hast, vor dieser so erlauchten Versammlung frei bekennen dürfen, so bitten wir dich, o du Gott und Vater alles Lichts, du wollest nach deiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit unsern Verstand also erleuchten, unsere Herzen und Gedanken also regieren und in alle Wahrheit leiten, ja unsere Worte alle dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menschen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimnisse nicht allein mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum seligen Gedeihen unsers Königs und seines ganzen Hauses, zum Troste und zur Beruhigung ganzer gemeiner Christenheit und insonderheit dieses theuren Königreichs. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieses alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jesu Christi unsers Herrn und Heilandes. Amen." Und nun erst, nachdem er noch das Unser Vater gesprochen, hielt er eine wohldurchdachte Rede an den König, in der er ihm die Sachlage auseinander setzte und eine kurze Darstellung des evangelischen Glaubens gab, wie die Protestanten ihn bekennen. Freimüthig setzte er auch die Ansicht der Reformirten vom Abendmahl auseinander. Er wies die Beschuldigung von sich, als machten sie aus dem Mahl des Herrn ein bloßes Gedächtnißmahl, er betonte auf's Feierlichste, daß es auch ihnen sei ein Mahl der Gemeinschaft des wahren Leibes Christi, nur bestritt er die räumliche Gegenwart dieses Leibes im Brote und zwar sowohl die Verwandlungslehre der Katholiken als auch die Ubiquitätslehre der Lutheraner. Räumlich gefaßt, meinte er, seien Leib und Blut Christi eben so weit vom Brot und Wein entfernt, als der oberste Himmel (darin Christus thront) entfernt sei von der Erde. Damit berührte er nun freilich den wundesten Fleck. Während man ihm

bis dahin ruhig zugehört hatte, brach nun ein Sturm wider ihn los: blasphemavit, blasphemavit! (er hat gelästert) tönte es von allen Seiten. Der Cardinal von Tournon ersuchte unter anderm den König und die Königin dem verwegenen Redner das Wort zu entziehen und drohte mit seinen Prälaten den Saal zu verlassen; allein er wurde vom König zur Ordnung gewiesen. Wir können dem Gange des Gespräches, das auch an weitern Tagen und auch in kleinern Conferenzen fortgesetzt wurde, nicht in seine Einzelheiten folgen. Das Ergebniß war nicht das erwünschte. Die Verhandlung wurde abgebrochen. Beza blieb indessen, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der Königin Katharina noch längere Zeit in Frankreich, wo er, so oft sich Gelegenheit fand, die Gemüther durch die Macht seiner Predigt stärkte. Er war Zeuge der blutigen Kämpfe, zu denen der unvermeidlich gewordene Religionskrieg führte. In der Schlacht von Dreux war er als Feldprediger zugegen. Seinem Einfluß war es vorzüglich zu verdanken, daß in dem Heere der Hugenotten eine Mannszucht aufrecht erhalten wurde, die auch dem Feinde Achtung einflößte.

Im Mai 1563 kehrte er wieder nach Genf zurück. Seine Anwesenheit war um so nöthiger, als Calvin seinem Ende entgegenging, das auch bald erfolgte. Wer war geeigneter an seine Stelle zu treten, als er? Und doch wehrte ihm seine Bescheidenheit, sich als lebenslänglichen Nachfolger Calvins zu betrachten; sondern alljährlich sollte (so wurde auf seinen Antrag beschlossen) ein Leiter (Modérateur) der kirchlichen Angelegenheiten von der Genfer Geistlichkeit (Vénérable compagnie) gewählt und nach Ablauf des Jahres eine strenge Censur über denselben geübt werden. Der Abtretende war indessen wieder wählbar, und so groß war das Vertrauen in Beza's Persönlichkeit, daß die Wahl bis zum Jahre 1580, wo schuldige Rücksichten auf das Alter eintraten, jedesmal wieder auf ihn fiel, obgleich gegen ihn die Censur der Brüder mit aller Strenge geübt wurde. Welche Last dadurch auf seine Schultern gelegt wurde, läßt sich denken. Aber Gott gab ihm Kraft, sie zu tragen bis in sein Alter. Und zu den vielen täglich sich häufenden Geschäften kamen auch jetzt noch schwere Zeitereignisse, die ihn und sein Amt näher berührten. Aber nicht auf Genfs Kirche allein beschränkte sich seine Sorge, sondern er war und blieb nun selbstverständlich der Patriarch der Reformirten Frankreichs. So führte er, um nur einiges von dem Vielen zu nennen, den

Vorsitz auf der Synode zu Rochelle im April 1571. Er hatte sich hiezu von seiner Regierung Urlaub erbeten. Die Schreckensnachricht von der Bluthochzeit (August 1572) kam ihm zwar nicht unerwartet; (er hatte kurz zuvor Heinrich von Navarra in einem ernsten Briefe vor der Verbindung mit einer katholischen Prinzessin gewarnt); aber dennoch wirkte sie auch auf ihn wie auf Alle, erschütternd. Er erkannte darin ein Gericht Gottes. Auf seinen Antrag wurde im September ein außerordentlicher Buß- und Bettag angeordnet. Er hielt eine Predigt, in der er die Gemüther aufrichtete. Viele der nach Genf Geflüchteten nahmen an der Feier Theil. Für diese, die in immer größern Schaaren anlangten, zu sorgen, war sein und seiner Amtsgenossen unausgesetztes Bemühen. Sie gingen mit ihrem Beispiel voran, als es sich um eine Collecte handelte und machten ihre Häuser zu Herbergen der flüchtigen Brüder. Besonders tief aber ging dem glaubenstreuen Manne zu Herzen der Uebertritt Heinrichs IV. zur Kirche Roms. Man hat längere Zeit geglaubt, Beza habe dazu still geschwiegen nach dem Grundsatz der Welt, daß man das Unabänderliche doch nicht ändern könne; allein seit etwa zehn Jahren sind wir im Besitz eines in Genf entdeckten Briefes vom Jahre 1593, worin Beza dem König mit allem Nachdruck in's Gewissen redet, ihn ermahnt, doch nicht auf das was ihm Ehre bringe, sondern allein auf Gottes Ehre zu schauen und sein Vertrauen auf den zu setzen, der ihn noch aus größern Verlegenheiten gezogen habe, als aus der gegenwärtigen, und der ihn auch jetzt festhalten werde mit seinem gewaltigen Arm. Er erinnerte ihn an eines seiner eigenen Worte, das er einmal gesprochen: „Wenn Gott will, daß ich König werde, so wird es geschehen, wie man mich auch daran hindern möge; will Er es nicht, so will ich es auch nicht.“ Das sei ein Wort, eines christlichen Königs würdig! Dabei stellte er ihm Davids Beispiel vor Augen, dem er nicht nur nachahmen, den er übertreffen möge, indem er seinen Tugenden nachfolge, seine Fehler vermeide. Die Warnung kam freilich zu spät, und so mußte nun allerdings Beza zu geschehenen Dingen — nicht das Beste reden, aber mit dem Bewußtsein, das Seinige gethan zu haben, den Schmerz über das Geschehene in sich verwinden und das Uebrige Gott anheimstellen. „Nicht zwar vom Glauben verlassen ist meine Seele (schrieb er deßhalb im August an einen Freund), Gott sei Dank dafür; wohl aber ist sie tief betrübt und geängstigt. Welche Hoffnungen haben

wir auf diesen Fürsten gesetzt, und wie hat er sich nun so arg versündigt an Gott, an seinen heiligen Engeln und an allen Heiligen der Erde. . . Unsre einzige Zuflucht ist die Gnade Gottes; es kann nicht sein Wille sein, uns ganz der Zerstörung Preis zu geben." Beza war auch billig genug, den guten Willen und die wohlwollende Gesinnung Heinrichs IV. anzuerkennen, die er namentlich in der Erlassung des Edictes von Nantes zu Gunsten der Protestanten an den Tag legte; er ahnte in ihm ein wohlthätiges Werkzeug in der Hand Gottes zur Erhaltung der reformirten Kirche Frankreichs. Noch einmal (1599) wurde ihm die Ehre zu Theil, den König persönlich zu begrüßen, als dieser in einer kritischen Lage, in der sich Genf dem feindlichen Savoyen gegenüber befand, zum Schutze der Stadt an den Grenzen erschien. Beza, an der Spitze der Genfer Gesandtschaft hielt eine Anrede an den König, die er mit Anspielung auf die Worte des greisen Simeon schloß: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; wie du gesagt hast, denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, sondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen gesehen." Heinrich aber redete ihn als seinen „Vater" an und entließ ihn mit einem Ehrengeschenke.

Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten und zudem weniger die Erbauung der Leser fördern, wollten wir Beza in die weitern Gebiete seiner Thätigkeit folgen und namentlich der Streitschriften erwähnen, die er nach verschiedenen Seiten hin zu veröffentlichen sich veranlaßt sah. Daß er dem von Friedrich von Würtemberg veranstalteten Religionsgespräch zu Mömbelgard (1587) beiwohnte, um sich mit dem berühmten lutherischen Theologen Jacob Andreä über die Differenzpunkte der Lehre, und zwar nicht nur das Abendmahl, sondern auch die Prädestination (Gnadenwahl) betreffend, zu besprechen, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Nicht verschwiegen werden soll aber endlich noch die edle Standhaftigkeit mit welcher der von allen Seiten angefochtene Mann noch in seinen alten Tagen die Zumuthung zurückwies, die von einem hochgestellten Prälaten, einem der edelsten Vertreter der römisch-katholischen Kirche an ihn gestellt wurde, wieder in den Schooß dieser Kirche zurückzutreten. Es war der noch junge Franz von Sales, der Bischof (in partibus) von Genf, der im Jahre 1597 im Auftrag des Papstes den höchst mißlichen Versuch wagte. Unter anderm

stellte er an Beza die Frage, ob er glaube, daß man auch in der katholischen Kirche selig werden und sein Heil schaffen könne? Wie hätte dieß Beza läugnen sollen? Aber von diesem Zugeständniß zu dem andern, daß die römisch-katholische Kirche die allein selig machende oder auch nur eine vorzüglichere Kirche sei, als die evangelische, war noch ein weiter Schritt. Und diesen zu thun, konnte der in seinen Grundsätzen so feste Mann nicht einen Augenblick sich versucht fühlen. Am wenigsten aber verfingen bei ihm Bestechungen. Auch zu diesem unedeln Mittel nahm der sonst edle fromme Mann, Franz von Sales, seine Zuflucht. Es sollte freilich nicht das Ansehn einer groben Bestechung haben, es sollte nur ein Anerbieten sein, das Beza seinen Schritt erleichtere, wenn ihm der Bischof eine jährliche Pension von 4000 Reichsthalern und noch Weiteres mehr in Aussicht stellte. Da konnte Beza nicht länger an sich halten; es drängte sich ihm das Wort auf die Zunge: „Hebe dich von mir Satan." Ob er es laut ausgesprochen, wie einige melden, oder ob er nach einer mündlichen Ueberlieferung in der mildern, aber doch sehr verständlichen Weise geantwortet habe: „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören zu können" mögen wir auf sich beruhen lassen. So viel ist gewiß, daß ihn der Versucher von der Stunde an verließ mit dem bleibenden Eindrucke, daß der Mann ein „steinernes Herz" habe. In seinen spätern Jahren hatte sich Beza mehr und mehr vom Schauplatz der Kirche zurückgezogen. Im Jahre 1588 starb ihm seine Gattin, mit der er 40 Jahre glücklich gelebt. Kinder hatte sie ihm keine geboren. Auf den Rath seiner Freunde hatte er sich noch in seinem Alter zu einer zweiten Ehe entschlossen mit einer verwittweten Genueserin, Catharina del Piano. Bis in sein 65stes Jahr genoß er der besten Gesundheit; aber nun stellten sich die Beschwerden des Alters ein, rheumatische Schmerzen, Schlaflosigkeit, häufiger Schwindel, der ihn auch auf der Kanzel befiel, ein Zittern in der Hand, das ihn besonders am Schreiben hinderte. Er mußte seine Briefe einem Schreiber dictiren. Im October 1595 setzte er sein Testament nieder, worin er besonders auch Gott dankte für die Barmherzigkeit, die er an ihm als einem armen Sünder erwiesen. Noch hielten die geschwächten Kräfte vor bis in das Spätjahr 1605. Den 2. October d. J. meldeten sich die Vorboten seines Todes. Die Prediger der Stadt wurden an sein Krankenbett berufen; auch von den Professoren verabschiedete er sich. Nachdem

ihn den 13. October eine Ohnmacht befallen, schlummerte er sanft in ein besseres Leben hinüber. Er hatte in seinem Testament den Wunsch geäußert, daß seine irdischen Reste auf dem allgemeinen Kirchhof Plain-Palais beigesetzt würden: aber der Magistrat ließ ihn im Kreuzgang von St. Peter beisetzen. Unter seinen schriftlichen Leistungen verdient besonders die lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes hervorgehoben zu werden, die sich sowohl durch Treue als Eleganz auszeichnet. Auch seine Bibelerklärungen sind von Werth, so wie seine historischen Schriften, besonders seine Geschichte des reformirten Frankreichs, welche den Zeitraum von 1521—63 umfaßt. An seinem Charakter wird bei aller Entschiedenheit eine große Milde und Leutseligkeit gelobt, und bis auf unsere Zeit hat sich ein Wort aus dem Lager der Gegner erhalten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein. Wir glauben uns aber freuen zu dürfen, daß des Einen wie des Andern Name im Himmel angeschrieben sei, wenn wir auch, was Menschliches an beiden war, nicht auf Kosten der Wahrheit beschönigen wollen. Der Herr kennt die Seinen. Jeder steht und fällt seinem Herrn. Uns aber geziemt das Andenken derer zu ehren, die uns das Wort des Heils verkündigt haben, und ihrem Glauben nachzufolgen.

K. R. Hagenbach in Basel †.

---

## III. Italien.

### 307. Renata von Ferrara.

12. Juni.

Italien, das schöne gesegnete, vielfach von den Dichtern besungene Italien, hatte auch seine Zeit der geistigen Blüthe und nicht blieb es unberührt von dem Leben weckenden Hauche des Evangeliums. Daß nicht nur in Rom, sondern auch in dem übrigen Italien das Christenthum schon frühzeitig Wurzel gefaßt haben muß, geht unter andrem aus dem Gruße hervor, den der Vf. des Briefes an die Hebräer seinen Lesern ausrichtet von denen „aus

Italien" (Hebr. 13, 24). Als dann später die Bischöfe zu Rom ihr Ansehen rings umher geltend zu machen suchten, und zwar meist auf Unkosten der übrigen, geschichtlich gleich berechtigten Kirchen, fehlte es in ihrer Nähe nicht an Solchen, die diesem Beginnen mit christlichem Freimuth sich widersetzten und die Unabhängigkeit von Rom zu bewahren suchten. So hat namentlich die Kirche von Mailand, der einst der große Ambrosius als Bischof vorstand, eine selbstständige Stellung, hinsichtlich ihrer gottesdienstlichen Gebräuche zu behaupten gewußt. So hat dann auch zu einer Zeit, als der Bilderdienst, das Reliquien- und Wallfahrtswesen in der abendländischen Kirche überhand genommen, ein italischer Bischof, Claudius von Turin gegen diese Mißbräuche redlich gekämpft, und zwar mit der Bibel in der Hand. Und wenn auch die Vorläufer der Reformation, die Waldenser, nicht auf diesen Claudius und auf die Thäler seines Bisthums zurückzuführen sind, wie man längere Zeit angenommen hat, so ist doch gewiß, daß jene frommen Leute, die als die „Armen von Lyon" im 12ten Jahrhundert verfolgt wurden, auch in der Lombardei und in Oberitalien überhaupt sich festsetzten. Desgleichen finden wir unter den heftigsten Gegnern des Papstthums im Mittelalter einen Arnold von Brescia, dessen republikanische Ideen vielfachen Anhang in Rom selbst fanden und das Volk zu Schritten hinrissen, die allerdings über das Maaß evangelischer Berechtigung hinausgingen. Nicht zu gedenken der Katharer, der Brüder und Schwestern des freien Geistes, der Spiritualen, Fraticellen und anderer Secten, welche den Süden Europas vielfach beunruhigten. Es gährten aber sehr verschiedene Elemente durcheinander, welche erst bei reinerer Einsicht in das Gesetz der Freiheit sich scheiden sollten. Wenn nun auch das Licht der Wissenschaft allein nicht hinreichend ist, diesen Scheidungsprozeß zu vollziehen, sondern erst die göttliche Erleuchtung, welche von der christlichen Offenbarung ausgeht, den Sinn der Menschen auf die rechten, Gott wohlgefälligen Wege zu leiten vermag, so trug doch auch die wissenschaftliche Aufklärung, welche selbst von manchen Päpsten befördert wurde, dazu bei, eine Erneuerung der Kirche vorzubereiten. Und so wurde, nachdem das eigentliche Mittelalter seine welthistorische Aufgabe erfüllt, seine geistigen Kräfte erschöpft hatte, Italien das Land, von welchem eine neue, durch das Studium des klassischen Alterthums befruchtete Bildungsperiode eingeleitet werden sollte, die man gewöhnlich

mit dem vielleicht allzu voll klingenden Namen einer „Wiederherstellung der Wissenschaften" bezeichnet. Noch vor dem Untergang des byzantinischen Kaiserthums und der Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453), in Folge dessen griechische Flüchtlinge die genauere Kenntniß der alten Litteratur ihres Volkes nach dem Abendlande brachten, hatten Kunst und Wissenschaft in Italien eine reiche Pflege gefunden. Wer kennt nicht die Namen eines Dante, Boccaccio, Petrarca! Und war es nicht zu Anfang des 15ten Jahrhunderts der gelehrte Laurentius Valla, der (nach der Aussage des gelehrten Erasmus) „die alte Litteratur aus ihrem Grabe erweckte und den alten Ruhm der italienischen Beredsamkeit wiederherstellte." Aber das nicht allein. Derselbe Gelehrte griff auch schon mit kühner Kritik die Echtheit jener Schenkung Constantins an, auf welche die Päpste ihren weltlichen Besitz gründeten und widersetzte sich trotz der Verfolgungen, denen er nicht entging, so manchen Vorurtheilen und Mißbräuchen der Zeit. Wie dann später ein Marsilius Ficinus, ein Johann Franz Pico, Graf von Mirandola, dessen Schriften Zwingli mit größtem Eifer studirte, das Studium der Philosophie unter den Gebildeten Italiens beförderten, während der fromm begeisterte, bis an das Schwärmerische streifende Dominikaner Girolamo Savonarola in Florenz als gewaltiger Bußprediger den Ernst der göttlichen Gerichte mit dem Nachdruck und der Autorität eines Propheten verkündigte, daran genüge zu erinnern. — An wechselseitigen Berührungen zwischen Italien und Deutschland hatte es nie gefehlt, wie schon die ganze politische Geschichte des Mittelalters, wie der Kampf der Guelfen und der Ghibellinen, die Römerzüge der deutschen Kaiser, die Kreuzzüge und die großen Kirchenversammlungen zu Pisa, Costnitz und Basel es beweisen. Demnach war von dem neu erwachten geistigen Leben Italiens ein heller Schimmer über die Alpen gedrungen. Aber auch umgekehrt konnte die große Erhebung der Geister in Deutschland wider das gleichfalls aus Italien eingedrungene Verderben nicht lange ohne Rückwirkung auf dieses Land selbst bleiben. Mochten auch anfänglich die seltsamsten Gerüchte über das kühne Auftreten des Augustinermönches zu Wittenberg unter dem welschen Volke sich verbreiten, bald sollte die Meinung der Gebildeten auch über diese Vorgänge und über die eigentliche Tendenz der deutschen Reformation sich aufklären, indem die Schriften

eines Luther, Melanchthon, Zwingli, Bucer und Anderer, wenn auch mehrentheils unter absichtlich veränderten Namen, ihren Weg nach Italien fanden, geschweige des lebendigen Verkehrs zwischen Italien und der ebenfalls in religiöser Gährung begriffenen Schweiz. Bald war keine bedeutendere Stadt Italiens, die nicht einzelne Freunde und Bekenner des Evangeliums zählte, von denen dann wieder eine weitere Wirkung auf die Massen ausging. So verbreitete zu Florenz Antonio Brucioli die heilige Schrift in der Landessprache; so predigte zu Bologna der Minoritenmönch Giovanni Mollio; zu Pavia sammelten sich die heils- und wißbegierigen Studirenden um ihren Lehrer Celio Secundo Curione; selbst bis nach Neapel und Sicilien verbreitete sich die neue, in der That aber alte Lehre der Reformation. In Neapel stand der edle Spanier Juan Valdez an der Spitze der Gläubigen, denen Bernhardino Ochino und Peter Martyr (Vermiglio) das Wort Gottes verkündigten; in Palermo finden wir als Prediger Benedetti Locarno, und auch in der kleinen Landschaft Lucca, am Meerbusen von Genua, wohin Peter Martyr von Neapel aus sich begeben, schaarte sich ein beträchtliches Häuflein von Christen, die durch ihn zu einer helleren Religionserkenntniß gekommen waren. Daß aber der Protestantismus der Italiener nicht etwa nur im Verneinen des bisher Geglaubten und im Verwerfen der alten Ueberlieferungen und Autoritäten bestand, sondern daß der positive Grund des Glaubens ihnen bewußt war, das geht zur Genüge aus der kleinen aber gediegenen Schrift hervor, welche 1542 in Venedig unter dem Titel: „über die Wohlthat Christi", erschien, und als deren Verfasser uns Aonio Paleario von Siena genannt wird. Wie einfach klar und schriftgemäß und eben darum auch mit eindringender Ueberzeugungskraft die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in diesem Büchlein entwickelt wird, davon können sich unsere Leser nun selbst überzeugen, nachdem dasselbe unverhofft, da man es schon durch die Inquisition gänzlich vernichtet geglaubt, wieder aufgefunden, und im Jahre 1855 von der Hand eines deutschen Theologen deutsch und italienisch herausgegeben worden ist (s. Nr. 311).

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über die reformatorischen Bewegungen in Italien lenken wir nun den Blick auf einen der kleineren Fürstenhöfe Italiens, an denen vielleicht mehr als irgend-

wo im Lande die um ihres Glaubens willen verfolgten Protestanten eine Zuflucht fanden, und zwar ist es hier eine edle Frau, deren wir als einer muthigen Freundin und Beschützerin des Evangeliums zu gedenken haben. Renata (Renée) war die Tochter Ludwigs XII. von Frankreich und der Anna von Bretagne. Sie wurde geboren den 25. Oct. 1510 auf dem Schlosse zu Blois, woselbst ihre Mutter drei Jahre nachher starb. Sie erhielt eine ihrem hohen Stande gemäße Erziehung, und wenn auch das, was einige Schriftsteller von ihrer hohen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit melden, etwas übertrieben sein mag, so war doch schon der Sinn für edlere Geistesbildung ein Vorzug, der um so schätzenswerther ist, als er hinter den noch höheren Vorzug einer frommen und tugendlichen Gesinnung zurücktrat. Schon frühzeitig hatten sich um die Hand der Prinzessin fürstliche Freier beworben. Sie war bereits an Karl von Oestreich, den nachmaligen Kaiser verlobt, als dieses Verhältniß sich wieder auflöste. Auch die nachgesuchte Verbindung mit dem protestantischen Kurfürsten Joachim von Brandenburg kam nicht zu Stande. Dagegen ward Renata an einen italischen Fürsten, Herkules II. von Este, Herzog von Ferrara und Modena, im Jahre 1527 verehelicht. Schon vor ihrer Verheirathung war sie durch einen jener Gelehrten, welche häufig an den Hof der berühmten Margarethe von Navarra (der Schwester Franz I.) kamen, mit den Lehren der Protestanten vertraut geworden und hatte ihnen ihr Herz geöffnet, und nun suchte sie diesen Lehren auch Eingang in ihrer neuen Heimath zu verschaffen. Ihr Gemahl, der weder durch seine geistigen Vorzüge, noch durch seine sittliche Haltung sich einer solchen Gattin würdig zeigte, ließ sie so lange gewähren, als politische Rücksichten es ihm erlaubten. So fanden denn auch zunächst ihre Landsleute, die um der Religion willen sich aus Frankreich geflüchtet hatten, ein Asyl am herzoglichen Hofe. Unter diesen bemerken wir im Jahre 1534 den berühmten Dichter Clement Marot, dem die französische Kirche die Uebersetzung und poetische Bearbeitung der Psalmen Davids verdankt. Ihn hatte die Gouvernante der Herzogin, die Frau von Soubise eingeführt und ihm die Stelle eines Secretairs verschafft. Mit ihm erschien sein Freund, Lyon Jamet. Selbst Calvin hielt sich einige Monate als Flüchtling unter dem angenommenen Namen Charles d'Heppeville, an dem Hofe zu Ferrara auf. Auch später unterhielt Renata briefliche Verbin-

dungen mit diesem großen und ausgezeichneten Geiste. Aber auch italienische Gelehrte, die sich der Reformation zuwandten, fanden eine freundliche Aufnahme und konnten unter der Aegide ihrer Wissenschaft auch dann noch ungestört in Ferrara verweilen, als der Herzog, aus Rücksichten für den Kaiser und Papst die französischen Flüchtlinge, zum großen Schmerz seiner Gattin, weggewiesen hatte. Unter diesen Männern, welche durch ihre Anwesenheit dem Hofe zur Zierde gereichten, hoben sich hervor ein Celio Calcaguini und der schon oben genannte Celio Secundo Curio (Curione); Lelio Giraldi, Bartolomeo Riccio, ferner Maucelli Palingenio, Marco Antonio Flaminio, S. Kilian und Johann Sinapi, und Fulvio Peregrino Morato, ein geborner Mantuaner und Vater der nachmals berühmten Olympia Morata. Mit dieser gemeinsam genoß die Tochter Renata's, Anna, die nachmalige Gattin des Herzogs Franz von Guise, den Unterricht des gelehrten Vaters. War es doch in jener Zeit überhaupt nichts Ungewöhnliches, daß auch Frauen in der Litteratur der Griechen und Römer sich einführen ließen und ihre Dichterwerke auswendig lernten ja, gelegentlich in dramatischen Spielen darstellten. (So gaben während des Besuches, den der Papst Paul III. im Jahre 1543 zu Ferrara abstattete, die jungen Familienglieder des Herzogs, unter ihnen seine drei Töchter die „Brüder" des Terenz zum Besten.) Auch die Mutter, Renata, schenkte den Arbeiten der gelehrten, sprach- und geschichtskundigen Männer ihre Aufmerksamkeit und diese Einsicht in die alten Sprachen und in die Geschichte des Alterthums trug ohne Zweifel auch ihre Frucht in Absicht auf eine genauere Erkenntniß der in der Bibel gegebenen Lehren und Geschichten. Wie weit nun diese christlichen Akademiker auch ihren protestantischen Glauben öffentlich bekennen, wie weit sie ihm in Predigt und Gottesdienst einen Ausdruck geben durften, läßt sich bei dem Mangel an Nachrichten nicht sicher entscheiden. Auch war der Grad ihrer evangelischen Ueberzeugungen selbst ein verschiedener; bei den Einen blieb es bei bloßen Sympathien, während Andere einen entschiedenen und zur Erkenntniß durchgebildeten Glauben an den Tag legten. So viel aber ist gewiß, daß die Hauptperson des Hofes, der Herzog selbst mit der religiösen Richtung seiner Gattin nicht nur nicht einverstanden war, sondern daß er sogar den Einflüsterungen Frankreichs nur allzu willig Gehör gab, als von dort aus ernstliche Versuche ge-

macht wurden, dem Umsichgreifen der evangelischen Lehre in Italien Einhalt zu thun. König Heinrich II., der Neffe Renata's, sandte sogar seinen Großinquisitor, den Dominikaner Matthias Orry (Orriz) nach Ferrara, um daselbst gegen die Ketzerei zu predigen und den Herzog zur Verfolgung der an seinem Hofe sich aufhaltenden Protestanten zu ermahnen. Sollte doch sogar Renata gezwungen werden, die Controverspredigten des fanatischen Mönchs mit anzuhören! Allein vergebens. Sie blieb ihrem Glauben getreu auch dann als man die Grausamkeit so weit getrieben hatte, sie ihrer Kinder zu berauben und sie selbst wie eine Gefangene aufs Strengste zu bewachen. Nach dem Tode ihres Gatten zog sie sich aus Italien zurück und lebte auf ihrem Schlosse Montargis, unweit Orleans, seit 1559. Auch hier hörte sie nicht auf, die Freundin und Beschützerin der verfolgten Glaubensbrüder zu sein. Oft speiste sie zu Hunderten an ihrer Tafel. Auch die Uebung dieser Gastfreundschaft sollte ihr jedoch verwehrt werden. Die dem Papst ergebenen Höflinge überredeten den König, daß in Montargis ein Komplot wider ihn angezettelt werde. Demnach erhielt Renata den gemessenen Befehl, ihre Gäste zu entlassen. Ja, ihr eigner Schwiegersohn, der Herzog von Guise erschien eines Tages mit bewaffneter Macht vor dem Schlosse und drohte dasselbe mit Kanonen beschießen zu lassen, wenn sie die Rebellen nicht ausliefere. „Sagt euerm Herrn," erwiderte sie den Abgeordneten des Herzogs, „daß ich selbst auf die Zinnen steigen und sehen will, ob er es wagen darf, eine Königstochter umzubringen." Bald nach dieser Scene nahm Guise ein trauriges Ende, indem er nach der Schlacht bei Dreux (1563) von einem fanatischen Protestanten, dem Edelmann Poltrot (Jean de Merey) mit vergifteten Kugeln, die dieser aus einem Verstecke nach ihm abschoß, getödtet wurde. Die Herzogin sprach in einem Brief an Calvin den aufrichtigen Abscheu aus, den sie gegen diese That empfand. Sie hoffte, daß ihr unglücklicher Eidam trotz seiner Verblendung gegen die evangelische Wahrheit, dennoch nicht zu den von Gott Verworfenen gehöre. Sie sprach diese Hoffnung unbefangen aus, auch auf die Gefahr hin, von ihren eigenen Glaubensgenossen des Mangels an religiösem Eifer bezichtiget zu werden. — Nachdem nun auch der König in seinem eigenen Namen sie aufgefordert hatte, die Protestanten fortzuschicken und sie ihm vergebens Vorstellungen gegen diesen Eingriff in ihr Hausrecht gemacht hatte, wich sie

endlich der Gewalt; aber auch noch im Scheiden gab sie ihren Schützlingen die zartesten Beweise ihrer Liebe, indem sie ihnen das Harte ihres Looses, so viel an ihr war, zu erleichtern suchte. Sie stellte ihre eigenen Kutschen und Wagen zur Verfügung der Wegreisenden und leistete ihnen allen möglichen Vorschub. Sie selbst blieb ihrer evangelischen Ueberzeugung unwandelbar getreu bis an ihr seliges Ende. Dieses erfolgte in Montargis den 12. Juni 1575.

Wir können nicht schließen, ohne überhaupt die Bemerkung zu machen, wie in den prüfungsvollen Zeiten des 16. Jahrhunderts, ähnlich wie in den ersten Jahrhunderten der Christenheit, es besonders den Frauen gegeben war, mit einem über die Schwäche ihres Geschlechts sich erhebenden Heldenmuthe die heiligsten Ueberzeugungen des Herzens auch da zu bekennen, wo die äußerste Gefahr mit diesem Bekenntniß verbunden war. Es ließen sich dafür zahlreiche Beispiele anführen, sowohl aus Italien, als aus andern Ländern der Christenheit. Aber auch schon das Interesse, welches die Frauen jener Zeit den theologischen Untersuchungen schenkten und die männliche Beharrlichkeit, womit sie sich, ohne darum gelehrt scheinen zu wollen, in solche Studien vertieften, reißt uns zur Bewunderung hin. Hören wir darüber das Zeugniß eines katholischen Augenzeugen, der noch im 17. Jahrhundert sich also vernehmen läßt: „Im gegenwärtigen Zeitalter bietet sich uns das bewundernswürdige Schauspiel von Frauen dar, deren Herz, sonst mehr der Eitelkeit als der Gelehrsamkeit ergeben, von der himmlischen Lehre tief durchdrungen ist. In Campanien, wo ich jetzt schreibe, kann der gelehrteste Prediger durch eine einzige Unterredung mit einer Dame noch gelehrter und heiliger werden. Auch in meinem Vaterland Mantua fand ich dasselbe und ich könnte mich mit Vergnügen bei manchen Beispielen geistiger Größe und inbrünstiger Andacht von Seiten der Schwesterschaft verweilen, von denen ich zu meiner nicht geringen Erbauung Zeuge wurde und welche ich selten bei den gelehrtesten Männern meines Standes angetroffen habe." So ein katholischer Italiener über die Italienerinnen seiner Zeit. — Wie ganz anders freilich jetzt! Und doch sind gerade in den letzten Jahren auch in diesem Lande merkwürdige Dinge vorgegangen, welche uns auf eine stille Bewegung der Geister schließen lassen, die, wenn einmal das Wort Gottes noch weiter sich Bahn gebrochen, gewiß ihre Frucht schaffen

wird. Wie allen Landen, so kann auch diesem vielfach aufgeregten Lande nur der rechte Friede kommen von dem, von welchem Italiens großer Dichter gesungen:

„Nicht sprach zu seinen ersten Jüngern Christus:
Gehet hin und prediget der Erde Fabeln,
O nein! er gab wahrhaften Grund denselben,
Und dieser tönte so aus seinem Munde,
Daß kämpfend sie, den Glauben zu entflammen,
Im Evangelium Schwerdt und Schild geschaffen."

(Dante, Paradies XXIX. V. 109—114).

K. R. Hagenbach in Basel †.

---

## 308. Giovanni Mollio.

5. September.

Wir sind geneigt, die römische Kirche, als eine mächtige Schwester und Bundesgenossin zu lieben, wenn sie dem Unglauben und der Gottlosigkeit gegenüber die Grundwahrheiten des Christenthums vertheidigt und Fürsten und Völker im Zaume hält. Aber wie verzerrt sich sogleich das edle Antlitz dieser stolzen Jungfrau, wenn sie an ihre Untreue gegen das reine Wort Gottes und an ihre Anmaßung gegen den Herrn Jesum Christum erinnert wird, wenn ihre Menschensatzungen an dem heiligen Evangelium geprüft werden und nicht bestehen! Da wird sie zu einer grausamen Isebel, die nach dem Blut der Propheten dürstet, und mit wildem Blicke trägt sie die Fackel in der Hand, mit welcher sie die Scheiterhaufen anzündet, um die Gebeine der treuen Bekenner zu verbrennen. So sehen wir sie besonders in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wüthen: so ist es nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse ihr gelungen, das Licht des Evangeliums in Spanien und Italien, wie einst in Böhmen, zu verfinstern und den Geist im Blute zu ersticken [1]).

Ein Opfer jener Wuth ist auch der edle Bekenner Giovanni Mollio geworden.

Das herrliche Toscana, das so viele ausgezeichnete Männer unter seinen Kindern zählt, ist seine Heimath, Montalcino, un-

---

[1]) So weit der Eingang zu dem nachfolgenden Lebensbilde des Aonius Palearius, Nr. 311, von Dr. Schmieder.

weit Siena, sein Geburtsort, nach dem er oft nach italienischer Weise genannt wird. Sein Geburtsjahr, das entweder auf den Schluß des funfzehnten oder auf den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fällt [1]), kann nicht mehr genau ermittelt werden. Seine Eltern waren arm, aber ihn hatte Gott mit reichen Geistesgaben gesegnet. Die Begierde, dieselben durch das Studium der Wissenschaften auszubilden, sowie die früh erweckte Sorge um seiner Seelen Seligkeit bestimmten ihn in seiner Jugend, in den Franciscaner Orden strenger Observanz zu treten. Mit großem Ernste lag er nun sowohl der Erfüllung seiner Ordenspflichten als dem Studium der Wissenschaften ob, so daß er noch jung zum Professor der venetianischen Hochschule Brescia von seinen Oberen befördert wurde. Hier, wie später in Mailand, erwarb er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, sowie durch seine trefflichen Lehrgaben einen rühmlichen Namen. Da dem Franciscaner Orden durch Sixtus IV. (1471—84) der demselben angehört hatte, große Vorrechte eingeräumt waren, namentlich überall, selbst ohne Begrüßung der Ortsgeistlichen, die Seelsorge auszuüben und als öffentliche Lehrer aufzutreten, so eröffnete sich dem reichbegabten jungen Professor ein weites Feld der Wirksamkeit. Aber sein Inneres ward um diese Zeit von einem Geisteszuge ergriffen, der mehr nach der Tiefe als nach der Weite ging. Wie der gleiche Odem Gottes den Frühling bringt sowohl nach den lieblichen Fluren Italiens, als nach den eichenumkränzten Ebenen Deutschlands und nach den Hochthälern der Alpen, so war es auch der gleiche Geist Gottes, der im Zeitalter der Reformation die Herzen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz mit wunderbarer Macht ergriff und zu dem gleichen Ziele, zu einem lebendigen Glauben hinzog. Von diesem Geisteszuge ward auch Mollio, wie viele andere Glieder seines Ordens, in seinem ernsten Streben nach Wahrheit und nach dem Frieden der Seele ergriffen, indem er mit Schmerzen erfuhr, daß weder das rauhe Franciscanergewand noch die pünktliche Erfüllung der Ordenspflichten die nach der Seligkeit dürstende Seele zu beruhigen und sie ihres Heils zu versichern vermögen. Auch das Studium der neu auflebenden classischen Literatur gewährte ihm den ersehnten Seelenfrieden nicht, wohl

[1]) Seine Landsmänner und evangelischen Freunde waren Occhino, geboren 1487, und Peter Martyr, geboren 1500. Mollio scheint ein Altersgenosse des Letzteren gewesen zu sein.

aber wurden ihm unter dem Zuge des Geistes die herrlichen Schriftwerke der griechischen und römischen Weisheitsfreunde Wegweiser zu Christo und zu den Schriften des neuen Testamentes hin, die von ihm zeugen. Der Geist, welcher die Umgebung des jungen Professors durchwehte, war ganz geeignet, das Werk der Gnade in seinem Innern zu fördern. In Brescia, der Heimath des evangelischen Wahrheitszeugen Arnold, wie in Mailand, der stolzen Hauptstadt der Lombardei, ja durch ganz Oberitalien hatte sich auch durch das Mittelalter hindurch eine romfreie, dem Evangelio freundlich zugewandte religiöse und kirchliche Richtung erhalten. Unter den schweren Leiden der Kriege, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts über diesen Ebenen sich zerstörend viel hinüber und herüber wälzten, hatte sich diese Richtung bei vielen ernsten Gemüthern zur Ueberzeugung gestaltet, daß den Menschen das Heil allein aus dem Glauben an Christum erblühe. Ueberdies vermittelte der Verkehr zwischen den Städten der Lombardei und denjenigen der benachbarten Schweiz und Deutschlands auch die Bekanntschaft mit der evangelischen Lehre, die in Zürich, wie in Wittenberg mit so großem Nachdruck und Segen verkündigt wurde. So besaß Mailand schon seit 1524 in seiner Mitte Prediger des neuen Glaubens, und in anderen Städten der Lombardei und Venedigs bestanden Versammlungen, in welchen das Evangelium gelesen und erklärt wurde. Diesen evangelischen Kreisen, in welchen der gleiche Geist wehte, der auch sein Inneres ergriffen hatte, schloß sich Mollio an, sie durch sein gründliches Wissen fördernd und von ihnen selbst im Glauben gefördert. Je mehr sich Mollio in das Studium der Schriften des neuen Testamentes und namentlich der paulinischen Briefe vertiefte, desto klarer und muthiger verkündigte er auch in seinen öffentlichen Vorträgen die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Von Mailand ward Mollio durch seine Oberen für kurze Zeit nach Padua versetzt, wo er ebenfalls einen Kreis von Freunden und Beförderern der evangelischen Wahrheit traf, dem er sich anschloß. Am Ende des J. 1532 ward dann unser Franciscaner Professor nach Bologna versetzt. Obgleich damals der aus der deutschen Reformationsgeschichte hinlänglich bekannte Cardinal Campeggio dieser Stadt und Legation vorstand und seinen einst Carl V. ertheilten Rath „das giftige Gewächs der evangelischen Kirche mit Feuer und Schwert zu vertilgen“ in dieser Stellung selbst eifrig

befolgte, so fand sich doch auch in dieser Stadt und namentlich unter den Professoren der Hochschule ein Kreis eifriger und muthiger Freunde der evangelischen Wahrheit, denen sich Mollio anschloß und deren Gesinnungen und Hoffnungen wir aus ihren eigenen Worten kennen lernen wollen.

Mit gespannter Theilnahme verfolgten die Evangelischen in Italien die Entwickelung der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz. Bange war es ihnen für sie, als Carl V. 1530 den berühmten Reichstag zu Augsburg in der Absicht eröffnete, durch Unterdrückung der Predigt des Evangeliums den Frieden in der Kirche wiederherzustellen. „Ganz Italien" schrieb Paolo Roselli aus Venedig an Melanchthon, „sieht mit ängstlicher Erwartung dem Ausgange Eurer Versammlung entgegen." Freudig athmeten sie wieder auf, als die Kunde über die Alpen zu ihnen gelangte, die evangelischen Fürsten und Lehrer haben muthig und mit gutem Erfolge die evangelische Wahrheit bekannt und vertheidigt, so daß der Kaiser nicht mehr daran denke, sie zu unterdrücken, sondern vielmehr den Entschluß gefaßt habe, ein allgemeines christliches Concil zu versammeln, um die längst ersehnte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen. Als Carl V. daher wieder aus Deutschland nach Italien zurückgekehrt war und mit Clemens VII. in Betreff der Versammlung dieses Concils in Bologna eine Unterredung hielt, da schien den Evangelischen Italiens die Erfüllung ihrer Hoffnung nahe gerückt. Zu dieser Zeit erschien als Gesandter des Kurfürsten von Sachsen bei Carl V. Johann Planitz und zwar, wie in Italien allgemein geglaubt wurde, mit dem Auftrage, den Kaiser zu bestimmen, beim Papste die beförderliche Versammlung dieses Concils auszuwirken. Indem auch die Evangelischen in Bologna diesem Gerüchte Glauben schenkten, wandten sie sich an Planitz in einem Schreiben, das der Feder Mollio's entflossen sein dürfte, und dem wir zur Kennzeichnung der Gesinnung und Hoffnungen dieser Männer einige Stellen entheben wollen. Nach Erwähnung oben berührten Gerüchtes schreiben sie an den kurfürstlichen Gesandten: „Ist die Sache, wie wir gerne glauben wollen, wahr, so erstatten wir euch Allen den besten Dank, euch selbst, weil ihr euch bemüht, in dieses Land Babels zu kommen, eurem Deutschland, weil es eine Kirchenversammlung fordert, und ganz besonders eurem evangelischen Fürsten, der das Evangelium und den wahren Glauben so eifrig ver-

theidigt. Denn nicht zufrieden, seinen Sachsen und Deutschen Christi Gnade und Freiheit wieder gegeben zu haben, bestrebt er sich, dasselbe Glück auch England, Frankreich, Italien, Spanien und anderen Ländern zu verschaffen. Wir sind vollkommen überzeugt, daß euch gar wenig daran liege, ob die Kirchenversammlung berufen werde oder nicht. Wir sahen ja schon, daß ihr als edle und treue Christen das tyrannische Joch des Antichrists abgeschüttelt habt. Eure Rechte und heiligen Privilegien auf das freie Königreich Christi habt ihr gesichert. Demnach könnet ihr, wo und wie es euch gefällig ist, öffentlich lesen, schreiben und predigen, die Geister der Propheten hören und sie beurtheilen der apostolischen Regel gemäß. Wir wissen auch, daß ihr, weit entfernt über die gehässige Anklage der Ketzerei euch zu ärgern und zu betrüben, vielmehr euch glücklich schätzen und euch freuen würdet, wenn ihr von allen zuerst für den Namen Jesu Christi Tadel, Schmach, Einkerkerung, Feuer und Schwert erdulden müßtet. Hieraus erkennen wir deutlich, daß eure Fordrung einer Kirchenversammlung keineswegs einen einseitigen Vortheil für Deutschland bezweckt, sondern, daß ihr, getreu dem Rathe der Apostel, das Interesse und Heil anderer Völker im Auge habt. Daher bekennen sich auch alle Christen euch zu wahrem Danke verpflichtet, und namentlich wir Italiener, indem wir als nächste Nachbarn des Mittelpunktes der Tyrannei das Glück eurer Befreiung beneiden müssen, obgleich wir den Tyrannen in unserem Herzen lieben." Indem sie die Hoffnung äußern, Planitz werde sich ernstlich beim Kaiser für die Berufung des längst ersehnten Concils verwenden, fahren sie fort: „Dieses kann euch nicht wohl mißglücken, indem Se. Majestät genau weiß, daß die frömmsten, gelehrtesten und berühmtesten Männer ganz Italiens und besonders Roms sehnlichst ein solches Concil herbeiwünschen. Wir sind vollkommen überzeugt, daß viele dieser Männer, sobald sie den Zweck eurer Sendung erfahren, euch freudig entgegen kommen werden."

„Wir hoffen endlich, daß man es als sehr vernünftig und der Anordnung der Apostel und Kirchenväter gemäß finden wird, daß man den Christen die Freiheit gewähre, ihre Glaubensbekenntnisse gegenseitig zu prüfen, weil die Gerechten nicht durch die Werke Anderer, sondern durch ihren Glauben leben, sonst würde der Glaube nicht Glaube sein, noch die Ueberzeugung, die auf göttliche Weise durch's Herz gewirkt wird, Ueberzeugung genannt werden

können, sondern wäre vielmehr ein gewaltsam auferlegter Zwang, der, wie der Einfältigste und Unwissendste einsehen muß, zur Seligmachung durchaus Nichts beitragen kann. Allein, wenn die Bosheit des Satans noch immer fortwüthen sollte, diese Wohlthat uns vorzuenthalten, so wird man doch mindestens den Geistlichen und Laien gestatten, Bibeln zu kaufen, ohne der Ketzerei beschuldigt, oder die Aussprüche Christi oder St. Pauli anzuführen, ohne ein Lutheraner geschimpft zu werden; denn leider! haben wir Beispiele eines solchen abscheulichen Verfahrens, und wenn dieses nicht ein Zeichen der Herrschaft des Antichrists ist, was ist es denn anders, wenn man sich den Vorschriften der Gnade und der Lehre, dem Frieden und der Freiheit Christi so offenbar widersetzt, sie mit Füßen tritt und verwirft?"

Dieses Schreiben ist ein schönes Zeugniß von dem frischen und muthigen Sinne, der die Evangelischen Italiens im Zeitalter der Reformation beseelte. Genährt und gefördert wurde diese evangelische Richtung durch das Studium der heiligen Schrift, sowie der Schriftwerke der deutschen und schweizerischen Reformatoren, die in Italien meistens unter erdichteten Namen verbreitet wurden. Auf Mollio machte namentlich eine Schrift Bullingers: „vom Ursprunge der Irrlehre von der Messe und der Anrufung der Heiligen" einen tiefen Eindruck, indem er einst seinem Freunde Zanchi rieth: „Kaufe dir dieses Buch, und hast du kein Geld, so reiß' dir lieber ein Auge aus und gieb es dafür und lies das Buch mit dem anderen." In Bologna las und erklärte Mollio unter großem Beifalle seiner Zuhörer die Briefe des Apostels Paulus, die ihm so lieb und theuer geworden, weil auch durch seine Seele, wie durch die des großen Apostels, der Riß zwischen Gesetz und Gnade sich schmerzlich vollzogen hatte. Da aber die von Paulus gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben mit der päpstlichen Lehre vom Verdienste der Werke, vom Ablasse und vom Fegefeuer im Widerspruche steht, so erfuhren auch die Vorlesungen Mollio's bald von der altgesinnten Parthei einen heftigen Tadel. Namentlich war es ein gewisser Cornelio, Professor der Mathematik, der die von Mollio gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben bestreiten zu müssen glaubte. Von Mollio in einer öffentlichen Disputation mit leichter Mühe überwunden, verklagte jedoch Cornelio seinen Gegner beim päpstlichen Hofe wegen Verkündigung und Verbreitung ketzerischer Lehren. Paul III.

(1534—49) hatte jedoch Männer zu Cardinälen ernannt, welche selbst gleichfalls der von Mollio verkündigten Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben ergeben waren. Namentlich gilt dieses von dem edlen Venezianer Gaspar Contarini, der diese Lehre in einem tiefsinnigen Tractate entwickelt hat. Daher ward Mollio, der in Rom sich sehr freimüthig vertheidigt hatte, wieder nach Bologna mit dem Entscheide entlassen: „die von ihm vorgetragene Lehre sei zwar schriftgemäß und wahr, dürfe aber einstweilen nicht ohne Nachtheil für den römischen Stuhl verkündigt werden. Er solle daher die Erklärung der paulinischen Briefe unterlassen und dagegen aristotelische Philosophie lesen." Aber Mollio fuhr fort, die ihm theure Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben auch in diesen Vorlesungen vorzutragen; daher wirkte Campeggio beim General der Franciscaner aus, daß er 1538 nach Neapel in das Kloster San Lorenzo als Lector versetzt wurde. Aber dieser Schritt diente keineswegs zum Nachtheile für die evangelische Bewegung in Italien. Den Evangelischen in Bologna konnte Martin Bucer am 10. Septbr. 1541 freudig schreiben, „daß ihre Zahl, wie er vernommen, sich täglich mehre und sie auch immer mehr in der Erkenntniß Christi wachsen, so daß durch sie auch viele Andere zu dieser Erkenntniß geführt werden." Auch Mollio selbst fand sich durch seine Versetzung nach Neapel in seiner evangelischen Richtung mehr gefördert als gehemmt. Hier war nämlich seit 1536 der spanische Edelmann Juan Valdez der Mittelpunkt einer „seligen Gesellschaft" von ausgezeichneten Männern und feingebildeten adelichen Frauen, die von diesem außerordentlichen Manne in die Erkenntniß der Heilslehren eingeleitet wurden. Mit großem Scharfblicke wußte Valdez die Männer herauszufinden, die entweder schon von der evangelischen Wahrheit ergriffen oder doch für sie empfänglich waren. So ward auch Mollio, wie seine beiden Landsmänner, der Capucinergeneral Bernardino Occhino von Siena, der damalige erste Canzelredner Italiens, und der Augustiner Probst zu San Pietro ad Aram, Peter Martyr aus Florenz, in den Kreis der evangelischen Freunde Valdez' eingeführt und von diesem in ihrer Erkenntniß der Heilslehren weiter gefördert. Während nun Valdez „als der von Gott berufene Seelsorger des Adels" durch die wunderbare Macht seiner Begeisterung für die von Gott geoffenbarte Wahrheit immer mehr Anhänger für dieselbe gewann, entwickelten

Peter Martyr und Mollio in ihren Vorlesungen über die paulinischen Briefe vor zahlreichen Zuhörerschaaren zu San Pietro ad Aram und San Lorenzo die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Und wenn Occhino die Kanzel zu San Giovanni Maggiore bestieg, um die nämliche Lehre in einer für Gebildete und Ungebildete gleich faßlichen Weise zu verkündigen, so vermochten die weiten Räume dieses Domes nicht die Zahl der Zuhörer zu fassen, die den ausgezeichneten Redner zu hören begehrten. Die Wirkung dieser im gleichen Geiste bethätigten Verkündigung der evangelischen Lehre schildert uns Gimbattista Falengo in folgender Weise: „Wahrhaft wunderbare Erscheinung unserer Tage! Frauen, deren Sinn gewöhnlich mehr zur Eitelkeit als zur Wissenschaft sich neiget, zeigen sich tief eingedrungen in die Wahrheiten des Heils, und Menschen in den niedrigsten Verhältnissen, selbst Soldaten zeigen uns ein Bild des vollkommenen Lebens-Jahrhunderts, würdig des goldenen Zeitalters. Barmherziger Gott, welch' eine reiche Ausgießung des heiligen Geistes!" So entfaltete sich unter der Wirksamkeit dieser evangelischen Männer hier auf „diesem auf die Erde gefallenen Stück Himmels" ein Geistesfrühling, welcher die Pracht des irdischen Frühlings weit noch überstrahlte. Aber wenn der heiße Sirocco weht, so welkt augenblicklich die glühende Blüthenpracht dahin, so daß die Blume des Feldes, die am Morgen schöner bekleidet war, als Salomon in seiner Herrlichkeit, am Abend welk und versengt dasteht, ein Bild der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Ein ähnlicher versengender Gluthwind kam auch über den Geistesfrühling, der damals in Neapel sich entfaltete, und bereitete demselben ein ähnliches Verderben, wie der Sirocco der Blüthenpracht des natürlichen Frühlings. — Während die Evangelischen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz, eine Reformation der Kirche nach der Richtschnur des Wortes Gottes anstrebten, suchten andere dieselbe innerhalb der Schranken der Lehre und Einrichtungen der bestehenden päpstlichen Kirche durch Belebung des Eifers und Pflichtgefühls zur strengen Beobachtung derselben durchzuführen. Zu den Reformatoren dieser Art gehören die beiden Cardinäle Giovanni Pietro Caraffa, ein aufbrausender, stürmischer Zelot, und Gaetano da Thiene, ein stiller, sanftmüthiger, den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus hingegebener Mann. Diese beiden Männer sind die Stifter des für die Neubelebung und Erhaltung der päpstlichen

Kirche, sowie für die Unterdrückung der evangelischen Richtung sehr wirksamen Theatiner Ordens. Auf die evangelische Bewegung in Neapel lenkten die Theatiner gleich ihre Aufmerksamkeit. Gaetano da Thiene ging selbst mit mehreren Mitgliedern dieses Ordens dahin und nahm Besitz von der St. Pauls Kirche, um von der Kanzel derselben aus dem Valdez und seinen Freunden entgegen zu wirken. Mit großer Eilfertigkeit und Entrüstung meldete da Thiene seinem Freunde Caraffa, welche ketzerische Lehren in Neapel öffentlich verkündigt und vertheidigt werden. Dieser warnte hinwieder in einem Schreiben den Vicekönig vor den Feinden der Kirche in seiner Hauptstadt und ermahnte ihn, dieselben zu unterdrücken. Inzwischen wurden die Gespräche der Freunde Valdez', sowie die Predigten Occhino's und die Vorlesungen Martyr's und Mollio's überwacht und auskundschaftet, und jede Abweichung von der Kirchenlehre sorgfältig bemerkt und nach Rom berichtet. Bis zum Jahre 1540 hatten die evangelischen Lehrer am päpstlichen Hofe ihre Vertheidiger und Beschützer an den Cardinälen Contarini, Sadolet, Pole und Fregoso, aber mit diesem Jahre gestaltete sich ihr Schicksal daselbst immer düsterer. Contarini ging als Legat zum Regensburger Gespräche und ward bald selbst am päpstlichen Hofe wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Protestanten verdächtigt. Valdez starb in Neapel tiefbetrauert von seinen Freunden; Occhino und Martyr verließen, müde der Verdächtigungen und Verfolgungen, diese Stadt, um bald durch Auswandrung nach der Schweiz ihr Leben und ihre evangelische Ueberzeugung zu retten. So befand sich noch Mollio allein von den ausgezeichneten evangelischen Lehrern in Neapel, um die kurz vorher so hoffnungsvoll aufblühende evangelische Gemeinde mit der evangelischen Lehre zu erbauen. Seine vorzüglichen Beschützerinnen waren die Gräfin von Trajetto und Isabella Manrica, die später sich nach der Schweiz flüchten mußte. Mollio's Stellung wurde besonders schwierig nach dem 1542 erfolgten offenen Uebertritt Occhino's und Martyr's zur evangelischen Kirche der Schweiz, weil seine enge Verbindung mit diesen Männern bekannt war. Auf der anderen Seite vermehrten und verstärkten sich die Beschützer der päpstlichen Kirche immer mehr, indem sie zugleich immer heftiger die evangelische Richtung befeindeten. Neben den Theatinern und zum Theile nach dem Vorbilde dieses Ordens organisirte Ignatius Loyola in Venedig die Compagnie Jesu,

die vom Papste 1540 bedingt und 1543 unbedingt als ein eigener Orden bestätigt wurde. Auf eifriges Eindringen des Cardinals Caraffa, der dabei vom Cardinal von Burgos, Juan Alvarez von Toledo sowie von Ignatius Loyola kräftig unterstützt wurde, beschloß der Papst die Einführung der Inquisition (21. Juli 1542) zur Unterdrückung der Ketzerei, das heißt, der evangelischen Richtung und Lehre. Furchtbar war namentlich für die Evangelischen in Neapel die Bethätigung aller dieser ineinander greifenden Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung. Die von den Seggi gestiftete Academie ward unterdrückt, die frömmsten Christen, die nicht flüchtig ihr Vaterland verließen, eingekerkert und durch das Inquisitionstribunal zum Feuertode verurtheilt. Auch Mollio mußte 1543 Neapel verlassen, um von nun an zehn Jahre hindurch von der Inquisition und ihren Trabanten, den Theatinern und Jesuiten, umspäht, verfolgt und eingekerkert zu werden. Jeronymus Marianus meldete 1544 dem Pellican in Zürich, daß Mollio von Montalcino, der Regens eines Klosters von Mailand, um seines evangelischen Bekenntnisses willen in Gefangenschaft gehalten werde. Endlich ward er 1553 auf Befehl Julius III. (1540 bis 55) in Ravenna ergriffen und fest verwahrt nach Rom geführt. Während seiner mehrere Monate dauernden Gefangenschaft beendigte er einen Commentar über die Genesis, der gelobt wird. Den 5. September 1553 wurde mit großem Pompe ein öffentliches Inquisitionsgericht über ihn und einige seiner Schüler gehalten. Leider verstanden sich die Meisten von den Letzteren, um ihr Leben zu fristen, zum Widerrufe der früher bekannten evangelischen Lehre. Mit einer brennenden Fackel in der Hand erschien Mollio, gefolgt von einem treuen Schüler Tisserano von Perugia oder Padua[1]) vor dem Inquisitionstribunal und bekräftigte hier mit ungebrochenem Muthe seine stets verkündigte Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Seine Richter behandelte Mollio in seiner Vertheidigungsrede als ein Mann, der keine irdische Rücksicht mehr kennt. „Der Papst, sagte er unter Anderem, ist keineswegs der Nachfolger Christi oder des Apostels Petri oder das Haupt der christlichen Kirche, sondern vielmehr der wahre Antichrist, ein verfluchter und verdammter Fürst des antichristlichen Reiches, der sich mit gleichem Rechte die tyrannische Herrschaft

[1]) Nach Bonet von Padua.

über die Kirche angemaßt, mit dem der Raubmörder seine unschuldigen Opfer erwürgt. Was euch, ihr Cardinäle und Bischöfe, betrifft, so habt ihr die Gewalt, die ihr euch anmaßt, nicht durch ehrliche Mittel erlangt, sondern vielmehr durch ehrgeizige und verwerfliche Umtriebe. Darum kennet ihr weder Maß noch Zucht, noch achtet ihr irgend Tugend und Ehrbarkeit. So muß ich auch härter mit euch reden und sagen, daß eure Kirche nicht Gottes, sondern des Satans Kirche sei und das ächte Babel. Wenn eure Gewalt, wie ihr vorgebet, von den Aposteln herstammte, so würde auch eure Lehre mit derjenigen der Apostel und eure Lebensweise mit der Ihrigen übereinstimmen. Nun aber findet gerade das Gegentheil statt. Ihr verachtet und verstoßet auf die frevelhafteste Weise den Herrn Christum und sein Wort. Ihr glaubet nicht wahrhaftig, daß ein Gott im Himmel sei. Ihr verfolget und tödtet Gottes treue Diener und löset seine Gebote auf. Ihr beraubet die armen Gewissen ihrer Freiheit und unterdrücket sie. Ihr maßt euch tyrannischer Weise Gewalt über zeitliches und ewiges Leben und Tod an. Darum appellire ich von diesem eurem Gerichte und fordere euch auf den jüngsten Tag vor den Richterstuhl Christi. Da werdet ihr, es mag euch lieb oder leid sein, von eurem Thun und Lassen genaue Rechenschaft ablegen müssen; und wenn ihr nicht vorher Buße thut, so müßt ihr im höllischen Feuer ewig brennen. Zum Zeugnisse dieser Warnung nehmet zurück diese brennende Fackel, die ihr mir in die Hand gegeben!" Mit diesen Worten warf er entrüstet die brennende Fackel vor ihre Füße. Die Cardinäle und Bischöfe knirschten mit den Zähnen und schrieen, man solle diesen Menschen aus ihren Augen entfernen. Hierauf ward über ihn und über Tisserano das Urtheil gesprochen, daß sie gehenkt, und ihre Leichname sodann verbrannt werden sollen. Bei Anhörung dieses Urtheils erhob Mollio seine Augen gen Himmel und sprach: „O Jesus Christus, mein Herr, mein oberster Priester und mein Hirte! Auf der ganzen Welt giebt es nichts, an dem ich mehr Gefallen hätte, als daß ich um deines Namens willen mein Blut vergießen soll."

Hierauf wurden sie auf den Campo Fiore hinausgeführt, wo Tisserano zuerst gehenkt wurde, nachdem er für seine Feinde gebetet. Mollio dankte Gott vor seinem Tode für seine unaussprechliche Gnade, daß er ihn zum Lichte seines Wortes geführt und ihn zum Zeugen seines Evangeliums erwählt habe. — Hierauf ward

er gehenkt und beider Leichname sodann verbrannt. So ward dieser getreue Diener Christi gewürdigt, seinen Glauben an den Heiland mit dem Märtyrertode zu besiegeln.

R. Christoffel in Wintersingen bei Basel.

---

## 309. Peter Martyr Vermili.

14. November.

Peter Martyr Vermili ward geboren den 8. September 1500, als der Sohn eines reichen und angesehenen Edeln in Florenz, welches damals ein Hauptsitz der klassischen Bildung war und kurz zuvor der Schauplatz gewesen, auf dem Savonarola's Buß- und Reformationspredigten so großen Anklang gefunden hatten. Peter Martyr ist sein Taufname, sein Geschlechtsname Vermili (Vermiglio). Seine Mutter, eine Frau von hoher Bildung, las mit ihm und seiner Zwillingsschwester schon von seiner zarten Jugend an lateinische Schriftsteller, doch ein früher Tod entriß sie den Ihrigen. Den weitern Unterricht empfing er sodann unter den vortrefflichsten Lehrern in Gemeinschaft mit den Söhnen der ersten florentinischen Familien. Schon hier zeichnete er sich durch vorzügliche Talente wie durch Eifer und Reinheit des Wandels aus, und gewann zugleich durch seine Liebenswürdigkeit die Herzen Aller. Es winkte ihm nun auf der einen Seite die glänzende Laufbahn des Staatsmanns, gepaart mit dem Ruhme der feinen Weltbildung und den Genüssen der Kunst; auf der andern Seite stand die Entsagung und der Ernst eines gottgeheiligten Lebens. Er wandte sich ab von der glänzenden fast heidnischen Ueppigkeit, von der damals seine Vaterstadt beherrscht war und entschied sich für die andere Lebensrichtung — ein Mal für immer; diesem Entschlusse blieb er treu sein Leben lang. Daher trat er in seinem 16. Jahre in den Orden der regulirten Augustiner-Chorherren, eine Gemeinschaft, welche zu jener Zeit vor den andern Orden durch größere Strenge sich auszeichnete und eben so durch hohe Wissenschaftlichkeit. Seine Schwester that den nämlichen Schritt. Der Vater aber gab seinen Unwillen dadurch kund, daß er ihn enterbte. — Nahe bei Florenz in Fiesole brachte er nun drei Jahre zu; eine reiche Bibliothek kam hier seinen Studien zu Statten, welche sich vorzüglich auf Redekunst und auf die heiligen

Schriften richteten. Weitere Gelegenheit zu seiner Fortbildung bot ihm hierauf Padua dar, woselbst er acht Jahre im Augustinerkloster zubrachte. Auf dieser blühenden Universität widmete er sich mit dem lebendigsten Eifer den philosophischen und theologischen Studien; mit großer Beharrlichkeit betrieb er auch das Studium des griechischen Alterthums.

In seinem sechs- und zwanzigsten Jahre trat er dann als Prediger auf, indem er in einer Reihe von Städten Ober-Italien's nach italienischer Sitte die Fastenpredigten hielt; er erntete sehr großen Beifall. Daneben hielt er an verschiedenen Orten Vorlesungen über klassische Literatur und Philosophie; auch die genaue Kenntniß der hebräischen Sprache eignete er sich an, um desto gründlicher die Schrift zu kennen und ihr gemäß zu predigen. Eine Erhöhung seines Ranges trat nun dadurch ein, daß seine Ordensbrüder ihn zum Abte von Spoleto wählten. Hier stellte er mit großem Eifer die Zucht des Klosters her; auch wußte er den Hader der beiden in dieser Stadt oft blutig sich bekämpfenden Faktionen zu beschwichtigen. Nach fast drei Jahren kam er an die Spitze des Augustinerklosters in Neapel, und hier sollte ihm nun das Licht evangelischer Erkenntniß aufgehen; die Bibel selbst spendete ihm dieses Licht, zudem erhielt er einzelne Schriften der Reformatoren wie von Zwingli, Melanchthon, Bucer, und er fand Freunde, die dasselbe mit ihm ersehnt und gefunden hatten, dasselbe liebten und im Stillen pflegten. Eine wundersame Erscheinung ist jene evangelische Gemeinde in Neapel, wie sie damals bestand aus einer überraschend großen Zahl von hochbegabten, zum Theil in der Gesellschaft hochgestellten Männern und Frauen, voll Sehnens, Hoffens und Glaubens, und wie sie still allmälig nach innen und außen immerfort wuchs. Da wurde für Vermili ein Führer zum Leben vorzüglich der spanische Ritter Valdez (Val d'Esso), Geheimschreiber des Vicekönigs Don Pedro de Toledo, ein feuriger Anhänger der evang. Lehre, ein Mann von tiefem innern Leben; im Begleit des Kaisers Karl V. hatte er in Deutschland die Reformatoren gesehen und fühlte sich gedrungen, was seine Seele erfaßt hatte, wenn gleich mit Zurückhaltung, auch Andern mitzutheilen; er und Vermili fanden sich. Hier traf Vermili auch mit Bernhard Occhino zusammen, dem gewaltigen Prediger, in welchem damals auch erst die Wahrheit aufdämmerte, welche ihn auf dieselben Schmerzenswege führen sollte; mehrmals hielt Occhino in dieser Zeit seine

erschütternden Fastenpredigten in Neapel; selbst Karl V. empfand ihre ungewohnte Kraft, so daß er ganz erstaunt bezeugte: „Wahrhaftig, der Mann könnte Steine zu Thränen rühren!“ Hier hielt Vermili Vorlesungen über den ersten Brief Pauli an die Korinther unter solchem Zulaufe, daß, wie ein neapolitanischer Geschichtschreiber selbst sagt, jeder der nicht hinging für einen schlechten Christen angesehen wurde. Seine Auslegung der Stelle 1 Kor. 3, 13—15, die er nicht vom Fegfeuer verstand, zog für ihn das Verbot nach sich, Vorlesungen zu halten. Er aber wandte sich nach Rom an die ihm befreundeten Cardinäle Bembo, Fregoso, Contarini, Poole, und merkwürdig, so sehr hatte das Bedürfniß einer tiefgreifenden Erneuerung der Kirche sich fühlbar gemacht, so empfänglich war man damals noch in Rom für solche Bestrebungen, so wenig war man verhärtet und abgeschlossen gegenüber der evangel. Wahrheit, daß Paul III. alsbald ihm die Erlaubniß ertheilte, seine Vorlesungen fortzusetzen. Doch nach einer heftigen Krankheit machte seine Gesundheit ihm wünschbar, Neapel zu verlassen. Nunmehr zum General-Visitator seines Ordens erhoben, zeigte er seinen heiligen Ernst und seine Unerschrockenheit in der durchgreifenden Strenge, womit er dem ausschweifenden Leben der Ordensglieder entgegentrat. Eben deßhalb traf ihn auch der Haß Vieler, so daß er dann zum Abt von St. Fridian in Lucca erwählt wurde; diese Stelle war zwar höchst ehrenvoll; sie gab bischöfliche Rechte über einen Theil der Stadt. Allein für einen Florentiner schien sie unerträglich, bei der Feindseligkeit der Lucceser gegen die mächtigere Nachbarstadt. Nicht nur überwand er aber diese Stimmung völlig durch seine Würde und Gerechtigkeit, sondern er erwarb sich vielmehr große und allgemeine Anhänglichkeit. Hier ordnete er die im Kloster befindliche höhere Unterrichtsanstalt seiner reformatorischen Gesinnung und seiner Idee von Kirche und Wissenschaft gemäß so trefflich, daß keine andere in ganz Italien ihr an die Seite gesetzt werden konnte; es war gleichsam eine evangelische Universität. Der Reichthum klassischer und humanistischer Bildung verband sich hier mit dem unausgesetzten gründlichen Studium der heil. Schrift; er verschaffte sich dafür die Unterstützung ausgezeichneter Männer der Wissenschaft. Daneben setzte er seine Predigten fort.

Doch nicht lange sollte diese glückliche Zeit vielversprechenden Wirkens dauern. Die Zusammenkunft des Pabstes Paul III. mit Kaiser Karl V. in Lucca 1541 schien seinen Gegnern eine günstige

Gelegenheit für ihre Anschläge darzubieten. Vorerst wurde ein Schüler Vermili's einer freimüthigen evangelischen Predigt wegen in's Gefängniß geworfen; da sich aber hiebei der starke Unwille der Bevölkerung Lucca's kund gab, blieb Vermili selbst noch verschont. Doch wurde durch eine geheime Anklage gegen ihn in Rom seine Verdammung eingeleitet; seine Gegner unter den Mitgliedern seines Ordens veranstalteten eine Versammlung von Ordensgliedern in Genua, dorthin citirten sie ihn, um ihn dem Schutze des luccesischen Adels und Volkes zu entziehen. Doch klar genug durchschaute Vermili die Plane seiner Feinde; den Umschwung der Dinge in Italien und besonders am päbstlichen Hofe in Bezug auf die vorher von der Curie selbst als nothwendig empfundene Reformation erkannte er völlig; zur Verheimlichung seiner wahren Gesinnung gleich vielen Andern sich zu bequemen, hatte er vorher schon in freundschaftlichen Gesprächen mit dem Cardinal Contarini seinem geraden Charakter gemäß ganz entschieden abgelehnt. Er erkannte, daß es nur noch Eine Ausgleichung gebe zwischen seiner äußern Lage und seiner Gesinnung, nur Ein Mittel um wirksam zu bleiben für die Herstellung der Kirche; nämlich seinen Feinden zuvor zu kommen und den letzten Augenblick, da sie ihm die Freiheit noch gönnen mußten, anzuwenden, um diese für seine fernere Lebenszeit sich zu sichern. Er erkannte, daß er seine hohe Stellung, seine ergebenen Schüler (von denen in den folgenden Jahren 18 ihm in's Ausland nachfolgten), sein liebes Italien verlassen müsse, faßte voll edler Entsagung den schweren Entschluß und führte ihn mit aller Umsicht und Besonnenheit rechtzeitig aus.

Nachdem er das Seine geordnet, reiste er 1542 mit zwei ausgezeichneten Gelehrten, seinen bisherigen Mitarbeitern, und einem treu ergebenen Diener heimlich ab und gelangte nach Pisa. Nachdem er hier mit seinen Begleitern und einigen reformatorisch gesinnten Pisanern das heil. Abendmahl gehalten hatte, ging er nach Florenz. Merkwürdiger Weise traf er hier mit einem Schicksalsgefährten zusammen, der eben im Begriff war nach Rom zu reisen, wohin er beschieden war, mit Bernhard Occhino. Von Vermili gewarnt beschloß auch dieser ungesäumt Italien zu verlassen; er reiste über Ferrara nach Zürich und Genf. Vermili folgte ihm zwei Tage später; überall von alten Freunden gefördert, gelangte auch er glücklich nach Zürich und Basel. Da aber an keinem der beiden Orte eine Lehrstelle offen stand, so folgte er mit Freuden

dem Rufe Bucer's nach Straßburg, der ihm die durch Capito's Tod erledigte Professur der alttestamentlichen Schriftauslegung anbot. Er freute sich, inmitten einer hergestellten Christengemeinde zu leben; und hier leuchtet nun seine Sprach- und Sachkenntniß, seine Klarheit und Genauigkeit in der Auslegung, seine Einsicht in den Sinn und Umfang der christlichen Glaubenslehren, seine Feinheit und Geschicklichkeit im Disputiren und in der Leitung der Disputationen vorzüglich hervor. Wie sehr er Bucer's ungemeine Thätigkeit bewunderte und in schönster Eintracht mit ihm lebte, so unterschied er sich doch dadurch bestimmt von ihm, daß er keiner zweideutigen oder dunklen Worte sich bedienen mochte. Fünf Jahre verlebte Vermili in unausgesetzter akademischer Thätigkeit in Straßburg; als aber in Deutschland die Maßnahmen Karl's V. immer bedenklicher sich entwickelten, Ochino von Augsburg flüchtig nach Straßburg gekommen war, und auch diese Stadt keine Zufluchtsstätte mehr darbot, da folgte er im November 1547 dem dringenden Rufe Cranmer's, des Erzbischofs von Canterbury, der unter dem hoffnungsvollen Eduard VI. eben um die Erneuerung der Kirche England's eifrig bemüht war, und hiefür so wie namentlich für Heranbildung tüchtiger Kräfte unter den trübseligen und verworrenen Zuständen des Landes die Hülfe ausländischer Gelehrten sehr bedurfte. So hatte der Herr schon wieder dafür gesorgt unserm Vermili in fernem Lande sofort einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit zu eröffnen. Oxford ward die Stätte für sein Wirken, hier widmete er seine Kräfte wiederum den akademischen Vorlesungen, anfangs selbst von den päbstlich Gesinnten gerne gehört. Doch bald entflammte sich ihr Haß. Als sie einst arglistiger Weise ihn zu einer ungeordneten Disputation zu drängen suchten und ihn selbst in Gefahr brachten, da hatte der milde und sanfte Mann Anlaß seine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit glanzvoll zu bewähren; die hernach erfolgende große Disputation über das Abendmahl gab ihm Gelegenheit seine Geistesschärfe zu zeigen. An Gefahren, Verunglimpfungen und rohen Anfeindungen fehlte es ihm indeß in Oxford nie, obgleich er feierlich zum Doctor der Theologie erklärt und Dekan des Collegiums an der Christkirche wurde. An den wichtigsten kirchlichen Arbeiten, namentlich an der Bearbeitung der Kirchengesetze für die erneuerte englische Kirche hatte er den größten Antheil. In Oxford starb ihm seine treue Gattin, Catharina Dammartin aus Metz, mit der er sich in Straßburg vermählt

hatte. Durch ihre Sorge für die Armen, durch ihre weise Hülfeleistung bei Krankheiten, besonders auch bei Geburten, erwarb sie sich solche Liebe, daß sie von den Dürftigen fast wie ein höheres Wesen verehrt wurde. Ihre Gebeine, von den Katholiken ausgegraben, wurden unter Elisabeth ehrenvoll beigesetzt. — Während aber Cranmer heftig und nicht ohne Gewaltsamkeit in der Erneuerung der Kirche fortschritt, starb Eduard VI. noch als Jüngling, die blutige Maria folgte ihm auf dem Throne, und alsbald sah Vermili seine Schüler wieder dem Rufe der Meßglocke folgen. Er erfuhr wieder einmal den größten Glückswechsel. Kaum hatte er mit großer Gefahr Oxford verlassen, so eilte er zu Cranmer; als dieser von aller Welt verlassen ward, trat er ihm muthvoll zur Seite und machte sich anheischig mit Cranmer die unter Eduard VI. angeordnete Gestaltung der kirchlichen Dinge öffentlich zu vertheidigen. Als die Königin Maria durch die Verhaftung Cranmer's und seiner Gefährten darauf antwortete, bat Vermili um seinen Abschied. Er selbst schwebte in der größten Gefahr, nicht nur ehe er seine Entlassung erhielt, sondern selbst nachher. Ueber Antwerpen gelangte er mitten durch das Gebiet heftiger Gegner wunderbar wohlbehalten nach Straßburg, wo die alten Freunde ihn mit freudigem Erstaunen aufnahmen; auch der Rath war ihm auf's Neue gewogen. Inzwischen hatte sich auch in Straßburg Vieles verändert, Bucer war längst in England gestorben; man hatte sich schon gewöhnt Alles nach den stehenden Formeln der Bekenntnisse zu messen; man war der Zeit des Orthodoxismus um ein Bedeutendes näher gerückt; in Straßburg hatten heftige Lutheraner Ehre und Ansehen gewonnen. Der Rath erklärte sich zwar durch die von Vermili abgegebene Erklärung befriedigt. Doch ließ man ihm keine Ruhe, er fühlte sich stets von neuen Verdächtigungen umringt. Einen Ruf nach Genf an die Predigerstelle bei der italienischen Gemeinde lehnte er ab; als aber seine Gegner einen Studirenden veranlaßten die reformirte Lehre auf's heftigste öffentlich zu schmähen, behielt er zwar seine friedfertige Sanftmuth bei; doch war ihm nun der Ruf nach Zürich an die Stelle Pellikan's sehr erwünscht. Ungern ließ ihn der Straßburger Rath, im Juni 1556, abreisen.

Während er nun bei Bullinger vorerst seine Herberge fand, knüpfte sich zwischen diesen beiden Männern die auf wahre gegenseitige Hochachtung und gemeinsames einmüthiges Streben gegrün-

dete Freundschaft immer fester und schloß sie unauflöslich zusammen. Während Bullinger den ganzen äußern Stand und Gang der kirchlichen Angelegenheiten leitete sowie den Verkehr nach außen hin, fand er sich durch Vermili von der wissenschaftlichen Seite her durch Gelehrsamkeit, Schärfe des Gedankens, Präcision im Ausdruck auf's trefflichste ergänzt und unterstützt. Vermili's friedliebender, ächt humaner Character trat auch hier wieder überall auf's wohlthuendste hervor; die Zürcher Theologen lebten damals in der schönsten Einstimmigkeit. Hier fand nun Vermili Muße und namentlich auch Freiheit, seine gelehrten Werke auszuarbeiten und herauszugeben, sowohl Auslegungsschriften von reichem Gehalt als namentlich auch sein großes Werk über das Abendmahl; eine Gelehrsamkeit bewährte sich darin, welche selbst Calvin gerne über seine eigene setzte. Vermili's Verdienste fanden in Zürich so große Anerkennung, daß er, selbst entgegen einem kurz zuvor gefaßten Beschlusse, in's Bürgerrecht aufgenommen wurde. Hier trat er mit der italienischen Gemeinde in Zürich, deren Prediger damals Bernhard Ochino war, als Freund und Rathgeber in nahe Verbindung und leistete ihr die größten Dienste; er wurde von ihr außerordentlicher Weise zum Mitgliede ihrer Vorsteherschaft erwählt; eine Angehörige derselben, Catharina Merende aus Brescia, wurde seine zweite Gattin; sie gebar ihm eine Tochter und einen Sohn, welche beide früh starben, und nach seinem Ableben noch eine Tochter, welche das reifere Alter erreichte. Die italienische Gemeinde in Genf, welche viele vornehme Mitglieder zählte und manche ehemalige Schüler Vermili's, wählte ihn nach dem Tode ihres Predigers des Grafen Martinengho zu ihrem Prediger; unterstützt wie früher von Calvin's Bitten drang sie auf's angelegenste in ihn den Ruf anzunehmen; Vermili aber hing so sehr an Zürich, daß er die Sache dem Rath in Zürich anheimstellte, und dieser entließ ihn nicht. Dasselbe war der Fall, als seine Freunde in England, die in steter Verbindung mit ihm blieben, unter den glänzendsten Anerbietungen, die sie im Namen der Königin Elisabeth ihm machten, ihn dorthin zurückriefen. Voll froher Theilnahme aber an dem Aufschwung der Reformation in England war er stets bereit mit seinen oft erbetenen Rathschlägen beizustehen. Nach einer andern Seite hin aber sollte sich ihm gegen Ende seines Lebens noch eine Gelegenheit zu einer vorübergehenden Mitwirkung eröffnen, nämlich in Frankreich.

Seit 40 Jahren waren hier die Protestanten verfolgt worden, und doch hatte ihr Wachsthum nicht gehindert werden können, vielmehr war die Lage des Reiches nur immer verwickelter geworden. Unter dem unmündigen Carl IX. seit December 1560 herrschte dessen Mutter, die schlaue Catharina von Medici, während die beiden Parteien der Guisen und Bourbons sich um den Einfluß stritten und die furchtbarsten Zerrüttungen drohten. Noch schien ein letzter Augenblick zur Ausgleichung vorhanden, zumal der weise und edle Kanzler l'Hôpital ernstlich strebte, anstatt des bisherigen Verfahrens gegen die Protestanten einen mildern Weg einzuschlagen, um endlich einmal den Zerwürfnissen hinsichtlich der Religion ein Ende zu machen; und so wurde im September 1561 ein öffentliches Gespräch in der Abtei Poissy nicht weit von St. Germain bei Paris veranstaltet. Da gelangte nun sowohl von Seiten der Protestanten namentlich Calvin und Theodor Beza, welcher Letztere selbst Theil nehmen sollte, als auch von Seiten der Katholiken das dringende Begehren nach Zürich, daß Vermili sich dazu einfinde. Catharina von Medici insbesondere schien sehr den Wunsch zu hegen, ihn, ihren Landsmann, entsprossen aus einer der edelsten Familien ihres Vaterlandes, dabei zu sehen. Doch nur unter den genauesten Vorsichtsmaßnahmen ließ der Rath von Zürich Vermili's Abreise zu. Am französischen Hofe angelangt, nachdem bereits eine öffentliche Sitzung statt gefunden hatte, wurde er auf's ehrenvollste empfangen. Ueber den Werth solcher Höflichkeit, wie über den der Religionsgespräche überhaupt, täuschte er sich zwar nicht; indeß benutzte er gerne die ihm zu Theil werdenden Audienzen, um sowohl der Catharina, welche damals noch als geistvolle und weise Fürstin, noch nicht als Muster der Falschheit erschien, als dem König Anton von Navarra eine gemäßigte Reformation und milde Behandlung der Protestanten als das rechte Mittel zur Beilegung der religiösen Zerwürfnisse anzuempfehlen. Mit Sicherheit wußte er den verfänglichen Fragen, die mehr aus List als aus Unwissenheit an ihn gethan wurden, zu begegnen. Sodann wohnte er der Sitzung bei, in welcher der Cardinal von Lothringen (Carl v. Guise) eine glänzende Rede hielt gegen die Protestanten. In einer folgenden Sitzung entgegnete ihm Vermili auf besondere Erlaubniß Catharina's, zuerst in italienischer, dann in lateinischer Sprache, und überführte den Cardinal mehrerer Irrthümer. Bei diesem Anlaß war es, daß auch der Jesuiten-General Lainez sich in's Ge-

spräch mischte, indem er die Reformirten, freilich mit Bibelstellen, Affen, Wölfe, Füchse und Ungeheuer schalt. Besonders schwierig ward dann die Sache, als die Berathung der streitigen Punkte einem Ausschusse überwiesen wurde; hier unterstützte Vermili den Beza und die übrigen Protestanten besonders durch Abweisung aller täuschenden und zweideutigen Formeln; auch während des öffentlichen Gesprächs war seine große Gelehrsamkeit und Geistesgegenwart dem Beza öfter sehr zu Statten gekommen. Sobald er dann sah, daß die Besprechungen durch den Einfluß der päbstlichen Gesandten und der gegnerischen Partei überhaupt vereitelt seien, bat er um seinen Abschied und erhielt ihn huldvoll. Die Häupter der Protestanten Frankreichs, der Prinz Condé und der Admiral Coligny, ließen ihn durch zwei ihrer Edelleute bis nach Zürich begleiten. Unterwegs fand er in Troyes den Bischof Carracioli mit dem größten Theile seiner Umgebung der Reformation zugethan; derselbe hatte die Vorsteher der Reformirten seiner Diöcese bei sich versammelt, um sie zu bewegen, ihn auch in ihrer Kirche als Bischof anzuerkennen; Vermili — dem dieß von England her nichts fremdartiges war — unterstützte durch sein Ansehen das Begehren des Bischofs und sie entsprachen ihm; doch mußte dieser — das einzige Beispiel eines französisch-reformirten Bischofs — auf Befehl der Regentin alsbald sein Bisthum aufgeben.

Diese Reise ward für Vermili der Anfang seines Endes; die Anstrengung, welche sie mit sich brachte, bei der schon rauhen Jahreszeit, hatte seine Gesundheit so sehr angegriffen, daß er sich nicht wieder erholte. Dazu kam zweierlei, was sein letztes Lebensjahr verbitterte. Einerseits die Heftigkeit mit der Joh. Brenz gegen seine milde Vertheidigung der reformirten Abendmahlslehre auftrat. Anderseits der Fortgang der Dinge in Frankreich. Zwar wurde im Januar 1562 wenigstens ein beschränktes Recht des öffentlichen Gottesdienstes den Reformirten zugestanden; die Bemühungen des edeln Kanzlers l'Hôpital schienen mit Erfolg gekrönt. Allein nur zu bald fing das Morden und Brennen wieder an; die beiden großen Parteien stießen immer heftiger an einander, der langjährige grauenvolle Bürger- und Religionskrieg kam zum Ausbruch.

Mit der größten Pünktlichkeit erfüllte Vermili bis in seine letzten Tage die Pflichten seines Berufes. Als aber die Fieberanfälle überhand nahmen, traf er ruhig seine letzten Verfügungen

zur Obsorge für seine Gattin, die ihrer Niederkunft entgegen sah. Während dieser ganzen letzten Krankheit trat seine wahre Frömmigkeit auf's Klarste hervor. Mit großer Geduld und Sanftmuth ertrug er die mancherlei sich häufenden Leiden seines Sterbelagers, bezeugte seine Glaubensfreudigkeit vor den Anwesenden und nahm herzlichen Abschied. Besonders rührend war sein Abschiednehmen von der Vorsteherschaft und dem Prediger der italienischen Gemeinde. An seinem Sterbelager stand Bullinger, dessen treuer Gefährte er gewesen, und der berühmte Naturforscher Conrad Geßner, sein vertrauter Freund. Kaum merklich hauchte er sein Leben aus.

Suchen wir die Eigenthümlichkeit dieses Mannes zusammen zu fassen, so finden wir als die hervorstechenden Züge seines Characters Friedensliebe und Sanftmuth, aber eine Friedfertigkeit, die mit dem reinsten Wahrheitssinne gepaart, nie der Wahrheit vergeben mochte um des bloß scheinbaren Friedens willen, und eine Sanftmuth, die aus ihrer innern Stille gerade in den entscheidenden Momenten seines Lebens im Angesicht der Gefahr eine heldenmüthige Standhaftigkeit hervorbrachte. Dabei zeichnete sich sein Umgang stets durch Würde und Anmuth aus. Besondere Zuneigung hatte er daher zu Melanchthon. Calvin, dem er an theologischer Gelehrsamkeit noch überlegen war und dessen höchste Achtung er stets genoß, pflegte ihn „das Wunder Italiens" zu nennen, — wohl darum besonders, weil er die Vorzüge der Begabtesten unter seinen Landsleuten in sich trug, ohne die Fehler, die man ihnen beilegte, „Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, Feuer ohne Schwärmerei, Gewandtheit ohne Hinterlist," bei ihm daher seine allgemein humane, philosophische Bildung sich nicht mit dem Christenthum entzweite, sondern vielmehr beides in vollem Einklange stand, und er so die gesunde rechte Stellung zur Kirche gefunden hatte.

Er, der die beiden Momente, die auch bei unsern Zeitgenossen so oft auseinander gehen wollen, das Positive und das allgemein Humane so in sich einigte, daß er mit all' seiner Bildung nur Christo die Ehre gab, und deren Durchdringung in einem feinen Christenherzen pflegte, möge daher uns Allen in gesegnetem Andenken bleiben als ein rechter Wahrheitszeuge.

C. Pestalozzi, Geistl. in Zürich †.

---

## 310. Pietro Carnesecchi.

5. October.

Pietro Carnesecchi war im ersten Zehntel des sechszehnten Jahrhunderts aus vornehmer Familie in Florenz entsprossen. Seine Vorfahren hatten im Rathe der Republik ehrenvolle Stellen bekleidet. Da er schon frühzeitig vielversprechende Geistesgaben bekundete, so entschied er sich für das Studium der Wissenschaften und für den geistlichen Beruf. Seine Jugend fiel in die Blüthezeit des neubelebten Studiums der classischen Literatur in seinem Vaterlande. Unter seinen Lehrern wird auch Francisco Robertello genannt, der nacheinander in Lucca, Venedig, Bologna und Padua mit vielem Ruhme die griechische Sprache und Literatur lehrte. Carnesecchi widmete sich mit großer Begeisterung dem Studium der classischen Sprachen, und da er mit vielem Scharfsinn und mit einem sehr treuen Gedächtniß begabt war, so machte er darin solche Fortschritte, daß er bald seinen berühmten Lehrer namentlich in der Kunst und Gewandtheit der mündlichen und schriftlichen Darstellung übertraf.

Mit der bekannten florentinischen Familie von Medici war er von Jugend auf befreundet. Daher schloß er sich auch in Rom, wo er seine Studien beendigte, dem Cardinal Julius von Medici mit besonderer Vorliebe an.

Als dieser (1523) unter dem Namen Clemens VII. den päbstlichen Stuhl bestieg, ernannte er Carnesecchi zu seinem Secretär und beehrte ihn in der Folge mit dem Titel eines päbstlichen Protonotars. In dieser Stellung erwarb er sich das Zutrauen des Pabstes in einem so hohen Grade, daß ihm die Besorgung der wichtigsten Geschäfte übertragen wurde, und daß bald die Rede ging: „die Kirche werde mehr durch Carnesecchi als durch Clemens VII. regiert.“ Da Kunst und Wissenschaft von diesem Pabste mit mediceischer Freigebigkeit gepflegt und gefördert wurden, so war Rom damals der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister Italiens. Unter diesen glänzte Carnesecchi, durch edle Gesinnung wie durch Geistesbildung gleich ausgezeichnet, als ein hellstrahlendes Licht.

Die Regierung Clemens' VII. fiel übrigens in eine für Italien wie für die römische Kirche sehr stürmische und verhängnißvolle Zeit, da Rom durch die kaiserlichen Truppen eingenommen und geplündert wurde (1527). In diesen Tagen des Unglücks ward

mancher Bewohner Roms veranlaßt, über den Zusammenhang desselben mit den Sünden und Lastern, die am päbstlichen Hofe und in der heiligen Stadt im Schwange gingen, nachzudenken. „Warum werden über uns so große Drangsale verhängt?" predigte im angefüllten Vatican der Bischof Staphylo von Sibari. „Warum werden wir von solchem Unglück heimgesucht? Weil alles Fleisch sich der Verderbniß überlassen hat, weil wir Bürger, nicht der heiligen Stadt Rom, sondern der verdorbenen Stadt Babylon sind." Gewiß gehörte auch Carnesecchi zu denjenigen, welche diese schweren Heimsuchungen unter einem ähnlichen ernsten Gesichtspunkte betrachteten. Diese Betrachtung erhielt damals bei ihm eine bestimmte Richtung durch die Bekanntschaft, die er mit dem edlen Gaspar Contarini machte, der als Gesandter der Republik Venedig in Rom weilte, und durch den Verein ernst gesinnter Männer, in den er durch denselben eingeführt wurde. Es herrschten in demselben diejenigen kirchlichen und religiösen Ansichten, als deren vorzüglichster Vertreter diesseits der Alpen Erasmus galt. Für Carnesecchi war der Beitritt zu diesem Vereine sehr folgewichtig, indem er dadurch in die reformatorische Strömung kam, durch die er unter Gottes Leitung immer tiefer in die Erkenntniß der Wahrheit eingeführt wurde. Uebrigens gewann er die Achtung und die Liebe der ausgezeichnetsten Mitglieder desselben. Sadolet rühmt ihn als einen jungen Mann, der durch Tugend und glänzende Eigenschaften sich gleich auszeichne, und Bembo spricht von ihm nur in Ausdrücken wahrer Verehrung. Auch am Hofe Clemens' VII. stieg sein Ansehn immer mehr, indem er Allen als Vorbild der Pflichttreue und der Bescheidenheit vorleuchtete. Wiederholt soll ihm der Pabst die Cardinalswürde angetragen, er aber stets diese hohe Ehre bescheiden zurückgewiesen haben. Diese außerordentliche Bescheidenheit erwarb ihm das Lob aller Bessergesinnten, so daß aller Augen achtungsvoll auf ihn gerichtet waren. So kam es, daß er in seiner einflußreichen Stellung während der Regierung des Pabstes Clemens VII. keinen Neid erregt und nach dessen Tode keine Ungnade zu befürchten hatte. Indessen beschenkte ihn Clemens VII. vor seinem Tode mit den Einkünften zweier Abteien, von welchen die eine in Neapel und die andere in Frankreich lag. Das wurde für ihn die Veranlassung, sich gründlicher mit der evangelischen Wahrheit bekannt zu machen. Zunächst begab er sich nach Neapel, um

der ihm geschenkten Abtei nahe zu sein. Als Carl V. bei seiner Rückkehr von Tunis im Winter 1535—1536 hier weilte, berief er ihn oft zu sich, indem er großen Gefallen an seiner vielseitigen gründlichen Bildung und an seinen Gesprächen fand. Dieser vertraute Verkehr zwischen dem Kaiser und dem früher so einflußreichen Protonotar Clemens' VII. erweckte bei Franz I. Verdacht, Carnesecchi möchte Carl V. die Pläne verrathen haben, die er seiner Zeit mit dem Pabste gegen denselben geschmiedet hatte. Obgleich dieser Verdacht ganz unbegründet war, so ward doch wegen desselben Carnesecchi der Einkünfte seiner Abtei in Frankreich beraubt. Dieses veranlaßte ihn nach Frankreich zu reisen, um sich womöglich die Vortheile der päbstlichen Schenkung zu sichern. Er konnte um so mehr auf einen guten Erfolg von seiner Reise hoffen, da er vom Herzog von Florenz an die Gemahlin des Kronprinzen Heinrich, die bekannte Catharina von Medici warm empfohlen war. Diese Empfehlung verschaffte ihm zwar beim Kronprinzen und bei seiner Gemahlin eine freundliche Aufnahme, vermochte aber nicht, die entrissenen Einkünfte ihm wieder zuzuwenden. Indessen blieb die Reise nicht ohne heilsame Folgen für sein inneres Leben, indem er auf derselben Gelegenheit hatte, die verfolgten Bekenner der evangelischen Lehre in ihrem sittlichen Lebensernste und in ihrem freudigen Leidensmuth näher kennen zu lernen und sich mit ihrer Glaubensrichtung bekannt zu machen. Die Eindrücke, die er davon empfangen, wurden in Neapel weiter genährt und zu einer entschiedenen Lebensrichtung ausgebildet. Hier traf er seinen Freund Flaminio, der in der Villa Caserta seine Gesundheit wieder erlangte. Bald schloß er sich mit Flaminio jenem außerordentlichen Mann an, von dem in den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Neapel eine wunderbare religiöse Erweckung ausging. Es war dieses Juan Valdez, der Stifter und Mittelpunkt der nach ihm genannten „seligen Gesellschaft" (s. die Lebensbilder Mollio's und Vermili's, S. 791. 797). Wenn Carnesecchi durch Contarini und seine Freunde auf denjenigen religiösen und kirchlichen Standpunkt geführt worden, auf dem ein Erasmus stehen blieb, so leitete ihn dagegen Valdez zu jenen Tiefen des Glaubenslebens, in welchen Luther den Frieden der Seele gefunden hatte, bevor er in den Kampf mit dem Pabstthum verwickelt wurde. Valdez und seine Freunde waren mehr einem beschaulichen Leben hingegeben, und indem sie die

Nothwendigkeit für jeden Einzelnen erkannten, sich durch den Glauben an Christum mit Gott zu versöhnen, vermieden sie jeden Kampf mit der bestehenden kirchlichen Einrichtung. Dabei herrschte in diesem Kreise eine gehobene poetische Stimmung, die namentlich auch in der Betrachtung der paradiesischen Natur ihre Nahrung fand.

Wenn auch dieser Verein durch den Tod des Valdez (1540) und durch die Stürme der Inquisition, die nun gegen denselben losbrachen, sich auflösen mußte und zerstreut wurde, so reifte doch in demselben mancher Schüler des außerordentlichen Mannes zu einer entschiedenen Glaubens- und Lebensrichtung heran. Dieses war bei Carnesecchi der Fall. Zunächst begab sich derselbe nach Viterbo, wo er unter dem Schutze des Cardinals Poole mit einzelnen Mitgliedern der seligen Gesellschaft des Valdez wie mit Flaminio und mit der Marchesa de Pescara zusammentraf. Von hier ging Carnesecchi bald nach Padua, wo er sich bleibend niederließ. Hier, wie in Venedig und Treviso, bestanden evangelische Gemeinden, die sich in der Stille versammelten und aus dem Worte Gottes, sowie aus den Schriften der deutschen Reformatoren erbauten. Carnesecchi war nun in seiner evangelischen Ueberzeugung dahin gelangt, daß er sich diesen evangelischen Gemeinschaften anschloß. Bald nahm er vermöge seiner Bildung und seiner entschiedenen Glaubensrichtung eine hervorragende Stellung ein, so daß er neben Baldassare Altieri und dem Franciscanerprovincial Baldo Lupetino als eine der Säulen dieser mit einander eng verbundenen Gemeinden betrachtet wurde. Camerarius schreibt über ihn: „Vor Allem liebte er den Umgang mit frommen und rechtschaffenen Männern, mit welchen er die heilige Schrift las und sich über den Sinn derselben besprach. Die Armen unterstützte er häufig und reichlich mit Geld. Gelehrten und frommen Männern stand sein Haus immer offen." Uebereinstimmend damit meldet der papistische Annalist Laderchius in feindlicher Absicht: „Er nahm Apostaten in sein Haus auf und unterstützte Ketzer mit Geld. Namentlich ging er denjenigen mit Rath und Geld an die Hand, welche sich über die Berge flüchten wollten." Es zeugt von der Entschiedenheit seiner evangelischen Ueberzeugung, daß er so offen und so thatkräftig sich seiner neuen Glaubensbrüder annahm, indem er sich dadurch dem Hasse und der Verfolgungssucht der Römlinge aussetzte; denn die Inquisitionstribunale, durch Theatiner und Jesuiten geleitet, wütheten damals gegen die Evangelischen.

Auch Carnesecchi wurde 1546 bei Paul III. als Ketzer verklagt und von diesem brieflich nach Rom zur Verantwortung vorbeschieden. Allein einerseits bewies der Pabst eine rücksichtsvolle Milde gegen diesen ausgezeichneten Mann und anderseits wußte sich derselbe auch so geschickt zu verantworten, daß er von der gegen ihn geführten Klage der Ketzerei freigesprochen wurde. Die inquisitorischen Eiferer konnten aber nicht verschmerzen, daß ihnen dieses Opfer entrissen ward. Carnesecchi fand auch für gerathen, für eine Zeit lang seinen Verfolgern aus dem Wege zu gehen. Demnach reiste er wieder nach Frankreich, indem er jetzt nach dem Tode Franz' I. (1547) und nach der Thronbesteigung Heinrichs II. eher hoffen durfte, wieder in den Besitz der von Clemens VII. ihm geschenkten Abtei zu gelangen. Auf dieser Reise verweilte er längere Zeit am Hofe der Herzogin Margaretha von Savoyen, welche große Neigung zur evangelischen Lehre zeigte. In Frankreich wurde Carnesecchi am Hofe Heinrichs II. besonders von seiner Gemahlin Catharina von Medici sehr ehrenvoll aufgenommen. Dagegen fand er sich sehr schmerzlich berührt durch die grausamen Verfolgungen der Evangelischen, die vom königlichen Hause angeregt und geleitet wurden. Zugleich fühlte er sich erbaut und gestärkt durch den freudigen Glaubens- und Leidensmuth, den sie bis in den Tod bewiesen. Trotz seiner Stellung zum Hofe, von dem diese Verfolgungen ausgingen, pflegte er vertrauten Umgang mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der evangelischen Gemeinde. Namentlich gehörte auch Andreas Melanchthon, ein Verwandter des großen Lehrers Deutschlands, zu seinen vertrauten Freunden. Im Jahre 1552 kehrte Carnesecchi wieder nach Padua zurück, wo er in alter Weise fortfuhr, die Evangelischen zu unterstützen und für die weitere Ausbreitung der evangelischen Lehre in Italien sich zu bethätigen. Kaum hatte aber der finstere Eiferer Giampietro Caraffa (1555) als Paul IV. den päbstlichen Stuhl bestiegen und den furchtbaren Michele Ghislieri zum Vorsteher des Inquisitions-Tribunals in Rom ernannt, so ward auch Carnesecchi zum Opfer desselben ausersehen. Ein Criminalprozeß wurde gegen ihn eingeleitet, und er sowohl in Rom als in Venedig vor das Inquisitionscollegium citirt. Namentlich ward gegen ihn geklagt, daß er sowohl mit Ketzern in Genf und Frankreich als mit ketzerischen Lehrern und Geistlichen in Italien correspondire. Carnesecchi gab den Vorladungen keine Folge und ließ die Termine verstreichen, ohne sich zu stellen. Darauf

belegte ihn Paul IV. mit dem Interdicte und überlieferte ihn dadurch den weltlichen Gerichten, die ihn als ungehorsamen Ketzer bestrafen sollten. Aber der fanatische Papst starb (1559), ohne das von ihm auserſehene Opfer fallen zu sehen. An seinem Todestage verbrannte das römische Volk das Inquisitionsgebäude und zertrümmerte seine Bildsäule. Hierauf ward vorzüglich durch Verwendung des Herzogs Cosimo II. von Florenz Giovanni Angelo Medici von Mailand zum Pabste gewählt. Dieser widerrief das von seinem Vorgänger über Carnesecchi geschleuderte Interdict und sprach ihn von der Anklage der Ketzerei los. Ueber dieses Verfahren waren die Eiferer aufs Höchste empört. Mit Entrüstung meldet Laderchius, daß Carnesecchi auch durch diese ihm widerfahrene Schonung sich nicht habe bewegen lassen, den Umgang mit erklärten Ketzern zu meiden, im Gegentheil habe er solche sogar zu seiner Tafel geladen. Auch habe er selbst an verschiedenen Orten in Italien ketzerische Lehren verbreitet. Dabei habe er behauptet, daß das Evangelium in Genf reiner verkündiget werde als in Rom von den römisch-katholischen Priestern. Daher habe er schon vielen Ketzern empfohlen, nach Genf oder nach anderen Gegenden, wo die lutherische Lehre verkündiget würde, auszuwandern, da sie dort nach den Forderungen ihrer Gewissen leben könnten. Von der heiligen römisch-katholischen Lehre behaupte er, daß sie verfälscht sei. In seinen Briefen habe er die Ketzer stets „unsere unschuldige Brüder, Heilige, Freunde und Erwählte Gottes" genannt. Daher mißbillige er auch aufs Höchste die Bestrafung derselben und behaupte, daß der plötzliche Tod des Königs Heinrich II. von Frankreich und die Verbrennung des Inquisitionsgebäudes am Todestage Pauls IV. gerechte Strafen Gottes für die Verfolgungen der Evangelischen seien. Mit den Ketzern in Rom, Neapel, Florenz habe er in ununterbrochenem Verkehre gestanden und das Buch „von der Wohlthat Christi" (s. das folgende Lebensbild) habe er unter Belobung seines Inhaltes allenthalben verbreitet. So lange jedoch Pius IV. lebte, mußten sich die Eiferer auf solche Anklagen beschränken, ohne ihnen weiteren Nachdruck verschaffen zu können. Indessen fand Carnesecchi doch für besser, sich noch unter den Schutz des ihm befreundeten Herzogs Cosimo II. von Florenz zu begeben. Dieser nahm ihn sehr freundlich auf, ernannte ihn zu seinem Rathe und wies ihm eine Wohnung in seinem Palaste an. Indessen scheint Carnesecchi in Florenz sich nicht ganz sicher und wohl gefühlt zu haben,

da er, wie aus seinen Briefen hervorgeht, mit dem Gedanken sich trug, nach Genf auszuwandern. Doch ward ihm keine Zeit mehr vergönnt zur Ausführung. Nach dem Tode Pius' IV. (1565) bestieg der Inquisitor Michele Ghislieri als Pius V. (1566) den päbstlichen Stuhl. Dieser hatte schon unter Paul IV. die Verdammung Carnesecchi's betrieben und seither immer sein inquisitorisches Auge auf ihn gerichtet. Sobald er daher die Regierung angetreten, sandte er den 20. Juni 1566 den Cardinal Paceco, Magister des heiligen apostolischen Palastes mit einem Briefe an den Herzog nach Florenz, in welchem Se. Heiligkeit nach Entbietung des apostolischen Segens denselben bittet, „wegen einer Angelegenheit, welche den Gehorsam gegen die göttliche Majestät und gegen die katholische Kirche sehr nahe betrifft und die dem Pabste sehr am Herzen liege — dem Ueberbringer dieses Schreibens gleichen Glauben zu schenken, als wenn er selbst gegenwärtig wäre und mit ihm reden würde." Paceco erschien gerade in dem Augenblicke bei Cosimo, als dieser mit seinem Gastfreunde Carnesecchi zu Tische saß. Die Dringlichkeit der Sache bewog ihn, augenblicklich demselben Gehör zu schenken. Nachdem Cosimo aus dem Munde des Cardinals das Verlangen des Pabstes vernommen, daß Carnesecchi dem Inquisitionstribunale ausgeliefert werden solle, ließ er ihn sofort mit treuloser Verletzung des Gastrechts und der Freundespflicht durch die Schergen der Inquisition fesseln und nach Rom abführen. „Wenn Se. Heiligkeit", sprach er zu Paceco, „um solcher Ursache willen (was Gott verhüten wolle) selbst meinen eigenen Sohn auszuliefern befehlen müßte, so würde ich keinen Augenblick zögern, ihn fesseln und ausliefern zu lassen." Pius V. beeilte sich durch seinen Cardinalsecretär dem Herzoge wegen seines pünktlichen Gehorsams seinen Dank abstatten zu lassen und zu versichern, er werde dieses Dienstes stets eingedenk sein. In der That vergalt der Pabst die treulose Handlung auf glänzende Weise, indem er ihn 1569 zum Großherzoge der unter dem Namen Toscana vereinigten Gebiete von Florenz und Siena erhob.

In Rom wurde der Prozeß gegen Carnesecchi sogleich eingeleitet und aus seinen Schriften, Briefen und Reden vier und dreißig Artikel zusammen gestellt, die ihn der Ketzerei überweisen sollten. Wir wollen hier die wichtigsten derselben hervorheben: „Die Rechtfertigung, sowie die Versicherung der Gnade wird uns allein aus dem Glauben zu theil. Unsere Werke verdienen nicht

die Seligkeit, dieweil wir allein durch den Glauben gerechtfertigt und selig werden. Der gerechtfertigte und begnadigte Christ muß aber nothwendig Gutes wirken. Von Natur und vor Erlangung der Gnade ist unser Wille nur zum Bösen geneigt. Ohne besondere Gnade Gottes ist es z. B. unmöglich das Gebot: „laß dich nicht gelüsten" vollkommen zu erfüllen. Man darf und soll nur dem in der heiligen Schrift überlieferten Worte Gottes unbedingt Glauben schenken. Nicht alle allgemeinen Concilien waren im Geiste Gottes versammelt; daher sind wir auch nicht verpflichtet, allen ihren Beschlüssen unbedingt Glauben zu schenken. Es giebt nur zwei Sacramente, die heilige Taufe und das heilige Abendmahl; die Priesterweihe ist nur die apostolische Handauflegung, die Firmelung die Erneuerung und Bestätigung des Taufgelübdes; die Beichte aber ist weder von Christo eingesetzt, noch sonst im Worte Gottes begründet. Die Bußwerke, welche die Kirche vorschreibt, sind überflüssig, indem das Verdienst Christi vollkommen genügt zur Versöhnung der ganzen Welt. Der Ablaß ist eine Erfindung des Pabstes und gründet sich auf kein Zeugniß der heiligen Schrift. Das Dasein des Fegefeuers ist ungewiß, überdieß ist dasselbe ganz überflüssig, da Christi Blut die alleinige und vollkommene Reinigung ist für unsere Sünden. Die Messe ist kein Sühnopfer, sondern ein Wiedergedächtniß des Leidens Christi und dient zur Wiederbelebung des Glaubens, durch welchen wir Vergebung der Sünden erlangen. Der Pabst ist nur der Bischof von Rom und hat sich daher größere Gewalt angemaßt, als ihm von Gott verliehen worden. Die Uebertretung der Fastengebote ist keine Sünde. Es ist auch keine Sünde, verbotene Bücher der sogenannten Ketzer zurückzubehalten und sie zu lesen. Die Anrufung der Heiligen ist überflüssig, da Christus der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist." Endlich schreibt Laderchius, habe er alle Ketzereien geglaubt und bekannt, die im Buche „von der Wohlthat Christi" enthalten sind und die von Valdez gelehrt worden.

Nach einer kurzen Erläuterung bekannte er sich auch freimüthig zu den ihm zur Last gelegten Glaubensartikeln. Ueberhaupt bewies er, wie es sich aus Briefen von seinen Glaubensgenossen in Rom ergiebt, große Standhaftigkeit während seiner langen Gefangenschaft. Auch Laderchius bezeugt solches in folgender Weise: „Sein verhärtetes Herz und seine unbeschnittenen Ohren verweigerten jede

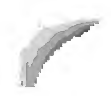
Unterwerfung unter die Nothwendigkeit; alle im Interesse der Freiheit wiederholt ertheilten Winke und Fristen machte er nutzlos und blieb taub für jede Vorstellung seine Irrthümer abzuschwören und in den Schooß der wahren Kirche zurückzukehren, was doch der Pabst sehnlichst wünschte." Offenbar hoffte der Pabst, daß Carnesecchi die bekannten evangelischen Grundsätze widerrufe, um der Welt den Sieg der Kirche über diesen ausgezeichneten Ketzer in prunkvoller Weise verkündigen zu können. Derselbe wäre dann wohl zu einer gewöhnlichen Todesstrafe oder zu ewiger Gefangenschaft in den Kerkern der Inquisition begnadigt worden. Aber Carnesecchi gewährte ihm nicht die Freude dieses Triumphes. Mit ungebrochenem Glaubensmuthe trotzte er allen Versuchungen, durch die man ihn zum Widerrufe verlocken wollte und ertrug die Qualen der Folter, denen man ihn aussetzte. Cosimo scheint in der Folge, wie Judas Ischarioth, den Verrath an dem Freunde, der mit ihm zu Tische saß, bereut zu haben. Daher verwandte er sich durch seinen Gesandten Averardo Serritori bei Pius V. um Begnadigung Carnesecchi's. Allein der Pabst erwiederte: „Wenn es sich um einen Mann handelte, der zehnfachen Mord begangen, so wollt ich gern seine Begnadigung Eurem Herrn gewähren; aber für Carnesecchi vermag ich nichts mehr zu thun. Sein Schicksal liegt in den Händen der Inquisitoren." Endlich wurde nach einer mehr als funfzehn Monate dauernden Gefangenschaft das Todesurtheil über diesen herrlichen evangelischen Mann gefällt und den 3. October 1567 auf einem Blutgerüste, das man auf der Brücke San-Angelo errichtet hatte, öffentlich vollzogen. In Berücksichtigung des hohen Ranges, den er in der Kirche eingenommen, wurde er zuerst enthauptet und sein Leichnam dann den Flammen übergeben. Bis zum letzten Augenblicke benahm er sich standhaft und mit würdevoller Ergebung in den Willen Gottes.

Mit der Hinrichtung dieses Gerechten gab sich die Verfolgungswuth der Römlinge noch nicht zufrieden. So lange sein Name in den Schriftwerken der Besten seiner Zeitgenossen in ungetrübtem Glanze strahlte, zeugte er auch gegen ihre schwarze That. Daher ging nun ihr Bestreben dahin, diesen verhaßten Namen aus allen Schriftwerken und aus dem Gedächtnisse der Menschen auszutilgen. Der berühmte Muret wollte ein Werk herausgeben, in welchem ein Gedicht zu Ehren Carnesecchi's enthalten war; allein er mußte dasselbe unterdrücken. Alde Manuce, der Freund

und Gevatter Carnesecchi's, mußte in einer Briefsammlung, die er herausgab, diesen Namen mit Pero ersetzen. In einer Zueignung einer von ihm besorgten Ausgabe der Werke Salust's an den Cardinal Trivulzi hatte er früher sich also vernehmen lassen: „Pietro Carnesecchi, Protonotarius, ein äußerst achtungswerther Mann, ebenso ausgezeichnet durch seine Tugenden als durch seine Kenntnisse über alle Menschen erhaben." Aus einer späteren Ausgabe mußte diese Stelle verschwinden. Diese Verfolgungswuth der Römlinge gegen den verhaßten Namen würde in uns wegen ihrer Machtlosigkeit nur Mitleiden erwecken, wenn sie uns nicht einen Blick in ihr schaudererregendes Treiben zur Unterdrückung der Wahrheit gewährte. Wir aber wissen, daß der Name des Gerechten und Frommen ewiglich bleibet. (Offenb. 3, 5.)

So möge auch diese kurze Zeichnung des Lebensbildes dieses Jüngers Christi dazu beitragen, daß sein Name in der evangelischen Kirche in Ehren gehalten werde!

R. Christoffel in Wintersingen bei Basel.



# Kalendarium des dritten Bandes.



---

Offizin der Verlagshandlung.

